114. d. 9

August Häsfener sc

Neuer

olog

n.

groß
die
in

Achtundzwanzig

Erster Theil.

Weimar 1852.

Druck und Verlag von

Neuer Nekrolog der Deutſchen.

Und ich ſah die Todten, beide groß und klein, ſtehen vor Gott; und die Bücher wurden aufgethan, und ein anderes Buch ward aufgethan, welches iſt des Lebens. Und die Todten wurden gerichtet, nach der Schrift in den Büchern: nach ihren Werken.
Apokal. 20, 12.

Achtundzwanzigſter Jahrgang, 1850.

Mit 2 Portraits.

Erſter Theil.

Weimar 1852.
Druck und Verlag von Bernh. Friedr. Voigt.

Sr. Hoheit

dem regierenden Herzog zu Sachſen-
Coburg-Gotha

Ernſt

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

in tiefſter Verehrung zugeeignet.

Durchlauchtigſter Herzog, Gnädigſter Fürſt und Herr!

Weß Name wäre wohl geeigneter, an der Stirne des neueſten Jahrgangs dieſes deutſchen Central- und Nationalwerks zu leuchten, als der gefeierte **Ew. Hoheit!** — Es ſtärkt den ſinkenden Muth, wenn die Nation ihre hohen Häupter, beſeelt von dem edelſten Willen, ausgerüſtet mit einflußreicher Kraft und fern den Sonderintereſſen auf den Thronen mit großherzigem Beiſpiel eines erhabenen Strebens nach Einigkeit und Einheit und, ſo weit es mit dem Beſtehenden vereinbar iſt, zur Wiederbelebung eines veredelnden und erhebenden Nationalbewußtſeyns voranleuchten ſieht,

damit der weiteren Zerklüftung nach Kräften entgegengetreten wird; — wenn sie sieht, wie das Talent und das Verdienst, wo es sich auch findet, zur Geltung und patriotischen Nutzanwendung gebracht, wie Edelmuth und hohe Mannestreue, auch wenn sie durch die Dämonen der Verhältnisse tief in den Staub getreten sind, noch geehrt und beschützt werden und wenn die in mächt'ge Hand gelegten Kräfte mit eigner großmüthiger Aufopferung die Begabten hervorziehen, Kunst und Wissenschaft ermuntern, volksthümliche Gemeinnützigkeit und Thätigkeit fördern, um den Nationalwohl-

ſtand zu heben und der Demoraliſation zu ſteuern.

So wie in allen dieſen Beziehungen **Ew. Hoheit** heilſame Wirkſamkeit weit über die Gränzen des engeren Vaterlandes hinausreicht, ſo hat auch der Ruhm und die Liebe für **Höchſt Dieſelben** in allen deutſchen Gauen veſte Wurzel geſchlagen und wenn auch dieſes deutſche Nationalwerk es ſich geſtattet, **Höchſt Ihnen** ſeine ehrerbietige Huldigung darzubringen, ſo entſpricht dieſes vollkommen den Geſinnungen ſeiner Freunde und der Nation, der er gewidmet iſt.

Mit der unterthänigſten Bitte, auch dieſes ſich dem größeren Vaterlande weihende Unternehmen in den weiten Bereich Höchſt Ihrer gnädigſten und ſchützenden Beachtung zu ziehen, beharret mit tiefſter Verehrung

Ew. Hoheit

unterthänigſter Diener

B. Fr. Voigt,
Begründer und Verleger des neuen Nekrologs der Deutſchen.

Weimar,
im April 1852.

Vorwort.

Wenn wir die Feder ergreifen, die 28te Nekrologsvorrede zu ſchreiben, ſo können wir bei aller Umſchau nichts Neues entdecken, was wir unſern Leſern zu ſagen hätten; denn wir haben in den Vorreden zu den früheren Jahrgängen bereits Alles erſchöpft, was über den Zweck, die Wichtigkeit, die Größe, die Geſchichte, Kritik und den Umfang dieſes Nationalwerkes zu ſagen iſt und wir können unſern alten Leſern nicht anſinnen, ſich dieſes Alles noch einmal wiederholen zu laſſen. Diejenigen aber, welche durch gegenwärtigen Jahrgang vielleicht ihre erſte Bekanntſchaft mit demſelben machen und die wir als neue Gäſte freundlich begrüßen, bitten wir angelegentlich, die früheren Vorreden nicht als eine überflüſſige Lektüre zu betrachten, ſondern ihnen, wenn ſie durch Bibliotheken Gelegenheit dazu haben, einige Aufmerkſamkeit zuzuwenden, da ſie in der That zur Würdigung dieſes ganzen großen deutſchen Unternehmens unentbehrlich ſind und als ein Spiegel der vorübergegangenen Zuſtände und Ereigniſſe an Beziehungen und an vielen leſenswerthen Momenten nicht arm ſind. So lange der große Gährungsproceß, der über dem Schickſal unſeres ſchönen deutſchen Geſammtvaterlandes ſchwebt, nicht endlich in

ein heilsames Stadium tritt, einheitliche und gemeinsame Zustände herbeiführt und seine Völkerschaften durch ein gemeinsames Band umschlingt; so lange dessen großes Volk durch Sonderinteressen aller Art zerklüftet ist, so lange jeder Versuch zu Vereinigungen, z. B. alle Unions-, Zoll-, Flotten- und andere Kongresse, statt uns näher zu bringen, an der Verschiedenartigkeit der Regierungspolitik und der Ansichten scheitern und nur neue Beweise unserer Selbstsucht, Zerklüftung und Unvereinbarkeit geben, um unseren eroberungslustigen Nachbarn unsere Schwächen desto augenscheinlicher blos zu geben; so lange nicht durch einen aufrichtigen Anschluß aller deutschen Stämme an eine veste unzersprengbare Phalanx sich diese zersplitterte, aber ungeheuere deutsche Macht in einen dichten Körper centralisirt und bei unantastbarer Konservation aller deutschen Throne und Volksgeschlechter sie Alle nur ein großes Volk, namentlich im Verfassungs- und Heerwesen mit völlig gemeinschaftlicher Gleichheit und Einheit ausmachen —; so lange wird auch in Deutschland nicht das große und stolze Nationalbewußtseyn aufleben können, zu dem es unter glücklicheren Umständen so befähigt und berechtigt seyn würde. Bis dahin wird sich das deutsche Volk nicht als das, was es ist, fühlen. So lange aber die dermalige Zerfahrenheit, Absonderung und Verschiedenartigkeit die Erstarkung einer deutschen Gesammt-Nationalität fast unmöglich macht, wird ein so centraldeutsches Werk, wie der Nekrolog, nie zu den Kräften kommen können, die auch nur zur Deckung des Druck- und Papieraufwandes erforderlich sind. Es bewendet daher auch diesesmal bei unseren früheren Klageliedern über großen Mangel an Unterstützung. Wir begnügen uns, aus dem Erlös $\frac{1}{3}$ der Verlagskosten zurückzuerhalten und büßen fortwährend $\frac{2}{3}$ derselben aus unserer Tasche

zu. — Vielleicht kommt noch eine Zeit, in der man uns für die Ausdauer und Opfer Dank wiſſen wird, womit wir beinahe ſeit einem Menſchenalter den Aufbau dieſer Nationaldenkmäler ohne Unterbrechung, ſelbſt in den ungünſtigſten Verhältniſſen, beharrlich fortgeführt haben. Unter die deutſche Reichsverfaſſung, durch Jahrhunderte hindurch ſtark und geachtet, bis ſie immer veralteter, unzeitgemäßer und ſchwächer geworden, 1805 unterging, beugten ſich weit mehr regierende Dynaſtien, als jetzt noch übrig geblieben ſind, unter einem Oberhaupt und vereinigten ſich in einem deutſchen Reich. Damals hatten wir alſo eine Einheit und wäre dieſe Reichsverfaſſung, die einer zeitgemäßen Entwickelung und Ausbildung, wie jede andere, fähig war, den durch Zeit und Ereigniſſe gebotenen Reformen mit Gemeinſinn unterworfen worden, ſo hätten wir ſie noch und zerſplitterten nicht unſere Größe und Nationalität mit jedem Jahre mehr. Die frühere Geſchichte der deutſchen Reichsverfaſſung hat bewieſen, daß die Einheit und Centraliſirung des großen deutſchen Vaterlandes mit der Erhaltung unſerer Dynaſtieen und Volksſtämme vereinbar war, alſo nicht neu und auch jetzt noch möglich iſt. Sollte denn das Recept zu einer ſolchen durch Jahrhunderte bewährten Staatseinrichtung gänzlich verloren gegangen ſeyn? Sind wir 1851 zur deutſchen Bundesverfaſſung zurückgegangen, ſo können wir auch wieder zur deutſchen Reichsverfaſſung zurückgehen, aber zu einem urſprünglich deutſchen Chur- oder Wahlreich. Nicht darf die Kaiſerwürde durch Mißbrauch, Rückſicht und Gewohnheit wieder eine erbliche werden, ſondern Derjenige unter den wahlfähigen deutſchen Fürſten, der die mehreſten Stimmen der Fürſten und Völker für ſich hat, der iſt Oberhaupt und Kaiſer und dann wird eine Reihe großer

und hervorragender deutſcher Herrſcher beginnen, die das Inland beglückt und das Ausland in Reſpekt hält.

Haben wir in Vorſtehendem nicht umhin gekonnt, in Beziehung auf den Nekrolog politiſche Zuſtände zu berühren, die ſchon an vielen anderen Orten und beſſer geſagt worden ſind, übrigens aber gar nicht genug wiederholt werden können, ſo wolle man dieſes mit ihrem ſo weſentlichen Einfluß auf unſer Werk entſchuldigen.

Bei dem gegenwärtigen Jahrgange haben wir von Neuem die Erfahrung gemacht, daß ſelbſt die unermüdlichſten Bemühungen nach gewiſſen einzelnen Biographieen ſehr oft nicht den geringſten Erfolg haben und die Hinterbliebenen, unempfänglich und gleichgiltig für den Nachruhm ihrer Angehörigen, durch keine Erinnerung und Vorſtellung dahin zu bewegen ſind, den Herausgeber mit den erforderlichen Materialien und Notizen zu unterſtützen. Kommt noch dazu, daß auch die Literatur und Journaliſtik ſo wie alle Privatkorreſpondenz nichts über ſie hergiebt, ſo ſind wir in der traurigen Nothwendigkeit, zuweilen ſelbſt Abgeſchiedene von Bedeutung entweder gar nicht oder doch nur ungenügend zu biographiſiren, wie dieſes im gegenwärtigen Jahrgange zu unſerem großen Bedauern u. A. mit Folgenden der Fall iſt: Die regier. Herzogin Friederike von Anhalt-Deſſau, General Prinz Ernſt von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, Generallieut. v. Canitz, ehem. Miniſter d. ausw. Angelegenheiten in Berlin, Generallieutenant u. Generaladjutant des Königs, v. Rauch in Berlin, Generallieut. Frhr. v. Hertling in München, Miniſterpräſident General Graf von Brandenburg in Berlin u. ſ. w.

Legen wir das, was dieſer Jahrgang des Nekrologs darbietet, in einzelne Rubriken zuſammen und nehmen zuerſt als Theilungsgrund die ſtaatlichen Verhältniſſe an, ſo kommen von den 1358 Geſtorbenen, von denen 272 ausführliche Lebensbeſchreibungen erhalten haben, unter denen ſich wiederum 174 Originalaufſätze befinden, auf Baden 2; auf Bayern 34 (München 10); auf Braunſchweig 6; auf die freien Städte 11 (und zwar auf Bremen 4, auf Frankfurt 1, auf Hamburg 4, auf Hamburg und Bremen gemeinſchaftlich 1, auf Lübeck 1); auf Hannover 7 (Reſidenz 1, Göttingen 2); auf Heſſen-Darmſtadt 9 (Darmſtadt 1, Mainz 4); auf Heſſen-Kaſſel 4 (wovon Kaſſel ſelbſt 2); auf Holſtein und Schleswig 27 (auf Altona 4, auf Kiel 3); auf Mecklenburg 1 (und zwar in Schwerin ſelbſt); auf Naſſau 1; auf Oeſterreich 12 (7 auf Wien, 1 auf Prag); auf Preußen 61 und zwar Berlin 12, Provinz Brandenburg 6, Pommern 2, Preußen mit Poſen 3, Rheinprovinz 7, Sachſen 12, Schleſien 10, Weſtphalen 9; auf Reuß 1; auf d. Königr. Sachſen 34 (9 auf Dresden, 7 auf Leipzig); auf die Groß- und Herzogthümer Sachſen 20, und zwar S.-Altenburg 5, Kob.-Gotha 3, Meiningen 4, Weimar 8 (2 in Weimar, 1 in Eiſenach, 2 in Jena); auf Schwarzburg-Rudolſtadt 2; auf die Schweiz 25; auf Würtemberg 3 (wovon 1 in Stuttgart); auf die Oſtſeeprovinzen 1; auf das Ausland 11 (von denen 2 in Afrika, 1 in Belgien, 1 in Dänemark, 1 in Frankreich, 1 in Großbritannien, 2 in Italien, 1 in Nordamerika und 2 in Rußland) geſtorben ſind.

Klaſſificiren wir die Biographirten nach ihrem Stande und Lebensberufe, ſo finden wir nur eine fürſtliche Perſon: den ritterlichen Prinzen Walde-

mar von Preußen (1), der auch treffliche Reisewerke, namentlich über Brasilien hinterlassen hat; — 18 hohe Staats- und Hofbeamtete mit 3 Schriftstellern, unter ihnen der wohlbekannte Diplomat, Baron v. Otterstedt zu Baden-Baden (59), der aus den würtemberg'schen Kammerverhandlungen rühmlichst genannte Staatsminister v. Wangenheim zu Koburg (128), der vielverdächtigte Geheimrath v. Falcke zu Hannover (173), der gesinnungstreue Erzieher des jetzigen Kaisers von Oesterreich, Graf Bombelles zu Savenstein (250); — 20 Militärpersonen mit 2 Schriftstellern, unter denen besonders der Generallieut. von Dörnberg zu Münster (50), der in dem Sonderbundskriege hervorgetretene General v. Sonnenberg zu Luzern (57), Generallieut. v. Vincenti zu München (166), der Schöpfer der preuß. Telegraphie, Generalmajor von Etzel zu Berlin (228) hohen Kriegsruhm sich erworben haben; — 12 höhere Geistliche der evangelischen (8, auch sämmtlich Schriftsteller) und der kathol. (4 mit 1 Schriftsteller) Kirche; unter Jenen: der Generalsuperint. der Rheinprovinz Küper zu Koblenz (78), der Superint. der Provinz Rheinhessen, Nonweiler zu Mainz (82), Konsist.-Rath Petri zu Fulda (108), Konsistorial- und Oberstudienrath Schwab zu Stuttgart (191), Kirchenrath Stephani zu Gorkau (226) und Oberhofprediger von Ammon zu Dresden (260); — 35 evangelische (19 Schriftsteller) und 6 kathol. Geistliche niederen Ranges, von denen v. Muralt zu St. Petersburg (36), Caspari zu Naumburg (46), Appenzeller zu Biel (61), Köthe zu Allstedt (186), Grundmann zu Kloschwitz, Vorsteher einer blühenden Erziehungsanstalt (221), Steiger zu Wattwyl (256), Imfeld zu Lungern (124), Kramer zu Buttenheim (167), Widmer zu Waldkirch (193)

und Cueny zu Luttern (238) hervorzuheben seyn dürften. — 8 Ordensleute der katholischen Kirche, von denen 2 schriftstellerisch thätig gewesen sind, nämlich: der Benediktiner Hettenkofer zu Scheyern (2), der Pater Girard zu Luzern, hochverdienter Volksbildner (40), die Aebtissin Oehler zu Magdenau (188), der Guardian Philippponat zu Freiburg (203), der Benediktiner u. Pfarr. Meng zu Erschwil (207), der inful. Abt Pfluger zu Mariastein (223), der Franziskaner Fuster zu Muotathal (263) und der infulirte Abt Klausener zu Oelenberg, einiger Jesuiten hier nicht zu gedenken, die später erwähnt werden sollen; — 12 Gerichtsbeamtete, von denen 4 Schriften hinterlassen haben, aus denen v. Herrestorf zu Köln (18), Dryander zu Halle (121), Gareis zu Erlangen (243) und Schmitt zu Mainz (252) am bemerkenswerthesten hervortreten; — 14 Verwaltungsbeamtete höherer und niederer Bedeutung, unter denen die 4 Schriftsteller: Bürgerm. Bartels zu Hamburg (23), Alt-Bürgermstr. Burckhardt zu Basel (24), Hofrath Gehe, auch Dichter, zu Dresden (29), Senator Berck zu Bremen (33) genannt werden sollen; — 5 Rechtsanwälte, von denen auch 2 Gelehrtes geschrieben haben, nämlich: Justizrath Koch zu Pr. Minden (20) und Advok. Witt zu Altona (157); — 30 akademische Professoren, von denen blos zwei nicht auch durch Schriften in weiteren Kreisen gewirkt haben: 3 der Theologie, wie der tiefsinnige Neander zu Berlin (125), der lehreifrige Genelli zu Cincinnati, zugleich Jesuit (266); 3 der Rechtswissenschaft, und zwar der patriotische Falck zu Kiel (80), der vielbewegte Madai in Gießen (104) und der gründlich philologisch gebildete Günther zu Leipzig (164); 9 der Medicin, z. B. der weit berühmte Patholog Canstatt zu

Erlangen (44), der für Thierheilkunde beſonders thätige Buchmüller zu Wien (100), der preuß. Neſtor Remer zu Breslau (231); 15 der Philoſophie, alle in dieſe Fakultät eingeſchloſſenen Wiſſenszweige eingeſchloſſen, unter denen wir den auch als Dichter namhaften Oehlenſchläger in Kopenhagen (19), den Botaniker Kunth zu Berlin (55), den Chemiker Marchand zu Halle (134), den Aſtronomen Schuhmacher zu Altona (229), den Archäologen Dubois zu Neuenburg (255) und den Geſchichtslehrer und Jeſuiten Freudenfeld zu Stonyhurſt (267) beſonders auszeichnen zu müſſen glauben; — 23 Gymnaſial- u. Seminarlehrer, unter denen die Direktoren: Clauſen zu Altona (17), Regier.- und Schulrath Textor zu Stettin (96), Profeſſ. Eggers zu Altona (119), Profeſſor Schmieder zu Kaſſel (187), Prof. Rüttinger zu Bamberg (204), Rektor Valett zu Bergedorf (262); außerdem: Prof. Böttticher am Friedr.-Wilh.-Gymnaſ. zu Berlin (66), Prof. Nöſſelt zu Breslau (70), Profeſſor Oertel zu Ansbach (92), Hofrath und Prof. Schulze zu Gotha (212); 17 dieſer Lehrer haben ſich durch Schriften verewigt; — 7 Volksſchullehrer mit 3 Schriftſtellern, unter denen der Direktor der Rathsfreiſchule zu Leipzig, Döring (73), der Direktor der Bürgerſchule zu Naumburg a. d. S, Hoffmann (272) u. der Prof. Schaubach zu Meiningen (208) beſonders hervorzuheben ſind; — 12 Aerzte, von denen 10 ihre Erfahrungen und Studien ſchriftlich mitgetheilt haben und beſonders Sanitätsrath Berendt zu Danzig (9), geh. Hofr. Weſſely zu Nordhauſen (42), Stabsarzt Käyſer zu Darmſtadt (74), Hofrath Fiſcher zu Lüneburg (114) und Regier.- u. Medicinalrath Neumann zu Trier (199) nicht überſehen werden dürfen; — 2 Naturforſcher: der junge hoffnungs-

volle Brehm zu Neudongola in Nubien (83) und der alte bewährte Pflanzenforscher v. Gärtner zu Calw (165), Beide auch Schriftsteller; — 1 Oekonom und 3 Kunstgärtner, von denen Letzteren Prof. u. Garteninspektor Dietrich zu Eisenach (6) mehere Gartenschriften verabfaßt hat; — 3 Apotheker, von denen Pettenkofer zu München (45) und Gräf zu Erlangen (120) durch ihre Lehrthätigkeit, Traunsteiner zu Kitzbühl (54) durch Schriften sich einen Namen erworben haben; — 6 Kaufleute u. Fabrikherren, unter denen Kommerzienrath Kramsta zu Freyburg (71) durch seine großartigen Unternehmungen Tausenden Erwerb verschafft, Fiedler in Oederan (144) in ähnlicher Weise segensreich gewirkt, Hertzer zu Wernigeroda (175) aber sein erworbenes Vermögen zu gemeinnützigen Zwecken benutzt hat; — 5 Buch- u. Kunsthändler: der patriotische Kretschmann in Magdeburg (52), der mit Schwert und Feder thätige Pierer zu Altenburg (89), der jugendlich dahingeraffte Bockelmann in Schleiz (141), der auch als Künstler hochgeachtete Musikalienhändler Knop in Basel (160) und Schulze in Bautzen (171); — 5 auch schriftstellerisch thätige Privatgelehrte, von denen Garlieb Merkel bei Riga (77) und v. Strehlenau zu Wien (155) die namhaftesten sind; — 10 Zeichner und Maler mit 2 Schriftstellern, aus deren Mitte Kiederich zu Düsseldorf (65), Wolfensberger zu Zürich (90), Rottmann zu München (122), Schorn zu München (178), der Ingenieur v. Osterwald zu Neuenburg (236) u. Hegi zu Zürich (244) hervorragen; — 4 bildende Künstler, unter ihnen vor Allen Schadow zu Berlin (21), auch Schriftsteller; nächst diesem Henschel aus Kassel zu Rom (147); — 2 theoret. u. prakt. Tonkünstler: Hofr. Kiesewetter zu Wien

(5), Kapellm. Gyrowetz zu Wien (51), Kompon. Tomaczek zu Prag (64), Professor Tuczek zu Charlottenburg (135) und Orchestermitglied Raßmann aus Meiningen zu Oran; — 3 dramatische Künstlerinnen: Joh. Größer zu Braunschweig (103), Sängerin Amal. Schmalz zu Berlin (211) und Soph. Schütz zu Braunschweig (228); — 4 Zeitungsredaktoren: Schwanbeck zu Köln (10), Schuster zu Frankfurt a. M. (93), Kopperholdt zu Hamburg (176) und Arens zu Bremen (196); — 1 Forstmann: Forstmeister Dommes zu Harzburg (62); — 1 Postbeamteter: Oberpostmeister Siry zu München (126); — 3 Privatleute: der sternkundige Kommerzienrath Beer zu Berlin (58), der auf wissenschaftl. Gebiete thätige Graf v. Wackerbarth zu Dresden (86) und der durch Wohlthätigkeitssinn ausgezeichnete Israelit Beit zu Hamburg (107); — 8 Frauen, unter denen die eine, Wohlfarth zu Kirchhasel (270) als Schriftstellerin aufgetreten ist, sonst aber die Tochter Schiller's, Karoline Junot zu Rudolstadt (222) besonders zu nennen seyn dürfte; — 1 Archivar: Bronner zu Aarau (143); — 1 Vorsteher einer Erziehungsanstalt, der auch als Schriftsteller aufgetreten ist: Steinmetz zu Altona (142), endlich 1 Orgelbaumeister: Mende zu Leipzig (146)

Als Sterne erster Größe erscheinen:

Schadow,
Neander,
Nik. Lenau,
Oehlenschläger.
Gust. Schwab,
Dr. v. Ammon,

Außer den vielen hinterlaſſenen Familiengliedern, welche auch zu dem dießmaligen Jahrgange des Nekrologs zahlreiche Notizen eingeſendet haben, verdankt derſelbe ſeine Vollſtändigkeit namentlich folgenden

geehrten Herren Mitarbeitern:

(In alphabetiſcher Folge.)

Herrn Dr. von Ammon, geheimer Rath zu Dresden.
— Dr. Apel, Profeſſor zu Altenburg.
— Dr. Arendt, Lehrer zu Dielingen.
— Aſchenbrenner, Profeſſor zu Erlangen.
— Bartels, Rathsapotheker zu Jena.
— Brehm, Pfarrer zu Renthendorf b. Neuſtadt a. O.
— Brehm, Archidiakonus zu Ohrdruff.
— Dr. Karl Buchner zu Darmſtadt.
— Ed. von Burchardi auf Cotta bei Pirna.
— Aloys Buſinger, Pfarrer zu Römerſtalden im Kanton Schwyz.
— Caspari, Schuldirektor zu Plauen.
— Delß, Bürgerſchullehrer zu Altenburg.
— Dr. Heinr. Dittrich-Fabricius, Privatlehrer zu Dresden.
— Dr. Heinr. Döring zu Jena.
— J. G. Dreßler, Seminardirektor zu Bautzen.
— Eder, quiesc. königl. Landrichter zu Regensburg.
— Frhrn. von Ehrenſtein zu Lübeck.
— B. Everth, Studios. med. zu Berlin.
— Fr. Fiala, Pfarrer zu Herbetswyl bei Solothurn.
— Fränzel, Paſtor zu Maren b. Dresden.
— H. A. Gevekoht zu Bremen.
— Gröger, Lehrer zu Wittenberg.
— Dr. Güldenapfel zu Bürgel bei Jena.
— Dr. Hanſchmann, Bürgerſchuldirektor zu Weimar.
— Grafen Henckel von Donnersmarck, königl Regierungsrath zu Merſeburg.
— Dr. Herrig, Oberlehrer zu Elberfeld.
— Dr. Jakob Hoffmeiſter zu Kaſſel.
— Friedr. Höfl, Koncertmeiſter zu Baſel.
Frau Regierungsräthin Eliſe von Hohenhauſen, geb. v. Ochs zu Pr. Minden.
Herrn Raimund Holäufer zu München.

Herrn Herrm. Jäger, Hofgärtner zu Eisenach.
— C. Ißleib, Pfarr-Vikar zu Oettern b. Weimar.
— Kallenbach, Oberlehrer zu Wernigerode.
— E. von Kobell, königl. bayer. Oberingenieur zu München.
— W. Krügelstein, Gerichtsamtmann zu Thal bei Gotha.
— J. C. Leonhard, Musiklehrer zu Leipzig.
— Lutze zu Cottbus.
— Dr. Max Medicus, königl. bayer. Landgerichtsarzt zu Mühldorf am Inn.
— Aug. Mor. Mende zu Leipzig.
— Aug. Wilh. Müller, Diakonus zu Meiningen.
— Dr. Theod. Mundt, Professor zu Berlin.
— Dr. Eduard von Muralt, kaiserl. Bibliothekar zu St. Petersburg.
— Dr. Obbarius, Professor zu Rudolstadt.
— Dr. Pabst, Gymnas.-Direktor zu Arnstadt.
— Dr. theol. Pescheck, Diakonus zu Zittau.
— Pfeilschifter, Legationsrath zu Würzburg.
— T. Petsche, Registrator zu Hannover.
— Dr. M. Petschke, Appell.-Ger.-Rath a. D. zu Dresden.
— Dr. P. Phöbus, Professor der Medicin zu Gießen.
— C. Pilotz, Historienmaler zu München.
— H. Pröhle zu Leipzig.
— Ritter, Buchhändler zu Arnsberg.
— Rour, Advokat zu Leipzig.
— Dr. Ruegg zu Zürich.
— F. W. Rühl, Musikdirektor zu Hanau.
— E. A. F. Rumpelt, gen. Emil Walther, kön. Hofschauspieler zu Dresden.
— von Salviati zu Berlin.
— Dr. Sauppe, Direktor des Gymnasiums zu Torgau.
— F. G. Schläger, Pastor prim. zu Hameln.
— Ernst Schleinitz, Hospitalprediger zu Pirna.
— Ed. Schmid, Pfarrer zu Pfiffelbach bei Weimar.
— Dr. Schneidawind, Professor zu Aschaffenburg.
— Schönichen, Pastor zu Bernburg.
— Dr. Hans Schröder, Privatgelehrter zu Altona.
— J. C. H. Schrön zu Altona.
— Dr. A. M. Schulze, Direktor der Bürgerschulen zu Gotha.
— Dr. Schumann, Superintendent zu Rudolstadt.
— Dr. Sölti, Professor zu München.

Herrn L. F. Spehr, Kammer-Aſſeſſor zu Cösfeld.
— Dr. C. W. Spieker zu Frankfurt a. O.
— Stählin, Pfarrer zu Markt-Weiltingen bei Dinkelsbühl.
— regier. Grafen zu Stolberg-Wernigerode' Erlaucht, zu Wernigerode.
— Mag. Teuſcher, Kirchenrath und Superintendent zu Mellingen.
— G. A. Thiem, Pfarrer zu Kupferberg b. Bamberg.
— Frhrn. v. Thüngen zu Roßbach b. Brückenau.
— Thomſen, Profeſſor zu Kiel.
— von Vincenti, königl. bayer. quiesc. Landrichter zu München.
— Dr. Heinr. Wagner zu Stuttgart.
— Dr. C. O. Weber zu Jena.
— C. Wiederhold zu Kaſſel.
— Wohlfarth, Kirchenrath zu Kirchhaſel b. Rudolſtadt.
— F. Wolff, großh.. heſſ. Hofrath zu Darmſtadt.
— Dr. C. Zſchieſche, Oberprediger zu St. Martini zu Halberſtadt.
— Wilh. von Zuccalmaglio-Waldbrühl zu Frankfurt a. M.

Berichtigungen und Ergänzungen zum 26. Jahrg.

S. 784 Z. 18 v. o. l. Reuſt ſt. Reuß.
„ — „ 19 v. o. l. Löder ſt. Lüder.
Die Angabe, daß der Rektor zu Kahla der Sohn des Verewigten ſey, beruht auf einem Irrthume.

Zum 27. Jahrgange.

S. 533. Zu der Biographie des Rittmeiſters K. v. d. Buéſche bemerken wir: Er war der Sohn des Landrathes v. d. Buſche-Münch zu Benkhauſen, Kr. Lübbecke, Reg.-Bez. Minden. Der Vater gehörte nicht zu einer alten Familie Weſtphalens, ſondern Hannovers, welche dort in vielen Zweigen lebt. Das Gut Benkhauſen erbte er von einem G. v. Münch und mußte deßhalb ſeinem Familiennamen dieſen Namen hinzufügen. Karl v. d. B. erhielt ſeine erſte Bildung durch Hauslehrer und beſuchte dann das Gymnaſium in Minden. Die Mutter, eine v. Waitz-Eſchen aus Kaſſel, war eine ſehr gebildete und geiſtreiche Frau und bekümmerte ſich angelegentlich um die Erziehung ihrer Söhne. Karl kann ungefähr 32 bis 34 Jahre alt geweſen ſeyn.
S. 734 Z. 8 v. o. l. 1813 ſt. 1818.
„ 775 „ 21 v. o. l VI. ſt. IV.
„ 1061 „ 22 v. u. l. Drage ſt. Draga.
„ 1062 „ 18 v. o. l. Zielſtorf ſt. Zierſtorph.
„ 1071 „ 8 v. u. l. esker ſt. eiker.
„ 1072 „ 18 v. u. l. Collund ſt. Collnud.
„ 1092 „ 14 v. o. l. Dm ſt. Am.
„ 1093 „ 18 v. o. l. P. ſt. P,
„ 1126 „ 5 v. o. l. Amtes ſt. Amte.
„ 1185 „ 14 v. u. l. Heldewatt ſt. Holdewatt.
„ — „ 13 v. u. l. Eckwatt ſt. Eckeratt.
„ 1220 „ 3 v. o. Preußer's Vorname iſt Theodor. Er iſt geboren 1825. Seine Aeltern leben noch in Glückſtadt. Einen recht guten Aufſatz über ihn findet man in dem Buche: Der deutſche Soldat. l. Theod. Preußer ꝛc. Herausg. v. Fr. Bernhard. Stuttg. 1849.

Register zum 28. Jahrgang (1850).

Anmerkung. Die mit größeren deutschen Zahlen Bezeichneten stehen in der ersten Abtheilung und haben theils ausführlichere, theils kürzere Lebensbeschreibungen. Die mit kleinen deutschen Zahlen gehören der zweiten Abtheilung an, welche selten mehr als Geburtsjahr, Sterbetag und Literatur nachweist und als eine bloße Ergänzungsliste der ersten Abtheilung zu betrachten ist.

(Nach der Nummer, nicht nach der Pagina zu suchen.)

Aberli, Major zu Mels 1348. Dr. Adelmann, geh. Medicinalrath zu Fulda 510. M. Adler, Pastor zu Leipzig 984. Albrecht, Stadtger.-Aktuar zu Dresden 131. Graf Altleiningen-Westerburg, Hauptmann zu Preßburg 321. Amaker, kathol. Vikar auf dem Simplon 311. Amelung, Hofrath zu Arnsberg 318. Dr. v. Ammon, Oberhofprediger zu Dresden 260. Dr. theol. Amthor, Pfarrer zu Coburg 639. Aneck, Oberlieut. zu Kamenz 312. Mag. Anger, Superintendent zu Blankenhain 142. Herzogin Friederike v. Anhalt-Dessau 273. Appenzeller, Pfarrer zu Biel 61. Dr. Arens, Redakteur d. Weserzeitung zu Bremen 196. v. Arenstorff, pens. Major zu (?) 345. Arndt, Pfarrer zu Dambach 1098. Arnold, Pfarrer zu Trimbach 274. d'Aspre, k. k. Feldzeugmeister zu Padua 95. Ast, Prediger zu Frankfurt a. d. O. 7. Atenstädt, Apotheker zu Bitterfeld 1208. Graf Auersperg, General zu Wien 730. Aull, Obergerichtspräsident zu Mainz 201. Austerlitz, Schriftsteller zu Prag 799. v. Arleben, Prem.-Lieut. zu Magdeburg 1274. Bach, Musikdirektor zu Lübeck 493. Bacherer, Schriftsteller zu Müllheim 560. Bachler, Pfarrer zu Neueneck 232. Back, Kantor zu Gödern 94. v. Bär, Oberstlieut. zu Stettin 804. v. Baer, Oberstlieutenant zu Rügenwalde 1142. Baer, Premier-Lieut. zu Ravensbrück 1146. Bärens, schlesw.-holst. Hauptmann zu Delve 189. Bärens, Lombardverwalter zu Flensburg 576. v. Baerensprung, Lieut. auf Falkenau 1083. Dr. Bärmann, Schriftsteller zu Hamburg 37. Dr. Bärwinkel, prakt. Arzt zu Brandis 1119. v. Bardeleben, Major zu Brandenburg 563. Baring, Kapitän zu Stade 1130. Dr. Bartels, Bürgermeister zu Hamburg 23. Mag. Barth, Gymnas.-Lehrer zu Kleinhänichen 715. Barth, Rechtsanwalt zu Arnswalde 1291. Barth, Rektor zu Döbeln 671. Barthels, Oekonomie-Amtmann zu Prießnitz 1028. Bartholdy, Lehrer zu Berlin 1044. Bartickow, Regierungsrath zu Köslin 389. Bartsch, Oberger.-Anwalt zu Bremen 354. Basler-Bernoulli, Stadtrath zu Basel 1131. Frhr. v. Bassus, Kam-

merjunker zu München 275. v. Bastineller, k. pr. Oberst zu (?) 1172. Bauer, Direktor zu Eichstädt 529. Bauer, Hofprediger zu Michelstadt 407. Bauerfeindt, emer. Pfarrer zu Göschitz 1137. Baumann, Senator zu Oberwiesenthal 1210. Baumgarten, Accis-Inspektor zu Reichenbach 659. Baumgarten, Forstschreiber zu Wolfenbüttel 913. Bauriegel, Schullehrer zu Pulgar 926. Bause, Lehrer zu Herford 139. Bechtold, pens. Oberförster zu Tempelhof 1246. Beck, Rentbeamteter zu Ottobeuren 748. Dr. Becker, Arzt zu Gladbach 333. Becker, Hauptmann zu Darmstadt 109. Becker, Polizeianwalt zu Priebus 814. Frau Betty Beer 1020. Beer, geh. Kommerzienrath zu Berlin 58. Begre, schweiz. Generalkonsul zu Rom 794. v. Behr, Oberforstmeister auf Görslow 1243. Behrnauer, Patrimonialrichter zu Bautzen 271. Beiche, Hauptm. zu Berlin 336. Bein, pens. Oberförster zu Dahme 324. Beit, Privatmann zu Hamburg 107. Bellefontaine, Bürgermeister zu Weimar 749. v. Below, Obristlieut. zu Naundorf 763. Dr. Bennewitz, Sanitätsrath zu Berlin 395. Benomann, geh. Regier.-Rath zu Kassel 330. Dr. Berck, Senator zu Bremen 33. von Berendt, Sanitätsrath zu Danzig 9. Berger, Forstsekretär zu Königslutter 995. von Berger, Generallieut. zu Hannover 971. Berger, Obergerichtsanwalt zu Wolfenbüttel 914. van den Bergh, Wasserbauinspektor zu Koblenz 807. Bergwelt, k. pr. Major zu (?) 626. Dr. Berl, Lehrer zu Leipzig 1021. Bernhard, Kammerbau-Kondukteur zu Wolfenbüttel 972. Dr. med. Bernhardi, Medicinalrath zu Erfurt 680. Bernhardt, Hauptm. zu Radeberg 197. Bethge, geh. Hofrath zu Berlin 672. Graf von Beust, Kammerherr zu Dresden 408. Beyer, Kantor zu Rüdersdorf 789. Beyer, Oberlehrer zu Bautzen 1058. v. Bielke, Geheimerath zu Jena 145. Bielmann, kathol. Dekan zu Font 854. v. Binder, Postmeister zu Landshut 346. Biow, Maler zu Dresden 35. Dr. Bischoff, Edler v. Altenstern, Hofrath zu Wien 127. Bitter, Bauregistrator zu Braunschweig 1061. Black, geh. Sekretär zu Berlin 1248. von Blankenburg, Generallieut. zu Neustadt-Eberswalde 334. Graf von Blankensee, Oberstlieutenant auf Filehne 1032. Blaufuß, Bauinspektor zu Weimar 224. Blees, Sekond-Lieutenant bei Idstedt 859. Wittwe des Fürsten Blücher v. Wahlstadt zu Berlin 647. Blume, Oberförster zu Wünnenberg 1212. Blumenstengel, Kreisbaumeister zu Braunschweig 898. Blumenthal, Forstinspektor zu Jacobshagen 783. Bock, Rechtsanwalt zu Finsterwalde 977. Bockelmann, Buchhändler zu Schleiz 141.

Frau von Bodelschwing zu Heyde 1022. Dr. med. Bodenstein zu Eythra 1147. Böcking, Rechtsanwalt zu Warburg a. d. Diemel 855. Dr. Böhme zu Dresden 592. Böhme, Staatsgläubiger zu Berlin 530. Börner, Unterförster zu Schönheide 927. Böttcher, Gutsbes. zu Rudisleben 579. Böttcher, Gattin des Hofopernsängers 533. Dr. Böttticher, Gymnasialprofessor zu Berlin 66. Bontin, Rechnungsrath zu Berlin 1259. Graf v. Bombelles, Geheimerath zu Savenstein 250. Bernhard, Dekan zu Roth 1276. Bolle, Sekretär zu Köln 1063. v. Borcke, Landrath zu Kankelwitz 1070. v. Born, k. russischer Staatsrath zu Stuttgart 1052. Borsch, Lieutenant bei Friedrichstadt 1016. Boße, Kaplan zu Hörstel 549. v. Borstel, Major zu Burtehude 784. Boy, Landkommissär zu Bad Homburg 637. v. Boyneburgk, Landr. zu Stedtfeldt 722. Boysen, Armeeintendant zu Itzehoe 944. Boysen, Past. zu Starup 185. v. Brand, Hauptm. zu Trutzig 514. von Brandenburg, General zu Berlin 1213. Brandmüller, Privatmann zu Augsburg 778. Med. pract. Bräuer zu Olbernhau 961. Brauer, Kaufm. zu Potsdam 1001. Braungardt, Pfarr. zu Rohra 1278. Dr. med. Brauß zu Düren 446. v. Bredow, Major zu Berlin 1302. Bregberg, Pfarr. zu Baccum 412. Brehm, Naturforscher zu Neudongola 83. Breithaupt, Stadt-Sekr. zu Pritzwalk 1039. Dr. Bremer, Medic.-Rath zu Berlin 429. v. Brentano-Mezegra, Großhändler zu Schwaz 1355. v. Brescius, Postmeister zu Oederan 909. Bresgen, Apotheker zu Münstereifel 322. Brinckmeyer, Oberger.-Rath zu Wolfenbüttel 957. Brinckmeyer, Stadt-Sekret. zu Wolfenbüttel 915. Brockes, Rittergutsbes. zu Orle 1249. Brodbeck, Bezirksstatthalter zu Liestall 1099. Bronner, Archivar zu Aarau 143. Brotzmann, Pfarrer zu Minden 515. Brüninghausen, Kaufm. 903. Dr. Brückner, Arzt zu Dresden 325. Frhr. v. Bruiningk, Pastor zu Landeshut 49. Bucher, Kaplan zu Kerns 1066. Dr. Buchmüller, Professor zu Wien 100. Buchwald, Postdirektor zu Berlin 1267. Buchmüller, Alt-Regier.-Statthalter zu Aarwangen 305. Buck, Bauinspekt. zu Hildburghausen 421. v. Bülow, Ober-Berg-R. zu Halle 343. v. Bünau, Oberstlieut. zu Halle 477. Bünger, Landwehr-Lieut. zu Neisse 1310. Dr. Bürkner, Arzt zu Breslau 98. Büttner, Oberlehrer zu Havelberg 1143. Buholzer, Kaplan zu Großwangen 467. Bulling, Reg.-Rath zu Oldenburg 402. Burchardt, Kommissions-R. zu Sonneburg 1341. Dr. Burckhardt, Altbürgermeister zu Basel 24. v. Buri, Rath zu Lauterbach 422. Busch, Zeichnenlehrer zu Berlin 1076. Buschmann, Pastor

zu Schweikersheim 627. Businger, Landammann zu Stans 22. Buske, Kreiskassenrendant zu Templin 907. Bußler, Garten-Dir. zu Drottningholm 837. Camphausen, Hauptm. zu Stralsund 1012. Frhr. v. Canitz, Generallieut. zu Berlin 632. Dr. Canstatt, Profess. zu Erlangen 44. Carßow, geh. Justizr. zu Salzwedel 542. Carstens bei Idstedt 860. Cartheuser, Major zu Meldorf 1195. Cartier, Fürsprech zu Kriegstetten 668. Mag. Caspari, Superintendent zu Naumburg 46. Graf zu Castell zu Rüdenhausen 531. Chabaud von Peyr-Imhoff, Oberstlieut. zu Köln 880. Graf Chaulmontet, Staatsrath zu Genf 1005. v. d. Chevallerie, Oberst zu Magdeburg 27. Christiani, Senator zu Schleswig 893. Christoffers, Hofrath zu Berlin 881. Clairmont, Lehrer zu Wien 373. v. Claß, Generallieutenant zu Erfurt 701. Claudius, Prem.-Lieutenant zu Heidelberg 812. Clausen, Professor zu Altona 17. Clauß, Pastor zu Schneeberg 785. Claussen, Hauptm. zu Rendsburg 335. Kand. d. Theol. Claussen bei Idstedt 861. v. Coch, Kapitän zu Rendsburg 1253. v. Conta, Präsident zu Weimar 1333. Cotti, Alt-Landammann zu Bellinzona 1232. Coudray, Wegebauinspektor zu Weimar 1198. Cramer, Pastor zu Wehdem 192. Dr. med. Cramer, Medicinalrath zu Braunschweig 447. v. Cramer, Oberstlieut. zu Darmstadt 824. Cramer von Clausbruch, Münzdirektor zu Braunschweig 882. v. Cranold, Kapitän bei Idstedt 862. Creuzer, Gymnasiallehrer zu Hersfeld 678. Dr. theol. Crome, Superintendent zu Markoldendorf 304. Cronenberg, Kaplan zu Kervenheim 511. Crüsemann, Stadtrath zu Berlin 102. Dr. Cueny, Bezirksarzt zu Laufen 640. Cueny, Pfarrer zu Luttern 238. Cuntz, Bürgermeister zu Blankenburg 1023. Dabelstein, Gastwirth zu Neumünster 534. Dähling, Professor zu Potsdam 1040. Damböck, Fabrikbesitzer zu Wien 154. Daniel, Forstrath zu Reinfeld 1326. Danzel, Privatdocent zu Leipzig 84. Dr. Davidis zu Duisburg 805. Deckmann, Kanzleirath zu Schleswig 1247. v. Dedenroth, Generallieut. zu Berlin 1293. Dr. Degen, Bergrath zu Stuttgart 550. Degen, Magistratsassessor zu Weißenfels 358. Dekretta, Oberst zu Mels 648. Denicke, Lieut. zu Verden 580. Dessauer, Fabrikbesitzer zu Aschaffenburg 588. Detring, Notar zu Jülich 1053. Dittmers, Lithograph zu Berlin 718. Dr. theol. Deuber, Hofrath zu Freiburg im Breisgau 1254. Deuster, Justizrath zu Kuchenheim 679. Deycks, Notar u. Justizrath zu Opladen 11. v. Didron, Oberstlieut. zu Lübben 1284. Dieckerhoff, Lehrer zu Dortmund 1201. Dieckmann, Notar zu Königslutter 403. Dierkes, Kaplan zu Wettringen 838. Dietrich, Artill.-Oberst

zu Dresden 494. Dietrich, Kantor zu Kallnberg 1041. Dr. Dietrich, Professor u. Garteninspektor zu Eisenach 6. Dietze, Justizrath zu Torgau 1356. Frhr. v. Diez, General zu München 216. P. Diogg, Kapuziner zu Luzern 454. Dr. Dirksen, Professor zu Paris 830. Ditmar, Ober- u. geh. Regier.-Rath zu Erfurt 520. Dittmarsch, Prediger zu Gurckow 495. Dr. Dittrich, Prediger zu Dittersdorf 184. Dobl, Oberst zu München 1120. Dölling, Rektor zu Plauen 424. Dörck, Redakteur der new-orleans'schen deutschen Zeitung zu New-Orleans 887. Mg. Döring, Direktor d. Rathsfreischule zu Leipzig 73. v. Döring, Hauptmann zu Pinnewitz 921. v. Döring, geh. Konferenzrath zu Pinneberg 246. Frhr. v. Dörnberg, hannov. Gesandter zu St. Petersburg 50. Graf zu Dohna, Major a. D. zu Finkenstein 159. Dommes, Forstmeister zu Harzburg 62. Donath, Oberlehrer zu Sorau 779. Dopmeier, kath. Pfarrer zu Esbeck 651. Dormann, Kaplaneiverweser zu Gormund 1322. Dreger, Lieut. bei Idstedt 863. Dr. Dreßler, Gymnas.-Lehrer zu Bautzen 177. Drews, Prediger zu Neu-Stettin 374. Dreyer, vormal. Regier.-Kanzlist bei Idstedt 928. Dreyer, Stabshornist zu Rendsburg 1084. Dreysigacker, Lehns-Postamts-Verwalter zu Meiningen 582. Dr. Drude, Medicinalrath zu Braunschweig 932. Dr. Dryander, Justizrath zu Halle a. S. 121. v. Drygalsky, Major zu Guben 375. Dubois, Professor zu Neuenburg 255. v. Dudden, Generalmajor zu Altona 731. Madame Dulcken, Pianistin zu London 593. Duntze, Hauptm. zu Bremen 843. Ebell, Tuchfabrik-Besitzer zu Neu-Ruppin 1026. Ebmeier, App.-Gerichts-Vicepräsident zu Paderborn 81. Eckardt, Oberst zu Offenbach 685. Eckermann, Pastor zu Rathau 245. Eggenberger, Buchhändler zu Pesth 1077. Eggers, Gymnas.-Direktor zu Altona 119. Egli, Lithograph zu Luzern 1200. v. Ehrhardt, Hauptm. bei Friedrichstadt 1121. Dr. Ehrhardt, Superintendent zu Pegau 1338. Ehrmann, Regier.-Rath zu Schaffhausen 1100. Eichhorst, Hofmusikus zu Schwerin 1174. Eichler, Pastor zu Schkeuditz 908. v. Eicke, Gen.-Lieutenant zu Trier 1103. Eickholt, Pfarrer zu Milt 714. Elditt, Ober-Postsekretär zu Berlin 1080. Elsermann, Lehrer zu Rumeln 564. Elsholz, Schlachtenmaler zu Berlin 379. Elstner, vormal. Stadtrath zu Braunschweig 985. Elteſter, geheimer Kriegsrath zu Koblenz 210. am Ende I., Hauptm. zu Koblenz 1108. Engelbrecht, Diakonus zu Eddelack 205. Erchenbrecher, Kreis-Steuerprokurator zu Nossen 1166. v. Ernst, Hauptmann zu Bern 279. Ernst, Regier.- u. Landes-Oekonomie-Rath zu Breslau 1342. Erzberger, Bankier zu Augs-

burg 30. Dr. Espe, Privatgelehrter zu Leipzig 202. v. Esselen, Land- u. Stadtger.-Assessor zu Bochum 1055. Etique, Pfarrer zu Danvant 1279. von Etzel, Generalmajor zu Berlin 228. Everth, Prediger zu Sternhagen 182. Eydam, Rektor zu Weißenfels 486. von Fabrice, Generallieut. zu Dresden 1059. Dr. Falck, Professor zu Kiel 80. Dr. Frhr. von Falcke, geh. Rath zu Hannover 173. Falcke, Justizrath zu Zehden a. d. O. 598. Favarger, Staatsrath zu Berlin 1308. Fasbender, Lehrer zu Seelscheid 827. Faulhaber, Ober-Justizrath zu Eßlingen 496. Fauquignon, Ober-Bergrath zu Berlin 888. v. Fechenbach-Laudenbach zu Wien 1181. Dr. Feder zu Dresden 1273. von Felbert, Lieut. zu Koblenz 425. Felgentreber, Prediger zu Wandlitz 599. Felgentreff, geh. Kanzleirath zu Berlin 297. Fell, Domkapitular zu Mainz 215. v. Fellenberg, Alt-Rathsherr zu Bern 1323. Fennig, Kreissekretär zu Görlitz 1156. Fidler, Hof- u. Kanzleirath zu Hahnenburg 487. Fiedler, Fabrikbesitzer zu Oederan 144. Fiedler, Pastor zu Mühltroff 876. Graf Finck v. Finckenstein, k. pr. aggr. Hauptm. zu (?) 516. Fischer, Hauptm. zu Hagen 877. Fischer, Hofrath zu Lüneburg 114. Fischer, Obristlieut. zu Wittenberg 760. Dr. Fischer, Professor zu Breslau 150. Fischer, Steuerinspektor zu Meißen 26. Fischli, Alt-Kantonsrath zu Arth 686. Mg. Fleck, Pfarrer zu Elster 937. Fleischer, Kirchner zu Großenhayn 1220. Mag. Fleischmann, Dom- u. Stadtkantor zu Meißen 349. Dr. Fleischmann, Professor zu Erlangen 155. Flick, Pfarrer zu Wörsdorf 305. Dr. med. Flügel zu Bochum 552. v. Fock, Major zu (?) 359. Fortmann, Vikarieverweser zu Esbeck 331. Fowinkel, Pfarrer zu Kriel 625. Franck, Rentner unterhalb Deutz 852. Frank, Oberſteuer-Kontroleur zu Cölln b. Meißen 996. Dr. Frank, Professor zu Wien 465. Franz, Amtsinspektor zu Dresden 968. Fraundorf, Bezirksschuldirektor zu Dresden 743. Frege, Rektor zu Elterlein 933. Frei, Kanonikus zu Zurzach 987. Freſe, Hofrath zu Berlin 780. Freter, geh. Kanzleisekretär zu Berlin 481. Dr. Freudenfeld, Professs. zu Stonyhurst 267. Frick, Professor zu Creuznach 1072. M. Friedrich, Pastor zu Hintergersdorf 753. v. Fries, Kirchspielvogt zu Elmshorn 350. Frings, Professor zu Paderborn 416. Fritz, Geschäftsführer zu Pesth 583. Fritze, Landger.-Assessor zu Leipzig 1027. Fritze, Senator zu Bremen 795. Fritzen, Stadt- u. Kreisger.-Sekretär zu Danzig 1298. Fritzsch, Oberstlieut. zu Perleberg 1188. Dr. Fritzsche, Professor zu Halle 1167. Fuchs, Pfarr. zu Flawil 411. Frhr. v. Fürth, Ingen.-Lieutenant zu Koblenz 430. Fuest, Pfarrer zu

Marienthal 616. Fugger, Anatomie-Inſpektor zu Berlin 1334. Graf v. Fugger-Glött, Artill.-Lieutenant zu Landau 482. Fuſter, Franziskaner zu Muotathal 263. Gadow, Oberförſter zu Heinersdorf 1081. Gärtner, Berghandlungskommiſſär zu Braunſchweig 929. Dr. v. Gärtner, Gelehrter zu Calw 165. P. Accurſius Gärtner, Franziskaner zu Cincinnati 1010. Dr. Gareis, Stadtger.-Direktor zu Erlangen 243. de Gasparini, Solotänzer zu Berlin 1045. Gaudard, Prediger zu Bern 636. Gaudich, Advokat zu Pirna 1231. Dr. Gebler, Staatsrath zu Barnaul 681. Gehe, Hofrath zu Dresden 29. v. Gehren, früher Advokat zu Marburg 662. Geißler, Forſtmeiſter zu Karlsbad 302. Geißler, Paſtor zu Freyburg 462. Geißler, Pfarrer zu Bertsdorf 1349. Gellert, Schullehrer zu Sommeritz 771. Genelli, Profeſſor zu Cincinnati 266. George, Sophie, geb. Paalzow zu Pr. Minden 117. Gerber, ehem. Schauſpieldirektor zu Oldenburg 663. Dr. Gerlach, Arzt zu Siegburg 1046. Germann, Advokat zu Leipzig 338. Gersdorff, Oberbau-Inſpektor zu Marienburg 572. Gerſtemayer, Schauſpieler zu Hannover 962. Geſerich, Steuerinſpektor zu Potsdam 1281. Gevekoht, Mitgl. d. Handelskammer zu Bremen 152. van der Gieſe, Goldarbeiter zu Düren 695. Gießmann, Kand. d. Theol. zu Potsdam 1157. v. Gille, Staatsräthin zu Dresden 170. Girard, Franziskaner zu Freiburg 40. v. Glaſer, Major zu Pirna 426. Glaus, Kaplan zu Schämis 435. Göldlin, Oberſt zu Luzern 1233. Frhr. Göler v. Ravensburg, Vice-Oberkammerherr zu Karlsruhe 314. Görris, Viehkommiſſionär zu Altona 326. Gößmann, Oberſt zu Augsburg 219. v. Götz, Kammerh. zu Ober-Gurig 436. Götze, Bat.-Quartiermeiſter zu Meiningen 180. Götze, Oberförſter zu Schalkau 546. Dr. v. Gohren, Juſtizrath zu Jena 1303. Golcher, Paſtor zu Büche 981. Golcher, Prediger zu Tempelburg 1335. Goldbeck, Paſtor zu Lintelohe 1168. Goldſchad, Paſtor zu Düben 277. Goldſtein, Banquier zu Wien 904. Gorriſſen, Kaufmann zu Neumünſter 1078. Gorſter, Unterſtatthalter zu Siſſach 544. Gotter, Klavierlehrer zu Leipzig 1234. Gottfriedſen, Ober- u. Landgerichts-Advokat zu Hadersleben 696. Gottofrey, Pfarrer zu Morlens 522. Gottſchalck, Pfarrer zu Liebertwolkwitz 278. Gottwald, Erzprieſter zu Lindenau 1109. Grabowsky, geb. Beſſel, Hofſchauſpielerin zu Petersburg 734. Gräber, Pfarrer zu Kalkar 315. Gräf, Apotheker zu Erlangen 120. Graf, Alt-Kantonsrath zu Solothurn 553. Graff, Hauptredakteur des kommerciellen Theils der hamb. Börſenhalle zu Hamburg 940. Gramberg, Obergerichts-Anwalt zu Olden-

burg 600. Graſſau, Kaufm. zu Braunſchweig 38. Graupner, Paſtor zu Niedergräfenhain 1163. Gregor, Brüderunitätsdirektor zu Berthelsdorf 603. Gretſch, Schriftſteller am Bord auf der Fahrt nach Madeira 508. Grimm, Steuerinſpektor zu Ortelsburg 655. Dr. phil. Grimmer zu Langhennersdorf 772. Groeſſer, Schauſpielerin zu Braunſchweig 103. Groh, Apotheker zu Wechſelburg 1296. Grohmann, Gerichtsdirektor zu Koldiz 1228. Gropius, Generalkonſul zu Athen 1331. Freiherr Grote, Geheimerath zu Braunſchweig 309. Groth, Lieut. zu Lütjenburg 512. v. Grünberg, Kammerherr zu Weſmar 687. Gründler, Prediger zu Gartikow 527. Grüning, ehemal. Schullehrer zu Altona 1239. Grundmann, Paſtor zu Kloſchwiz 221. van Gülpen, Fabrikant zu Aachen 710. Dr. Günther, Juſtizr. zu Leipzig 164. Dr. med. Güntz zu Dresden 484. Gumme, Kaufm. zu Kulmbach 941. Guttentag, Sanitätsr. zu Breslau 810. P. Gyr, Kaplaneiverweſer zu Ragatz 706. Gyrowetz, Hofkapellmeiſter zu Wien 51. Haack, Kaufmann zu Berlin 835. Haaſe, Stadtger.-Direktor zu Stargard 316. Habenſtein, Pfarrer zu Effelder 518. Dr. med. et chir. Hachmann zu Hamburg 565. Graf von Hacke, Hauptm. zu Potsdam 982. Hackethal, Pfarrverweſer zu Wendehauſen 463. Hähnle, Kammerſänger zu Darmſtadt 488. Härtel, Oberpoſtamts-Sekretär zu Leipzig 963. v. Häußler, Hauptm. zu Dresden 1336. v. Hagen, Forſtmeiſter zu Leipzig 1047. v. Hagen, Sek.-Lieutenant zu Graudenz 1250. Halder, Stadtpfarrer zu Munderkingen 253. v. Haller, Lieutenant bei Idſtedt 864. Hammerl, Landrichter zu München 409. v. Hanow, Oberſtlieut. zu Berlin 1102. Hanſen, Baurath zu Ottenſen 163. Hanſen, Kaufmann zu Flensburg 566. Hanſen, Paſtor zu Sieſebye 161. Hanſen bei Friedrichſtadt 1111. Hanſſen, Hebungskontroleur zu Wedel 1105. Hanſtein, Prediger zu Pankow 1183. Hanſtein, Regier.-Rath zu Magdeburg 1152. Frhr. v. Harold, Geheimerath zu München 140. Haſenohr, Kreisregiſtrator zu Zwickau 1034. v. Hattorf, Gen.-Lieutenant zu Hannover 293. Haug, Profeſſor zu Stuttgart 301. v. Haugwiz, Lieut. zu Rendsburg 1144 Hauk, Lieut. zu Arad 280. Haun, Salineninſpektor zu Dürrenberg 1191. Frhr. v. Hauſen, k. ruſſ. Rittmeiſter zu Fulda 1214. Hecht, Diakonus zu Lübben 101. Dr. Hecker, geh. Medicinalrath zu Berlin 87. Heckner, Gymnaſ.-Profeſſor zu Dillingen 115. Hediger, Oberſt zu Neapel 988. Heegewald, geh. Hofrath zu Berlin 604. Hegi, Kupferſtecher zu Zürich 244. Heidegger, Pfarrer zu Höngg 890. Heideloff, Architekt zu Nürnberg 675. Heilmann, Baukommiſſär zu

Altenburg 873. Dr. Heim, Geheimrath zu Berlin 883. Heim, Ober-Regierungs-Rath zu Stettin 554. Heimbach, Stadtgerichts-Rath zu Leipzig 509. Dr. Heinrichs, Superintendent zu Burgdorf 48. Heinze, Bürgermeister zu Belzig 388. Heisterbergk, Justizamtmann zu Rochlitz 1332. Dr. Heldmann, gewes. Mitglied d. frankf. Parlaments zu Selters 1262. Hellmuth, Landger.-Rath zu Berlin 1315. Dr. med. Helmuth zu Berlin 1122. von Hennenhofer, Major zu Freiburg 327. Hennig, Hauptm. zu Rendsburg 1042. Hennig, Pastor zu Frankenberg 1160. Henniges, Oberamtmann zu Wittenberg 900. Dr. Henrici, Arzt zu Augustenburg 136. Henschel, Bildhauer zu Rom 147. Hentschel, Kammermusikus zu Berlin 705. Herda, Pfarrer zu Birkigt 337. v. Herding, Kämmerer zu Mannheim 1125. Dr. Hergang, Archidiakonus zu Bautzen 31. Herger, Pfarrer zu Schattdorf 750. v. Herresdorff, geh. Justizrath zu Köln 18. Dr. med. Hertel zu Disser 1048. Freiherr v. Hertling, Gen.-Lieutenant zu München 905. Hertzer, Kaufmann zu Wernigerode 175. Herzbruch, Oberförster zu Hermsdorff 1199. Heß, Historienmaler zu Basel 751. Dr. Heß, wirkl. Staatsrath zu St. Petersburg 1299. Hesse, Oberförster zu Gohrisch 1224. von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, Prinz Ernst, General zu Herleshausen 617. von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, Prinzessin Juliane Sophie, zu Kopenhagen 673. Hettenkofer, Benediktiner zu Scheyern 2. Heudtlaß, Lieutenant bei Friedrichstadt 1112. P. Heusler, Kapuziner-Vikar zu Dornachbrugg 839. v. d. Heyde, schlesw.-holst. Lieutenant aus Braunschweig zu Rendsburg 179. v. d. Heyde, Oberstlieutenant zu Wolfenbüttel 137. Graf Heyden, Gouverneur zu Reval 1161. Hickisch, Kreisrath zu Prag 721. Hickmann, med. pract. zu Kunnersdorf 1138. Hinterhuber, Apotheker zu Salzburg 200. Hinz, pens. Major zu (?) 1009. Dr. v. Hirsch, Medicinalrath zu Baireuth 298. M. Hirschof zu Dresden 610. Hohohm, Pfarrer zu Arien 217. Hochstetter, Kreissekretär zu Köln 574. Hodermann, Schullehrer zu Drößnitz 1192. Höhndorf, Pfarr. zu Berlin 1093. Dr. Hökker, Physikus zu Berka a. d. J. 727. Dr. Hölling, Domkapitular zu Münster 258. v. Hövel, Domänenrath zu Dortmund 952. Höynck, Oberförster zu Essen 693. Hoff, Jäger zu Rendsburg 1067. Hoffmann, Kabinetsdirektor zu Dillenburg 391. Hoffmann, Schuldirektor zu Naumburg a. S. 272. Dr. med. Hofmann, Arzt zu Wittenberg 468. Dr. Hofmann, Pfarrer zu Sprendlingen 242. Dr. Hofmeister, Stadtbezirksarzt zu Oschatz 845. zu Hohenlohe-Bartenstein und Jartberg, Fürst Ludwig

Albert Konſtantin, zu Bartenſtein 942. v. Holl, General zu Karlsruhe 825. v. Holleben I., k. preuß. Sek.-Lieutenant zu (?) 355. Holſt, Steuerrath zu Marienwerder 741. Holzapfel, Kriegsrath zu (?) 1206. Homburg, Vikar zu Bochum 723. Hopp, Rath zu Ansbach 91. Horn, Bürgermeiſter zu Pirna 1189. v. Hornemann, Advokat zu Bautzen 1090. Dr. Hornſchuch, Profeſſor zu Greifswald 227. Hornung, Kaufmann zu Frankenhauſen 351. Hoyer, geh. Juſtizrath zu Königsberg 1292. Dr. med. Huber zu Cincinnati 310. Huber, Staatsrath zu Stuttgart 836. Hudemann, Bürger zu Rendsburg 601. Dr. Hübner, Arzt zu (?) 497. Hübner, Hauptm. zu Bautzen 633. Hübner, Kanonikus zu Würzburg 589. Hugo, Juſtizrath zu Berlin 440. Hummel, Maſchinenbaumeiſter zu Berlin 1132. Hund, Pfarrer zu Pfaffendorf 908. Hunziker, Oberſt zu Aarau 1094. P. Huſi, Subprior der Benediktinerabtei Mariaſtein 796. Jachnow, Obergerichts-Aſſeſſor zu Pölitz 1236. Jacobi, Ober-Landesger.-Advokat zu Hildburghauſen 284. Jacobs, Miſſionär zu Indiana Point 567. Jacobſen, Lieut. auf d. Schloſſe Gottorf 1033. Jacquot, Forſtmeiſter zu Potsdam 720. M. Jäckel, Pfarrer zu Krummhennersdorf 1350. Jänicke, Regiſtraturrath zu Berlin 602. Jahn, Appell.-Rath zu Bautzen 464. Janſen, Oberbergamts-Kanzlei-Inſpektor zu Dortmund 676. Jeanrenaud, Kreispoſtdirektor zu Neuenburg 366. Jendrich, Major zu (?) 1179. Dr. Jeniſch, Regimentsarzt zu Frankfurt a. O. 922. Jenſen, Juſtizrath zu Hamburg 643. Jenſen, Poſtmeiſter zu Neuſtadt 844. Dr. Jeſchar, Lehrer zu Leipzig 151. Iken, Richter zu Bremen 469. Illaire, geh. Hofrath zu Berlin 499. Imfeld, Pfarrer zu Lungern 124. Dr. phil. Johannſen zu Brunsbüttel 1073. Jokiſch, Kanzleirath zu Berlin 1316. Jordan, Rechtsanwalt zu Berlin 719. Joſſa, Oberſt zu Köln 410. Jürgenſen, Prediger zu Brodersbye 233. Junghanns, früher Kaufmann zu Leipzig 281. Junot, Karoline, geb. v. Schiller, Bergräthin zu Rudolſtadt 222. Ivers, Poſterpediteur zu Wandsbek 1274. Kachel, Pfarrer zu Kirchworbis 848. Dr. Kafka, Auditor zu Trieſt 367. v. Kahlden, Hauptm. zu Soykowo 1184. Kaiſer, Kapellmeiſter zu Peſth 964. Kalchbrenner, Tuchſcheerermeiſter zu Berlin 894. Dr. th. Karg, Pfarrer zu Dresden 608. Karſtens, Aſſiſtenzarzt zu Kellinghuſen 989. Graf v. Kaſſell, Chef d. Kriegsminiſt. zu Wiesbaden 459 v. Katte, Landſchafts-Dir. zu Berlin 895. Kattenhorn, Gerichtsverw. zu Beverſtedt 831. v. Kaufmann, Oberſtlieut. zu Kiel 1113. Dr. Kayſer, Stabsarzt zu Darmſtadt 74. Keim, Oberkonſiſt.-Rath zu Darmſtadt 990. Kekule, Direkt. zu Darmſtadt 535.

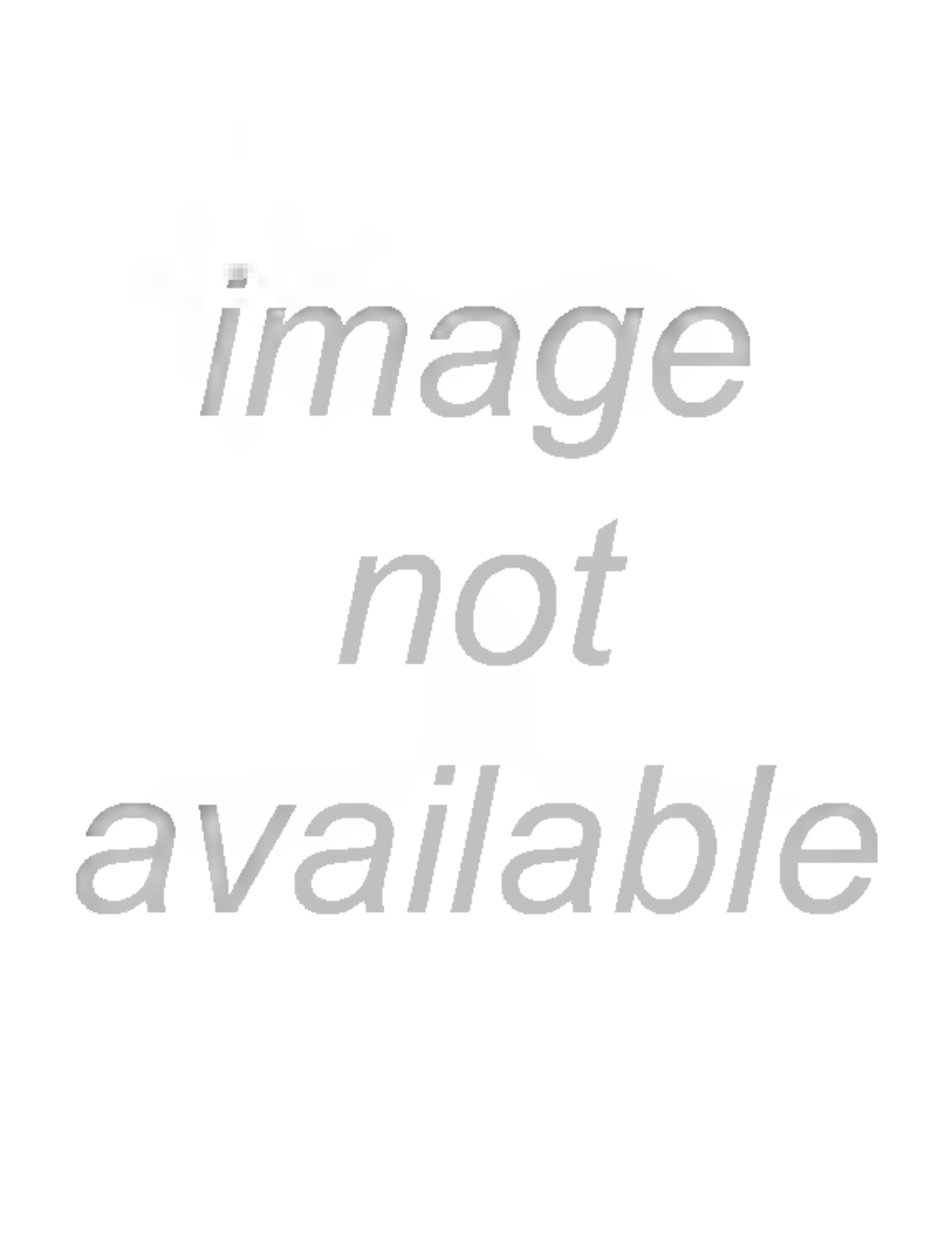


image
not
available

Krämer, Lehrer zu Leipzig 523. Dr. Kramer, Pfarrer zu Buttenheim 167. Kramsta, geh. Kommerzienrath u. Fabrikbesitzer zu Freiburg 71. Krause, Rechtskandidat zu Dresden 1035. v. Krauseneck, General zu Berlin 1207. Dr. Krebs, Direkt. d. Gymnas. zu Weilburg 1091. Krebs, Forstschreiber zu Harzburg 986. Kretschmann, Buchhändler zu Magdeburg 52. Dr. Kretschmar, Arzt zu Werdau 991. Krey, Rechnungsrath zu Berlin 1024. Kriege, Deutscher zu New-York 1351. Kriege, Pastor zu Lienen 1221. Kriele Hauptm. zu Grünhof 1069. Krippendorf, Militärarzt zu Dresden 339. v. Krosigk, Staatsminister zu Bernburg 1305. Kruchen, Oberpfarrer zu Jüchen 543. Krügelstein, Justizamtmann zu Ohrdruff 39. Dr. Krüger-Hansen, Arzt zu Güstrow 945. Kruse, geh. Kammerrath zu Weimar 717. Frhr. v. Kübeck, k. k. Hofrath zu Rottenbuch 774. Kühn, Stadtrath zu Zittau 16. Kündig, Vikar zu Mariazell 1043. Künstler, Pastor zu Thurm 547. Dr. Küpper, Generalsuperintendent zu Coblenz 78. Kürsteiner, Konrektor zu Basel 251. Küster, Amtmann zu Salzdahlum 832. Küster, Superintendent zu Ober-Salzbrunn 775. Kuhn, Pastor zu Wolfenbüttel 925. Kulli, Amtsrichter zu Solothurn 594. v. Kummer, geh. Ober-Rechn.-Rath zu Potsdam 847. Kunkely, Kompagniechirurg zu Altenburg 1178. Kunth, Bürgermstr. zu Wittstock 622. Dr. Kunth, Prof. zu Berlin 55. Kuntzemüller, Rechtsanwalt zu Driesen 356. Lackmann, Postdirektor zu Konitz 690. Ladewig, Kammerr. zu Schwichtenberg 532. Lamb, Schullehrer zu Kuttersdorf 605. Lampe, Kreisger.-Dir. zu Warendorf 596. Landgraf, Apotheker zu Nauenhof 973. Landolt, Alt-Rathsherr zu Zürich 294. Landolt, Alt-Rathsherr zu Zürich 451. Lang, Franziska, Konventualin im Kloster d. Cistercienserinnen zu Frauenthal 1319. Dr. Lange, Direkt. d. Gymnas. zu Oels 1339. Langheinrich, Kreisger.-Rath zu Brandenburg 1260. Dr. Langwagen, Arzt zu Oelsnitz 1148. Dr. Lauer, Privatdocent zu Anklam 56. Laun, Pfarrer zu Zschepplin 879. v. Lebbin, Lieut. zu Straßburg 1029. Frhr. v. Ledebur, Generallieut. zu Hamm 954. Dr. Lehmann, Arzt zu Berlin 423. Leibundgut, ehem. Gerichtspräsident zu Bern 1263. Leinveber, Major zu (?) 1269. v. Leipziger, Domherr zu Leipzig 503. v. Leithold, Premier-Lieutenant zu Berlin 1255. Lempfert, Oberger.-Advokat zu Altona 652. Lenke, Pfarrer zu Sornzig 938. Lennertz, Priester zu Aachen 466. Lenz, Pfarrer zu Wenge 911. Leo, Oberstlieut. zu Mainz 1357. Leonhard, Pastor zu Lauban 76. Dr. Leps, Superint. zu Neu-Ruppin 641. Lesser, Oberstlieut. zu Rendsburg 958. Lessing, Herausgeber d. berliner voß'schen Zeitung zu Berlin 1196. v. Lettow, Rittmeister

zu Schloß Penſin bei Stargard 1285. Leuchtenberg, Vorſteher d. Muſikinſtituts zu Berlin 707. Levit, Diakonus zu Süderau 241. v. Leyſer, Sek.-Lieutenant zu (?) 417. von Lichnowska, Baroneſſe Louiſe, Aebtiſſin zu Halle 536. Lieberkühn, Gutsbeſitzer zu Kranichborn 207. Dr. Liederer v. Liederskron, Vorſteher einer Erzieh.-Anſtalt zu Erlangen 41. v. Lilienſtein, Lieut. zu Schleswig 1060. Limborg, Lehrer zu Meurs 474. Lindauer, Biſchof zu Budweis 797. Lindig, Buchhändler zu Salzburg 1217. Dr. v. Lingen, Senator zu Bremen 276. Linhard, App.-Ger.-Rath zu Paſſau 213. Lipten, Kreisgerichts-Rath zu Stettin 313. Littrow, Landwirth zu Biſchoffteinitz 413. Löper, Gen.-Landſchaftsrath zu Wedderwill 286. Lörick, Landrath zu Neuß 849. Dr. Löſcher, Kand. d. Theol. zu Leipzig 1107. Löwe, Bürgermeiſter zu Döbeln 769. Löwenſtein Wertheim-Freudenburg, Prinz Philipp zu, zu Wildbad 896. v. Loga, Prem.-Lieutenant zu Friedrichſtadt 1114. Lucht, Landpfennigmeiſter zu Wöhrden 344. Ludwig, Eliſabethe Wilhelmine, Dichterin zu Augsburg 138. Lückerath, Lehrer zu Hennef 449. Lüders, Bürgermeiſter zu Handſchuchsheim 974. Lüntzel, Juſtizrath zu Hildesheim 1240. Lüpke, Kanzleiſekretär zu Berlin 399. Lütke, Landſchaftsmaler zu Berlin 478. Gr. v. Lüttichau, Major a. D. zu (?) 1071. Lukas, Sekretär zu Berlin 1300. v. Madai, Profeſſor zu Gießen 104. Mäder, Steuerrath zu Altenburg 376. v. Manteuffel, Hauptm. zu Leſtin 1301. Marc, k. ruſſ. Kommerzienrath zu Arolſen 1280. Dr. Marchand, Profeſſor zu Halle 134. v. d. Marck, Landrentmeiſter zu Arnsberg 32. Moritzi, Profeſſor zu Chur 682. Markmann, Pfarrer zu Niederwenigen 936. Marquardſen, Schullehrer auf Nordſtrand 460. Dr. Martin, Domdekan zu Freiburg im Breisgau 261. v. Maſſow, Major auf Hohenwalde 1257. Mattenheimer, Konſervator d. königl. Gemäldegallerie zu München 99. Dr. Mau, Profeſſor zu Kiel 153. Maucler, Kammerherr zu Paris 581. Mechetti, Hof-, Kunſt- u. Muſikalienhändler zu Wien 866. Dr. Medicus, Hofrath zu München 172. Dr. Meding, Arzt zu Dohna 158. Meier, Eiſenbahneinnehmer zu Wolfenbüttel 978. Meißner, Prediger zu Vehlow 770. Meir, Oberförſter zu Fürſtenwalde 555. Mellin, Bauinſpektor zu Neuſtadt-Eberswalde 943. Mende, Orgelbaumeiſter zu Leipzig 146. Meng, Pfarrer zu Erſchwil 206. Graf v. Mengerſen zu Dresden 1194. Menſch, Kriegsrath zu Dresden 1205. Menzel, Pfarrer zu Altenburg b. Zittau 415. Merat, Pfarrer zu Genevez 1139. Dr. Merkel, Privatgelehrter auf einem Gute b. Riga 77. Mette, k. preuß.

Oberarzt zu (?) 1358. Mettenius, Bankier zu Brüssel 368. v. Mettingh, geh. Legationsrath zu Berlin 1312. Mettler, Regier.-Rath zu Arth 381. Metz, Oberger.-Rath zu Mainz 1223. Meyer, Justizrath zu Berlin 765. Meyer, Weinhändler zu Altona 930. Mielisch, Polizeikommissarius zu Berlin 340. v. Miltitz, Major zu Prenzlau 1309. Mitsdörffer, Regier.-Sekretär zu Düsseldorf 1164. Möbius, Pfarrer zu Paitzdorf b. Ronneburg 15. Dr. Möhring, Arzt zu Prenzlau 728. v. Möllendorff, Ober-Landesger.-Rath zu Merseburg 289. Möller, erster Kompastor zu Altona 53. Möller, Professor zu Frankfurt 792. Möllhausen, Superint. zu Teplitz 856. Mötzel, Handelsmann zu Nördlingen 776. Mohs, Kammermusikus zu Berlin 1049. Molinari, Kommerzienrath zu Breslau 801. Moos, Professor zu Zug 1153. Dr. Morstadt, Professor zu Heidelberg 300. Mothes, Oberförster zu Sitzenroda 1282. Mottau, Rechtsanwalt zu Franzensbad 892. Moye, Oberstlieuten. zu Kassel 1211. Mühlmann, Buchhändler zu Halle 653. van der Muelen zu Koblenz 470. Müller, Apotheker zu Chemnitz 788. Dr. Müller, Domkapitular zu Köln 702. Müller, Hofrath zu Dresden 390. v. Müller, Kammerherr zu Weimar 1306. Müller, Kantonsschüler zu Aarau 1126. Müller, Land- u. Stadtgerichts-Rath zu Nordhausen 414. Müller, Major zu Kolberg 752. Müller, Major zu Jena 669. Müller, Oberger.-Direktor zu Marburg 427. Müller, Prediger zu Potsdam 1275. Müller, Prediger zu Wonsbeck 249. Müller, Professor zu Berlin 1256. Müller, Rentamtmann zu Kaltennordheim 1088. Müller, Superint. zu Liegnitz 194. Müller, Zeichnenlehrer zu Zittau 47. Münch, k. pr. Sek.-Lieutenant zu (?) 476. Muff, Pfarrhelfer zu Luzern 782. v. Muralt, deutsch-reform. Pfarrer zu St. Petersburg 36. Dr. Nagel, Hauptm. zu Baden-Baden 1140. von Nassau, Prinz Moritz, zu Wien 519. Nath, Oberhüttenbauinspektor auf d. Hüttenwerk Zanzhausen 1050. Natz, Handelskonsul zu Genua 800. Naumann, Postmeister emer. zu Döbeln 323. Dr. Neander, Oberkonsist.-Rath zu Berlin 125. Nebske, Bakkalaureus d. Medicin zu Löbau 1209. Dr. med. Nehse zu Kösen a. S. 725. Frhr. v. Neimans, Regier.-Direktor zu Speyer 1133. Graf v. Neipperg, k. k. östr. Major zu Stuttgart 1344. Dr. Neubeck, Hofrath zu Steinau 174. Dr. Neuber, Physikus zu Meldorf 247. Dr. Neubert, Oberarzt zu Oschatz 295. Neuffer, Großhändler zu Regensburg 694. Neumann, Kastellan auf Schloß Landsberg b. Meiningen 1329. Neumann, Oberlehrer zu Bernstadt 1064. Neumann, Pfarrer zu Langenau 14. Dr. Neumann, Regier.-Rath zu Trier 199. Neuß, Hauptm. zu Stettin 1286. Nieder-

heitmann, Zolldirektor zu Bleckede 568. Niedlich, Kanzleirath zu Berlin 504. Niemeitz, Major zu Lübeck 404. Niemeyer, Zolldirektor zu Verden 726. Nientidt, Pfarrer zu Altschermbeck 445. Niesemann, Steuereinnehmer zu Frechen 703. Niethe, Bürgermeister zu Friedeberg i. d. Nmrk. 916. Nithack, Lieuten. zu Berlin 1030. Noack, Kanzleiassistent zu Halle 456. Nobiling, Justizrath zu Berlin 634. Dr. Nösselt, Gymnas.-Professor zu Breslau 70. Nöther, emer. Oberpfarrer zu Radeburg 997. Nöthling zu Altona 1317. Nollain, Steuerinspektor zu Dresden 507. Dr. Nonweiler, evangel. Pfarrer zu Mainz 82. Normann, Hauptmann zu Berlin 1082. North, Steuerrath zu Rudolstadt 677. v. Nostitz-Drzewiecki, Zoll- u. Steuerdirektor zu Dresden 614. Obenaus, Oberpred. zu Garz a. d. O. 713. Freiherr v. Oberkamp, Geheimerath zu München 897. Dr. Oehlenschläger, Konferenzrath u. Professor zu Kopenhagen 19. Oehler, Aebtissin zu Magdenau 188. Oehler, Kaufmann zu Krimmitzschau 489. M. Oehme, Oberpfarrer zu Dohna 746. Oelrichs, Major a. D. zu Danzig 597. Dr. Oemler, Oberger.-Assessor zu Posen 840. Dr. Oertel, Gymnasial-Professor zu Ansbach 92. v. Oertzen, Hauptm. zu Spandow 657. Dr. Oesterlen, Medicinalrath zu Stuttgart 1185. von Oesterreich d'Este, Erzherzog Ferdinand, österr. Feldmarschall in Schloß Ebenzweier b. Gmunden 1215. Ohm, Haupteinnehmer zu Bremen 857. Frhr. v. Oldersbausen, Erbmarschall zu Eisenach 569. Dr. Olivier zu Berlin 505. v. Olszewski, Major zu Berlin 744. Opitz, Apotheker zu Tempelburg 1320. Oßenkop, Domäneneinnehmer zu Wolfenbüttel 948. v. d. Osten, Rittmeister zu Driesen 923. v. Osterwald, Ingenieur zu Neuenburg 236. v. Ostrowsky, Prem.-Lieutenant zu Franzburg 1135. Frhr. v. Otterstedt, preuß. wirkl. geh. Rath u. Gesandter in Baden zu Baden-Baden 59. Otto, Regier.-Rath zu Berlin 441. Ovenbeck, k. preuß. Prem.-Lieutenant zu (?) 347. Graf v. Oyen zu Fürstenstein, Gen.-Lieutenant zu Morges 442. Dr. Paalzow, Präsident zu Berlin 398. Padberg, Pfarrer zu Bonderath 418. Frhr. v. Palombini, Feldmarschall-Lieut. zu Grochwitz 635. v. Pape, Landrath zu Schwetz 683. Pardonnet, Wechselsensal auf seinem Landgute bei Lausanne 664. Patz, Kaufmann zu Oelsnitz im Voigtl. 575. Dr. Pauli zu Göttingen 361. Pauli, reitender Förster zu Schimmerwalde 382. Dr. Paulßen, Ob.-App.-Ger.-Rath zu Jena 195. Pauly, Ob.-Landesger.-Assessor zu Warburg 377. Huber, Frhr. v. Pennig, Oberst zu Innsbruck 106. Perron, Rektor zu Sitten 1264. Perschke, Kanzleiinspektor zu Marienwerder 405. Peters, Kreis-Thierarzt zu Bonn 747. Petersen-Schmidt, Kanal-Kontroleur zu

Rendsburg 562. Petersilie, Geleitsamtmann zu Weimar 623. Petri, Konsistorialrath zu Fulda 108. Dr. Petri, Kirchen- u. Schulrath zu Schwerin 1175. Petri, Regier.-Präsident zu Detmold 479. Dr. Pettenkofer, Hofapotheker zu München 45. Pfannenschmid, Bürgermeister zu Neersen 766. Dr. Pfeiffer, geh. Legationsrath zu Berlin 480. Pfeil, Regier.- u. Forstassessor zu Breslau 998. Pfleger, Stadtrath u. Apotheker zu Aarau 1095. Pflugbeil, Oberlehrer zu Freiberg 1002. Pfluger, Abt zu Mariastein 223. Frhr. v. Pflummern, Vestungskommandant zu Landau 732. Dr. phil. Philippi, Hofrath zu Elberfeld 884. Philipponat, Guardian d. Kapuzinerklosters zu Freiburg 203. Piaste, Rechnungsrath zu Berlin 1287. Pictet, General zu Genf 369. Pierer, Major a. D. und Verlagsbuchhändler zu Altenburg 89 u. 257. v. Pirch, Hauptm. a. D. zu Hohendorf 1018. Edler v. d. Planitz, Hauptmann a. D. zu Dresden 363. Plaschnick, Universitätsgärtner zu Leipzig 105. Dr. Plathner, Domänendirektor zu Göttingen 79. Plüddemann, Kommerzienrath zu Kolberg 670. Dr. med. Pohl zu Großenhain 556. Mg. Pohl, Professor zu Leipzig 34. Pokorny, Theaterdichter zu Wien 912. Dr. Pollitz, Archidiakonus zu Oldenburg 133. Porkels, Magarethe, zu Braunschweig 348. v. Posek, Landjägermeister zu Weimar 364. Dr. Post, Senator zu Bremen 1036. v. Praschma, Gräfin Louise, zu Salzburg 767. Prehn, Amtm. zu Reichenbach 1258. Preßler, Lehrer zu Mülheim 524. Waldemar, Prinz v. Preußen zu Münster 1. Dr. med. Prevost zu Genf 490. Proband, Hauptm. zu Arnstadt 1085. Prössel, Ob.-Kommissär zu Meißen 383. Frhr. v. Proff-Irnich zu Hennef 955. Frhr. v. Proff-Irnich, Rittmstr. zu Bukovar 328. Prosch, Postsekr. zu Bremen 802. Gr. Przebendowski, Hauptm. zu Hellingbeck 858. Püschel, Pfarrer zu Zangenberg 1340. Quadt, Major zu (?) 400. v. Quelm, Kirchspielvogt zu St. Margarethen 1330. Queloz, Pfarrer zu Cornol 649. Dr. med. et chir. Radecke zu Hamm 1244. Dr. Rademacher, Stadtphysikus zu Goch 240. Rädle, Kantonrichter u. Notar zu Freiburg 448. Raffel, geh. Kanzleirath zu Berlin 1079. v. Rapacki, Steuerrendant zu Kulm 357. Raschig, Pfarrer zu Krandorf 761. Raßmann, Musiker zu Oran 214. v. Rauch, Generallieutenant zu Berlin 757. v. Rauffendorff, Major a. D. zu Krossen 666. Redslob, Lehrer u. Literat zu Berlin 618. Frhr. v. Redwitz, k. bayer. Kämmerer zu München 1225. Frhr. v. Redwitz, k. k. pens. Rittmeister zu Bamberg 1150. Dr. Reer zu Berlin 889. Reh, Rittmeister zu Friedrichshoff 371. Reichard, Maler u. Zeichnenlehrer am Gymnas. zu Schleusingen zu Suhl 1056. Reichardt, Schullehrer zu Trockenborn 1169. v. Reichenbach, Hauptmann zu Frank-

furt a. d. O. 1011. Reichhelm, Juſtizrath zu Labes 712. Baron v. Reiffenberg, Mitglied d. Akademie zu Brüſſel 611. Reimann, Prem.-Lieutenant bei Idſtedt 867. Reinecke, Paſtor emer. zu Kirchbrank 819. Reinecke, Stallmeiſter a. D. zu Wolfenbüttel 946. Dr. Remer, geh. Medicinalrath zu Breslau 231. Rennebaum, Rechtsanwalt zu Dinkelsbühl 69. Renner, Bauinſpektor zu Sagan 1031. Reſchke, Bürgermeiſter u. Advokat zu Leisnig 739. Reuther, Pfarrer zu Hennersdorf 1270. Graf v. Reventlow-Criminil, geweſ. Oberpräſident zu Altona 110. Rhey, Kaplan zu Bellikon 660. Richter, emer. Direktor d. Gymnaſium zu Guben 949. Richter, Kanzleidirektor zu Weſel 353. Richter, akadem. Maler zu Wien 517. Dr. Richter, Privatgelehrter zu Dresden 72. Richter, Frau Dorothea Eleonore, geb. Deahna zu Meiningen 116. Frhr. v. Richthofen, Landrath zu Militſch 1025. Dr. jur. Riedel, Regier.-Rath zu Breslau 1321. Rieſe, Kreisamtsregiſtrator zu Leipzig 1014. Ritſchard, Großrath zu Oberhofen 736. Rittell, Kandidat d. Theol. auf dem Schloſſe Gottorf 1086. Ritter, Kammerrath zu Gotha 450. Ritter, Rath zu Kottbus 112. Ritter Röder, Ober-Hütteninſpektor zu Kupferhammer b. Neuſtadt-Eberswalde 901. Römmer, Lehrer zu Oſchersleben 969. Röſſelet, Oberſtlieut. zu Bern 500. Rößler, Doktor d. Medicin zu Forſt 1251. Rößler, Oberlehrer zu Großenhain 1226. v. Rohr, Lieutenant zu Altona 452. Dr. v. Rohr, Regier.-Chef-Präſident zu Teplitz 917. Rohrbach, Kreisger.-Sekretär zu Berlin 764. Rohrer, Pfarrhelfer zu Seliſberg 193. v. Rohrſcheidt, Major zu Zitzſchewig 745. Roller, Paſtor zu Lauſa 992. v. Roques, Oberſtlieut. zu Kaſſel 123. Roſcher, Advokat zu Zittau 733. Roſenmeyer, Kommiſſ.-Rath zu Warburg 437. Roſnowsky, Maler zu Mitau 1283. P. Rothenflüe, Jeſuit zu Dole 1101. Rottmann, Maler zu München 122. Rubach, Buchhändler zu Köpnick 419. Rudowski, Ingen.-Lieuten. zu Köln 1096. Rühl, Oberbürgermeiſter zu Hanau 129. Dr. Rüttinger, Profeſſor zu Bamberg 204. v. Rürleben, Rittmſtr. z. Bädra 282. Ruff, Kreisger.-Direkt. zu Helmſtedt 918. Rummel, Steuereinnehmer zu Köln 817. Dr. Rumpelt, Arzt zu Dresden 88. Dr. Rumpf, Med.-Aſſeſſor zu Bamberg 60. Rumpf, Schullehrer zu Großenbuſeck 811. Runde, Domänenrath zu Liebenwalde 661. Runge, Paſtor zu Sudenburg 823. Ruſch, Pfarr. zu Gottlieben 1202. Dr. Rutz, Regim.-Arzt zu Aſchaffenburg 1190. Sachau, Hauptm. zu Kiel 787. Dr. Sachs, Oberrabiner zu Litſchkau 645. v. Saldern, Kammerher zu Ober-Salzbrunn 919. zu Salm-Horſtmar, Rheingräfin zu Varlar b. Coesfeld 225. v. Sanden, Major zu (?) 493. Sarnow, Apotheker zu Lübz 545. Dr. Schadow, Bild-

hauer u. Direkt. d. Kunſtakad. zu Berlin 21. Schaffgotſch, Gräfin Klara, zu Berlin 1313. Schau, Schullehrer zu Heilingen 443. Schaubach, Profeſſ. zu Meiningen 208. Scheder, Kopiſt zu Kiel 1065. Scheffler, Hofrath zu Berlin 498. Scheider, Revierförſter zu Henſtedt 584. Schellbach, Lehrer zu Berlin 1328. Schelske, Kreisger.-Rath zu Marienburg 1054. Schenk, Advokat zu Bautzen 1216. v. Schepke, Lieut. zu Kopenhagen 1015. Scherer, Pfarrer zu Lülsdorf 609. Dr. v. Scheurlen, Direktor zu Stuttgart 287. Schieffers, Pfarrer zu Geiſtingen 773. Schiffer, Prediger zu Niewiſch 1089. Dr. Schiller, Arzt zu Kempen 1252. Schilling, Advokat zu Köſen 950. Schinkel, Prediger zu Lohme 697. v. Schintling, Oberſtlieut. zu Regensburg 75. Schläpfer, Landammann zu Herisau 537. v. Schlegel, Major zu Weimar 624. Schlegel, Stadtger.-Aſſeſſor zu Altenburg 1277. Dr. Schleinitz, Superintendent zu Pirna 169. Schleth, Lieut. zu (?) 667. Schlichting, Hauptm. zu Zinna 1115. Dr. med. Schlipalius zu Leipzig 691. Schlömer, Kirchſpielsarzt zu Weſſelburen 1265. Frhr. v. Schloißnigg, Bankdirekt. zu Wien 708. Schmalz, Ober-Ger.-Refer. zu Greiz 956. Schmalz, Amalie, Sängerin zu Berlin 211. v. Schmeling, Oberforſtmſtr. zu Lüdenhagen 628. Dr. med. v. Schmid zu Baden 1006. Schmid, Oberſt zu Buenos Ayres 453. v. Schmiedeberg, Rittmſtr. zu Cunow 740. Schmidt, geh. Regier.-R. zu Weimar 475. Dr. Schmidt, Gymnaſ.-Lehrer zu Torgau 149. Schmidt, Hauptmann zu Grafſchaft 1127. Schmidt, Oberſteiger zu Hammersthal 307. Schmidt, Pfarr. zu Soeſt 341. Schmidt, Pred. zu Hakenberg 457. Schmidt, Profeſſor zu Altenburg 168. Schmidt, Rechn.-Rath zu Berlin 329. Schmidt, Rittmſtr. zu Hirſchfelde 1182. Schmidt, Schiffskapitän zu Wallbruch 557. Schmidt, Superint. zu Quedlinburg 994. Schmidtgen, Frau Johanne, Sängerin zu Biberich 539. Dr. Schmieder, Profeſſ. zu Kaſſel 187. v. Schmiel, Oberſt zu Aarau 1345. v. Schmitt, App.-Ger.-Präſident zu München 438. Dr. Schmitt, Kreisger. Vicepräſident zu Mainz 252. Dr. Schmitthenner, Regier.-Rath zu Gießen 111. Schmorl, Poſtmſtr. zu Oſchatz 816. Schnabel, Paſtor zu Kleinfiſchbach 444. Schnabel, Senator zu Dresden 1134. Schnabel, Superint. zu Hildesheim 906. Dr. Schneemann, Univ.-Profeſſor zu München 67. Schneider, Hauptm. zu Verona 1007. Schneider, Patrim.-Richter zu Ippesheim 674. Schneider, Stadt Direktor zu Goldberg 1307. Dr. jur. Schnell, Auskultant zu Schleswig 620. Schober, Regier.-R. zu Linz 798. Schödel, Kantor zu Kirchhain 68. Schön, Alt-Landſchreiber zu Zug 1008. v. Schönberg, Kammerjunker zu Tanneberg 1314. Schönberger, Lehrer zu Kremsmünſter 815. Schöne, Poſtmſtr. zu Pretzſch 920. Schorn, Maler zu München 178. Schotterlins, Poſtmeiſter zu Braunſchweig 538.

Schrader zu Schleswig 959. Schraidt, Finanzrath zu Koburg 525. Schramm, Oberſtlieut. zu Magdeburg 924. Schröder, Gutspächter zu Müſſen 290. Dr. Schröder, Oberlehrer zu Braunſchweig 239. Schröder, Rittmeiſter zu Nübbel 1324. Schröer, Profeſſ. zu Preßburg 656. Schröter, Paſtor zu Zellin 3. Schrötter, Rentmſtr. zu Lenzen 902. Schubert, Kapellmeiſter zu Petersburg 737. Schüßler, Advok. zu Leipzig 1128. Dr. jur. Schütte, Hofr. zu Bremen 491. Schütz, Hofſchauſpielerin zu Braunſchweig 268. D. Schütze zu Weißenfels 1110. Schütze, Oberprediger zu Stadthagen 132. Schugt, Kaufmann zu Bonn 585. Schuhmann, Paſtor zu Skeitbar 615. Schultheis, Konſiſt.-Rath zu Kleve 501. Schultheis, Pfarr. zu Golzheim 684. Dr. Schultze, Kreisphyſikus zu Spandow 612. Schultze, Kriminal-Dir. zu Halle 1297. Schultze, Landger. Advokat zu Pinneberg 1289. Schulz, Kreis-Juſtizr. zu Soldin 951. Schulze, Amtsverweſer zu Radeberg 1097. Schulze, Buchhändler zu Bautzen 171. Schulze, Hofrath zu Gotha 212. M. Schulze, Paſtor zu Sauſedlitz 1074. Dr. Schumacher, Arzt zu Bremen 619. Dr. Schumacher, Profeſſor d. Aſtron. zu Altona 229. Schumann, Landſchaftskalkul. zu Weimar 1294. Schuſter, Hofopernſänger zu Dresden 1057. Dr. Schuſter, Zeitungs-Red. zu Frankfurt a. M. 93. Dr. Schwab, Mitgl. d. Konſiſtoriums zu Stuttgart 191 Schwabe, Kriminal-R. zu Weimar 432. Dr. Schwanbeck, Mitredakt. d. köln. Ztg. zu Köln 10. Schwartz, Droguiſt bei Friedrichſtadt 1116. Dr. Schwarz, Paſtor zu Wiek 406. v. Schwarzhuber, Geſandter zu Konſtantinopel 1235. Schweizer, Dekan zu Wyla 891. P. Schweizer, Miſſionär z. Thomſon 629. Schwerdtfeger zu Rendsburg 1062. Schwerdtfeger bei Idſtedt 868. Frhr. v. Seckendorff, Hauptm. zu Kiſſingen 613. v. Seebach, Oberſt zu Gotha 1154. Dr. Seidenſchnur, Arzt zu Dresden 392. Seiling, Gymnaſ.-Lehrer zu Neeſen 999. Seitz, Kanonikus zu Regensburg 181. Dr. Seligo, geh. Ob.-Tribunalr. zu Berlin 793. Selz, Apotheker zu Neuß 439. Sembach, Officier bei Friedrichſtadt 1117. Senger, Poſtkommiſſarius zu Danzig 1184. Senfft v. Pilſach, Oberſt zu Poppelsdorf 392. Sanens v. Senſenſtein, Schauſp. zu Wien 370. Seubert, Arzt zu Alzey 781. Seyffarth, Prem.-Lieut. zu Niederwutzſchwitz 540. Siebmann, Juſtizr. zu Berlin 818. Siebmann, Oberamtmann zu Roſtock 874. Siecke, Archivrath zu Berlin 1271. Siegel, Diakonus zu Leisnig 586. Siemens, Amtsrath zu Lutter am Barenberge 384. P. Simmen, Jeſuit zu Rom 1141. Siry, Oberpoſtmſtr. zu München 126. Söchting, Pred. zu Rohrbeck 317. Graf zu Solms und Tecklenburg, Oberſt zu Dresden 1170. Solterbeck, Sekret. zu Keltingbuſen 548.

****

Sonderburg bei Idſtedt 869. v. Sonnenberg, General zu Luzern 57. Späth, Oberamtswundarzt zu Münſingen 1136. Spaltholz, Major zu (?) 834. Spieß, Paſtor zu Dettum 319. Staats, Juſtizr. zu Prenzlau 1176. Staberow, Gen.-Poſtamts-Sekr. zu Berlin 939. Stäber, Advokat zu Chemnitz 8. Stäps, Hofadv. zu Weimar 1173. Stävie, Rath zu Halberſtadt 220. Stamm, Vicekirchner zu Altenburg 570. Starcke, Kanzleir. zu Berlin 428. Starklof, geh. Hofr. zu Oldenburg 1151. Staudinger, Advokat zu Neukirchen 288. Stavenhagen, Kaufm. zu Dresden 558. Steeger, Advokat zu Stollberg 698. Steffenſen, Schullehrer zu Flensburg 130. Steiger, Pfarr. zu Wattwyl 256 Steigmayer, Pfarr. zu Sulz 1162. Steinbrück, Paſtor zu Wollin 688. Steinhäuſer, Pfarr. zu Planſchwitz 385. Steinmetz, Inſtitutsvorſt. zu Altona 162. v. Stemvel, Hauptm. zu Köslin 1261. Dr. Stephani, Kirchenrath zu Gorkau 226. Stiebritz, Prediger zu Potsdam 1165. Stiller, Bürgermſtr. zu Angermünde 458. Stöpel, Oberſtlieut. zu Stralſund 699. Stollberg, Kreisrichter zu Weißenſee 471. Dr. Stomps, Juſtizrath zu Lobberich 559. Dr. Stoppani zu Ponte Treſa 820. v. Stoſch, Gen.-Lieut. bei Frankfurt a. M. 433. Stoſch, Pred. zu Gorgaſt 704. Stratmann, Apoth. zu Salzkotten 790. Straub, Major zu Hall 1159. Straub, Pr.-Lieut. zu Torgau 970. Niembſch Edler v. Strehlenau (Nikol. Lenau), Dichter zu Oberdöbling 156. Stremmel, Rentmſtr. zu Berleburg 605. Strikker, Oberregiſtr. zu Schievelbein 1352. Ströbel, geh. Regier.-R. zu Poſen 420. Stübing, Pred. zu Trebatſch 1171. v. Stückradt, Major zu Torgau 979. Stürmer, Diviſionspred. zu Torgau 993. Stuhr, Kaufmann zu Flensburg 434. Frhr. v. Sturmfeder, Kammerherr zu Oppenweiler 461. v. Sturz, Rittergutsbeſ. zu Unterleiterbach 729. Stutzer, Sekondlieut. zu Braunſchweig 853. Stuve, Juſtizr. zu Köln 1237. Styger, Landamm. zu Schwyz 1227. v. Süskind, Staatsr. zu Stuttgart 1123. Sulzer, Alt-Regier.-R. zu Winterthur 646. Tanzer, Advokat zu Leipzig 1019. Graf v. Tattenbach, Generallieut. zu München 1124. v. Tavel, Alt-Rathsh. zu Bern 1346. v. Tavel, Officier zu Bern 700. v. Tempsky, Kammerherr zu Berlin 960. Tenner, Lehrer zu Merſeburg 28. v. Tettau, Sekondlieut. zu (?) 342. Tertor, Schulr. zu Stettin 96. Thalbitzer, Oberſtlieut. zu Rendsburg 975. Dr. Thalheim, Arzt zu Ebersbach 587. Thaulow, Prof. zu Chriſtiania 965. v. Thielau, Lieut. zu (?) 1075. Dr. Thienemann, Präſid. zu Altenburg 1037. Dr. Thomas, Oberſtabsarzt zu Nienburg 1145. Frhr. v. Thüngen, App.-Ger.-Präſid. zu Aſchaffenburg 113. Dr. Thuleſius, Amtmann zu Bremerhaven 821. Thurmann, Schullehrer zu Pröbdorf 386. Tilike, Amtm. zu Netzow 1327. Dr. med. Titzſchkau zu Rathenow 833.

Dr. Toben, Kreisphyſikus zu Jever 431. Tomaczek, Komponiſt zu Prag 64. Tondeur, Kommiſſ.-R. zu Berlin 1325. Traunſteiner, Apoth. zu Kitzbühl 54. Trenn, Bildhauer zu Berlin 1245. Tritter, Förſter zu Modlau 1038. Tröbert, Juſtizamtm. zu Nordheim 362. Trommershauſen, Konrekt. zu Köln 1129. Trübsbach, Rechtskandidat zu Dresden 1353. Trützſchler, Hauptm. zu Köthen 472. Tuczek, Profeſſor zu Berlin 135. Madame Tuſſand zu London 650. Ude, Bürgermſtr. zu Gandersheim 822. Ullmann, Feldmarſchall-Lieut. zu Ingolſtadt 502. Ulrich, geh. Sekretär zu Berlin 492. v. Urlaub, Major zu Raſtadt 695. v. Uslar, Kammerjunker zu Weimar 841. P. Utinger, Ciſtercienſer im ehemal. Kloſter Paradis 1203. v. Uttenhoven, geh. Konferenzr. zu Meiningen 190. Valett, Rektor zu Bergedorf 262. M. Vater, ehem. Pfarr. v. Seifartshain zu Leipzig 63. Baron v. Vegeſack, Kreisrath zu Berlin 870. Veith, Pfarr. zu Ladendorf 1229. Verhoeven, Kaplan zu Appeldorn 291. Vernet, Alt-Syndic zu Genf 1266. Veß, Gutsinſpekt. zu Seedorf 526. v. la Vière, Obriſtlieut. zu Berlin 759. Vigener, Pfarrprobſt zu Belecke 521. v. Vincenti, Gen.-Lieut. zu München 166. v. Viollier, Kammerh. zu Heidelberg 1197. Dr. Völkner, Arzt zu Sebnitz 1118. Dr. Vogel, Gymn.-Lehrer zu Plauen 777. Vogelſang, Alt-Regier.-R. zu Solothurn 573. Dr. Voigt, geh. Hofr. zu Jena 218. Voigt, Hofr. zu Delitzſch 846. Voigt bei Idſtedt 871. Volborth, Konſiſtorial-R. zu Niederſachswerfen 571. Volkmann, Buchhändler zu Stralſund 1003. Vollertſen bei Friedrichſtadt 1092. Wachenhuſen, Kanzlei-Dir. zu Schwerin 85. v. Wackerbarth, Reichsgraf zu Zitzſchewig 86. Dr. med. Wagner, zu Ronneburg 292. Dr. jur. Wagner, geh. Hofr. zu Altenburg 1186. von Wahlen-Jurgaß, Major zu (?) 689. Wahlert, Rektor zu Lippſtadt 630. Waldmann, Oberpred. zu Buckow 709. Waldſchmidt, Bürgermſtr. zu Wetzlar 762. v. Wallmenich, Rath zu Augsburg 372. Wallmouth, Oberſtlieut. zu Berlin 1347. Wange, Paſt. zu Jahna 378. Frhr. v. Wangenheim, würt. Staatsminiſt. zu Koburg 128. Wankmüller, Dekan zu Hindenlang 654. Dr. Watermeyer, Oberger.-Anwalt zu Bremen 826. Weber, Gemeindeamm. zu Lichtenſteig 738. Dr. Weber, Gymn.-Direkt. zu Bremen 248. v. Wedell, Hauptm. zu Bergau 980. Weichelt, Wachtmſtr. zu Berlin 1318. Weidenmann, Genremaler zu Winterthur 754. Dr. Weihenmaier, Kand. d. Theol. zu Stuttgart 808. Weinich, Stadtger.-Aktuar zu Leipzig 1004. Weiſe, Kollab. zu Berlin 1290. Weiß, Advok. zu Ehrenfriedersdorf 791. v. Weiß, geh. Finanzr. auf d. Rittergute Laar 578. Edler v. Weiß, Gen.-Major zu Prag 590. Dr. Weiß, Präſid. zu Bautzen 1187. v. Wemann, Gen.-Major zu (?) 320. Wendt, Seminarlehrer zu Neuwied 25. Wentzel, Kommunalſchul-

lehrer zu Berlin 1241. Wenzel, Rektor zu Zwickau 828. Wernicke, Rechtsanwalt zu Greiffenberg 591. Dr. Weſſely, geh. Hofr. zu Nordhauſen 42. Weſſendorff, Pfarr. zu Dülmen 513. Weſtarp, Oberſt zu Hamburg 658. Weſtphal, Konſiſt.-R. zu Wolfenbüttel 976. Weſtphal, Premierlieut. bei Idſtedt 872. Wetterhahn, Rittmſtr. zu Mainz 614. Dr. de Weys, Kreisphyſ. zu Iſerlohn 473. Wichmann, Oberſt zu Suderode 850. Wickart, Pfarr. zu Hermetſchwil 269. Widmer, Pfarr. zu Waldkirch 193. Dr. Wiederhold, Ob.-App.-Rath zu Lübeck 43. Wieding, Gerichtsſchreiber zu Tondern 237. Wienken, geh. Hofr. zu Oldenburg 541. Wiesmann, Amtm. zu Soeſt 401. Dr. Wildberg, Obermed.-Rath zu Berlin 1219. Wilhelm, Vicerichter zu Marbach 931. Wilkins, Hauptm. zu Berlin 1242. Willmann, Kantor zu Berlin 1295. Wilminck, Pfarr. zu Kösfeld 283. Wilmſen, Pred. zu Weißenſee 394. Windhorn, Premierlieut. zu Berlin 711. Winkler, Oberſteuer-Sekr. zu Altenburg 803. Wintersbach, Bankier zu Siegen 692. Wintrich, Landrichter zu Augsburg 308. With, Hauptpred. zu Henſtedt 209. Witt, Advokat zu Altona 157. v. Witten, Hauptm. zu (?) 387. Witthauer, Kammer-R. zu Neuwied 947. Wittich, Major zu Braunſchweig 296. Wittneven, Buchhändler zu Kösfeld 768. Dr. Wöhler, Stallmſtr. bei Frankfurt 842. v. Wölker, Premierlieut. zu Liebſchütz 485. Wohlfarth, Kirchenräthin zu Kirchhaſel 270. Wolberg, Pfarrer zu Emmerich 506. Wolf, Oberhüttenvorſteher zu Teplitz 875. Wolfensberger, Maler zu Zürich 90. Wolff, Förſter zu Pomſen 1238. Wolff, Gymn.-Lehrer zu Münſtereifel 607. Wolff, Lieut. v. d. Art. zu Dörrbach 631. Wolff, Major zu Neiße 829. Wolff, Seidenwaarenfabrikant zu Berlin 966. Wormſtall, Oberwegebauinſpekt. zu Düſſeldorf 638. Woykowski, Firma: L. Schirmer'ſche Buchhandl. zu Poſen 621. Graf v. Woyna, öſtr. Geſandter zu Brüſſel 234. Graf Wrbna, Oberſtjägermeiſter zu Wien 1000. Wunder, Prof. zu Meißen 967. Wutsdorff, Rechn.-Rath zu Berlin 983. zu Yſenburg-Meerholz, Gräfin Karoline, zu Unterliederbach 551. Zacharias, Kriegszahlmſtr. zu Dresden 642. v. Zaſtrow, Lieut. zu Ehrenbreitenſtein 1051. Zauper, Direkt. zu Pilſen 1354. Zech, Kanonik. zu Regensburg 235. Zeerleder, Amtsrichter zu Bern 1230. Zenker, Diakonus zu Geithain 885. Frhr. v. Ziegeſar, Lieut. zu Weimar 528. Zierenberg, Amtsr. zu Potsdam 665. v. Zieten, Generallieut. zu Barſikow 813. Zimmermann, Handelsgärtner zu Aarau 265. Zimmermann, Kreisdirektions-Regiſt. zu Leipzig 1087. Frhr. v. Zobel, Erbunterkämmerer zu Giebelſtadt-Darſtadt 851. Frhr. v. Zwierlein, Geheimerath zu Geiſenheim 758.

Erſte Abtheilung.

Theils vollſtändigere, theils ſkizzirte Lebensbeſchreibungen.

Nachtrag

einiger im Jahr 1849 Verstorbenen.

1. Friedrich Wilhelm Waldemar, Prinz von Preußen *);

geb. den 2. August 1817, gest. zu Münster den 19. Febr. 1849 **).

Sohn des Prinzen Wilhelm, des Bruders Königs Friedrich Wilhelm III. ***), genoß der Verewigte einer sorgfältigen Erziehung, sowohl in Berlin, als in Köln, wo er sich mit seinen Aeltern das Jahr 1831 hindurch aufhielt. Er zeichnete sich durch Herzensgüte, Freundlichkeit und Lerneifer aus, leistete in den körperlichen Uebungen gleichfalls sehr viel und war namentlich einer der kühnsten und gewandtesten Reiter. Nach der Sitte der preußischen Prinzen durchlief er die verschiedenen Stufen des Militärdienstes und war im J. 1844 bis zum Oberst aufgerückt, als ihn die Begierde, fremde Länder zu sehen und Abenteuer zu suchen, veranlaßten, eine große Reise nach Ostindien zu unternehmen. Wissenschaftlich auf's Beste vorbereitet — er war überdieß ein sehr guter Zeichner — reiste er im Herbst 1844 mit zwei Adjutanten, dem Grafen von der Gröben und von Orlich, nebst einem geschickten Arzte und Naturforscher, Dr. Hoffmeister †), von Triest ab und

*) Dieses Verstorbenen ist bereits im vorigen Jahrg. des N. Nekr. d. D. S. 1206 gedacht worden; da er jedoch einer umfassenderen Darstellung seines Lebens würdig ist, so erscheint er hier in ausführlicherer, obschon noch immer karger Darstellung.

Die Redakt.

**) Realencyclopädie für das kath. Deutschland. Bd. 72.

***) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

†) — — — — 23. — — — — S. 978.

ging über Griechenland und Aegypten bis nach Aden, der Südspitze Arabiens. Sodann verweilte er eine Woche auf der Insel Ceylon, nahm an Tiger- und Elephantenjagden unerschrocken Antheil und erstieg unter großen Mühseligkeiten Adampik. Der Prinz betrat darauf in Madras den ostindischen Boden und drang durch Nepaul, das Bathmanduthal und über den altberühmten Tempel von Bedaenath, Berge übersteigend und enge Thäler durchwandernd, bis nach Pauali-Danda vor; nur die Pferde mußten zurückgelassen werden. Jetzt begann die angreifendste Reise über die Felsenhöhen und Schneegebirge der Himalayathäler in der Richtung nach den Quellen des Ganges. Vom 21. Juni bis 4. September 1845 mußte der Prinz mit seinem Gefolge fast nur unter nassen Zelten schlafen, über Berggerölle schreiten, wo jeder Tritt unsicher war; bis an die Knie im eiskalten Wasser stehen, steile Anhänge und Gletscherwände erklettern und, mit der Axt in der Hand, Stufen in die Eismassen hauen, um hinabsteigen zu können; dazu war ein zähes Bockfleisch und ein harter Schiffszwieback mit einem Schlucke Branntwein die Kost. Die Festigkeit, mit der Prinz W. Alles ertrug und bei allen schlimmen Stellen voran war, so wie seine immer gute Laune gaben den besten Beweis für die Gesundheit seines Körpers und seines Geistes. In Simlah, der englischen Gesundheitsstation am Fuße des Gebirges, empfing den Prinzen wieder europäischer Lebensgenuß; Fest reihte sich an Fest, bis er im Oktober wieder nach Ludiana zog. Ir Pendschab drohte der Krieg der Engländer mit den Sihks, und da diese schneller, als man erwartet hatte, über den Sudletsch gingen, so brachen die Engländer unter Lord Hardinge gegen sie auf, denen sich sofort Prinz W. mit seinen Begleitern anschloß So hatte er das unerwartete Glück, den Schlachten bei Mudli am 18. Dec. 1845 und dem zweitägigen blutigen Kampfe bei Serozschah am 21. u. 22. Dec. beizuwohnen. Man sah ihn mitten im stärksten Feuer und die nach Europa gesendeten englischen Berichte rühmten einstimmig die Kaltblütigkeit und den Muth des Prinzen. Mit derselben Auszeichnung wohnte er auch am 10. Febr. 1846 der Schlacht bei Soboaon mit seinen Begleitern bei, deren Einen, den treuen Arzt, er in der Schlacht bei Serozschah hatte neben sich todt vom Pferde sinken sehen. Die Erinnerung an diesen schmerzlichen Verlust hat das liebreiche Gemüth des Prinzen nie überwinden können. Um so tiefer empfand er nun auch den am 14. April 1846 erfolgten Tod seiner edlen,

frommen Mutter*), die er nicht mehr lebend antraf, so sehr er auch eilte; denn erst in der Mitte des Juni 1846 war es ihm möglich, wieder bei den Seinigen einzutreffen. Eine Reise nach England, dessen Königin ihm den Bathorden zum Andenken an die indischen Schlachten verliehen hatte, militärische Beschäftigungen im preußischen Heere und die Vorbereitungen zur Herausgabe seines Reisewerkes füllten die Zeit bis zu den unseligen Tagen des 18. und 19. März 1848 aus. Die Revolution zerstörte auch für den Prinzen viele und schöne Hoffnungen. Er begab sich als Kommandeur einer Kavallerie-Brigade nach Münster und erkrankte hier im Juli an einem gastrisch-rheumatischen Fieber, zu dem sich ein innerliches Geschwür gesellte, über welches, trotz der jugendlichen Kraft des Prinzen, die Kunst der geschicktesten Aerzte nicht zu siegen vermochte. Denn nach einem siebenmonatlichen Krankenlager starb der Prinz ruhig und ergeben in den Armen seines Vaters und seines Bruders. — Ueber seine Liebenswürdigkeit, Wohlthätigkeit, Pflichttreue und Ehrenhaftigkeit ist unter Allen, die ihn gekannt haben, nur Eine Stimme; sein Tod ist für den Staat ein, unter jetzigen umständen, schwer zu ersetzender Verlust.

2. Placidus Hettenkofer,

Benediktiner zu Scheyern;

geb. den 26. Febr. 1782, gest. den 19. April 1849**).

Geboren zu Regenstauf in der bayer'schen Oberpfalz von wohlhabenden Wirthsleuten, und getauft unter dem Namen Joh. Georg, machte der Verewigte seine Studien in Regensburg, wo er sich nicht blos durch Fleiß und Fortschritte auszeichnete, sondern insbesondere auch durch Gottesfurcht allen seinen Mitschülern voranleuchtete. Daher war er auch der Liebling seiner Vorgesetzten, und namentlich der verstorbene P. Job, damals Professor zu Regensburg und nachher Beichtvater der Kaiserin Mutter von Oesterreich, war dem hoffnungsvollen Jünglinge in hohem Grade zugethan. Diesen und den nachherigen Weihbischof von Regensburg, den frommen Wilh. Wittmann, scheint H. sich besonders zu Vorbildern gewählt zu haben, denen er nachzustreben suchte. Nachdem er 1804 die prie-

*) Deren Biogr. siehe im 24. Jahrg. des N. Nekr. S. 225.
**) Realencyklopädie für das kath. Deutschland. Bd. 11.

ſterliche Laufbahn betreten, wirkte H. zuerſt mehere Jahre mit großem Segen in ſeinem Heimathorte und dann als Hilfspriester in Sulzbach. Seine leidende Geſundheit zwang ihn jedoch, ſich nach Ingolſtadt auf ein Beneficium zurückzuziehen. Von da wurde er als Beichtvater in das Kloſter der Saleſianerinnen und als Inſpektor des dortigen Inſtitutes nach Indersdorf berufen und überſiedelte ſpäter mit demſelben nach Dietramszell. In dieſer doppelten Stellung wirkte er mit ſolcher Liebe und ſegensreicher Anerkennung, daß er nie eine Beförderung ſuchte, ungeachtet es ihm bei ſeinen Kenntniſſen und Verbindungen ein Leichtes geweſen wäre, eine ſolche zu finden. H. war Prieſter im vollen Sinne des Wortes; er gehörte nie ſich ſelbſt, ſondern nur Andern an. Er war faſt über Vermögen wohlthätig; namentlich iſt ſein Vaterort Zeuge hiervon, wo er durch ſeine Bemühungen und Freigebigkeit arme Schulſchweſtern erhielt, die nun ſeit mehreren Jahren höchſt ſegensreich daſelbſt wirken. Eines bedauerte er ſtets, nämlich, daß ſein Leben in eine Zeit fiel, wo es ihm in ſeinem Vaterlande nicht möglich war, in einen geiſtlichen Orden zu treten. Mit vorzüglicher Neigung war er den Jeſuiten zugethan und Mitglied ihrer Geſellſchaft werden zu dürfen, hätte er für das Höchſte gehalten, was er hienieden erreichen konnte. Als indeſſen der Benediktinerordern in Bayern wieder hergeſtellt wurde, ſollte ſich der langgehegte Wunſch des frommen Mannes am Abende ſeines Lebens noch erfüllen. Er bat um die Aufnahme in das Kloſter zu Scheyern, und es ward ſeinem Verlangen willfahrt. Die Kloſterpforten öffneten ſich, und der faſt 62jährige Greis trat als Novize ein. Ein Jahr darauf, 14. Sept. 1843, legte er die feierlichen Gelübde ab und fühlte ſich jetzt, während er früher häufig kränkelte, zu nicht geringem Staunen Aller wie verjüngt. Indeſſen ſollte die irdiſche Pilgerfahrt H.'s doch nicht lange währen; ſeine Ausſaat war reif, er ſollte heimkehren, um dort einzuernten. Am 15. April 1849 warfen ihn außerordentlich große Schmerzen auf das Krankenbett, und ſchon am 19. war er eine Leiche. Höchſt erbauend waren noch die letzten Lebenstage des Verblichenen; mit himmliſcher Geduld ertrug er ſeine Schmerzen, nicht der leiſeſte Laut des Unwillens entfuhr ſeinen Lippen, im Gegentheil war Alles, was er in ſeiner Krankheit ſprach, nur ein Ausdruck ſeiner innern Ergebenheit in den göttlichen Willen.

* 3. Johann Friedrich Karl Schröter,

Paſtor zu Zellin in der Neumark;

geb. den 18. Jan. 1807, geſt. den 27. Juli 1849.

Er war der älteſte Sohn des Kürſchnermeiſters, Chriſtian Samuel Schröter zu Bernburg und deſſen Gattin, Eliſabeth geborne Korte. Vom 6. bis zum 10. Jahre beſuchte er bei einem alten ſehr berühmten Lehrer, dem Kantor Lutze in der Schloßgemeinde zu Bernburg, die Elementarſchule. Mit dem 10. Jahre trat er in das Gymnaſium, durchlief aber deſſen Klaſſen ſo ſchnell, daß er bei ſeiner Konfirmation, im 15. Jahre, bereits in Prima ſaß. Mit 17¼ Jahren bezog er, Michaelis 1824, die Univerſität Halle, um Theologie zu ſtudiren. Daß ſich an einen ſolchen talentvollen und fleißigen Jüngling, der zugleich höchſt geſittet und beſcheiden war, die herrlichſten Hoffnungen anknüpften, bedarf kaum der Andeutung. So wie ihn daher die allgemeine Liebe ſeiner Lehrer nach der Univerſität begleitete, ſo erwarb er ſich auch dort in allen Kreiſen, in denen er bekannt wurde, ſehr bald allgemeine Achtung und Zuneigung. Nach dem gewöhnlichen Triennium, was er ganz in Halle zubrachte, kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt Bernburg zurück. Weil der Zeit wenig Ausſicht auf eine Anſtellung im Vaterlande war, nahm er nach einem vierteljährigen Aufenthalt eine Hauslehrerſtelle in Dornburg im Köthen'ſchen an. Das dortige Leben ſagte ihm aber nicht zu, und weil ihm zugleich eine andere Stelle bei einem Oberamtmann Haagen in Brützke unfern Magdeburg vorgeſchlagen wurde, ſo übernahm er dort zur vollkommenſten Zufriedenheit ſeines Principals den Unterricht der beiden Söhne deſſelben. Wegen Auflöſung ſeines Pachtverhältniſſes zog der Oberamtmann Haagen nach Magdeburg und da ſeine Söhne die dortigen Schulen beſuchen konnten, wurde der Hauslehrer entbehrlich. Sch., noch immer ohne Ausſicht auf Verſorgung im Vaterlande, ging nach Berlin zum Profeſſor Krüger, einem frühern Lehrer von ihm in Bernburg, um ſich Raths zu erholen. Zwar in Berlin ſelbſt, wie er gewünſcht hatte, fand ſich kein Unterkommen; vielmehr wurde ihm eine Hauslehrerſtelle unter ſehr günſtigen Bedingungen an der Grenze von Pommern, in Bruchhagen, unfern Angermünde, bei einem Gutsbeſitzer angeboten, die er auch annahm. Durch öfters eintretende Vakanzen in Angermünde wurden die in der Nähe wohnenden Kan-

didaten der Theologie veranlaßt, in Angermünde zu predigen. Nach mehrmaligem Auftreten erwarb sich Sch. den Beifall aller Klassen seines Publikum in dem Maaße, daß ihm vom Magistrate und meheren angesehenen Einwohnern daselbst der Wunsch zu erkennen gegeben wurde, ihn zum Prediger zu erhalten. Nach Verlauf von 2 Jahren wurde die zweite Predigerstelle in Angermünde erledigt, und da von vielen Seiten die Aufforderung an ihn erging, sich um die Stelle zu bewerben, reichte er bei'm Konsistorium in Berlin seine Meldung und die Bitte um das Examen pro ministerio ein. Er erhielt die erste Censur und seiner Anstellung stand nichts mehr im Wege. Gerade mit dem vollendeten 25. Jahre, an seinem Geburtstage, wurde er vom Bischof Neander in sein Predigtamt in Angermünde eingeführt. Bald nach seiner Anstellung errichtete der Magistrat eine höhere Töchterschule, welcher Sch., von dem allgemeinen Vertrauen dazu berufen, zehn Jahre hindurch als Leiter vorstand und worin er die hauptsächlichsten Gegenstände selbst lehrte. Später stiftete Sch. in Angermünde nicht bloß eine Klein-Kinder-Bewahranstalt, sondern auch für arme alte Personen eine Suppenanstalt. Wie sehr ihn aber auch seine Amtsgenossen achteten, beweist, daß er, wie zum Vorsteher des dortigen Gustav-Adolph-Vereins, so zum Abgeordneten der Diöcese zu der 1846 in Berlin abgehaltenen großen General-Synode fast einstimmig erwählt ward. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr von Berlin erhielt er einen Ruf als Prediger nach dem Flecken Zellin in der Neumark, den er annahm. Sein taktvolles, besonnenes Wirken gewann ihm auch hier bald Aller Herzen. Bei der Bewegung von 1848 wurde er genöthigt, mit dem dortigen Oberamtmann sich nach Königsberg in der Neumark zu begeben, um wegen Wahl eines Deputirten zur frankfurter National-Versammlung an einer allgemeinen Versammlung des dortigen Distrikts Theil zu nehmen. Hier wurde von der Tribüne herab von Leuten, die als Kandidaten sich empfehlen wollten, so manche verkehrte Meinung laut, daß, um nur der gesunden Vernunft die Obmacht zu erhalten, auch Sch. das Wort ergriff. Besonders reizte ihn die letzte Rede eines Mannes aus dem Bürgerstande dazu an, der allzu verkehrte, das Volk verwirrende Aeußerungen gethan hatte. Daß Sch. durchaus nicht in der Absicht, selbst gewählt zu werden, gesprochen hatte, ist darum gewiß, weil nach dem Gesetz die Wahlfähigkeit durch einen mindestens einjährigen Aufenthalt an seinem Wohnorte

bedingt wurde, während Sch. noch nicht volle sechs Monate dort im Amte war. Der Zweck und Inhalt seiner Rede war Ideenberichtigung und Darlegung der nothwendigen Eigenschaften eines Mannes, welcher als Abgeordneter nach Frankfurt gewählt werden müsse. Dieser Gegenstand trieb ihn zu solcher Begeisterung und durch die lautlose Stille, mit der man ihm zuhörte, wurde das Feuer seiner Beredsamkeit so gesteigert, daß nach Beendigung seiner Rede der allgemeine Ruf erscholl: „nur Er und kein Anderer soll unser Vertreter seyn." Hohe und Niedrige, Bekannte und Unbekannte umarmten ihn, wie er die Rednerbühne verließ, und da man in ihn drang, die Wahl anzunehmen, erklärte er nochmals, aus welchen Gründen er gesprochen, und daß er wegen seiner erst kurzen Anwesenheit in der Gegend zum Deputirten sich nicht eigne. Es wurde denn auch der Landrath von Maltzahn erwählt; ungeachtet alles Protestirens mußte er sich aber gefallen lassen, als dessen Stellvertreter erwählt zu werden. In dieser Eigenschaft hat er in den letzten Monaten der National-Versammlung beigewohnt. Kurz vor deren Uebersiedlung nach Stuttgart schied er aus und kehrte über Leipzig, wo er seinen kranken Bruder besuchte und zufällig auch seinen Vater antraf, kurz vor Pfingsten nach Zellin zurück. Durch eine Erkältung, die er sich zugezogen hatte, wurde er bald darnach aufs Krankenlager geworfen und eine Unterleibsentzündung, worein die Krankheit ausartete, endete die Thätigkeit eines Mannes, der für Wissenschaft und Leben noch so unendlich viel Gutes und Herrliches hätte leisten können. Eine Gattin mit 5 Kindern und ein großer Kreis liebender Freunde betrauerten seinen frühen Verlust. Sch. war seit 1840 mit Klara Christiane Elisabeth Neumann, Tochter des Pastors, Karl Friedrich Wilhelm Neumann, zu Köthen bei Freienwalde an der Oder verheirathet, hatte aus dieser Ehe 5 Kinder, ohne die Zwillinge, die kurze Zeit nach seinem Tode noch geboren wurden, und lebte als Gatte und Familienvater sehr glücklich. Vermöge seiner großen geistigen Begabtheit und Thätigkeit hat er auch auf dem liter. Felde sich nicht unversucht gelassen. So schrieb er: Das Evangelium für den Jugendunterricht, besonders für Konfirmanden. Berlin 1839. — Erinnerung an die dritte Säkularfeier der Reformation in der Mark Brandenburg; Abendmahlsrede und Predigt am 31. Oktbr. u. 1. Novbr. 1839. — Weihestunden der Religion in lieben Familienkreisen. Taufreden, 3 Bdchen. Berlin 1841—43. — Worte

des Troſtes am Sarge der verwitweten Frau Eichberg geſprochen zu ihren Hinterbliebenen und Freunden. 1839. — Bibelglaube in Bibelwort d. i. Lehrinhalt der h. S. mit ihren eigenen zu einer geordneten Entwickelung verbundenen Ausſprüchen für Schule und Leben (deren Ertrag zur Errichtung einer von ihm beabſichtigten Klein-Kinder-Bewahranſtalt in Angermünde beſtimmt war). Berlin 1847. — Schröter's Charakter als Menſch war rein und edel, ſo daß er für alles wahrhaft Große und Gute mit einem lebendigem Feuer beſeelt war, damit aber ſtets große Klarheit in der Beurtheilung des Gegenſtandes verband. Eine natürliche Folge mußte hiervon ſeyn, daß in den Kreiſen, wo er auftrat, er ſehr bald die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte. Da er mit dieſem ſeinem Charakter nun auch noch viel Beſtigkeit des Willens und ein ruhiges, ernſtes, würdevolles Weſen verband, ſo beſaß er als Geiſtlicher eben die vielen Eigenſchaften, wodurch ſeine Stellung überall eine geſegnete war, und bedauern muß man es um ſo inniger, daß der Tod ſo bald ihm ſchon Feierabend gebot. W. Sch.

* 4. Dr. Heinrich Gottlieb Köhler,

Privatdocent in der philoſoph Fakultät zu Göttingen;

geb. den 11. Febr. 1779, geſt. den 10. Okt. 1849.

K. wurde zu Celle im Königreich Hannover, wo ſein Vater Gaſtwirth war, geboren. Schon früh zeigte er beſondere Vorliebe zur Mathematik und zu den ihr verwandten Wiſſenſchaften, als Optik, Phyſik und Mechanik und während des Beſuches des Gymnaſium in Celle widmete er dieſen Fächern beſondere Aufmerkſamkeit, wobei er manche Schwierigkeit, die aus ſeinen Verhältniſſen ihm entgegentrat, zu überwinden hatte. Im Jahre 1798 bezog er die Univerſität zu Göttingen und ſtudirte hier mit Eifer ſeine geliebten Wiſſenſchaften bis 1801, wobei er auch die Aſtronomie noch beſonders in das Bereich ſeines Wiſſens zu ziehen ſuchte. Michaelis 1802 wurde er Lehrer der Mathematik und Phyſik am Stiftspädagogium zu Ilfeld am Harz, und 1811 Konrektor an eben dieſer Anſtalt. Am 18. März 1816 erhielt er von der philoſophiſchen Fakultät zu Jena die Doktorwürde honoris causa, und als im Jahre 1826 eine Veränderung mit dem Lehrplane des Pädagogium in Ilfeld vorgenommen wurde, kam er als Privatdocent mit Belaſſung ſeines vollen Gehaltes und mit der Ausſicht, demnächſt anderweitig angeſtellt zu

werden, nach Göttingen. Hier las er reine Mathematik, mathesis forensis, Technologie und andere Theile der theoretischen und praktischen Baukunst. In Ilfeld sowohl, als in Göttingen hat er manchfache Beweise der Liebe und Achtung von seinen Schülern erhalten, was er wohl vorzugsweise der Geradheit und Offenheit seines Charakters zu danken hat. Er war immer ein Feind aller Ungerechtigkeiten, mochten sie von Oben oder Unten begangen werden und konnte nie ruhig zusehen, wenn er irgendwo eine solche zu entdecken glaubte. Dann sprach und schrieb er ohne Rückhalt; eine Thatsache, die ihm manchen Feind zugezogen hat, und ihm öfters hindernd in den Weg getreten ist. Bis an seinen Tod hat sich sein reger Eifer zur Erforschung der Wahrheit bewährt; müssige Stunden kannte er nicht, sondern überall zeigte er das regste Interesse an Allem, was menschliche Kunst und Wissenschaft hervorbrachte. Seine Schriften sind: Stereotyp-Ausgabe der logarithmischen-trigonometrischen Tafeln von de la Lande. Leipz. 1827; 3. Aufl. Ebds. 1849. — Eine von der Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönten Preisschrift über die zweckmäßige Einrichtung der Gewerbschulen und der polytechnischen Institute. 1830. — Logarithmisch-trigonometrisches Handbuch. Ebds. 1847; 2. Aufl. Ebds. 1848. — Logarithmische und antilogarithmische Tafeln, nach seinem Tode herausgegeben. Ebds. 1851.

1850.

5. Raphael Georg Kiesewetter v. Wiesenbrunn,

k. k. Hofrath zu Wien;

geb. den 29. Aug. 1779, gest. den 1. Jan. 1850 *).

K. wurde zu Holleschau in Mähren geboren, wo sein Vater, Alois Ferdinand K. Dr. med., damals als prakti-

*) Nach „Beilage zum Morgenblatte der Wiener Zeitung von Alois Fuchs, k. k. Hofkapellsänger" 1850. Nr. 21 und einem Aufsatze von W. H. Riehl in der „Augsb. allgem. Zeitung" 1850. Nr. 42.

ſcher Arzt lebte. Für Staatsdienſte beſtimmt, ſtudirte er die Philoſophie zu Olmütz, dann die Rechte an der wiener Univerſität, wurde im J. 1794 bei der Reichsarmee in der Kriegskanzlei angeſtellt und kam im J. 1801 zu dem k. k. Hofkriegsrathe nach Wien, wo er, im J. 1807 zum Hofrathe befördert, die Stelle als Referent bis 1845 bekleidete, endlich nach 51 Dienſtjahren in den Ruheſtand verſetzt wurde; nachdem er einige Jahre früher, in Anerkennung ſeiner vielen Verdienſte, in den öſterr. Adelsſtand erhoben worden war. In ſeiner früheſten Jugend hatte er Singen und Klavierſpielen gelernt — oft unterbrochen — ohne ſonderlichen Fortgang; doch war ihm eine ziemliche Fertigkeit im Notenleſen verblieben. Als Jüngling von 16 Jahren warf er ſich wieder auf die Muſik und verlegte ſich, um doch für Etwas zu gelten, auf die Flöte, die er durch mehere Jahre mit bedeutender Kunſtfertigkeit behandelte, nachmals aber ganz aufgab. Im kräftigeren Mannesalter, mit einer ſchönen, tüchtigen Baßſtimme begabt, mit Fertigkeit vom Blatte zu leſen und einem ſehr verſtändigen Vortrage, war er nicht nur in muſikaliſchen Zirkeln ſehr beliebt, ſondern wirkte ſelbſt bei größeren Aufführungen zu wohlthätigen Zwecken als Soloſänger mit allgemeinem Beifalle mit. Mehere damals lebende Tonſetzer, wie B. Kruft und Bonora, komponirten Manches für ſeine, beſonders durch ſchöne Tiefe ausgezeichnete Baßſtimme. Mehr aus Laune trieb er durch einige Jahre den Fagott nicht ohne Erfolg, noch länger die Guitarre (in Lautenform), in deren Spiel er durch ſoliden Satz ſich hervorthat. Seine Neigung zog ihn aber von jeher mehr zu dem wiſſenſchaftlichen Theile der Muſik. Noch in einem Alter von 30 Jahren, mitten unter beſchwerlichen Amtsgeſchäften, ſtudirte K. den Generalbaß bei Albrechtsberger, ſpäter Kontrapunkt unter Hartmann, obgleich er zur Kompoſition weder Luſt noch Talent in ſich fühlte. Seit 1816 (der Epoche des allgemeinen Friedens) begann K. eine Sammlung von Partituren alter Muſik, wobei ihn hauptſächlich einige damals in Italien lebende muſikaliſche Freunde thätig unterſtützten. So wurde ſeine Sammlung ein wahres Archiv für die Geſchichte der harmoniſchen Kunſt, und das nicht durch die Maſſe des Aufgebrachten, wohl aber durch Proben in allen Stylen und aus allen Schulen. Durch den dabei berückſichtigten geſchichtlichen Zuſammenhang wurde dieſelbe höchſt merkwürdig, ja einzig in ihrer Art. Beſonders bemerkenswerth ſind hierbei die Schönheit und Korrektheit der Exemplare

und deren gute Erhaltung. Sein Haus war seit dieser Zeit wohl durch 30 Jahre die Akademie der alten Musik für Wien, wo jährlich einige Male, gewöhnlich im Advent, in der Fasten und besonders in der Charwoche, die Meisterwerke eines Palestrina, Allegri, Vittoria, Carissimi, Leo Scarlatti, Jomelli, Durante, Pergolese, Majo und Lotti, so wie von Fux, Caldara, Seb. Bach, Graun u. A. m. zu Gehör gebracht wurden, welches für alle Freunde edlerer Musik, die sich auch sehr zahlreich dabei einfanden, von großem Interesse war. Diese seine Neigung für das Sammeln und die periodische Aufführung alter Musik führte ihn zunächst zu den Biographien ihrer Meister, von da zu einem umfassenderen Studium der Geschichte der Musik und ihrer Literatur, dem er seine meisten Erholungsstunden widmete. Durch das Gedeihen seiner Forschungen angeregt, glaubte er es künftigen Liebhabern geschichtlicher Literatur schuldig zu sein, dasjenige, was er auf seinem Wege an Kenntnissen erworben, und — häufig den Traditionen widersprechend — oft von diesen ganz unberührt gefunden, in gelegentlichen Abhandlungen niederzulegen; und, da hiervon im Verlauf der Jahre Verschiedenes im Drucke erschienen ist, welches sich durch Reinheit des Styls, klare Anschauung und erschöpfende Darstellung des Gegenstandes besonders auszeichnete, so hat ihm die gelehrte Welt einen der ersten Plätze unter den gegenwärtigen musikalischen Schriftstellern zuerkannt, mit welchen er auch in lebhafter Korrespondenz und literarischem Verkehre stand. Seine Abhandlung: „Ueber die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst" wurde von der Akademie in Amsterdam mit der großen goldenen Preismedaille gekrönt, und auf Kosten des Institutes gedruckt. Sein Werk: „Geschichte unserer heutigen Musik" hat bereits die 2. Aufl. erlebt und wurde auch in das Englische übersetzt. Sie ist das Gediegenste, was bisher über diesen Gegenstand erschienen ist. K. starb zu Baden nächst Wien, wo er seit dem Monate Mai 1848 in stiller Zurückgezogenheit lebte, nach einer kurzen Krankheit und wurde am 3. Januar, nach Abhaltung der religiösen Feierlichkeit, in Baden, seinem Wunsche gemäß, nach Wien überführt, wo er auf dem Friedhofe vor der Währinger-Linie, an der Seite seiner treuen Lebensgefährtin und Gattin ruht, die ihm nur wenige Jahre früher in das bessere Leben voranging. Seine Partituren-Sammlung alter Musik, wie solche in dem von ihm auf eigene Kosten im Druck herausgegebenen Kataloge (in 2 Bänden) verzeichnet ist, hat K.,

laut teſtamentariſcher Verfügung, der k. k. Hofbibliothek zu Wien unter der Bedingung vermacht, daß dieſelbe als ein Ganzes beiſammen bleibe und für immerwährende Zeit unter der Benennung „Fonds Kieſewetter“ in jenen Hallen aufgeſtellt werde. Seine muſikaliſchen Bücher und Schriften, ſo wie die muſikaliſch-literariſche Korreſpondenz wurden dem k. k. Hofkapellſänger Alois Fuchs hinterlaſſen. Seit den zwanziger Jahren war eine kleine, aber einflußreiche Gruppe wiſſenſchaftlicher Männer aufgetreten, um der Muſik dieſelbe Errungenſchaft zu ſichern, welche damals in der Malerei und Baukunſt durch ein auf die vorrafael'ſche Zeit und auf die ſtrengen, keuſchen, erſten Entwicklungsperioden germaniſcher und romaniſcher Architektur ausgedehntes Studium, in der Dichtkunſt durch die Wiederbelebung der Volks- und Kunſtpoeſie des Mittelalters eine ſo ganz neue Leuchte aufgeſteckt hatte. Zu dieſer Gruppe gehört Kieſewetter. Unverlöſcht im Gedächtniſſe der Freunde und Schüler iſt das Andenken des fördernden Einfluſſes bewahrt, welchen Thibaut*) in Heidelberg in ſolcher Weiſe übte; gleiches erſtrebte in Berlin Winterfeld, der Verfaſſer des trefflichen Buches über „Gabrieli nnd ſein Zeitalter“, eines wahren Kleinods in unſerer ſo armen muſikaliſchen Literatur, und würdig als der Dritte zu Beiden geſellte ſich K. in Wien. Gleich dem Hauſe Thibaut's war das ſeinige ein Sammelplatz der Freunde der „reinen Tonkunſt“, und ſeine Partituren-Sammlung barg gleich der des heidelberger Genoſſen die ſeltenſten Schätze alter Muſik. Doch war K. ein weit ſtrengerer Theoretiker von Fach als der kunſtbegeiſterte heidelberger Pandektiſt. Sein Werk über „die Verdienſte der Niederländer um die Tonkunſt“ iſt ein Muſter kunſtgeſchichtlicher Quellenforſchung, welches wahrhaft bahnbrechend wirkte. Es bleibt aber trotzdem bemerkenswerth, daß dieſer ganze, auf die goldene Zeit der mittelaltrigen Tonkunſt zurückgreifende, Aufſchwung der muſikaliſchen Literatur in Deutſchland von Männern ausging, die der einſeitige techniſche Muſikant als „Dilettanten“ bezeichnen wird, nämlich von Männern, welche durch die Wiſſenſchaft zur Kunſt geführt wurden. In Italien rang Baini, freilich von Haus aus mehr Muſiker, nach verwandten Zielen, und in Frankreich hat Fetis wenigſtens theilweiſe Aehnliches angeſtrebt. Und dennoch wollte es vorerſt nicht gelingen, dieſe hiſtoriſche Richtung auch den produktiven Muſikern einzuimpfen. Während ſich in der Poeſie und bildenden Kunſt raſch eine weitverzweigte Künſtlerſchule

entwickelte, die nach den wieder aufgefrischten mittelalterlichen Formen Neues dichtete und bildete, blieben die musikalischen Forscher einsam stehen, fast unbeachtet von den Männern der schaffenden Kunst. Erst Mendelssohn*) suchte den von ihnen angehäuften Schatz wissenschaftlicher Entdeckung in umfassenderer Weise praktisch zu machen. Freilich auch fast der einzige Musiker, welcher auf der Höhe moderner kunstwissenschaftlicher Bildung stand! K. war einseitig, einseitig wie alle die eifrigen Vertreter seiner Richtung auch in den anderen Künsten. Er hat eine Geschichte der Musik geschrieben, die schon durch ihren Titel: „Geschichte der europäisch-abendländischen oder unserer heutigen Musik" anzeigt, in welchen weit gezogenen Kreis er die eigentlich moderne Musik hineinzwängt, die hierbei freilich gar sehr zu kurz kommen muß. Allein gerade in seiner Einseitigkeit war K. so anregend und setzte auf seinem Felde etwas durch, wo Angesichts eines verstockten Musikantenthums dem wissenschaftlichen Manne jede praktische Wirksamkeit so arg erschwert ist. — Folgendes Verzeichniß enthält die sämmtlichen in Druck erschienenen Schriften K.'s im Fache der Geschichte u. Literatur der Musik: Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst. Mit der gr. gold. Medaille gekrönte Preisschrift. Amsterdam 1828. — Geschichte der europäisch-abendländischen, das ist: unserer heutigen Musik. Leipzig 1834; 2. Aufl. 1846. — Ueber die Musik der Neugriechen, nebst freien Gedanken über altegyptische und altgriechische Musik. In 3 Abhandl. Ebds. 1838. — Guido von Arezzo. Sein Leben und Wirken. Mit einem Anhange über die, dem heil. Bernhard zugeschriebenen musik. Traktate. Ebds. 1840. — Schicksale u. Beschaffenheit des weltl. Gesanges vom frühen Mittelalter bis zu der Erfindung des dramatischen Styles, und den Anfängen der Oper. Ebds. 1841. — Die Musik der Araber, nach Originalquellen. Begleitet mit einem Vorworte von dem Freiherrn von Hammer-Purgstall. Ebds. 1842. — Ueber das Leben und die Werke des Palestrina, nach dem großen Werke des Abbate Baini. Nachgelassenes Werk von F. S. Kandler; mit einer Vorrede und mit Anmerkungen begleitet und herausgegeben von R. G. K. Ebds. 1834. — Der neuen Aristoxener zerstreute Aufsätze über das Irrige der musik. Arithmetik, und das Eitle ihrer Temperaturrechnungen. Gesammelt und mit einer historisch-kritischen Einleitung als Vorrede,

*) Dessen Biogr. siehe im 25. Jahrg. des N. Nekr. S. 678.

sammt Zusatzartikel, herausgegeben von R. G. K. Ebds. 1846. — Ueber die Octave des Pythagoras. Nachtrag zum vorigen Werke. Wien 1848. — Katalog über die Sammlung der Partituren alter Musik des Hofraths R. G. K. 2 Bde. Ebds. 1847. — Zerstreute Aufsätze in verschiedenen Zeischriften: Ueber den Umfang der Singstimmen in den Werken der alten Meister, und über die Veränderungen, die sich im Verlauf der Zeiten mit dem Stimmungstone ergeben haben. (In der wiener Musikzeitung v. J. 1820.) — Ueber die Tonschrift S. Gregors des Großen. (In der leipz. allgem. Musikzeitung v. J. 1828.) — Ueber Franco von Köln und die ältesten Mensuralisten. (Eben dort.) — Nachricht von einem noch unangezeigten Codex aus dem XVI. Jahrhundert. (In derselben Zeitung v. J. 1830.) — Ueber die vom Herrn Fetis verrufene Stelle in Mozart's VI. Quartett. (Ebenfalls dort, v. J. 1831.) — Die Tabulaturen der ältern Praktiker seit Einführung der Figural- und Mensural-Musik. In 4 Artikeln. (Eben dort, v. J. 1831, mit vielen Beilagen.) — Ueber die Herkunft „Josquin's des Près." (Ebds. v. J. 1835.) — Compere. Erledigung einer von Herrn Fetis ausgegangenen Polemik, gegen den Verfasser der niederländischen Preisschrift. (In derselben Zeitung v. J. 1837.) — Ueber den weltlichen und volksmäßigen Gesang im Mittelalter. (Ebds. v. J. 1838.) — Ueber die Lebensperiode Franco's. Eine Duplik. (Ebds.) — Ueber Tonmessungen und Temperaturen. (In der Cäcilia v. J. 1832.) — Ueber die musikalischen Instrumente und die Instrumental-Musik im Mittelalter bis zur Gestaltung unserer dermaligen Kammer- und Orchester-Musik. (Ebds. v. J. 1843.) — Ueber die Tonschrift S. Gregor's des Großen. Eine Duplik aus Anlaß der Briefe des H. Fetis über seine Reise durch Italien (Leipz. Musikzeitung v. J. 1843.) — Ueber die verschiedenen Methoden, die Harmonie zu studieren. (In Gaßner's Zeitschrift. Karlsruhe 1843.) — Ueber die historische Novelle. (In der Cäcilia v. J. 1844.) — Randglossen zu dem Artikel des Hrn. Fetis: Ueber die Tonschrift S. Gregor's der Gr. für den Gesang seines Antiphonars. (In der Leipz. Musik-Zeitung v. J. 1845. — Die sogenannte vollkommen gleichschwebende Temperatur, ohne Logarithmen, graphisch, technisch und praktisch ausgeführt. (In der Cäcilia v. J. 1847.) — Zur Biographie des Baron Em. Astorga. (Leipz. Musik-Zeitung v. J. 1839.) — Zurechtweisung eines Kritikers des großen Palestrina. (In der wiener Musik-Zeitung v. J. 1843.) —

Die wahren Grundsätze der griechischen Musik. (Ebdf. v. J. 1841). — Anzeigen u. Recensionen: Die griechische Musik auf ihre Grundsätze zurückgeführt; eine Anti-Kritik von Drieberg. Berlin 1841. (Angezeigt in der wiener Musik-Zeitung v. J. 1841.) — Notice sur les collections musicales de la Bibliothèque de Cambrai par E. de Cousemaker. Paris 1843. (Angezeigt in der Cäcilia v. J. 1844.) — Tonarten des römischen Choralgesanges von Seb. Stehlin. Wien 1842. (Angezeigt in der Cäcilia v. J. 1842.) — Ottaviano dei Petrucci da Fossombrone — der erste Erfinder des Notendrucks mit beweglichen Typen ꝛc. von Anton Schmid. Wien 1845. (Angezeigt in den österreichischen Blättern für Literatur u. Kunst v. J. 1846. — Im Manuskripte sind noch vorhanden: Die Accorden-Lehre, nach dem Systeme der Grundharmonie entwickelt, nebst Verzeichniß aller denkbaren Tonverbindungen. Groß-Folio. 1 Band Text. 2 Bände Notenbeispiele. 261 S. — System der Grund-Harmonie im Auszuge. Groß-Quart. 208 S. — Vorbereitung zum Studium der Harmonie. Folio. 1 Heft Text. 2 Hefte Beispiele. 1811. — Gedanken über Bau und Stellung eines Orchesters. — Notizen, den Antiparnasso des Orazio Vecchi betreffend; als Vorrede zu dem Exemplar der Partitur dieses höchst seltenen und wichtigen Werkes.

* 6. Dr. Friedrich Gottlob Dietrich,

großh. Rath, Professor der Botanik und Garteninspektor zu Eisenach;

geb. d. 9. März 1768, gest. den 2. Jan. 1850.

D. wurde in dem Dorfe Ziegenhain bei Jena geboren. Sein Vater, Adam D., ein einfacher Bauer, hatte viel Kenntnisse in der Botanik und namentlich in der einheimischen Flora, die er von seinem Vater, dem bekannten „Ziegenhainer Botanikus", der mit Linné korrespondirte und als Botaniker bekannt war, ererbte. Dieser betrieb das Geschäft des Stammvaters, nämlich die Universität Jena mit wildwachsenden Pflanzen zu Herbarien und Behufs der Vorlesungen zu versehen. Unser D. wurde daher zeitig in die Geheimnisse der Pflanzenwelt eingeweiht und er drang tiefer in die Wissenschaften, als der Vater und Großvater. Bei'm Studium der Pflanzen leitete ihn die schon von Linné geschriebene Flora Jenensis von Rupp. Da sich D.'s Pflanzenlieferungen auch bis Weimar erstreckten, so lernte ihn bei dieser Gelegenheit

Goethe *) kennen, der damals anfing sich mit Botanik zu beschäftigen. Diese Begegnung war von dem größten Einfluß auf den Bildungs- und Lebensgang des jungen D. Wir wollen hören, was Goethe selbst über ihn sagt **): „Noch einen größeren Einfluß auf meine Belehrung hatte der Enkel Fr. G. Dietrich. Als wohlgebauter Jüngling von regelmäßig angenehmer Gesichtsbildung, schritt er vor mit frischer Jugendkraft und Lust, sich der Pflanzenwelt zu bemeistern; sein glückliches Gedächtniß hielt alle die seltsamen Benennungen vest und reichte sie ihm zum Gebrauche dar; seine Gegenwart sagte mir zu, da ein offener Charakter aus Wesen und Thun hervorleuchtete, und so ward ich bewogen, auf einer Reise nach Karlsbad ihn mitzunehmen. In gebirgigen Gegenden immer zu Fuß, brachte er mit eifrigem Spürsinn alles Blühende zusammen und reichte mir die Ausbeute womöglich an Ort und Stelle sogleich in den Wagen herein und rief dabei nach Art eines Heroldes die linné'sche Bezeichnung, Geschlecht und Art mit froher Ueberzeugung aus, manchmal wohl mit falscher Betonung. Hier ward mir ein neues Verhältniß zur freien herrlichen Natur, indem mein Auge ihre Wunder genoß und mir zugleich wissenschaftliche Bezeichnung des Einzelnen gleichsam aus einer fernen Studirstube in das Ohr drangen. In Karlsbad selbst war der rüstige junge Mann mit Sonnenaufgang im Gebirge, reiche Lektionen brachte er sodann mit an den Brunnen, ehe ich noch meine Becher geleert hatte; alle Mitgäste nahmen Theil, die, welche sich dieser schönen Wissenschaft befleißigten, besonders. Sie sahen ihre Kenntnisse auf das Anmuthigste angeregt, wenn ein schmucker Landknabe im kurzen Westchen daher lief, große Bündel von Kräutern und Blumen vorweisend, sie alle mit Namen, griechischen, lateinischen, barbarischen Ursprungs bezeichnend, ein Phänomen, das bei Männern, auch wohl bei Frauen vielen Antheil erregte u. s. f." — Durch den Beistand dieses mächtigen Gönners wurde es D. möglich, das Gymnasium zu besuchen, wobei er seine Pflanzenlieferungen an Studirende noch fortbetrieb. Seine Schlafstelle während dieser Zeit war eine Kammer des Prosektors, wo Skelette aufgestellt waren. Hierauf sollte D. in Weimar die Gärtnerei erlernen, bezeigte aber wenig Lust und brachte es dahin, daß Goethe ihn wieder nach Jena schickte, um

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.
**) Goethe's Werke, letzte Ausgabe. 36. Band. Seite 74—76.

Naturwiſſenſchaften zu ſtudiren, was er in Heidelberg fortſetzte. Nach Weimar zurückgekehrt und um eine Verſorgung anhaltend, wurde er vom Herzog Karl Auguſt *), der die Gartenkunſt ſehr liebte und begünſtigte und aus D. durchaus einen Gärtner machen wollte, nach Belvedere in die damals ſehr aufblühende Gärtnerei gebracht. Er fühlte ſich aber dort nicht an ſeinem Platze und man wußte ihn nicht zu gebrauchen. Darauf ſchickte ihn der Herzog nach England, wo er ſich in den Gärten von Kew und Chelſea aufhielt. Zurückgekehrt, bemühte er ſich um eine Lehrſtelle an der Univerſität Jena, konnte ſie jedoch nicht erlangen. Als er ſich darauf entſchloß, als Docent aufzutreten, rieth ihm Goethe ab, indem er ihm die Zukunft als Vorſteher eines Gartens als ſicherer und angenehmer vormalte. Vorläufig wurde ihm die Anlegung eines kleinen botaniſchen Gartens in Weimar, wo man ſich am Hofe viel mit Botanik beſchäftigte, aufgetragen. Später wurde er dort als Hofgärtner angeſtellt, fühlte ſich aber nicht an ſeinem Platze und vermochte ihn auch nicht auszufüllen, da er durchaus keinen Beruf zur praktiſchen Gärtnerei hatte. Im Jahr 1794 verheirathete er ſich mit der einzigen Tochter des Pfarrer Frenzel in Oßmannſtedt bei Weimar aus einer Herzensneigung und ſogar gegen den Willen der Aeltern, die einen vermögenderen Schwiegerſohn wollten. Dieſe Ehe begründete ſein häusliches Glück vollkommen ſo, daß es nur durch den frühzeitigen Verluſt des ſchon erwachſenen, einzigen hoffnungsvollen Sohnes getrübt und durch den bald darauf folgenden Tod der Gattin erſchüttert wurde. In Eiſenach legte D. einen botaniſchen Garten nach natürlichen Familien faſt nur zu ſeinem Gebrauch an. Er war Anfangs Hofgärtner, leitete aber ſpäter mit Hilfe eines Untergärtners als Garteninſpektor, Profeſſor und endlich als großherzogl. Rath die Angelegenheiten des Gartens. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit begann 1795 mit dem „Oekonomiſch-botaniſchen Journal“ und endigte mit dem Nachtrage zum „Lexikon der Gärtnerei und Botanik“, das 30 Bände umfaßt und 1840 vollendet wurde. Außerdem ſchrieb er noch viele andere Werke, wozu ſeine völlig freie Stellung in Eiſenach ganz beſonders günſtig war. In den letzten Jahren machte ihn das Alter ſtumpf und 1845 zog er ſich ganz von den Geſchäften zurück. Sein Ruf als Gelehrter war europäiſch und es wurden ihm wieder-

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 465.

holt Stellen im Ausland angetragen. — Als Menſch ſteht D. untadelhaft da. Seiner Familie war er ein ſorgſamer, liebender Vater, gegen Freunde war er treu, bieder und bis zur Aufopferung gefällig. Enge Freundſchaften ſchloß er faſt nie, da er mehr in ſeiner Pflanzenwelt, in Büchern und ſeiner Familie lebte. Ein kränkendes Gefühl, nicht nach Verdienſt gekannt und belohnt worden zu ſeyn, was jedoch nicht der Fall war, gab ſich zuweilen in einer gewiſſen Herbheit und Bitterkeit kund, ohne jedoch zu verletzen. Als Geſellſchafter gefiel er durch ſeinen Witz und die geſunde Weltanſchauung.

7. Samuel Friedrich Auguſt Aſt,

zweiter Prediger an der Unterkirche zu Frankfurt a. d. O.;

geb. den 9. Aug. 1802, geſt. den 3. Jan. 1850*).

A. war zu Frankfurt a. d. O. geboren, der Sohn des Küſters an der daſigen Oberkirche, Samuel Friedrich Aſt. Seine Mutter, Karoline Louiſe, geb. Gladofsky, war die Tochter eines frankfurter Bürgers Der Vater, ein ehrenwerther, pflichtgetreuer Mann, hat ſich um die Ordnung und Zuverläſſigkeit der Kirchenbücher große Verdienſte erworben. Mit der größten Mühe und Genauigkeit ſammelte, verglich und ergänzte er alle Angaben von der älteſten Zeit an und ordnete ſie ſachlich und alphabetiſch, ſo daß ſich wenige Kirchen ſo vollſtändiger und zuverläſſiger Kirchenbücher rühmen können, als die Oberkirche daſ. Fritz war erſt 5 Jahre alt, als ſein Vater ſtarb. Seine Mutter verheirathete ſich wieder mit dem Amtsnachfolger ſeines Vaters, Wilhelm Poſſart, der früher Kantor und Küſter in der gubner Vorſtadt geweſen war. Ein redlicher, gewiſſenhafter Mann von ſtrengen ſittlichen und religiöſen Grundſätzen, der ſeine Kinder mit allem Ernſt in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzog, was beſonders auf den lebhaften und muntern Fritz ſehr wohlthätig wirkte. Er ſchickte ihn von ſeinem ſiebenten Jahre an in die Oberſchule, wo er einen guten Grund zu ſeiner ſpäteren wiſſenſchaftlichen Ausbildung legte. Als er das 13ten Jahr zurückgelegt hatte, verſchaffte ihm ſein Vater eine Freiſtelle auf dem Waiſenhauſe in Züllichau, wo ſich der wohlbegabte lebensfriſche Knabe bald das Vertrauen ſeiner Lehrer und die Liebe ſeiner Mitſchüler erwarb.

*) Nach dem „Nekrolog des ꝛc. S. F. A. Aſt, von Dr. L. W. Spieker". Frkf. a. d. O. 1850.

Der Verstorbene sprach von seinem Aufenthalt in Züllichau immer mit inniger Dankbarkeit und hoher Freude. Nachdem er achtehalb Jahre das Waisenhaus und Pädagogium, und davon zwei Jahre die erste Klasse besucht hatte, verließ er im September 1822 die treue mütterliche Pflegerin seiner Jugend mit dem besten Zeugniß über Fleiß und Betragen. Wenn auch arm und mit geringen Hilfsmitteln ausgestattet, doch wohlgemuth und Gott vertrauend bezog der kräftige, an Leib und Seele gesunde Jüngling Michaelis 1822 die Universität Halle und ward am 17. Okt. immatrikulirt. Seine theologische Ausbildung nahm eine rationalistische Richtung, die damals in Halle herrschende, zu welcher schon in Züllichau, besonders durch Gramberg, einen Schüler von Gesenius *), der Grund gelegt worden war. Aus seinen Briefen von jener Zeit geht jedoch hervor, daß er sich bei dieser Ansicht des Christenthums nicht wohl fühlte und daß er eine vestere Begründung des Glaubens suchte. Diese innere Unruhe war besonders durch den ehrwürdigen Knapp **) angeregt worden, welcher vesthielt an den Wahrheiten der göttlichen Offenbarung und sie mit der theoretischen und praktischen Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen wußte. Unter seinen Kommilitonen stand A. in hoher Achtung. Sein offenes redliches Gemüth, sein ernstes Drängen auf Ehre, Recht und Wahrheit und sein entschlossenes Auftreten gegen das Unwürdige und Schlechte erwarb ihm zwar manche Widersacher und Gegner, aber auch viele Freunde und treue Anhänger. Er hatte sich einer Verbindung angeschlossen, die sich die Begründung und Förderung einer ehrenwerthen, wohlgesinnten und unbescholtenen Burschenschaft zum Zwecke gemacht hatte und alles Rohe, Unsittliche und Unwürdige mit Ernst bekämpfen und mit Nachdruck bestrafen wollte. In dieser Verbindung genoß er ein großes Ansehn und eine bedeutende Geltung. Michaelis 1822 bezog A. die Universität Berlin, was für seine theologische Ausbildung von großer Wichtigkeit war. Der scharfsinnige und geistvolle Schleiermacher***) fesselte ihn durch seinen klaren, gediegenen und eindringenden Kanzelvortrag, sowie durch seine gehaltvollen Vorlesungen, in denen er wissenschaftliche Tiefe mit ächter Glaubenskraft verband, den flachen Rationalismus mit den scharfen Waffen der Dialektik angriff und ihn

*) Dessen Biogr. siehe im 20. Jahrg. des N. Nekr. S. 737.
**) — — — — 3. — — — — S. 995.
***) — — — — 12. — — — — S. 125.

unter bittern Sarkasmen in seiner Nichtigkeit und Armuth darstellte. Es kam für ihn die Uebergangszeit von dem verblichenen Rationalismus zu dem lebensfrischen Glauben, von dem trancendentalen Idealismus zu dem Resultate der geschichtlichen Entwickelung des göttlichen Lebens in Christus. Der Gedanke, daß das Christenthum keine bloße Lehre sey, sondern ein Lebensprincip, eine Kraft Gottes selig zu machen, wurde ihm immer klarer und lebendiger. Doch die Sonne der göttlichen Offenbarung durchbrach die Nebelbilder der eigenen Schöpfung nicht ohne Kampf. Die Gegensätze wollten sich nicht vermitteln lassen und es trat das unvermeidliche Entweder-Oder immer dringender an den Verstand zur unumwundenen Erklärung. Diese wurde wesentlich gefördert durch Neander's *) Vorlesungen über die neutestamentliche Exegese und systematische Theologie. In denselben fand er die höchste Einheit des Wissens und Glaubens nach dem pauliniſchen Ausspruch: „Einen anderen Grund kann Niemand legen als den einmal gelegten, welcher ist Jesus Christus." Doch konnte er in ihm noch nicht die Fülle der Gottheit, den Heiland der Welt finden, welcher der sündigen, erleuchtungs- und erlösungsbedürftigen Menschheit allein Frieden mit Gott und die Hoffnung der ewigen Seligkeit zu bringen vermag. Sein religiöses Bedürfniß klammerte sich gleichsam an Christus an, ohne daß ein rechtes Einverständniß mit dem einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen ihm die siegende Macht seines Geistes über alle wechselnde Formen der Bildung und der Erkenntniß und über alle Fluthungen der Zeit recht fühlbar gemacht hätte. Erst später hatte ihm besonders das Studium der pauliniſchen Briefe in die Herrlichkeit Christi eingeführt, womit denn auch in ihm die neue geistige Schöpfung begann und der Quell des Heils sich öffnete, aus welchem für ihn und seine Gemeinden göttliches Leben, Licht, Liebe, Trost und selige Hoffnung so reichlich geflossen sind. Bei seinen vielen und schweren Kämpfen in der glaubenslosen, jammervollen Vergangenheit und bei dem verworrenen Zustande unserer verfallenen und zerrissenen Kirche hielt er sich fest an Paulus apostolischer Zeugenkraft II. Cor. 4., 7—12.; u. 10, 4. u. 5. Mit dankbarem Herzen gegen die treue Pflegerin seines Geistes verließ A. im Sommer 1824 die Universität Berlin und trat in die Familie des Dr. Spieker als Lehrer der beiden Söhne ein, machte im Konsisto-

*) Dessen Biogr. s. im gegenw. Jahrg. des Nekr. unterm 14. Juli.

rium zu Berlin ſein erſtes Examen pro Candidatura am 12. Nov. 1826 und das zweite pro Ministerio am 12. Aug. 1827, worüber ihm ſehr rühmliche Zeugniſſe ausgeſtellt wurden. Noch im November deſſelben Jahres erhielt er von der Frau Gräfin v. Viereck, erſten Hof- und Staatsdame am königl. Hofe, die Vokation als Pfarrer zu Loſſow und von der Regierung die für Ober-Lindow und Brieskow, wurde von dieſen Gemeinden nach abgehaltener Probepredigt mit Liebe und Vertrauen angenommen, am 23. Dec. 1827 in der Oberkirche zu Frankfurt ordinirt und am 4. Jan. des folgenden Jahres in ſein Amt feierlich eingeführt. Er begann ſeine pfarrlichen Geſchäfte mit dem lebhafteſten Eifer für ſeinen ſchönen Beruf und in feuriger Liebe für ſeinen Herrn und Meiſter, ſuchte zunächſt das Vertrauen der vier Lehrer ſeiner Parochie zu gewinnen und machte die perſönliche Bekanntſchaft mit allen ſeinen Gemeindegliedern. Nach vier Wochen kannte er alle Pfarr- und Schulkinder, wobei ihm ſein ausgezeichnetes Namengedächtniß ſehr zu Statten kam. Die Schulen wurden ein beſonderer Gegenſtand ſeiner ſorgſamen Pflege. Am 16. Juni begründete er ſein häusliches Glück durch die Verheirathung mit Cora Friederike Spieker. Im Pfarrhauſe zu Loſſow bilde'e ſich ein ſchönes friedfertiges Leben in Einfachheit, Gaſtfreundſchaft, Eintracht und Frömmigkeit, umgeben von einer reizenden und anmuthreichen Natur. Heiterer und belebter wurde Alles, als Kinder die häuslichen Freuden vermehrten. Durchdrungen von der Wichtigkeit ſeines Berufs und von der Verantwortlichkeit vor ſeinem Herrn und Meiſter, ſuchte er in ſeinen Gemeinden den Geiſt der chriſtlichen Liebe, der wahren Frömmigkeit, der Eintracht und des thätigen Glaubens zu wecken, zu beleben und zu verbreiten. Er war nicht blos ein Lehrer und Prediger, ſondern auch ein Freund und Vater ſeiner Gemeinden, ein Gehilfe ihrer Freude, ein Tröſter und Helfer in Leiden und Trübſal und eine Zuflucht und Stütze in Zeiten der Noth. Bei dieſen Bemühungen fand er kräftigen Beiſtand bei der Gutsherrin, Gräfin von Viereck, und bei dem Amtmann in Loſſow, Rittmeiſter Müller, bei den Beſitzern von Weiſſenſpring, Herren Bartnick und Rauſcher. Sie gingen in ſeine Vorſchläge gern ein und förderten ſein Werk in aller Weiſe. Beſonders hatte die Gräfin Freude an dem ſegensreichen Wirken ihres Pfarrers, den ſie in Ehren hielt und ihm ihr volles Vertrauen ſchenkte. Sie wandte bedeutende Summen auf den Ausbau und Schmuck

des Thurmes und der Kirche, arbeitete selbst für den Altar zwei prachtvolle Decken, schenkte einen kostbaren Taufapparat, silberne Leuchter und Altargeräthe. Wenn sie auf ihrem Gute war, besuchte sie an allen Sonn- und Festtagen den öffentlichen Gottesdienst. Diesen wußte der Pfarrer sehr erbaulich, erhebend und feierlich zu machen. Mit Hilfe des sehr geschickten Kantors und Organisten Schröter hatte er einen ächtkirchlichen Choralgesang eingeführt und einen Sängerchor gebildet, der kleine Kirchenmusiken, Chöre und Antiphonieen vortrefflich ausführte. An Festtagen, besonders am Pfingst-, Konfirmations- und Aerntefeste war die reinliche und helle Kirche schön geschmückt, vor Allem aber der herrliche Gottesdienst am heiligen Abend vor Weihnachten ergreifend und rührend. Viele Menschen wallfahrteten aus der Nähe und Ferne zu dem Lossower Kirchlein, das so klar und glänzend in die heilige Nacht hineinleuchtete. Eben so war das Säkularfest der Kirche ein Glanzpunkt in dem kirchlichen Leben der Gemeinde. Der Pfarrer wußte die Kirche zum Mittelpunkte des Gemeindelebens zu machen, von der Licht, Freude und Segen ausging in die Herzen der Menschen, über Haus, Feld und Flur. Im J. 1838 wurde der Entschlafene von der Regierung definitiv zum Schulinspektor ernannt, nachdem er dieß Amt schon mehere Jahre zur Zufriedenheit der Behörden interimistisch verwaltet hatte. Er erhielt als solcher die Aufsicht über das Schulwesen in den Parochieen der frankfurter Superintendentur auf dem linken Oderufer und hat dieselbe bis zu seinem Tode mit segensreichem Erfolge fortgeführt. Er bereiste seinen Aufsichtskreis nicht nur regelmäßig alle Jahre, sondern besuchte die einzelnen Schulen auch zeitweise und unangemeldet, um dieselben so wie die Lehrer und Schüler genauer kennen zu lernen, auf die Gemeinden wohlthätig einzuwirken, Uebelständen abzuhelfen, Leben und Bewegung in das Ganze zu bringen und durch eigenen Unterricht eingeführte Lehrweisen anschaulich zu machen. Die Lehrer versammelten sich monatlich zu Konferenzen in Lossow, in welchen nicht nur allgemeine Angelegenheiten des Schulwesens besprochen und schwierige Aufgaben berathen, sondern auch freie Vorträge gehalten, eigene Abhandlungen vorgelesen, Urtheile über gelesene Bücher und gemachte Erfahrungen mitgetheilt, Methoden bei'm Unterricht einzelner Lehrgegenstände eingeübt und mehrstimmige Sachen gesungen wurden. Dabei diente die musterhafte Schule in Lossow zum Uebungsplatz und die

ſchöne Orgel zur Begleitung der einzuübenden Kirchengeſänge, auf welche der Schulinſpektor einen beſonderen Werth legte. Sehr oft machte derſelbe an ſchönen Sommertagen mit ſeinen Lehrern Spaziergänge nach der Buſchmühle, nach Schiffersruh oder nach den ſchattenreichen Waldungen der herrlichen Umgegend, wo Geſang und muntres Geſpräch die kleine Geſellſchaft erheiterte. Wenn talentvolle Knaben in ſeinen Schulen Neigung für das Schulfach zeigten, ſo nahm er ſie in ſeine Präparandenanſtalt und bereitete ſie unentgeldlich für das Seminar vor. Waren ſie ganz arm und konnte er für ſie keine Unterſtützung oder Erleichterung erlangen, ſo machte er ihnen den Aufenthalt im Seminar aus ſeinen eigenen Mitteln möglich. Auf dieſe Weiſe hat er dem Staate treffliche Lehrer herangebildet, die an ihm mit dankbarer Liebe hingen. Einer derſelben, der Lehrer Hildebrand am gurſch'ſchen Geſtift, bewies ihm dieſe Dankbarkeit durch die treueſte, unermüdliche Pflege in ſeiner letzten Krankheit. Er ließ ſich nicht abhalten, dieſe Pflege mit wenig Unterbrechung auch da fortzuſetzen, wo er die Abnahme ſeiner Kräfte bemerkte und Anſteckung fürchten mußte. „Der Leidende," ſprach er zu Denen, die in ihn drangen, ſich zu ſchonen, „hat wie ein Vater an mir gehandelt und ſo viele Stunden und Tage meiner geiſtigen Pflege gewidmet, wie ſollte ich das nicht auch für ſeine leibliche Pflege thun. Finde ich dabei meinen Tod, ſo ſterbe ich in meinem Beruf." Als er nachher wirklich ſchwer erkrankte, fleheten viele Herzen für ſein Leben, das mit Gottes Hilfe auch glücklich erhalten worden iſt. So wirkte der Verſtorbene 18 Jahre lang in ſeinem lieben Loſſow zum Segen ſeiner Gemeinde, zum Heile der Jugend in den Schulen, zur Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten und zur eignen Freude. Bei einer beſonderen Veranlaſſung gab ihm der Generalſuperintendent, Dr. Brescius, das Zeugniß: „Dem Herrn Prediger Samuel Friedrich Auguſt Aſt zu Loſſow bezeuge ich hierdurch ſehr gern, daß nach Inhalt aller zur Kenntniß der geiſtlichen Provinzialbehörden von ſeinem Leben und Wirken gekommenen Anzeigen, derſelbe ſich in ſeiner ganzen Amtsführung als einen geſchickten, treuen, thätigen und exemplariſchen Pfarrer, Seelſorger und Specialſchulinſpektor bewieſen hat und daher bei ſeinen Vorgeſetzten in verdienter Achtung ſteht." Unterm 24. Februar 1845 zeigte der frankfurter Magiſtrat dem Pfarrer Aſt an, daß ihn das Kollegium zum zweiten Prediger an der Unterkirche gewählt habe, in dem veſten

Vertrauen, daß wenn er dieſelbe annehme, er unter der neuen Gemeinde im rechten Segen, wie in der bisherigen, mit Gottes Hilfe wirken werde. Er nahm dieſen ehrenvollen Ruf dankbar an; doch, wie angenehm ihm auch Anfangs der Gedanke war, das Predigtamt in ſeiner Vaterſtadt verwalten zu können, ſo ward ihm doch das Herz ſchwer, als die Zeit der Trennung von ſeiner lieben Gemeinde immer näher rückte. Die Gemeinden, wohl erkennend, was ſie in ihrem treuen Seelſorger beſeſſen hatten, wetteiferten unter einander, ihm Denkmale und Zeugniſſe ihrer Dankbarkeit und Liebe mitzugeben. Die Loſſower ließen ein Oelgemälde anfertigen, auf welchem die Kirche, das Schulhaus, die Pfarre und ein Theil des Dorfs, auf dem Kirchhofe aber der Pfarrer mit dem Schulzen und Kantor im traulichen Geſpräche dargeſtellt war. Ein gleiches Tableau ſchenkten ihm die Lindower. Auch hier waren Kirche, Schule, ein Theil des Dorfes und der Prediger, wie er eben über die Kanalbrücke fährt, abgebildet. Die Brieskower hatten ihm eine werthvolle Bibel, die Weißenſpringer eine ſchöngeſchriebene Denkſchrift und ſeine Katechumenen ein Album geſchenkt. Der Scheidende fühlte erſt bei'm Auflöſen aller dieſer Verhältniſſe, wie tief er ſich in ſeine Gemeinde hineingelebt und geliebt hatte. Sein liebes Loſſow iſt ihm nie aus dem Herzen gekommen und oft hat er ſich nach dieſer Friedensſtätte zurückgeſehnt. A. kam nach Frankfurt mit dem veſten Entſchluß, durch Treue in ſeinem Amte, durch Sorge für die Armen, durch Mitwirkung bei'm Schulweſen und fleißige Seelſorge das in ihn geſetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Seine Amtseinführung geſchah am 10. Auguſt 1845 vor einer großen Gemeinde, die in ihm auf eine lange Reihe von Jahren einen treuen Hirten und einen ſicheren Führer auf dem Wege zum ewigen Leben erhalten zu haben glaubte, denn er war in den ſchönſten Jahren männlicher Kraft, geſund, friſch und guten Muthes. Zunächſt waren es die Schulen, welche er in's Auge faßte und zum Gegenſtande ſeiner ſorglichen Thätigkeit machte. Der Magiſtrat hatte ihm die Aufſicht über die Vorbereitungsſchulen des Kantor Wenzel und des Kandidaten Werner, ſo wie über die erſte unterſtädt'ſche Elementarſchule übertragen und ihn zum Mitgliede der Deputation für das gurſch'ſche Geſtift, ſo wie zum Specialaufſeher der Induſtrieſchule ernannt. Wie er mit ganzer Seele in den Schulen ſeiner früheren Parochie gelebt und gewirkt hatte, ſo wollte er auch hier ein neues friſches

Leben anregen und fördern. Er ſuchte die Lehrer für ſich zu gewinnen und verſammelte ſie oft in ſeinem Hauſe zu gemeinſamen Berathungen. Er ſtieß jedoch hier auf größere Schwierigkeiten und Hinderniſſe, als er geglaubt hatte, und beſaß nicht die Ruhe und Geduld, die langſame und allmälige Reifung der guten Saat abzuwarten und die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind; weshalb es ihm hier an ſchmerzlichen Erfahrungen nicht fehlte. Doch hat er viel Treffliches gewirkt und ſämmtliche unter ſeiner Leitung wirkende Lehrer ließen ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er bei der Leitung der ihm anvertrauten Schulen mit eben ſo großer Einſicht als Liebe und Eifer verfahren ſey. Bei der Seelſorge, der er ſich in ſeiner umfangreichen Gemeinde mit großer Thätigkeit und Treue unterzog, merkte er bald, daß dieſelbe mit größeren Schwierigkeiten verbunden ſey, als auf dem Lande. Es gab der Gleichgültigen und Ungläubigen, der Leichtſinnigen und Verwilderten, die ſich der kirchlichen Gemeinſchaft ganz entzogen, ſo viele, daß gar kein Zugang zu ihrem Hauſe und Herzen zu finden war. Andere, die wohl bei'm Gottesdienſt und Abendmahl ſich einfanden, waren in Religionsſachen ſo unwiſſend, mit ihrem ſittlichen Zuſtande ſo zufrieden, in weltliche Sorgen und Genüſſe ſo verſtrickt, daß ſie das Bedürfniß des Glaubens und der Beſſerung gar nicht fühlten und ganz verwundert waren, wenn er von Buße und Erneuung des Sinnes und Lebens ſprach. Wo er aber irgend eine Neigung fand, ſich über Angelegenheiten der Religion belehren und aufklären zu laſſen, da war er unermüdlich und verweilte ſtundenlang bei ihrem Unterricht. Kamen ſie nicht zu ihm, ſo begab er ſich in ihre Wohnungen, in der Regel nach dem Abendeſſen, und verweilte nicht ſelten bis tief in die Nacht bei ihnen. Viele, die er dem Herrn zugeführt und die in Chriſtus den veſten Grund ihres Glaubens gefunden, ſegnen ſein Andenken und geben Zeugniß von ſeinem ſtillen aber ſegensreichen Wirken in unſrer Stadt. Eine beſondere Sorgfalt wandte er in Gemeinſchaft mit ſeinem Amtsgenoſſen auf das Armen- und Arbeitshaus. Er ſuchte ſich eine genaue Kenntniß von jedem Bewohner dieſer ſtädtiſchen Anſtalten zu verſchaffen, hielt nach beendeter Tagesarbeit Abendandachten und mit Einzelnen beſondere Unterredungen. Dieſe waren eben ſo ernſt als herzlich und haben ungemein wohlthätig auf die Geſinnung und Beſſerung ſelbſt verwildeter Gemüther gewirkt. Er hat darüber erfreuliche Erfahrungen gemacht. Bei dieſem eben ſo müh-

ſeligen und ſchwierigen als heilſamen und ſegensreichen Geſchäfte fanden die beiden Geiſtlichen bei dem Inſpektor der Anſtalt kräftige Beihilfe. Auch das Krankenhaus war öfters ein Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit und er benutzte gern jede Gelegenheit, um am Krankenbette Buße zu predigen und auf die Folgen eines ſündigen Lebens hinzuweiſen. Dieß geſchah vorzüglich im Gefangenhauſe, in das er öfters gerufen und ungerufen eintrat, Manche unter den Gefangenen zum Geſtändniß der Wahrheit brachte, ihr Gewiſſen bewegte und zu guten Entſchlüſſen führte. Oft kam er ſchmerzbeladen nach Hauſe, wenn er verhärtete und verſtockte Gemüther gefunden, die jede Einladung zur Bekehrung hartnäckig zurückgewieſen hatten und in grauenvolle Sündhaftigkeit verſunken waren. In dem Krankenverpflegungsverein war er ein thätiges Mitglied und im letzten Jahre Vorſteher deſſelben. Er begnügte ſich nicht damit, den Kranken leibliche Pflege, kräftige Suppen und reine Wäſche zu verſchaffen, ſondern er ging ſelbſt zu ihnen, erforſchte ihre Hilfsbedürftigkeit und ihren Seelenzuſtand und ſuchte das Krankenlager zu einer Buß- und Beſſerungsanſtalt zu benutzen. Er tröſtete die Leidenden, betete mit den Heilsbegierigen, ſtärkte ihr Gottvertrauen und ſuchte ſie zur gewiſſenhaften Benutzung der ihnen noch verliehenen Lebenszeit zu führen. So lange er Vorſteher des Vereins war, verſammelte er alle Freitage Abends die Mitglieder des Comités in ſeinem Hauſe und beſprach ſich mit ihnen über jeden Kranken. Da er die Berathungen immer mit einem Gebet eröffnete und beſchloß, ſo waren es wahre Erbauungsſtunden. Als er die Mitglieder des Vorſtandes zum letzten Male vor ſeinem Krankenlager verſammelt hatte, betete er mit ſolcher Kraft und Inbrunſt, mit ſolcher Erhebung und Verklärung, daß Alle auf's Tiefſte ergriffen waren und ein anweſender Geiſtlicher ſagte: „das war ein wahrhaft hohenprieſterliches Gebet!“ Man konnte den treuen Geiſtlichen mit Recht einen Vater der Armen nennen. Sie hatten zu jeder Zeit Zutritt zu ihm; er hörte ihre Klagen, ging in ihre Verhältniſſe ein, forſchte den Urſachen der Armuth nach, half durch Fürſprache, Rath und That und beſuchte ſie in ihren Wohnungen. Immer hatte er dabei die ſittliche Beſſerung im Auge. Er gab weit über ſein Vermögen und ließ die linke Hand nie wiſſen, was die rechte that. Arme Kinder verſah er mit Kleidern, Büchern und Schulgeld. Die ſogenannten Pflegekinder, die auf Koſten der Armenkaſſe erhalten und erzogen werden und in ſei-

nem Armenbezirke seiner Aufsicht anvertraut waren, lagen ihm besonders am Herzen. Waren sie nicht in guten Händen, so brachte er sie zu wohlgesitteten Leuten, ging diesen mit Rath und That zur Hand, hielt strenge auf einen regelmäßigen Schulbesuch und sorgte, wenn sie konfirmirt waren, für ihr Unterkommen bei einem tüchtigen Meister, oder bei einer guten Herrschaft. Der Unterricht der Katechumenen machte ihm eine besondere Freude und er wandte darauf einen großen Fleiß. Diesen hielt er für um so nöthiger, als er bei den meisten Kindern eine große Unbekanntschaft mit der Bibel, eine unglaubliche Unwissenheit in den Wahrheiten der christlichen Religion und einen geistigen Stumpfsinn fand, den er bei den gut eingerichteten Schulen, deren sich die Stadt zu erfreuen hat, nicht vermuthet hatte. Desto größer war nun seine Geduld und Mühe, mit welcher er das Versäumte nachzuholen, einen guten und vesten Grund des Glaubens zu legen, das Nachdenken zu wecken und das Herz für Christus und sein Evangelium zu erwärmen suchte. Den Schwachen gab er noch einen besonderen Unterricht und über jeden Einzelnen führte er Buch. Das konnte er freilich nicht fortsetzen, als die Zahl seiner Katechumenen gegen zweihundert angewachsen war; aber es entging ihm doch Keiner; er faßte sie Alle in's Auge und wußte genau, wie es mit jedem Einzelnen stand. Die Einsegnung behandelte er mit großer Wichtigkeit und machte sie sehr feierlich und eindringlich. In der Missionsgesellschaft war A. ein sehr thätiges Mitglied. Bei jeder kirchlichen Versammlung hielt er entweder die Predigt, oder verrichtete das Gebet, oder ertheilte den Bericht über Gegenstände der auswärtigen Mission. Daß diese Angelegenheit in der Stadt so viel Theilnahme fand, ist besonders seiner regen Thätigkeit und seinem Eifer für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden zu verdanken. Auch der innern Mission hatte er sich angenommen. Er war der Meinung, daß jeder Geistlicher ein geborner Missionär sey, der sich der leiblichen und geistigen Noth seiner Gemeindeglieder annehmen müsse, daß er aber dazu Gehilfen nöthig habe, die ihn bei diesem wichtigen Geschäft unterstützen, wie es bei den ältesten christlichen Gemeinden der Fall war. Er zog Männer, die ein Herz für die Sache hatten, in sein Interesse; aber freilich aller Anfang ist schwer. Es wollte mit der Bildung eines Presbyterium keinen rechten Fortgang haben und er sah sich bald wieder auf seine eigene Thätigkeit beschränkt. A. hatte in Berlin

den Vorsteher des rauhen Hauses zu Hamburg, den Kandidat Wichern, gehört und gesprochen und war durch ihn für diese wichtige Angelegenheit gewonnen. Je mehr der innere gediegene Werth seiner Predigten erkannt wurde, desto größer wurde auch die Zahl der Zuhörer, die um seinen Kanzelstuhl sich sammelten. Sein Vortrag war nicht glänzend, aber einleuchtend und klar, erwärmend und herzlich, belebend und erbaulich. Man fühlte es, wie ihm das Herz voll war, wie die lebendigste Ueberzeugung aus ihm sprach, wie Alles der Erguß eines von Christus erleuchteten und durchdrungenen Geistes war. Natur und Erfahrung, Zeitereignisse und Lebensverhältnisse zog er in seine Vorträge mit hinein, stellte sie aber alle unter den wahrhaft-christlichen Standpunkt und führte Alles auf die Bibel zurück. Diese war die unversiegbare, heilige Quelle, woraus er beständig schöpfte; sie war sein Lebenlang der Gegenstand seines Forschens und man kann in Wahrheit sagen, seine ganze Predigt war vom biblischen Geiste durchweht. „Könnte ich mir doch nur," sprach er einst, „auch die Bibelsprache ganz aneignen, denn ich bin überzeugt, schon die bloße Darstellung des göttlichen Worts ist das sicherste Mittel, kräftig auf die Gemüther zu wirken." In den ersten Jahren seiner Amtsführung hatte der Entschlafene seine Predigten sorgfältig niedergeschrieben und Wort für Wort auswendig gelernt. Aber es hatte sich in Lossow einige Male ereignet, daß am Sonnabend oder selbst am Sonntage früh Begebenheiten und Umstände in der Gemeinde eingetreten waren, die er auf der Kanzel nicht unerwähnt lassen konnte, und da hätte denn das freie, aus bewegtem Herzen gesprochene Wort immer einen guten Eindruck zurückgelassen. Auch drängten sich oft an heiliger Stätte vor der andächtigen Gemeinde Gedanken in seinen Vortrag, wie sie ihm in der Studirstube nicht gekommen waren. Er wies sie nicht zurück und sie waren immer Worte zur rechten Zeit; und so schrieb er zwar seine Predigten auf, band sich aber auf der Kanzel nicht an das geschriebene Wort. Oft begnügte er sich mit einer ausführlichen wohldurchdachten Disposition und hielt die Gelegenheitsreden nach vorheriger Meditation. Da er der Sprache und des Bibelworts mächtig war, so floß ihm die Rede leicht und eindringlich von dem beredten Munde und fand den sicheren Weg zum Verstande und Herzen. Der Stoff zu einer schweren Krankheit lag schon lange in ihm. Bei einer kräftigen, gesunden und lebensfrischen Beschaffenheit seines Körpers litt

er ſchon in Loſſow oft an einem Halsübel, das ihn an dem freien Gebrauch ſeiner Sprachorgane hinderte, und an Hämorrhoidalleiden, die Bruſt und Unterleib oft hart beſchwerten. Das böſe Blut machte ihm viel zu ſchaffen und wirkte nicht ſelten nachtheilig auf ſeine Gemüthsſtimmung und auf die Heftigkeit ſeines Temperaments. In Frankfurt nahmen in Folge großer Anſtrengungen beide Uebel zu, wozu ſich eine raſch zunehmende Korpulenz geſellte. Im Sommer trank er karlsbader Brunnen und weil er dabei ſeine gewöhnlichen Geſchäfte fortſetzte und nicht die gehörige Diät beobachten konnte, ſchadete er ſeiner Geſundheit ſehr. Dabei wurde ſeine ſonſtige Heiterkeit durch eine düſtere Anſicht der Zeit und des Lebens immer mehr verdrängt. A. hielt es für ſeine Pflicht gegen dieſes wilde Weſen öffentlich Zeugniß abzulegen und alle Falſchheit und Lüge der Zeit mit Gottes Wort nachdrücklich zu ſtrafen. Sein Grundſatz war: „Wenn alle Wahrheit aus der ganzen Welt verſchwunden wäre, auf der Kanzel muß ſie eine ſichere Zuflucht finden.“ Aber er konnte mit dem Pſalmiſten (69, 10) von ſich ſagen: „Ich eifre mich ſchier zu Tode um dein Haus!“ Seine Verſtimmung des Gemüths und Aufregung der Nerven warf ihn endlich auf's Krankenlager, gegen das er lange ſich geſträubt hatte. Die Krankheit nahm gleich Anfangs einen bedenklichen Charakter an, wurde nervös und erzeugte unausgeſetzt Phantaſieen. Dieſe Phantaſieen bewegten ſich immer in ſeinem geiſtlichen Beruf, waren nie heftig und aufbrauſend, oft rührend und ergreifend, und ſtanden unter ſich im Zuſammenhang. An ſeinem Todestage ſchienen einige lichte Momente einzutreten. Die Seinen nahmen unter ſtillen Thränen Abſchied von ihm, auf ſeinen einzigen Sohn legte er ſegnend die Hände und als er unter den Umſtehenden eine liebe Freundin erblickte, die aus der Ferne herbeigekommen war, reichte er ihr freundlich die Hand. Dann ſchloß er die Augen, wurde zu einem ſeligen Sterben eingeſegnet und athmete Nachmittag kurz vor drei Uhr zum letzten Male tief und ſchwer. Die Nachricht von dem Tode des trefflichen Geiſtlichen erregte die allgemeinſte Theilnahme, in den höheren Ständen wie unter den Armen. Man hatte ihn immer nur in rüſtiger Manneskraft wirken ſehen und konnte ſich's nicht denken, daß dieſe Kraft von der böſen Krankheit ſo raſch aufgezehrt werden könne. Wenn er auch nur wenige Jahre in ſeiner Vaterſtadt als Geiſtlicher gewirkt hatte, ſo war dieſe kurze Zeit doch hinreichend, ſeine Treue im

Amte, seinen Eifer für das Gute, seine Sorge für die Armen, seine Liebe für die ihm so theure Vaterstadt genugsam zu bekunden. Darum wurde sein Verlust von Allen schmerzlich empfunden. Das zeigte sich besonders bei seinem Begräbniß am 7. Januar, an dem nicht nur die Stadt, sondern auch ein Theil der Umgegend in so großer Menschenmenge Theil nahm, wie bei keiner anderen ähnlichen Veranlassung. Der Sarg war in der Kirche vor der Kanzel, von der er so oft das Wort des Herrn mit freudigem Aufthun seines Mundes verkündet hatte, aufgestellt. Er war von den Säckelherren, welche Marschallstäbe trugen, von den städtischen Elementarlehrern und von den Lehrern seines Aufsichtskreises umstellt. In den nächsten Ständen saßen die Geistlichen, welche um einen ihrer würdigsten Brüder trauerten. Die Kirche war in allen ihren Räumen überfüllt von Menschen, so daß im eigentlichsten Sinne kein Apfel zur Erde fallen konnte. Nach einer würdigen kirchlichen Feier wurde der Sarg in den Leichenwagen getragen, dem trotz der ungünstigsten Witterung eine große Schaar Leidtragender sich anschloß, so daß der unabsehbare Zug (in dem sich auch des Heimgegangenen frühere Gemeinden aus Lossow, Brieskow, Lindow und Weissenspring befanden) die ganze Oberstraße einnahm. Am Grabe verrichtete nach einem Gesange der Lehrer, der Prediger Schultze, das Grabgebet, segnete die sterblichen Ueberreste seines lieben Amtsgenossen ein und empfahl seine Seele, so wie die trauernde Familie der göttlichen Gnade. Was die dem Verklärten durch Bande des Bluts und der Liebe Verbundenen in Ihm besessen und verloren, die tiefgebeugte Gattin mit ihren fünf verwaisten Kindern, die schmerzlich trauernde Mutter, deren Stolz und Freude er war, die liebenden Geschwister und Schwäger und die Schwiegeraltern, die ihn wie das eigene Kind liebten — das weiß Der, der das Herz kennet und in das Verborgene sieht und der die Seinen nicht ohne Trost und Hilfe läßt.

8. Wilhelm Theodor Stäber,

Advokat zu Chemnitz;

geb. den 2. Okt. 1817, gest. den 3. Jan. 1850 *).

St. war zu Chemnitz geboren. Sein Vater, dasiger Kaufmann und Kurzwaarenhändler, starb im Jahr 1831

*) Nach dem „Chemnitzer Tageblatt u. Anzeiger" 1850. Nr. 6.

aus der Mitte von 6 unerzogenen Kindern hinweg und hinterließ der Mutter, Wilhelmine, geb. Weißbach, die Sorge nicht nur für die große Familie, sondern auch für ein sehr vielseitiges Geschäft, welches die manchfach erprobte, brave Frau in Gemeinschaft mit ihrem Geschäftstheilnehmer und Schwiegersohne noch jetzt führt. – Theodor, schon als Kind gute Anlagen entwickelnd, wurde, 7 Jahre alt, nach vorhergenossenem Privatunterricht mit seinem ältern Bruder den 4. Oktbr. 1824 in die 5. Klasse des ehemaligen dasigen Lyceum aufgenommen. Er besuchte diese Schule durch alle Klassen bis zu Ostern 1835, von wo an er, nach Auflösung des Lyceum, die Schule zu Annaberg noch ein Jahr benutzte, um sich für die Universität vollends vorzubereiten. Immer gehörte er unter die befähigteren und fleißigsten Schüler und hatte stets etwas von dem Ernste, der ihn als Mann charakterisirte; dabei ließ er sich durch heilsamen jugendlichen Ehrgeiz um so mehr zu ernstem Fleiß anspornen, als es ihm nicht gegeben war, dem beißenden aber gutartigen Witz einiger Schul- und Altersgenossen, unter denen ein ausgelassener, später durch harte Schicksalsschläge zur Ruhe gebrachter Sanguiniker die Hauptrolle spielte, eine gleiche Waffe entgegenzustellen. Als Student lebte er zurückgezogen und fleißig der Rechtswissenschaft; dabei suchte er oft den Umgang einiger Theologen, um sich mit ihnen über philosophische und kirchliche Zeitfragen zu besprechen. Ueberhaupt hatte er noch für Anderes und Höheres als die bloße Brotwissenschaft Sinn, nahm jedoch in wissenschaftlichen Fragen immer den positiven Standpunkt des Juristen ein, so daß er mit der freiern theologischen Richtung, der sein näherer Kreis angehörte, gar nicht einverstanden war. Nach rühmlichst überstandener Prüfung bildete er sich auf den Expeditionen des Gerichtsdir. Börner, des Gerichtsdir. Neumann in Penig und namentlich des Advokat Koelz in seiner Vaterstadt zum praktischen Sachwalter. Kaum hatte er im J. 1845 die Berechtigung zur Ausübung der Advokatur erlangt, als er sich auch bald eines bedeutenden Vertrauens erfreute und eine sehr umfangreiche Praxis ausübte. Am 27 Okt. 1846 verheirathete er sich mit Ottilie Tetzner von dort, mit der er in glücklicher Ehe lebte und Vater von zwei Kindern wurde (Richard Georg und Johanne Sophie). Anfang December vorigen Jahres erkrankte er ernstlich und bald ereilte ihn der Tod. Was den Verstorbenen außer seiner wissenschaftlichen Bildung und geistigen Begabung besonders schätzbar

machte, war seine strenge Rechtlichkeit, seine fast ängstliche Gewissenhaftigkeit im Berufe, seine Aufopferungsfähigkeit und Treue in Liebe und Freundschaft. War auch sein Aeußeres etwas streng, ja sogar bisweilen schroff: die rauhe Hülle barg einen edlen Kern. Dieß erkannten Alle, die in ernsten und wichtigen Lagen des Lebens mit ihm verkehrten, dieß erkannten namentlich außer der treuen, trefflichen Gattin einige nähere Freunde, zu denen sich auch der Verfasser dieser Zeilen zählen durfte. Auch hier war zwar das Aeußere nicht selten hart, aber das Herz um so weicher bei Freude und Leid Derer, die er liebte. In solchen Lagen des Lebens, in denen sich der Freund bewährt, in denen sich der Eigennutz kalt zurückzieht, in denen sogar die Selbstsucht den Bruder am Bruder zum Verräther werden läßt, in denen der äußere Schein verschwindet und das innere Wesen offenbar wird: in solchen Lagen bewährte sich St. als ein edeldenkender Ehrenmann. Wie sehr er seine Familie liebte, wie er oft für sie thätig war, ohne daß er sich es merken ließ, davon könnte ich aus der letzten Zeit vielfache Bestätigung anführen. Wo er Beweise edler und uneigennütziger Hingebung fand, da war er leicht begeistert und zu eignem Handeln angeregt; dagegen empörte ihn nichts mehr, als niedrige Verletzung solcher Pflichten, die er als die heiligsten im Innern des Herzens trug, wenn sie auch nicht im Corpus Juris standen. Er war ein anerkannt tüchtiger Jurist, hingebend für seinen Beruf, aber was den Menschen seiner edleren Natur würdig macht, sein besseres Theil, war nicht im Aktenstaube untergegangen, und niemals wäre es St. möglich gewesen, um schnöden Gewinnstes willen gemeine Handlungen zu verüben. Aber er schied auch in Anderen den Menschen vom bloßen Geschäftsmann, respektirte oft den letzteren und verachtete den ersteren. Zu Lust und Heiterkeit schien der Verstorbene weniger geeignet zu sein, und dennoch ward ihm so wohl, wenn die Heiterkeit durch Geist und Gemüth veredelt war, und lange noch beglückte ihn die Erinnerung. So war er einer der Eifrigsten bei der Gedächtnißfeier ehemaliger Lehrer und Schüler des aufgehobenen chemnitzer Lyceum im J. 1845, und seine zu den von mir herausgegebenen „Erinnerungen" gelieferte Festbeschreibung giebt Zeugniß, wie stark seine Anhänglichkeit an die Stätte gemeinschaftlicher Jugendbildung, wie rein seine Freude über das Wiederfinden alter Freunde bei dem wahrhaft schönen Feste war. Dieselbe Weise veredelter Freude schien mir, so weit ich als Unbetheiligter

urtheilen konnte, St. namentlich auch in den Versammlungen der dortigen Loge zu finden, der er mit voller Begeisterung anhing. In politischen Fragen war St. streng konservativ und verleugnete seine Ueberzeugung nie; aber er achtete die auf Gründe gestützte Ansicht Anderer und schätzte den Menschen eben so wenig nach der politischen Richtung, wie nach den Geschäftsverhältnissen, wohl aber nach Bildung und Charakter. So stand er dem Demokraten Jäkel mit größter Entschiedenheit gegenüber und leistete ihm doch in Rechtssachen mit aller Bereitwilligkeit den möglichsten Beistand. Uebereilte ihn einmal seine Schroffheit: er bot, offen den Fehler anerkennend, sofort die Hand zur Versöhnung, weil er das Bewußtseyn nicht ertragen konnte, einem Andern Unrecht gethan zu haben.

Lamprecht.

* 9. Dr. med. Georg Karl Berendt,

Sanitätsrath zu Danzig;

geb. den 13. Juni 1790, gest. den 4. Jan 1850.

B. war der zweite Sohn seiner Aeltern, des Dr. med. Nathanael Berendt [1]) zu Danzig, und dessen Gattin, geb. Schmidt. Seine erste Jugend verlebte er im älterlichen Hause, und wurde mit seinen beiden Brüdern unter der ernsten Leitung seines Vaters durch Privatunterricht gebildet, besuchte dann das Gymnasium und ging Ostern 1809 zur Universität nach Königsberg, wo er sich dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften widmete. Schon damals erregten die in der Nachbarschaft befindlichen Bernsteinlager, wie die Bernsteineinschlüsse seine Aufmerksamkeit, die besonders durch eine Reise in's Samland mit Prof. Wrede [2]) zur Besichtigung der dortigen Bernsteingräbereien genährt und gesteigert wurde. Außerdem trieb er vorzugsweise botanische Studien, und hörte naturhistorische Vorträge bei dem Medic.-Rath Hagen [3]), bei Schweigger und Wrede. Im Herbste 1810 ging er nach Göttingen, wo Blumenbach [4]), Schrader [5]), Mayer [6]) und der Chemiker Stromeyer [7]) seinen naturhistorischen,

[1]) Dessen Biogr. siehe im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 566.
[2]) Eine kurze Notiz über ihn s. im 7. Jahrg. des Nekr. S. 999.
[3]) Dessen Biogr. siehe im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 216.
[4]) — — — — 18. — — — — S. 124.
[5]) — — — — 14. — — — — S. 961.
[6]) — — — — 8. — — — — S. 823.
[7]) — — — — 13. — — — — S. 693.

Himly*), Langenbeck, Oſiander, Hempel**) und Krauſe ſeinen mediciniſchen Kenntniſſen reichen Zufluß boten. Beſonders feſſelten ihn Himly's Vorträge über Augenheilkunde und gaben ihn die ſpäter weiter verfolgte Richtung für dieſen Zweig der ärztlichen Kunſt. Im Winter 1812 hielt er daſelbſt ſeine Doktor-Promotion, und ging zur Beendigung ſeiner Studien nach Berlin, von wo er im Februar 1814 nach Danzig zurückkehrte. Hier trat ihm nach heiter durchlebter Studienzeit das Leben von ſeiner ernſten Seite entgegen. Im älterlichen Hauſe wie in der Vaterſtadt hatte ſich in ſeiner Abweſenheit Vieles anders geſtaltet. Seine Mutter war ſchon im Mai 1813 geſtorben; ſein Vater hatte außer dem einzigen Bruder auch ſeinen Jugendfreund und Studiengenoſſen, den Dr. med. Dauter, durch den Tod verloren, und war ernſt und trübe geſtimmt. B.'s beide Brüder folgten ihrem Berufe außerhalb der Stadt, und ſo fand er das älterliche Haus ſehr vereinſamt. Danzig, der geweſene Freiſtaat unter franzöſiſcher Knechtſchaft, war ſeiner Bedrücker eben los geworden; Krankheit, Noth und Elend, der traurige Nachlaß derſelben, zeigten ſich überall und forderten zur Thätigkeit und Abhilfe auf. Mit regem Eifer und voller Jugendkraft ging B. nun an die Ausübung ſeines Amtes und bald gelang es ihm, ſich die Achtung und das Vertrauen ſeiner Mitbürger zu erringen. Er trat den Wohlthätigkeitvereinen bei und fand reichlich Gelegenheit, ſeine gediegenen Kenntniſſe in Beurtheilung und Behandlung der Augenkrankheiten und ſeine Gewandtheit in Augenoperationen, die außer einem ſcharfen Blick in der Erkennung, eine ſichere und veſte Hand in der Ausführung, wie Zartgefühl und Schonung in der Behandlung erfordern, bei Arm und Reich mit meiſt glücklichem Erfolg und ſtets gleicher Sorgfalt in Anwendung zu bringen. An ſeinem Vater, einem der geachtetſten Aerzte Danzigs, mit dem er bis zu deſſen Tode in demſelben Hauſe wohnte, hatte er ein edles Beiſpiel und Vorbild und in zweifelhaften Fällen den unmittelbarſten und zuverläſſigſten Rathgeber, gleichmäßig reich an Erfahrung, gediegener Kenntniß und ſcharfer Beobachtungsgabe. Im Febr. 1817 vermählte ſich B. mit Marianne Reinick, Tochter des Kaufmanns Dan. Ferd. Reinick, und ſeitdem war ſein Haus ihm der liebſte Aufenthalt. Im Kreiſe ſeiner Kinder, de-

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 379.
**) Deſſen — — — 12. — — — — S. 194.

ren er ſechs heranwachſen und ſich entwickeln ſah, verlebte er gern die wenigen Stunden, welche ihm ſein Beruf und ſein raſtloſes Streben nach wiſſenſchaftlicher Fortbildung frei ließen. Er unterrichtete, lehrte und leitete ſie, und ſuchte wohlwollend und freundlich alles Störende, Irrige und Fehlerhafte zu beſeitigen. Theilnehmend an Scherz und Ernſt, an Freude und Leid wußte er ſich einen veſten Gleichmuth zu erringen, der ihn die ſchwerſten und bitterſten Stunden, von denen auch ſein Leben nicht frei blieb, mit männlicher Kraft und Ergebung in einen höhern Willen ertragen lehrte. Seine ſchon in Königsberg aufgekeimte Neigung für Botanik erwachte nun wieder zu neuer Stärke. Er kaufte ein Grundſtück in Langefuhr, wo ihn im kleinen Hauſe und freundlichen Garten jeder Sommerabend mit ſeiner glücklichen Familie vereinte. Dort pflanzte und pflegte er ſelbſt ſeine Lieblingsblumen, und dieſe keimten und blühten doppelt ſchön unter ſeiner milden, ſegnenden Hand. Aber nicht nur die Jetztwelt beſchäftigte ihn; auch die Urwelt hatte in ihm einen kenntnißreichen Freund und eifrigen Forſcher. Sein Vater hatte eine kleine Bernſteinſammlung angelegt. B.'s raſtloſen Bemühungen gelang es, ſie ſowohl durch Zahl der Gegenſtände, als durch wiſſenſchaftliche Anordnung auf einen Standpunkt zu erheben, den bis dahin keine andere Sammlung der Art erreicht hat. Der weit verbreitete Ruf dieſes ſchönen Kabinets verſchaffte ihm manche intereſſante Bekanntſchaft; viele fremde Gelehrte, die Danzig beſuchten, unter ihnen Alex. von Humboldt, wünſchten es zu ſehen, und ſelbſt der König beehrte es im J. 1843 mit ſeinem Beſuche und ſeinem Beifall. So ſchien B.'s Leben in Glück und Freude hinzufließen; allein bald ſollte es ernſtlich getrübt werden. Im J. 1837 erkrankte er gefährlich an einer Bruſtentzündung und machte die Seinigen um ſein Leben beſorgt. Lange Stunden ſaß ſein achtzigjähriger Vater, der wenige Jahre vorher den älteſten Sohn verloren hatte, an dem Krankenbette und bewachte des theuern Sohnes Leben. B. genas; aber die zehrende Sorge hatte den alten Vater zu ſehr angegriffen; er ſtarb im Juni des folgenden Jahres. Bald ſollte B.'s Geſundheit von Neuem und gewaltſamer erſchüttert werden. Im Winter 1848 durch Cholerakranke vielſeitig, oft auch Nachts, in Anſpruch genommen, zeigten ſich die erſten Spuren eines organiſchen Herzübels, das ihn oft ſehr beläſtigte; den Sommer 1849 verlebte er glücklich im Kreiſe der Seinigen, bis die Anſtrengung bei der zurückkehrenden

Cholera ſein Uebel vermehrte, und ihn und die Seinigen mit banger Ahnung erfüllte. Aus liebevoller Rückſicht für Frau und Kinder ſuchte er dieſen ſein Leiden zu verbergen und es allein zu tragen. Als er im Spätherbſte ſich wieder kräftiger fühlte, unternahm er ſogar eine Reiſe nach Berlin und Dresden, die ihm, wie er ſich bei ſeiner Rückkehr freudig ausſprach, viel Belehrung und genußreiche, frohe Stunden verſchafft hatte. Allein nur noch vierzehn Tage konnte er ſeine Kranken beſuchen; dann wurde das Uebel zu mächtig und warf ihn auf's Krankenlager. Sechs lange Wochen kämpfte ſeine ſtarke Natur, die aufopfernde Bemühung ſeiner ärztlichen Freunde und die ſorgfältigſte Pflege der Seinigen dagegen; allein vergebens; das Uebel nahm immer mehr zu. Bei vollem Bewußtſeyn und genauer Kenntniß des Fortſchreitens ſeiner Krankheit, entſchlüpfte ſelbſt in den heftigſten Schmerzen kein Klagelaut ſeinen Lippen. Seine ſtarke Geiſteskraft war auch jetzt noch ungebrochen und hielt die Seinigen aufrecht. In ſchmerzensfreien Stunden beſchäftigte er ſich gern mit dem Bernſtein und diktirte und ordnete ſo viel als möglich. Noch eine Viertelſtunde vor ſeinem Tode ließ er ſich einige Stückchen mit Pflanzenreſten reichen — allein der erloſchene Blick vermochte nicht mehr die eingeſchloſſenen Fruchtzäpfchen zu erkennen; das Organ gehorchte nicht mehr dem Willen der Seele. So endete ein Lungenſchlag ſein thätiges erfolgreiches Leben. Die allgemeine Theilnahme begleitete ſeine Ueberreſte auf dem letzten Wege, und trotz Schnee und Kälte fielen ſchöne Blumen in ſein frühes Grab. B. war, wie ſein Vater, ein im Forſchen unermüdeter, in der Ausübung ſeiner Kunſt vorſichtiger und ſicherer Arzt, dem viele Familien Danzigs Geſundheit und Leben anvertrauten und anvertrauen durften. Sein Werth als Arzt wurde noch durch die Milde und Freundlichkeit in ſeinem Benehmen, den Ausdruck der lebendigen und innigen Theilnahme an den Leiden ſeiner Mitmenſchen, und durch aufopfernde Pflichttreue erhöht. Dieſe Pflichttreue erfüllte ihn nicht nur in den Jahren des Wohlſeyns und der ungeſchwächten Kraft, ſondern auch in den letzten Zeiten, als er ſchon die Mahnungen des Todes in ſich fühlte; ſie ließ ihn nicht eher ruhen, bis ihm durch die Nothwendigkeit Ruhe geboten wurde. In die naturforſchende Geſellſchaft zu Danzig wurde B. 1820 am 20. Nov. als Mitglied aufgenommen; im J. 1837 zum Direktor derſelben erwählt und verblieb durch jedesmalige Wiedererwählung in dieſem Amte bis zum Jahre 1845, und dann

bis zu seinem Tode Vicedirektor und Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten. Mit regem Eifer sorgte er für das Aufkommen und Gedeihen der Gesellschaft; sowohl die Bibliothek derselben, als auch die mineralogische und geognostische Sammlung erhielten Theils durch ihn, Theils durch seine Vermittelung manchen bedeutenden Zuwachs. Das wissenschaftliche Interesse der Mitglieder der Gesellschaft wußte er durch Aufmunterung und eigenes Beispiel anzuregen und zu beleben. Alljährlich am 2. Januar berichtete er über ihre Fortschritte im Allgemeinen und bekundete außerdem in lehrreichen Vorträgen seine ausgebreiteten Kenntnisse und sein eigenes wissenschaftliches Fortschreiten. B.'s Verdienste um die Wissenschaft lohnte das In- und Ausland durch Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen aller Art. Unser wissenschaftlich hoch gebildeter König sowie seine hohe Gemahlin erfreuten B. bei Ueberreichung seines Werkes über den Bernstein, im J. 1844, durch eigenhändige Schreiben, wie auch der König von Sachsen, der dem Schreiben eine goldne Medaille beifügen ließ. In demselben Jahre wurde ihm der Titel Sanitätsrath ertheilt. Mehere vaterländische Gesellschaften zur Förderung und Erweiterung der Naturkunde, wie in Görlitz, Dresden, Königsberg, Prag, Breslau, Posen, Stettin, Berlin und die kaiserl. leopold. Akademie der Naturforscher, ernannten ihn zu ihrem ordentlichen oder korrespondirenden Mitgliede. Die mineralogische Gesellschaft in Petersburg, die kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau und die entomologische Gesellschaft in London ehrten ihn durch Zusendung ihrer Diplome. Zur Hauptaufgabe seines Lebens scheint B. sich die Aufhellung unserer Ansichten und Kenntnisse über die Beschaffenheit der Erde zur Zeit der Bernsteinbildung, die bis dahin in Nacht gehüllt war, gestellt zu haben, und wenn darüber allmählig ein neuer Morgen aufgeht, so hat auch er dazu die Stralen seines Geistes geliehen. Die Untersuchungen über den Bernstein sind von doppelter Art, entweder geognostische, welche sich auf Entstehung, Ablagerung und Verbreitung des Bernsteins beziehen, oder organographische, welche auf Deutung und Beschreibung der im Bernstein eingeschlossenen Thiere und Pflanzen ausgehen. B. hat sich mit beiderlei Untersuchungen seit mehr als 20 Jahren auf's Angelegentlichste beschäftigt, und in beiden wichtige Beobachtungen und Entdeckungen gemacht. Zur Anstellung derselben ist eine möglichst ausgedehnte und wissenschaftlich geordnete Bernsteinsammlung erforderlich und

B. hat weder Mühe noch Kosten gescheut, eine solche zu erwerben. Mit unverdrossenem Eifer sammelte er das einst flüssige Gold des baltischen Meeres und groß war seine Freude, wenn er zu den schon gewonnenen Schätzen einen neuen glücklichen Fund hinzufügen konnte. So entstand eine Sammlung, die an Ausdehnung und innerm Gehalt in ihrer Art weder in der früheren Zeit noch in der jetzigen ihres Gleichen gehabt hat und kaum haben konnte. Die Sammlung enthält jetzt gegen 4200 Stücke, unter denen etwa 350 mit vegetabilischen Einschlüssen und über 3000 mit Insekten, Arachniden, Myriapoden und Crustaceen sich befinden. Die Resultate seiner Untersuchungen hat B. schon in der im Jahre 1830 zum Jubiläum seines Vaters erschienenen Schrift: „Die Insekten im Bernstein" ferner 1842 in einem Aufsatze: „Ueber das Vorkommen größerer Bernsteinmassen im Binnenlande" (mitgetheilt in Froriep's *) neuen Notizen aus dem Gebiet der Natur und Heilkunde) in ihren Grundzügen vorgelegt, ausführlich in dem mit Prof. Göppert in Breslau bearbeiteten und 1845 herausgegebenen größern Werke: „Die im Bernstein befindlichen organischen Reste der Vorwelt" entwickelt. Ein Hauptverdienst, das sich B. um die Kenntniß der Bernsteineinschlüsse erworben, bleibt noch zu erwähnen. Er ließ von dem wichtigsten Theil seiner Sammlung Zeichnungen anfertigen und stechen, und, wo für die Beschreibung derselben seine Kraft nicht ausreichte, wußte er die bedeutendsten Männer der Wissenschaft als Mitarbeiter für sein Werk zu gewinnen, um ein möglichst vollständiges Bild des vorweltlichen Pflanzen- und Insektenlebens zu geben. Die erste Frucht der vereinten Arbeiten B.'s und Göppert's liegt in dem schon genannten ersten Heft der im Bernstein befindlichen organischen Reste der Vorwelt der wissenschaftlichen Welt vor; ein zweites, zum ersten Bande gehöriges Heft mit Crustaceen, Myriapoden, Arachniden und Apteren, von dem verstorbenen Forstrath Koch in Regensburg geschrieben, sowie ein drittes Heft, die Neuropteren von Prof. Germar in Halle und Prof. Pictet in Genf bearbeitet, sind in den Kupfertafeln vollendet, und werden bald erscheinen. Wenn ein Baumeister mitten in der Ausführung eines großartigen Werkes, dessen Vollendung er mit ganzer Seele und aller Kraft seines Geistes erstrebte, plötzlich abgerufen wird, und wir den Bau gleichsam als Trauerdenkmal auf seinem

*) Dessen Biogr. siehe im 25. Jahrg. des N. Nekr. S. 521.

Grabe stehen sehen, wird unser Herz mit Wehmuth und Betrübniß erfüllt und mächtig an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert. Möge aber der Geist des Meisters nicht mit ihm untergegangen seyn, und aus den mühsam herbeigeschafften und zugerichteten Werkstätten ein neuer Tempel errichtet werden, zu seinem Gedächtniß und zu des größten Meisters Verherrlichung.

10. Dr. phil. Eugen Alexis Schwanbeck,

Mitredakteur der kölnischen Zeitung zu Köln;

geb. den 13. Nov. 1821, gest. den 8. Jan. 1850 *).

Die Leser der köln. Zeitung kennen alle jene gewandte und geistreiche Feder, die seit mehr als zwei Jahren unter dem Zeichen △ dieselbe mit einer Reihe vortrefflicher Leitartikel schmückte; sie kennen alle die Hand, welche während des größten Drama's unserer Tage, während des ungarischen Heldenkampfes, aus dem Wuste unklarer und widersprechender Nachrichten mit einer genialen Bewältigung des Stoffes das Sichere, das Wesentliche und Wichtige herausgriff und ihnen in klarer Uebersichtlichkeit lebendig und faßlich die großen Bewegungen der ringenden Völker und Heere vor Augen stellte. Sie haben alle an dieser glänzenden Feder, an dieser sicheren Hand sich erfreut und eine hochbegabte Intelligenz schätzen gelernt, sofern in diesen Tagen des Parteienkampfes noch Raum der persönlichen Anerkennung geblieben ist für einen muthigen und offenen Streiter, der jedem Irrthum, jedem Unrecht, jeder Lüge und bösen Leidenschaft keck die Stirn geboten hat, ohne vor ihren Waffen ein Haar breit zu weichen. Dieser starke und reiche Geist war der dieses Frühverstorbenen, der von den Küsten der Ostsee sich seit meheren Jahren an den Rhein übergesiedelt hatte. Sch. war zu Falkenburg in Pommern geboren. Als er acht Jahre alt war, starb sein Vater, der als Justizrath in Königsberg lebte; ein Oheim in Anklam nahm sich des völlig verwais'ten Knaben an und erzog ihn an Kindes Statt. Die Gymnasien zu Anklam, Stettin und Greifswald gaben ihm die nöthige Vorbildung für die höheren Studien der Universität. In Greifswald verweilte S. zwei Jahre, in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen von der besonderen

*) Nach einer Anzeige der Herausgeber und Redaktion der „kölnischen Zeitung" von 1850, Nr. 10.

Theilnahme ſeiner Lehrer Canzler und Thoms unterſtützt. Aber weil ſeine Geſundheit Schonung verlangte, war er gezwungen, die erſte Klaſſe des greifswalder Gymnaſium zu verlaſſen und ſich durch eigenes Studium zum Uebergange auf die Hochſchule vorzubereiten. Ein halbes Jahr lang hörte er dann noch Vorleſungen auf der Univerſität zu Greifswald, beſtand dort die Maturitäts-Prüfung und bezog im Mai 1840 die Univerſität Bonn, wo er drei und ein halbes Jahr hindurch klaſſiſche Philologie, orientaliſche Sprachen und Geſchichte ſtudirte. Er übernahm dann eine Hauslehrerſtelle auf dem Lande, ſchrieb eine Diſſertation: „De Megasthene, rerum indicarum scriptore“ (Bonn 1845), und wurde am 26. Febr. 1845 zum Doktor der Philoſophie promovirt. Da er ſich zunächſt für das Lehramt beſtimmt hatte, ſiedelte er nun nach Köln über, um ſein Probejahr als Schulamtskandidat am daſigen Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium zu beginnen. Er trug an dieſer Anſtalt mit Vorliebe Geſchichte und Geographie vor, und Allen, welche an dieſem Unterrichte Theil nahmen, iſt die klare und lichtvolle Weiſe unvergeßlich, mit welcher er ſeinem Vortrage eine ſeltene Eindringlichkeit und einen ganz eigenthümlichen Reiz zu geben wußte. Eine raſtloſe literariſche Thätigkeit lief nebenher. Zuerſt wurde der Stoff der Diſſertation, die Angaben des Griechen Megaſthenes über die Geographie Indiens, zu einem ausführlicheren Werke verarbeitet, welches A. von Humboldt's Anerkennung (im „Kosmos“) ehrte; dann erſchien ſein umfangreicher kritiſcher Verſuch: „Ueber die Quellen der Schriften des Lukas“, (Darmſtadt 1847), eine Unterſuchung über die Redaktion der Apoſtelgeſchichte aus ihren verſchiedenen Quellen, die vom Standpunkte der modernen Kritik aus unternommen wurde; zugleich wurde eine Herausgabe und Ueberſetzung der Veda's vorbereitet und eine Abhandlung „Ueber die griechiſchen Geographen“ verfaßt, deren erſter Theil in dem nächſten Hefte des bonner „Rheiniſchen Muſeum“ erſcheinen wird. Dieſe gelehrte literariſche Thätigkeit zieht ſich jedoch zum Theil in die Zeit hinein, wo der Verſtorbene bereits dem ausſchließlichen Dienſte der abſtrakten Wiſſenſchaftlichkeit Lebewohl geſagt und auf das Gebiet der Journaliſtik übergegangen war. Ein ſolcher Uebergang war bei einem Geiſte, wie dem ſeinigen, einfach vermittelt und natürlich. Es war nicht ſo ſehr die ausſichtloſe und undankbare Stellung, welche der Lehrer im „Staate der Intelligenz“ einnimmt, was ihn ſeiner urſprünglichen Berufswahl untreu machte. Die Be-

rechnung war ihm, wenn es galt, der Stimme seines Genius zu gehorchen, durchaus fremd. Aber die Richtung seines Geistes hatte ihn von jeher mit besonderer Vorliebe dem großen Leben der Völker in der Geschichte zugewendet. Das Verfolgen der großen Blutadern der Sprachen durch das verworrene Geflecht der Historie, dann ethnographische Forschungen, Hand in Hand mit der Betrachtung der Kulturentwickelung und des wechselseitigen Einflusses dieser auf die Nationalitäten, — diese Gegenstände hatten ihn seit je besonders gefesselt. So lag es nahe, daß eine politisch bewegte Zeit seine Theilnahme der Politik gewann, die ja nichts ist, als der Proceß der Kulturentwickelung in der Gegenwart, wie sie von den Nationalitäten getragen, gefördert oder durchkreuzt wird. Nachdem er zum Zweck historischer Nachforschungen — er hatte die Absicht, eine Geschichte Kaiser Karl's V. zu schreiben — die Bibliotheken zu Brüssel, Lille und Paris besucht, an welch' letzterem Orte er den Sommer 1847 verlebte, lehnte er den Antrag einer vortheilhaften Lehrerstellung in seiner Heimath ab und nahm seit dem Herbste 1847 Theil an der Redaktion der „Kölnischen Zeitung". Unser Blatt konnte sich mit Recht Glück wünschen zum Gewinn einer Unterstützung von solcher Bedeutung. Es war nicht allein der rasche Blick, der ausgebildete Formensinn, der sichere Takt, die außerordentliche Geschmeidigkeit des Geistes, mit welcher der Verstorbene sich jedesmal auch des fremdesten Stoffes bemeisterte, um alsogleich seiner völlig Herr zu sein; es war nicht das allein, was ihn auf dem dornenreichen Gebiet des Journalismus zu einem der ausgezeichnetsten Vorkämpfer machte. Mehr noch war es die seltene Verbindung des Patriotismus, der edelsten Freiheitsliebe und des ausgebildetsten Rechtsgefühls, mit einer vollständigen Klarheit des Geistes und unbeirrbarer Schärfe des Urtheils über die Lage des Vaterlandes, mit ruhigster Erkenntniß all des Chimärischen, das politische Unreife in die deutsche Politik der Gegenwart hineingetragen hat. Er trat vorurtheilslos, ohne seinen Blick durch irgend eine vorher gefaßte Meinung trüben zu lassen, an jede Frage, und sein politisches Raisonnement war eine Art mathematischer Analyse und Synthese, deren strenge Logik über jede Rücksicht auf Personen und Parteien hinausgriff und satyrisch auf den ohnmächtigen Widerstand der letzteren gegen ihre Macht niedersah. Die letztere Eigenschaft gab denn auch, um vom Schriftsteller zum Menschen überzugehen, seinem Charakter das ganz eigenthümliche Gepräge.

Dieſes beſtand in der vollſtändigen Abweſenheit jedes perſönlichen Anſpruches. Nicht allein, daß dieſer reichbegabte, glänzende Geiſt, ohne den Schatten irgend einer Eitelkeit, nie für ſeine Leiſtungen eine Anerkennung forderte, er ſchien überhaupt nie eine Forderung an das Leben zu machen. Er trieb das Verläugnen, das ſorgloſe Beiſeiteſetzen und Vergeſſen der Perſönlichkeit bis zu einem Grade, welchem die Widerſtandskräfte der letzteren nicht gewachſen waren und der die Urſache ſeines frühen Todes wurde. Eine großartige Uneigennützigkeit und Freigebigkeit ging damit Hand in Hand. Der Verſtorbene iſt verwaiſ't durch das Leben geſchritten und hat es verlaſſen, ohne daß das Leben ihm je irgend eine jener Gaben geboten, durch welche es ſeinen größten Werth erhält, ja, vielleicht ſogar, ohne daß es ihm je den holden Zauber ſeiner Illuſionen in die ſtillen Tage eines deutſchen Gelehrten und Schriftſtellers gewebt hat.

* 11. Vinzenz Deycks,

Notar und Juſtizrath zu Opladen (Kreis Solingen);

geb. den 30. Nov. 1768, geſt. den 12. Jan. 1850

Nur Wenige mögen den von der Vorſehung ihnen angewieſenen Wirkungskreis würdiger ausgefüllt, Wenige ihren Beruf mit ſo viel Liebe, Beharrlichkeit und Herzensreinheit erfüllt haben, als der Heimgegangene. D. ward geboren auf dem Stammſitze der berg'ſchen Herzoge, dem Schloſſe Burg an der Wupper. Sein Vater, einem alten niederländiſchen Geſchlechte entſproſſen, das der Welt mehere bedeutende Maler gegeben, war dort herzoglicher Richter und Kellner; ſeine Mutter, eine geborene Bracht, entſtammte einem weſtphäliſchen Ehrenbürgergeſchlechte. Beide Aeltern erzogen ihre Kinder mit der größten Sorgfalt, ſchickten die Söhne, als ſie im Hauſe den Grund zur Bildung gelegt, auf die Schulen der benachbarten Städte Reklinghauſen und Düſſeldorf. Neben dem Umgange und neben dem Unterrichte der Lehrer wirkte aber immer das älterliche Haus auf die heranwachſenden Jünglinge, durchdrang ſie mit reiner Sittlichkeit, mit inniger Liebe zur Natur, zum einfachen, ländlichen Leben. Gerade zur Zeit, als Vinzenz ſelbſtbewußt über das Haus und ſeine Umgebungen hinaus einen Blick in die Welt warf, bewegte der nordamerikaniſche Freiheitskampf alle fühlenden Herzen, rief der Neubau des Rieſenſtaats Grundſätze

zur Geltung, welche lange Jahrhunderte geſchlafen hatten, jetzt aber überall aufwachten und eine Umwälzung vorbereiteten, welche als noch nicht beendet betrachtet werden kann. Mit Begeiſterung ſog der Jüngling dieſe Grundſätze der neuen Zeit ein, wählte er ſich die Männer des Fortſchrittes, des verjüngenden Menſchenthumes zu Muſterbildern und lebte denſelben mit ſolchem Ernſte, ſolcher Beſonnenheit nach, als es ſich kaum von ſeinem jugendlichen Alter erwarten ließ. Er, wie ſein jüngerer Bruder, Rüdiger, entſchloſſen ſich zum Staatsdienſte; er entſchied ſich für die Rechtspflege, der Bruder für die Verwaltung. Vinzenz hatte nach vollbrachter und wohlangewandter Lehrzeit einige Monden in Düſſeldorf am Hofgerichte zu arbeiten, wurde dann bald und zwar am 15. März 1792 als Rechtsanwalt (Advokat) bei dem damaligen Gerichte des Amtes Miſelohe angeſtellt. Schon der Name dieſes Amtes bezieht ſich auf keinen beſtimmten Ort, ſondern auf eine weite berg'ſche Waldgegend, deren Bewohner einen altgermaniſchen Gerichtsſprengel bildeten; daher gab es alſo hier keinen veſten Gerichtsſitz. Da aber der damalige Dinger (Richter) auf Schlebuſchrode wohnte, ließ ſich Vinzenz in dem benachbarten Dörfchen Opladen an der Wupper nieder, begann mit rüſtigem und tiefrechtlichem Muthe ſeine Rechtslaufbahn, ſuchte dabei die Lebensentwürfe gleich in Ausführung zu bringen, welche er ſich binnen ſeinen Lehrjahren ſchon vorgezeichnet hatte. Er kaufte ſich außer dem Orte an der neuen Heerſtraße an, klärte ein Wäldchen an der Wupper und gründete ſich dort, von der Wupper und dem Wihbache begrenzt, ſeinen eigenen Heerd. Er war aber noch nicht mit dem Ausbau ſeines Hauſes zur Vollendung gekommen, als er (1793) ſeine Ernennung zum herzoglichen Rathe erhielt. Seine Thätigkeit, ſeine Anlagen, die Niederlaſſung, welche er gründete, ſollten nicht im Sonnenſcheine des Friedens zu Stande kommen. Nur zu bald ſpielte ſich der gewaltige Kampf, unter welchem die franzöſiſche Staatsumwälzung vor ſich ging, von dem linken Rheinufer auf das rechte, war auch Opladen der Schauplatz kriegeriſchen Angriffes, manchfachen, damit verbundenen Elends, der Plünderung, des Raubes, des Mordbrandes. Wie ſchlimm übrigens die Franzoſen, namentlich deren Freiſchaaren auch hauſen mochten, ſo blieb doch die Würde und der ruhige Ernſt, mit welchem der junge Rechtsmann ihnen entgegentrat, nicht ohne Einwirkung. Er wurde mit Schonung, oft mit Auszeichnung von den Feinden behandelt, nicht ſelten in Stand geſetzt,

ſeine bedrängten Nachbarn aus der Verlegenheit zu retten. Die wildbewegte Zeit hielt ihn nicht ab, an den gegründeten Heerd ſich auch die Hausfrau zu holen, und ihm ſo die Weihe zu geben. Seine Wahl war auf Helene Staffens gefallen, die Tochter eines allgemein geachteten Gutsbeſitzers, die ſich durch Bildung, ſcharfen Verſtand und Herzensgüte vor allen Frauen der Gegend auszeichnete und bald die Seele der neuen Schöpfung war. Trotz den immer noch laſtenden Zeiten des Drangſals waren um die ſchöne Wohnung reitzende Blumen- und Küchengärten entſtanden, hatten ſich üppige Felder angeſchloſſen, die mit Wald und Wieſe wechſelten und den Aufenthalt zu einem der lieblichſten am ganzen Niederrheine machten. Jetzt legte Vinzenz auch weitläufige Baumſchulen an, für welche er ſich aus der Nähe und Ferne, ſelbſt vom Auslande her, Loden (Pfropfreiſer) und Augen (Knospen) verſchrieb, und dadurch im Laufe der Jahre die nähere und weitere Umgebung ſeines Wohnortes, die früher nur Wildlinge, oder nur zufällig beſſeres Obſt gekannt hatte, mit den edelſten Obſtarten ausſtattete. — Die glückliche Ehe blieb kinderlos. Vinzenz ermangelte aber nicht, ſein Haus mit Jugend zu bevölkern, um ſich die Kinder ſeiner Blutsverwandten zu verſammeln und für deren Erziehung, als ob ſie eigene Kinder wären, thätig zu wirken. Die Töchter ſeines, vor wenig Jahren verſtorbenen Schwagers, Brewer, des kölner Bannerherrn, der ſeine Gattin früh verlor, wurden alle völlig in ſeinem Hauſe erzogen. Ferner waren die Kinder ſeines Bruders Rüdiger, ſeiner beiden Schweſtern, in ſeinem Hauſe keine ſeltenen Gäſte, war ſein Haus zu jeder Zeit der Mittelpunkt, in welchem ſich der ganze Stamm zu begegnen pflegte. Unter unausgeſetzter Thätigkeit, unter ſteter Ausdehnung ſeines Wirkungskreiſes, war das neue Jahrhundert eingetreten; mit ihm die Auflöſung des deutſchen Reiches, die Bildung des Rheinbundes. Dieſe letztere Neuerung zog in den einzelnen Gebieten eine vollſtändige Umbildung der Verfaſſung, ein neues Recht, eine neue Verwaltung nach ſich und unter Andern machte ſie auch ſeinen Wohnort Opladen zum Kreishauptorte. Früher hatte dieſer Ort nur aus einem Haufen armſeliger Hütten beſtanden, die von der Heerſtraße entfernt in einer Thalenge lagen; durch ſeine Vermittlung hatten ſich aber nach und nach auch andere Geſchäftsleute an der Straße niedergelaſſen, ſo daß jetzt ſchon ein ſtattliches Dörfchen neben dem alten Dorfe lag. Mit dem J. 1810 trat D. auch noch als Urkundner (Notarius) in

Thätigkeit und übernahm zwei Jahre später sogar noch die Bürgermeisterstelle, als sich in der schwierigen Zeit kein tauglicher Mann für dieselbe vorfand, und führte dieselbe die traurigen Kriegsjahre hindurch, bis zum Friedensschlusse fort, wie lästig ihm auch dieses Geschäft seyn und und ihn in seinen andern Geschäften hindern mochte. Gleich nach errungenem Frieden trat er diese letzte Würde und Last an einen jüngeren, aus dem Kriege zurückkehrenden Mann ab und hielt sich von diesem Augenblick an vom Verwaltungswesen ferne. Dafür machte er sich aber als Gemeinderath um das Leben, um den Geist der Gemeinde verdient, die im Frieden fort und fort zu höherer Blüthe gelangte, wirkte er durch Wort und Schrift auf das Volk, um überall den Geist des Fortschrittes zu wekken. Seine Landwirthschaft, seine Gärten, seine Baumschulen und seine häuslichen Einrichtungen waren in dieser Zeit, wo noch keine staatlichen Einrichtungen zum Unterrichte für dieses Fach bestanden, wirklich Muster für die Gegend weit und breit. Von allen Seiten drängten sich jetzt Leute heran, um zu sehen, zu vergleichen, in seine Dienste zu treten, um so Etwas von seinen Erfahrungen sich anzueignen; und trotz seinen vielfachen Geschäften unterrichtete D. die in seinen Diensten Stehenden, liebte er, Fremde in seinen Schöpfungen umherzuführen und ihnen Aufschluß über alles Verlangte zu geben. All sein Errungenes an Wissen und Erfahrungen gehörte der Welt an; nie machte er sich gewinnsüchtiger oder marktschreierischer Geheimhaltung schuldig. Auch trat er von dieser Zeit an mit andern Volksmännern in Verbindung, suchte durch diese sich selbst zu unterrichten, oder in der Verbindung um so wirksamer zu seyn. Zu diesen Männern gehörten die Brüder Jakobi von Pempelfort (Düsseldorf), welche Theils im Staatsdienste standen, Theils als Lehrer an Hochschulen thätig waren; die Gebrüder Schramm, Benzenberg und Becker in Gotha, wie der Geschichtschreiber Aschenberg in Mülheim an der Ruhr. Das Jahr 1829 sollte für D. ein verhängnißvolles dadurch werden, daß der Tod seinen Bruder, Rüdiger, hinwegriß. Nur langsam konnte er sich von dem Schmerze erholen, stand aber dann auch wieder in seiner ganzen Thätigkeit da, welche sich nun auch über die Erziehung und Versorgung der zahlreichen Hinterlassenen Rüdiger's erstreckte. Einige Jahre später hatte er die Sorge, seine kränkelnde Gattin zuletzt völlig erblindet zu sehen, sie im Herbst 1839 auf immer zu betrauern. Wie tief ihn dieser Schlag auch

beugte, so vermochte er doch nicht, ihn zu erdrücken. Nach wenig Tagen stand der Mann, der nicht abließ, seine Gattin tief zu betrauern, in seiner gewohnten Thätigkeit da und wendete seine ganze Liebe nun seinem Neffen und Nichten zu, deren er immer einige an seinem Heerde vereinigte. Da bei vorrückendem Alter und bei Ueberhäufung der Geschäfte ihm die Ausübung seiner Landwirthschaft zu lästig wurde, verpachtete er seine Grundstücke und ließ seine Baumschulen eingehen, war aber dafür als Stifter landwirthschaftlicher Vereine thätig und suchte nun seine Erfahrungen im engern und weitern Kreise durch Wort und Schrift gemeinnützig zu machen. Im Jahr 1842 feierte er sein 50jähriges Dienstjubelfest, ihm und der weiten Gegend kein Fest des eigentlichen Dienens, sondern ein Fest der eigenthümlichsten, der segenreichsten Thätigkeit. Im J. 1845 verlor er seine jüngere Schwester, die letzte seiner Geschwister. Sein vester Lebensmuth unterlag aber auch diesem Schlage nicht, ja bewährte sich um so schöner, indem er den Hinterbliebenen als Schützer und Rather an die Seite trat. Von dieser Zeit an wurde seine Gesundheit, die ihn das ganze Leben hindurch beständig aufrecht erhalten, öfter durch kurze Leidenstage unterbrochen, aber doch nicht in der Weise, daß er an das Bette gefesselt wurde. Nach einiger Zimmerhaft pflegte er sich stets zu erholen und setzte dann seine Geschäfte auf der Schreibstube, seine Wanderungen in Garten und Feld, seine kleinen Geschäftsausflüge thätig fort. Seine Rüstigkeit erhielt sich durch den ganzen Spätherbst 1849. Bis zum Neujahr 1850 blieb er seinen Freunden keinen Brief schuldig; aber mit dem neuen Jahre trat auf einmal Altersschwäche bei ihm ein, wurde er in wenig Tagen dahin gerafft. Undank eines Menschen, der ihm Vieles schuldete, der sich auf eine rohe Weise an ihn wandte, rief plötzlich jene Schwäche in seinem Körper hervor, der dem Anscheine nach noch ein Jahrzehnt hätte ausdauern können. Sein so rascher Hintritt weckte allgemeine Trauer unter den Seinigen, ja, in der ganzen weiten Gegend, wo kaum Jemand leben mochte, dem er nicht einmal mit einer Gefälligkeit, mit einem Geschenke, wenigstens mit gutem, hilfreichen Rath entgegengetreten wäre. Seine Beerdigung, an welcher das ganze Städtchen Theil nahm, ein Städtchen, welches er als Dörfchen gefunden hatte, fiel auf den 15. Januar. — Das war das äußere Leben eines Mannes, dessen geistiges Leben wir ebenfalls zu schildern versuchen wollen. Schon sein Erscheinen in der Gesell-

schaft war immer mit einer gewissen Würde verknüpft, einer Würde, die ihn dann nicht verließ, wenn er in der heitersten Stimmung war, wenn er von Scherz überströmte. Er war groß und stark gebaut, blieb durch seine Mäßigkeit bis in sein höchstes Alter frisch und gelenksam, immer schlank und hager, ohne jenen Anflug von Beleibtheit, wie er wohl dem ruhigeren Alter zu kommen pflegt. In der Kleidung war er stets reinlich, seit dem Tode seiner Gattin ohne Wechsel der Tracht, indem er sich im Schnitt nur eben so trug, wie es ihm durch lange Gewohnheit bequem geworden. Sein Gesicht war länglich, sein Auge blau, seine Stirne hoch, seine blonden Haare schlicht. Der ganze Ausdruck kündete das ächt deutsche Blut. Zu der Würde gesellte sich eine Freundlichkeit, ein Wohlwollen, das bei wenig Menschen so durchgängig die Oberhand haben mag. Nur sehr selten ward er von Unwillen hingerissen, konnte dann eindringlich und ernst reden, aber enthielt sich auch in jüngeren Jahren jedes Scheltwortes, jedes Fluches. Im Umgange konnte er sich mit allen Meinungen, mit allen Richtungen vertragen, wenn sie nur ehrlich gemeint waren. In staatlicher, wie in religiöser Hinsicht, sah er frei über die Schranken der gewöhnlichen Vorurtheile hinweg. Er entsproß einem katholischen Geschlechte, war noch unter dem Einflusse der alten Zeit, ja vielfach unter dem Einflusse des Mönchthumes erzogen worden; allein im älterlichen Hause schon war er durch Grundsätze der Duldung und Menschenliebe über jeden Wahneifer emporgehoben, drang später durch Menschenkenntniß und Nachdenken zu einer allgemeinen Weltreligion, zum eigentlichen Kerne des Christenthumes durch. Er beobachtete jedoch sein ganzes Leben hindurch die Vorschriften seiner Kirche gewissenhaft, vermied Zänkereien über Glaubenssatzungen, ließ sich aber auch in seinen letzten Stunden nicht durch priesterliche Zumuthungen blenden. Mit Entschiedenheit wies er das Ansinnen zurück, einen, zum Lutherthum übergetretenen Neffen zu enterben, indem er kurz erwiederte: „solche Schritte gingen ihn nichts an; diese müßte Jeder bei seinem Gotte verantworten!“ Seine Religion bestand in der Liebe, im Wohlthun; er hatte Freunde und Schützlinge unter allen Bekenntnissen und sah, wo es zu helfen und zu retten galt, nicht auf die Meinung, die der Hilfebedürftige ererbt hatte. In seinen staatlichen Ansichten war er ein ächter Bürger. Er hatte des Vaterlandes tiefe Erniedrigung gesehen, hatte in den besseren Zeiten die Ueberzeugung ge-

wonnen, daß das deutsche Volk sich wieder zu der Höhe vergangener Zeiten erheben, sich in einer kräftigen Einheit finden würde. Er war der Meinung, daß der Gemeingeist diese schönere Zukunft begründen könne, suchte ihn daher in Schrift und Wort zu wecken, arbeitete thätig mit an der Lösung jeder Zeitfrage. Was seine innerste Gesinnung anbelangt, war er dem Bürgerthume ergeben; im Gegensatze zum Unterthanenthume, war er ein Republikaner im wahren Wortsinne. In dem Geringsten achtete er das Menschenrecht. Dem Höchsten stand er männlich gegenüber, nie lungerte er nach Rang und Standesnamen, oder nach eitlen Auszeichnungen; nie hatte er sich die geringste Kriecherei oder Schmeichelei erlaubt, um eine solche zu erlangen. Als ihm bei Gelegenheit seiner 50jährigen Wirksamkeit vom Könige der Titel „Justizrath" verliehen wurde, sagte er lächelnd: „daß er schon seit fünfzig Jahren von seinem Herzoge und von seinem Volke zum Rath ernannt worden sey!" Lebte aber auch D. als ein Bürger der Staaten, welche kommen werden, drängte er doch Keinem seine Ueberzeugung auf, erfüllte er willig und genau die Verbindlichkeiten gegen den Staat der Gegenwart, war er weit entfernt, Unzufriedenheit und Zerwürfniß säen zu wollen. In dem Ackerbau erkannte er den einzig vesten Grund der Staaten und ihrer Wohlfahrt. Seine Lieblingsneigung trieb ihn, die Erfahrungen, welche er selber in Wiese, Wald und Feld, in Garten, Keller und Stall gemacht, oder welche er sich von Anderen angeeignet, dem größtmöglichsten Kreise mitzutheilen, besonders die heranwachsenden Geschlechter zum Nachdenken zu leiten. In den letzten Lebensjahren hatte er sich viel mit Bereitung künstlicher Düngung beschäftiget und unter Anderem die reichen Torflager des Niederrheines mit Vortheil zur Düngung angewandt, weßhalb ihm dann auch volle Anerkennung von Seiten tüchtiger Landwirthschaftslehrer, namentlich Liebig's, wurde. Lange Jahre hindurch bearbeitete er die Regierung wie die Stände zur Errichtung landwirthschaftlicher Schulen. Namentlich suchte er zu beweisen, daß in großartigen wirthschaftlichen Akademieen das Heil nicht zu suchen sey, weil diese höchstens nur den reichbegüterten Theil der Bevölkerung Nutzen gewähren könnten, welcher übrigens ja schon in den Hochschulen geboten sey. Dafür empfahl er kleinere Anstalten, etwa Kreisschulen anzulegen, in welchen auch allen Minderbegüterten Gelegenheit zur landwirthschaftlichen Ausbildung geboten wurde. Um das zu versinn-

lichen, was er eigentlich beabsichtigte, legte er in Lützenkirchen, im ärmsten Orte seiner Gegend eine solche Schule auf eigene Kosten an, schuf einen Versuchsgarten, eine Baumschule und unterstützte diese Anstalt eine Reihe von Jahren hindurch. Als er sah, daß er dafür keine Theilnahme, geschweige Nacheifer erregen konnte, ließ er endlich mit blutendem Herzen diese Anstalt wieder eingehen. Landwirthschaft, die Wonne seines Lebens folgte ihm in seine Berufsgeschäfte, in seine Schreibstube. Die Fenster derselben enthielten kleine Wintergärtchen, in sogenannten Treibkasten, zwischen den Büchereien und Urkundenschreinen waren Bienenstöcke angebracht, die einen Flug durch die Wand hatten, Stöcke, deren äußere Holzbekleidung zu entriegeln war, so daß deren innerer, gläserner Bau einen Blick in das Innere des Bienenstaates erlaubte. Hier waren die kleinen Freunde Sinnbilder des Fleißes, der allenthalben herrschte, durften nicht erst zum Fleiße mahnen. Die Außenwände des Hauses waren mit Gittern umzogen, an denen im Frühlinge Blüthen schaukelten die im Sommer von prächtigen Pfirsichen, von Aprikosen und Trauben geschmückt wurden. In dessen Nähe hatte er an einem Bache Gitterhallen und Lauben gebaut, welche alle mit vorzüglichen Obstsorten umzogen waren, Hallen, in denen er wandelte, wenn er das Wohl der Seinigen erwog. Der Einfassungshag seines Gartens zeigte Spalieräpfelbäume, von denen ein Stamm mit seinen Aesten einen Raum von 50 Fußen bespannte. Um sein Gut hatte er allerlei nützliche Vögel versammelt, die das Ungeziefer vertilgten, welche mit ihrem Gesange die Gegend belebten, und so weit er durch seinen Einfluß reichte, hatte er Schonung der Sänger, wie der nützlichen Vögel bewirkt, die früher auf rohe Weise ausgerottet wurden. In der freien Natur, unter Blumen, im Waldschatten, im Obsthaine, unter dem Vogelgesange, verbrachte er mit seinen Lieben die freien Stunden, fand dort die reinsten, ungetrübtesten Freuden. Er konnte überhaupt nicht begreifen, wie die Menschen zu ausgesuchten Lüsten gelangen konnten, und lebte von Jugend auf so mäßig, eingezogen und sparsam, daß der oberflächliche Beobachter ihn leicht für geizig hätte halten können. Alle seine Lieblingsschriftsteller bezogen sich auf die Natur, oder auf die Geschichte. An Werken der Dichter fand er weniger Geschmack, weil eben die Natur ihm, wie ein ewiges herrliches Gedicht, aufgeschlagen vorlag. Auch in der Tonkunst schätzte er mehr nur das Einfache, Faßliche, das

Volkslied. Selbſt bis in ſeine letzten Tage liebte er Erörterungen über gemeinwichtige Fragen. An Hauptfeſttagen verſammelte er gern die Seinigen, ſeine Nichten und Neffen um ſich an trauter Tafelrunde, deren Gerichte aber immer mit Mäßigkeit gewürzt blieben; überhaupt hatte der Weindunſt nie ſeine Verſtandeskräfte getrübt, nur ſeine gute Laune geſteigert. Als ſeine Neffen und Nichten alle erzogen waren, wollte er ſeine Erfahrungen nicht ſchlafen laſſen. Er nahm verwaiſ'te Kinder, oder Kinder armer Aeltern unter ſeine Aufſicht, in ſein Haus, übte ſie in den Grundwiſſenſchaften auf ſeiner Schreibſtube und brachte ſie dann ſpäter, wenn ſie eine gehörige Schule durchgemacht, auf ſeine Koſten bei einem tüchtigen Meiſter unter, daß ſie ein Handwerk erlernten. Er gründete alſo das Glück einer Reihe tüchtiger Werkmeiſter, die nun das emporgekommene Opladen bewohnen, die er ſpäter wohl durch ſeine Bauten beſchäftigte. Wo er ging und ſtand, da ſorgte und ordnete er auch. Das Größte lag ihn am Herzen und das Kleinſte vergaß er nicht. Trat ein Gaſt über ſeine Schwelle, war er von Herzen willkommen, aber der Gang des Hauſes, der Fortſchritt der Arbeit ward darum nicht unterbrochen. Jeder ſeiner Diener, die alle eine lange Reihe von Jahren bei ihm gelebt, wußte genau, was ihm oblag und that es gern, weil er Lohn und Anerkennung des Herrn mit Vertrauen erwarten durfte. Und ſo gelang denn auch meiſt, was in Feld und Garten gethan wurde, über Erwarten. Aus der Ferne und aus der Nähe kamen Beſucher, welche die üppige Fülle ſeiner Obſtgärten, oder irgend eine gelungene Ackerbauverbeſſerung zu ſehen und zu prüfen wünſchten. Kaum wird ſeit einem halben Jahrhundert ein Fremder von Auszeichnung die Straße gezogen ſeyn, der nicht die Gärten und Pflanzungen des Rathes geſehen, und dabei auch, wenn er zugegen war, ſich ſeiner verſtändigen Unterhaltung erfreut hätte. Denn mit Jedem verſtand er anziehend zu ſprechen. Aufmerkſam auf die Natur in ihren kleinſten, wie in ihren größten Erſcheinungen hatte er im Laufe des Lebens einen Schatz von Beobachtungen geſammelt, der ihn als einen mit ihr Vertrauten erſcheinen ließ. Winke und Vorherſagen über Wetter und Ernten aus ſeinem Munde, liefen weit und breit über Stadt und Land. Sein Briefwechſel mit Naturkundigen und Beobachtern war bis in ſeine ſpäteren Jahre ausgedehnt. Selbſt aus Italien und Frankreich erhielt er Anfragen über landwirthſchaftliche Gegenſtände und gerne ertheilte

er immer Rath und Auskunft. An der Erweiterung seines Wissens arbeitete er unausgesetzt bis in seine letzten Lebensstunden. Hörte man ihn als Sachkenner über die Zustände ferner Länder, so mußten ihn oft die bewundern, welche jene Länder selbst gesehen hatten, indeß er doch nur wenige Meilen über seinen Wohnort hinausgekommen war, und alles blos der wohlbenutzten Erfahrung im Kreise der Heimath und dem Lesen der besten Bücher und Zeitschriften verdankte. Wohl durfte er dabei mit Selbstgefühl auf Manches blicken, was er hier gelernt und selbst erfunden hatte. Im vertrauten Kreise schloß er gern diesen Vorrath lernbegierigen Hörern auf. Ihr Beifall, wenn er von Sachkundigen kam, erfreute ihn dann allerdings; aber bis in sein hohes Alter verschmähte er denn auch nicht, von Jedem noch zu lernen, der etwas Nützliches gefunden hatte. Der Umgang der einfachsten Menschen, Landleute, Jäger, Fischer, war für ihn nicht ohne Gewinn; er stand darin dem Naturleben näher, als es unserer dünkelvollen Gegenwart beliebt. Das Alter ist oft eigensinnig und verstockt gegen das Neue, wenn auch Bessere. Nicht so der edle Greis, dessen wir gedenken. Weil das große Leben der Natur in seinem nie ruhenden Fortschritt ihm frühzeitig klar vor Augen stand, ließ er auch im Gebiete des Sittlichen, in der Geschichte der Entwickelung der Völker keinen Stillstand gelten. Er war nie der unbedingte Lobredner des Vergangenen, obgleich sein, bis in's höchste Alter frisches, Gedächtniß ihm eine Menge guter und heilsamer Erscheinungen früherer Zeit jeden Augenblick darbot. Lebendig erkannte er an, daß es ungeziemend für einen Denker sey, nicht auch von der gegenwärtigen Gährung das Bessere zu hoffen. Auch darin war er zu den Glücklichen zu zählen, daß in seinem Innern stets Ruhe war, wie es außen auch noch so heftig stürmen mochte. Deshalb hatte selbst der Tod für ihn nichts Schreckliches. Den Frauen gegenüber war er stets zuvorkommend und höflich; Eine, seine Gattin hatte er warm und treu geliebt, sich deshalb nie zur Verbindung mit einer Andern entschießen können. Sein Gemüth war rein und züchtig, wie das eines Jünglinges und nie erlaubte er sich, weder unter Frauen noch unter Männern, irgend ein zweideutiges Wort. Seine Nähe sogar schien dieses zu verbannen, wie er denn überall dahin wirkte, daß Sittenreinheit erhalten, daß begangene Fehler gesühnt wurden. Als eigentlicher Schriftsteller ist D. nie aufgetreten, aber dennoch hat er in den letzten zwanzig Jahren

ſich durch eine Reihe von Abhandlung über Fragen des ſtaats- oder landwirthſchaftlichen Weſens, die er abdrucken und verbreiten ließ, ausgeſprochen, durch Arbeiten, die auch von dieſer Seite ein Zeugniß von ſeiner Geiſtesthätigkeit ablegen. Was ſeine eigentliche Berufsſtellung anbelangt, war er vor Allem treu und gewiſſenhaft, wie es nur Wenige ſind und zwar nicht nur treu und gewiſſenhaft gegen Die, deren Sache er führte, ſondern gegen das Recht, gegen die Wahrheit. In der langen Zeit ſeiner rechtskundigen Wirkſamkeit hat er nicht allein nie einen Schatten des Vorwurfes auf ſich geladen, ſondern in zahlloſen Fällen als Rechtsrath und Beiſtand Gutes gewirkt. Nicht auf die opladener Gegend beſchränkte ſich der Ruf des „Rathes zu Opladen", wie ſeit langen Jahren im Munde von Jung und Alt ſein Name lautete, ſondern weit her, aus der Mark, aus dem Lande der Berge, dem er durch ſeine Jugend angehörte, aus den Ebenen und Thälern des ſchönen Rheinlandes kamen Jahr auf Jahr bis in die letzten Monate ſeines Lebens Frager und Rathbedürftige. Es iſt kaum zu berechnen, welche Unmaſſe von Geſchäften er in den 58 Jahren ununterbrochener Wirkſamkeit beſeitigte. Er war mit offenen Augen durch ſeine Zeit geſchritten, hatte immer ein Augenmerk gehabt auf das Dauernde und Nachhaltige in den Verhältniſſen, wie in den Menſchen. Die Natur hatte ihm einen ungemein klaren und raſchen Ueberblick, ein ſcharfes Urtheil gegeben, daß er ſchnell in jeder Angelegenheit den Hauptknoten erkannte. Dieſen zu löſen und von da aus nach den geſetzlichen Beſtimmungen möglichſt einfach den entſtandenen Verwickelungen abzuhelfen, war immer ſein Beſtreben. Auf dieſe Weiſe kam er meiſt immer den Bewickelungen zuvor, welche leider zu oft durch das entgegengeſetzte Thun unter den Rechtſuchenden Verdruß und Händel herbeiführen. Wer den „Rath zu Opladen" befragte, der war ſicher, für Kind und Kindeskinder nützliche Weiſungen zu erhalten. Bei der in der langen Zeit gewonnenen Erfahrung, bei der Einſicht nicht bloß in die neue franzöſiſche, ſondern auch in die verworrene ältere Geſetzgebung des Landes, war es kein Wunder, daß in vielen Fällen auch jüngere Genoſſen in Stadt und Land ſein reiferes Urtheil einholten. In ihm verband ſich im hohen Grade mit Einſicht der häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſe und Zuſtände der Menſchen, wie ſie ſeit Menſchengedenken nun einmal ſind, der unbeugſamſte Rechtsſinn. Man mochte letzteren in ſeinen Ausſprüchen

mitunter schroff, ja verletzend finden —; tadeln, verschmähen konnte ihn deshalb Niemand. Oft sah man Solche, die ungerechtfertigte Anliegen und Wünsche ihm vorgetragen, wohl beschämt, doch nie Jemanden zürnend von ihm gehen. Im Grunde fühlte Jeder, selbst rohere Gemüther, in seinem geraden, ehrlichen Worte, in dem vesten, durchdringenden Blicke seines so milden Auges, in dem mannhaften Auftreten seiner ansehnlichen Gestalt, die Gewalt des Rechtes und der Wahrheit. Dazu kam, daß von ihm bekannt war, er nehme Jeden für das, was er wirklich sey und schneide fremdem, minder ehrlichem Zuspruche von vorne herein den Zugang ab. Es war unmöglich, in seinem Reden und Thun den Eindruck eines starken durchaus unabhängigen Wesens zu verkennen. Damit bewirkte er fast in Jedem, der ihm nahe kam, unbedingte Zustimmung, weil zu dem Gewicht seiner Gründe, der klaren Einsicht, noch die Ueberzeugung von der Rechtlichkeit, von dem geistigen Adel und der Parteilosigkeit des Sprechenden kam. Es ist nicht zu sagen wie viel Gutes, wie viel Ersprießliches diese Würdigkeit des gesammten Wesens nicht nur bei Menschen der einfachsten Bildung, wie sie auf dem Lande, in einsamen Thälern erwachsen, wo harte Arbeit die Begriffe nur zu geringer Macht und Zahl gelangen läßt, sondern auch bei Solchen bewirkte, die in großen Städten auf weitschweifigen Reisen im Osten und Westen die verschiedenartigsten Anschauungen der Welt und ihrer Verhältnisse genommen hatten. Von Kairo und Philadelphia aus wurde sein Rath mit gleicher Werthschätzung und Achtung eingeholt, wie vom entlegensten Schleifkotten der Berge. Und mit Recht! Denn ihm stand überall das Menschliche in erster Reihe; er hatte in Allem ein Herz für das Volk; er strebte mit aller Kraft nach wahrer gründlicher Besserung seiner Zustände. Alles, was sein Wirken und Streben in jeder Richtung an Blüthen und Früchten erreichte, verwendete er getreulich zum Besten seiner Mitmenschen. Nie sah er nur sich allein, seine Zwecke, sein Dichten und Trachten in dieser Welt: er dachte bei Allem stets an das Ganze, an das Glück und Gedeihen des deutschen Vaterlandes, der engeren Heimath, an die fortschreitende Entwickelung der Menschheit — kurz: er hatte stets und überall nur das Höchste und Beste im Auge! Gewiß wird ein solches Leben Denen unvergeßlich bleiben, die es in der Nähe zu schauen Gelegenheit hatten. Bedeutende Menschen wirken ja nicht blos durch Das, was sie thun, sondern schon durch ihr bloßes Er-

ſcheinen. Sie ſind für Alle ein Vorbild, eine Aufforderung, es, wo möglich, ihnen gleich zu thun.

Wilh. v. Waldbrühl.

* 12. Auguſt Sigismund Kori,

königl. ſächſiſcher Oberappellationsgerichtsrath zu Dresden; geb. den 27. Juni 1778, geſt. den 13. Jan. 1850.

K., geboren zu Frauenſtein im ſächſiſchen Erzgebirge, war der Sohn eines armen Schneiders, den der Himmel mit einer zahlreichen Familie geſegnet hatte. Die Erhaltung derſelben erheiſchte ſchwere Opfer von dem unbemittelten Vater; aber durch ſeine unausgeſetzte Thätigkeit und Rechtſchaffenheit ſah er ſich in den Stand geſetzt, nicht blos dieſe bringen, ſondern auch an eine Erziehung ſeiner Kinder denken zu können, wie ſie den Anlagen derſelben angemeſſen war. Denn gar bald zeigte ſich in dem Knaben ein aufſtrebender Sinn, der keinen Zweifel übrig ließ, daß er für etwas Höheres, als für den Stand ſeines Vaters geboren ſey. Mit den nothwendigſten Vorkenntniſſen ausgerüſtet ließ er ſich daher im 16. Lebensjahre in das Gymnaſium zu Freiberg aufnehmen, wo er durch ſeinen Fleiß und ſein gutes Betragen ſehr bald die Gewogenheit ſeiner Lehrer ſich zu erwerben wußte. Da er von ſeinen Aeltern nur wenig zu erwarten hatte, ſo war er auf Unterſtützung durch Andere, ſo wie auf eigenen Erwerb angewieſen; doch von Jugend auf an Thätigkeit und Entſagung gewöhnt, wurde es ihm nicht ſchwer, die Mittel zu ſeiner Fortbildung zu finden. Sein reges wiſſenſchaftliches Streben, ſein beſcheidenes Betragen, ſeine Liebe zur Muſik und ſeine Leiſtungen hierin eröffneten ihm den Zutritt zu manchen Familien, welche ihm das Drückende ſeiner Lage, ſo viel ſie konnten, zu erleichtern ſuchten. Fünf Jahre waren inzwiſchen verfloſſen, der Gymnaſialkurſus war beendigt und mit den beſten Zeugniſſen verſehen bezog K. die Univerſität Leipzig, um ſich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Auch hier fehlte es ihm nicht an Gönnern und Freunden, die ſich eine Freude daraus machten, dem aufſtrebenden Talente die Mittel zu vollkommener Ausbildung zu verſchaffen. Einen treuen Freund, der mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt über ihn wachte, fand er in einem Landprediger unweit Leipzig; betäubt von dem Geräuſche der Stadt und von angeſtrengtem Studium ermüdet ſuchte er Ruhe und Erholung in

der ländlichen Einſamkeit und hier im Umgange mit ſeinem väterlichen Freunde ließ ihn ſein immer heiterer Sinn gar bald die Sorgen vergeſſen, die ihm ſeine Lage wohl oft verurſachen mochte. Aber gerade dieſe beſchränkten Verhältniſſe regten ihn zu unermüdeter Thätigkeit an, ſo daß er nach vierjährigem akademiſchen Studium daran denken konnte, ſich als Privatdocent an der Univerſität Leipzig zu habilitiren. Nachdem er Theils durch ſeine Vorleſungen, Theils durch Schriften über die vaterländiſche Geſetzgebung, welcher er ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zugewandt hatte, auch in weiteren Kreiſen bekannt geworden war, wurde er zur juriſtiſchen Praxis zugelaſſen und wußte gar bald den Ruf eines geſchickten und anſpruchsloſen Anwalts mit dem eines ausgezeichneten akademiſchen Lehrers zu verbinden. Seine Schriften über den Konkursproceß und über die Verjährung waren bald in den Händen der meiſten Juriſten und fanden allgemeinen Beifall. So kam es, daß er im Jahr 1812 ſeiner untergeordneten Stellung entrückt und als Appellationsgerichtsrath nach Dresden berufen wurde. Deutſchland ſeufzte damals noch unter dem Drucke der franzöſ. Herrſchaft; wie ein Alp lag es auf allen Gemüthern; jede vaterländiſche Regung ward erſtickt, jedes freie Wort war gefährlich. Aber auch dann, als die franzöſ. Gewaltherrſchaft ihr Ende erreicht hatte, auch dann wagte man in dem tief gebeugten Sachſen aus Furcht vor den damaligen Machthabern nicht, ſich auf einen freien nationalen Standpunkt zu erheben; mochten ſolche Gedanken auch in dem Kopfe der Meiſten Platz gegriffen haben, ſo wagte man wenigſtens nicht, ſie auszuſprechen. Vor einer ſolchen Zurückhaltung, wie vor allem heuchleriſchen Weſen hatte der offene und gerade Charakter unſeres K. ſtets einen Abſcheu und er ſprach daher mit einer ſeltenen Freimüthigkeit Das aus, was ſich ihm als innerſte und vollſte Ueberzeugung aufgedrungen hatte. Freilich fehlte es nicht an Solchen, die, obſchon ſie im Herzen ſeine Anſichten billigen mußten, doch, um höheren Orts nicht zu mißfallen, von dem allzufreimüthigen Manne ſich zurückziehen zu müſſen glaubten und lieber ihrer Ueberzeugung, als ihrer Stellung entſagen wollten; aber dergleichen bittere Erfahrungen waren weit entfernt, ihn in ſeinem edlen Streben zu beirren; ſie mußten nur in ihm den Wunſch erwecken, eine Stadt zu verlaſſen, in welcher er wenig Früchte ſeiner Thätigkeit erwarten durfte. Sehr erwünſcht war es ihm daher, als er im J. 1815 von der k. preuß.

Regierung nach Merſeburg in die Oberjuſtizkommiſſion berufen wurde und er ſäumte daher nicht, dieſem Rufe Folge zu leiſten. Als jedoch bereits im März des folgenden Jahres dieſer Gerichtshof aufgehoben und ihm die Wahl zwiſchen einer Anſtellung als Obertribunalrath zu Berlin, oder als Oberlandesgerichtsraths zu Naumburg gelaſſen wurde, entſchied er ſich auf den Rath ſeiner Freunde für die letztere. Hier an dieſem neu errichteten Gerichtshofe wußte man bald ſeine juriſtiſche Tüchtigkeit und ſeinen Fleiß zu ſchätzen und glaubte, daß die wichtigſten Arbeiten in keinen Händen beſſer aufgehoben wären, als in den ſeinigen. Die Folge davon war, daß er mit Geſchäften überladen wurde und für ſeine Geſundheit beſorgt werden mußte. So ehrenvoll für ihn nun auch das in ihn geſetzte Vertrauen und ſo groß auch die Achtung war, die man ſeinen Verdienſten zollte, ſo überwand doch die Sorge für die Geſundheit jedes andere Gefühl und es war ein glückliches Zuſammentreffen, daß die herzogl. ſächſiſchen Regierungen ſeinem Wunſche zuvorkamen und ihn im J. 1818 als Oberappellationsgerichtsrath und ordentlichen Profeſſor der Rechte nach Jena beriefen. Ein neues Feld eröffnete ſich hier für ſeine Thätigkeit; die Organiſation eines Gerichtshofes für ſo verſchiedene Staaten, deren jeder ſeine eigene Geſetzgebung beſaß, war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden und es bedurfte dazu Männer, die mit einer ausgebreiteten Geſetzeskenntniß auch den richtigen Takt verbanden und eben ſo ſehr mit der Wiſſenſchaft als mit einem geordneten Geſchäftsgange vertraut waren. Aber bald erkannte man, daß man keine unglückliche Wahl getroffen habe; mit großem Eifer ſtudirte K. die Geſetzgebungen der mit dem Oberappellationsgericht zu Jena verbundenen Staaten und legte auch durch Schriften Beweiſe ſeines Studium ab, während er zugleich durch ſeine Vorleſungen über ſächſiſches Recht und Proceß ſich einen hohen Rang unter den akademiſchen Lehrern ſicherte. Aber auch hier war es ihm nicht beſtimmt, Ruhe zu finden. So ſehr auch der freie Geiſt, der auf den Univerſitäten und beſonders in Jena waltete, ſeinem offenen, aufrichtigen Charakter zuſagen mochte, ſo wurden ihm doch ſeine Stunden durch Misverhältniſſe verbittert, in die er zu einem ſeiner Kollegen gerathen war. Dieſe waren es denn auch, welche ihn zu dem für ihn ſchweren Schritt bewogen, um eine vakante Stelle bei'm Oberappellationsgericht zu Dresden ſich zu bewerben, die ihm auch ertheilt wurde. Lange Jahre lebte er nun in Dres-

den, unangefochten von den Stürmen der Revolution, die auch hier im J. 1830 ihr Recht geltend gemacht hatte; seine ganze Thätigkeit galt seinem Amte, seine ganze Fürsorge seiner Familie. Aber obwohl seine körperliche Konstitution sehr kräftig war und obwohl er sich rühmen konnte, nie krank gewesen zu seyn, so war doch sein Augenlicht so geschwächt, daß eine völlige Erblindung zu befürchten stand. Die Heilquellen von Franzensbad, welche er im J. 1847 brauchte, konnten das Uebel nicht heilen und da auch andere Leiden sich dazu gesellten, so mußte er sich, obwohl mit schwerem Herzen entschließen, um seine Pensionirung einzukommen. Aber das unthätige Leben war dem an Arbeit gewöhnten Manne unerträglich; sein Geist welkte von Tag zu Tag mehr dahin und der 13. Jan. des J. 1850 machte seinem vielbewegten Leben ein Ende. — K. war von mittlerer Größe und starkem, kräftigem Körperbau, sein geistvolles Auge, seine wohlklingende Sprache hatten auch für den Fremdesten etwas ungemein Einnehmendes. Er besaß eine angeborene Heiterkeit, die ihn auch in den unangenehmsten Lebensverhältnissen nicht verließ. Er war ein großer Freund der Musik und seine schöne Stimme, so wie sein feines gewandtes Benehmen machten ihn zu einem sehr angenehmen Gesellschafter. Er liebte Gesellschaft und suchte sie fast täglich auf und sein geistvoller Witz wußte überall Leben und Heiterkeit zu verbreiten. In der Erziehung seiner Kinder war er streng, ohne daß er es ihnen jedoch an unschuldigen Jugendfreuden fehlen ließ. Er hinterläßt eine Wittwe und sieben Kinder, nämlich drei Söhne und vier Töchter, die bis auf einen Sohn sämmtlich versorgt sind *).

Dr. Güldenapfel.

---

*) Von seinen Schriften führen wir folgende, die uns bekannt geworden sind, an: System des Konkursprocesses, nebst der Lehre von den Klassen der Gläubiger nach gem. und sächs. Rechten. Lpz. 1807. — An servitutis partitionem, causam non perpetuam et voluntatem admittant? Diss. inaug. Ibid. 1811. — Die Theorie der Verjährung nach gem. und sächs. Rechte ꝛc. Ebds. 1811. — Ueber den Exekutionsproceß und die Wiederklage, n. gem. u. sächs. R. Dresd. 1813. 2. Aufl. Jen. 1826. — Tabellar. Uebersicht der preuß. allgem. Gerichtsordn., im systemat. Zusammenhange. 2 Thle. Naumb 1816. 2. Aufl. 1818. — Abhandlung üb. d. stillschweigende Willenserklär. bei rechtlichen Geschäften. Ebds. 1817. — Theorie des sächs. bürgerl. Processes hauptsächl. nach den Gesetzen der mit den Oberappellat.-Gerichten zu Jena u. Zerbst verbund. Lande. 1—3. Buch. Jena 1822. — Ueber die Nothwendigkeit, sich in den einheim. Rechten der mit d. Oberappellat.-Ger. zu Jena u. Zerbst vereinigten Länder wissenschaftl. auszubilden. Ebds. 1822. — Theorie der

* 13. Dr. Friedrich Kirchner,

Arzt zu Bamberg;

geb. im Jahre 1791, geſt. den 14. Jan. 1850.

K. vollendete ſeine Gymnaſial- und philoſophiſchen Studien zu Bamberg mit dem glücklichſten Erfolge und bezog ſofort die Univerſität Erlangen, wo er im J. 1816 die Doktorwürde in der Medicin erhielt. Er beſtand in Bamberg ſein Biennium und bereitete ſich zur Ausübung der Praxis mit dem größten Eifer vor. Sein raſtloſer Fleiß, ſeine umfaſſende Beobachtungsgabe, der Umgang mit ausgezeichneten Aerzten kam ihm hierbei trefflich zu Statten. In dieſe Zeit fällt auch ſein Streben, Sammlungen für Kunſt und Alterthümer ſowie für Erwerbung aller fürſtbiſchöfl. bamberg. Münzen anzulegen und dieß Streben ſetzte er fort bis zu ſeinem Tode. Als Arzt war er ſehr geſucht, beſonders in den erſten Jahrzehnten ſeiner Praxis. Man rühmt an ihm ganz vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit, ſeinen außerordentlichen Eifer und ſeine Aufopferungen, die er hauptſächlich den armen Kranken zu Theil werden ließ. Als Stifter des naturhiſtoriſchen Vereins zu Bamberg hat er ſich ein bleibendes Andenken geſichert, um ſo mehr, da er eine ſehr werthvolle Sammlung von Verſteinerungen der Stadt zum Geſchenke machte. Dieſe wurde noch vergrößert durch das nach ſeinem Tode von ſeiner Wittwe käuflich erworbene ſehr bedeutende Kabinet von Verſteinerungen und Foſſilien. Auch ſeine übrigen Sammlungen wurden veräußert, kamen aber glücklicher Weiſe größtentheils in die Hände der bamberger Sammler. Ein nicht geringes Verdienſt erwarb ſich K. auch durch die unentgeldliche Behandlung der Irren, wodurch er dem Irrenhauſe eine bedeutende Summe zuwen-

---

ſächſ. ſummar.-bürgerl. Proceſſe, hauptſächl. n. d. Geſ. der m. d. Oberappellat.-Ger. zu J. u. Z. verb. L. Ebdſ. 1823. — Pr. De provocatione, quae ex lege „Si contendat“ derivatur, condemnanda. Ibid. 1824. — Anleitung zum Referiren u. Extrahiren ꝛc. Ebdſ. 1824. — Pr. Utrum restitutio in integrum, quam partes litigandi contra fatalia ab ipsis ipsarumve advocatis praetermissa petunt, concedi possit etc. Ibid. 1825. — Pr. Commentat. ad illustrandas §§. 4 et 10 Constit. Vimariens. de abbreviendo et emendando processu d. 1. Dec. latae. Ibid. 1825. — Erörterungen prakt. Rechtsfragen a. d. gem. u. ſächſ. Civilrechte u. Civilproceſſe 3 Thle. (1. u. 2. Th. gemeinſchaftl. mit F. X. v. Langenn) Leipz. 1826. — Vorrede zu Ch. Guil. Schmitt Dissert. de adoptione minus plena. Jen. 1823.

Die Redaktion.

dete. Er war verheirathet mit der Kaufmannstochter U. Körner und hinterließ 7 Kinder, von denen bereits drei verehlicht sind. K. hatte so manche Entwürfe, die er auszuführen gedachte: da ereilte ihn der Tod auf dem Wege von Weischenfeld, wohin er zur Behandlung eines Kranken gefahren war, zu Vorchheim. Sein Leichnam ruht in Bamberg. — Er schrieb „Bemerkungen zu der von A. Dorn's Krankheitsgeschichte des geistl. Rath Dr. A. Frei. Bamberg 1821."

Kupferberg. G. A. Thiem.

* 14. Johann Friedrich Neumann,

Pfarrer zu Langenau bei Görlitz;

geb. im Jahre 1776, gest. den 16. Jan. 1850.

Er war dem Bauernstande entsprossen und zu Penzig bei Görlitz geboren, wo sein Vater, Johann Christoph, wohnte; die Mutter hieß Anna Elisabeth, geb. Büchner. Die Fähigkeiten des wohlerzogenen Knaben würdigte der Ortspfarrer Rothe, der ihn Latein und Anderes lehrte und 1789 auf das Gymnasium zu Görlitz beförderte, wo er Theils Wohlthäter fand, Theils mit Stundengeben sich Etwas verdienen konnte und wo die Rektoren Neumann, Schwarz und Tzschoppe seine Lehrer waren. Von 1789 an war er zu Wittenberg ein Hörer von Schröckh und Schleußner, Krug *) und Nitzsch **); dann arbeitete er Theils als Hauslehrer in Ludwigsdorf, Theils als Lehrer in Görlitz, namentlich seit 1814 als Kollaborator am Gymnasium; 1817 empfing er das Pastorat von Kohlfurt und 1828 zu Langenau. Verheirathet war er zweimal, zuerst mit Jungfrau Amalie Friederike Lösch aus Lützen, die aber 1827 nach einer Zwillingsgeburt in's Grab sank; dann mit Jungfrau Christiane Amalie Tamm von Ludwigsdorf. In der ersten Ehe wurden ihm 7, in der zweiten 8 Kinder geboren. Von jenen überlebten ihn 2, von diesen 8. Nachdem er mehrmals an Schleimfiebern gelitten, ward er an dem Tage, wo er vor 32 Jahren sein Amt in Kohlfurt angetreten, seiner Familie und der Gemeinde entrissen.

---

*) Dessen Biogr. siehe im 21. Jahrg. des N. Nekr. S. 4.
**) — — — — 9. — — — — S. 1022.

* 15. Karl Friedrich Wilhelm Möbius,

Pfarrer zu Paitzdorf bei Ronneburg;

geb. den 18. Okt. 1775, geſt. d. 17. Jan. 1850.

M. war des Pfarrers Sohn in Altendorf, wo er auch geboren wurde, beſuchte das Lyceum zu Eiſenberg und die Univerſität Jena, wurde 1804 Konrektor am damaligen Lyceum zu Ronneburg, 1810 Diakonus daſelbſt, 1814 Diakonus in Altkirchen bei Altenburg und 1821 Pfarrer in Paitzdorf bei Ronneburg, erhielt vor einigen Jahren einen Subſtituten in der Perſon des Kandidaten Keyl, des Schullehrers Sohn aus dem benachbarten Haſelbach (welcher nach des Seniors Tode Diakonus in Schmölln wurde, indem der dortige ſeitherige Diakonus Heyner aus Schmirchau bei Ronneburg gebürtig, zum Pfarrdienſte in P. befördert wurde) und ſtarb daſelbſt am oben genannten Tage. — Von ihm erſchien eine exegetiſche Schrift: Verſuch e. Ueberſetzung des Briefes Pauli an d. Römer, nebſt Bemerkk. darüber. Jena u. Lpzg. 1804.

* 16. Ernſt Siegmund Wilhelm Kühn,

erſter Stadtrath zu Zittau;

geb. d. 7. Aug. 1781, geſt. d. 18. Jan. 1850.

K. war der einzige Sohn des Kaufmanns zu Zittau, Wilhelm Adolph Kühn, und der Sophie Eleonore Kühn, geb. Bürger, die erſt jüngſt im höchſten Alter verſtarb. Seine Schulbildung empfing er auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, unter den Rektoren Sintenis, Rudolph und Kneſchke, ſeine juriſtiſche zu Leipzig ſeit 1800, beſonders unter den gefeierten Rechtslehrern Haubold *) und Erhardt. Nach ſehr glücklich im Hauſe des berühmten Schuldirektors Plato **) verlebten, akademiſchen Jahren kehrte er 1804 nach Zittau zurück, ward im folgenden Jahre Advokat, 1808 Waiſenamtsaktuar, 1810 Rathsaktuar, 1819 Senator, 1826 Skabinus, 1828 Stadtrichter und 1832, bei der neuen Verfaſſung, erſter Stadtrath und Polizeidirigent. In dieſen manchfaltigen Aemtern hat er, ganz zum Geſchäftsmanne geboren und nur für's Rathhaus lebend, mit unermüdeter Treue gearbeitet und viele

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 505.
**) — — — 11. — — — S. 320.

damit verbundene Geſchäfte geleitet, die wahrlich nicht zu den angenehmſten gehören, z. B. in Polizeiſachen und Zuchthausangelegenheiten, ferner als Vorſtand der Armendeputation, als Präſes der Schulkommiſſion, als Mitglied der Gymnaſialkommiſſion, als Inſpektor des großen Fabrikdorfes Großſchönau u. a. Auch hatte er nicht ſelten die Stelle des Bürgermeiſters zu vertreten. Verheirathet war er ſeit 1811 mit einer liebenswürdigen Tochter des Paſtors Mg. Karl Traugott Göſſel, lebte mit ihr in der glücklichſten Ehe und ward Vater von 7 Kindern, Erneſtine Amalie, Johanne Amalie, Karl Wilhelm, Heinrich Ferdinand, Ernſt Adolph, Emilie Luiſe und Marie Auguſte. Von dieſen leben noch das Dritte, Vierte und Siebente. Karl Wilhelm ſah er als Gerichtsaktuar in Zittau. — K. war ein ſehr tüchtiger, höchſt thätiger und arbeitſamer Geſchäftsmann, unermüdet und unverdroſſen, freundlich gegen Verwandte und Freunde, gefällig und dienſtfertig gegen Jeden. Krankheit und Lungenſucht beſchwerten ihn die letzten Monate; doch war er ſo glücklich, bis wenige Tage vor ſeinem Dahinſcheiden ſein Amt verwalten zu können und nur kurze Zeit krank liegen zu müſſen. Unerwartet war ſein Tod nicht, aber plötzlich. Er fand, nach einer höchſt zahlreichen Grabbegleitung, ſeine Ruhe in der Familiengruft am Kloſterkirchhofe.

* 17. Gottlieb Ernſt Clauſen,

Profeſſor und Rektor am Gymnaſium zu Altona;

geb. den 6. September 1762, geſt. den 21. Januar 1851.

Zu Carlum in der Karrharde Amts Tondern, wo ſein Vater, Klaus Heinrich C., Prediger war, erblickte C. das Licht der Welt. Mit ſeinem einige Jahre ältern Bruder, Heinrich Georg *), der ſpäterhin Hauptprediger an der Frauenkirche in Kopenhagen und Stiftspropſt in Seeland ward, erhielt C. die erſte Erziehung im älterlichen Hauſe. Von der Schule zu Horſens, wo er ſich durch Fleiß und geſittetes Betragen auszeichnete, begab er ſich mit gründlichen Vorkenntniſſen, beſonders in den alten Sprachen, nach Kopenhagen. Er ſtudirte vorzugsweiſe Philologie, mit dem Plane, ſich dem Schulfache zu widmen. Neben dem Lateiniſchen und Griechiſchen beſchäftigte er ſich auch mit den neuen Sprachen, außer dem Däniſchen beſonders mit dem Engliſchen und Franzöſiſchen. Eine Vorliebe

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 240.

blieb ihm Zeitlebens für die britiſchen Dichter, von denen er mehere poetiſche Produkte in's Deutſche übertrug. 1786 ward er Subrektor und einige Jahre ſpäter (1789) Konrektor am Gymnaſium zu Altona. Die Uebernahme des Konrektorats feierte er durch eine Rede, „Blicke in die Vergangenheit" betitelt. (Altona 1789). Es war ſein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch. Sechs Jahre nachher (1794) erhielt er das Rektorat und 1806 die Stelle eines zweiten Profeſſors an jener Lehranſtalt, zu deren Aufnahme er durch die gewiſſenhafte Verwaltung ſeines Amts weſentlich beitrug. Er war ein tüchtiger Schulmann und gründlicher Philolog. Von ſeiner Sprachkenntniß zeugen mehere von ihm verfaßte, größtentheils metriſche Ueberſetzungen. Er beſaß ein gefälliges Verſifikationstalent. Auf den Namen eines Dichters in der höhern Bedeutung dieſes Worts konnte er keine Anſprüche machen, ſelbſt wenn es ihm ſeine Beſcheidenheit erlaubt hätte. Mit Gedichten bei öffentlichen Schulakten und andern feierlichen Gelegenheiten hervorzutreten verſäumte er nicht leicht. Den Geburtstag des Königs unbeſungen zu laſſen, erlaubte ihm ſein Patriotismus nicht. Er war, wenn jener feſtliche Tag wiederkehrte, immer mit einer Ode oder einem andern Gedicht, im Nothfall wenigſtens mit einer Rede in Proſa bei der Hand. Außer einer Ueberſetzung der Idyllen des römiſchen Dichters Calpurnius, beſteht der größere Theil ſeiner literariſchen Erzeugniſſe aus Gedichten und Gelegenheitsſchriften. — Es ſind folgende: Blicke in d. Vergangenheit. Eine durch Uebernahme des Konrektorats am altonaer Gymnaſium veranlaßte Rede. Altona 1789. — Jugendbildung. Ein Gedicht. Ebdſ. 1792. — Schlummergeſang eines Skalden bei der Wiege der dän. Prinzeſſin Marie Luiſe. Ebdſ. 1793. — Rede über den Gemeingeiſt, bei der Feier des königl. Geburtstages im Gymnaſium gehalten. Ebdſ. 1797. — Ernſt u. Selinde (in dem von Hennings herausgeg. Genius der Zeit. 1797. Okt.). — Xerxes und Demaratus im Lager von Thermopylä, metriſch nach Glover Buch 4. (im Muſageten 1798. St. 3.). — Xerxes, Demeratus, Argentes, Leonidas im Lager von Thermopylä, metriſch, nach Glover. (Ebdſ. Bd. 10. St. 4.) — Herzensunſchuld. (im Genius der Zeit 1800. Oktbr.) — Geſang in Gegenden des Friedens am erſten Tage des 19. Jahrh. (im Genius des 19. Jahrh. 1801. Febr.; auch einzeln gedruckt. Ebdſ. 1801). — Geſang der dän. Landesvertheidiger, mit Kompoſition. Ebdſ. 1801. — Ode auf d. 2. April 1801. Ebdſ. 1801. — Die Liebe zum Geſchäft.

Rede in Jamben, bei der Feier des königl. Geburtsfeſtes im Gymnaſium vorgetragen. Ebdſ. 1802. — Hymne an die Einigkeit (im Genius des 19. Jahrh. 1802. Mai). — Lobgeſang auf die Harmonie, metriſch nach Congreve (in der Minerva von Archenholz. 1804. Juni). — Blumen aus der dän. Literatur (in den altonaer Addreßkomptoir-Nachrichten 1805). — Des Titus Calpurnius von Sicilien eilf auserleſene Idyllen, nach der beck'ſchen Rekognition des Textes überſetzt u. mit dieſem zugleich herausgegeben. Ebdſ. 1807. — An das Volk; metriſch aus d. Däniſchen, nach Guldberg (in deſſen Patriotiske Digte af blandet Indhold for Aro 1807.) — Die Vergeltung; metriſch aus d. Däniſchen, nach Schack Staffeldt. Ebdſ. 1807. — Der Mordbrandraub der Dänenflotte; ein hiſtor. Gedicht bei der Feier des königl. Geburtsfeſtes im Gymnaſium vorgetragen. Ebdſ. 1808. — Feier des erſten Jahresfeſtes Sr. Majeſtät Frederik VI., nach der Thronbeſteigung, im Chriſtianeum mit einer Kantate u. Rede. Ebdſ. 1809. — Ode am Königstage, den 28. Jan. 1810. Ebdſ. 1810. — Altona's Einäſcherung (am 8. Jan. 1713). Aus einer zur Feier des königl. Geburtstags im Gymnaſium 1787 über das Glück des Friedens gehaltenen Rede (in den altonaer Addreßkomptoir-Nachrichten u. dem dän. Anzeiger 1813. Januar). — Rede nach Altona's Rettung u. dem hergeſtellten Frieden im J. 1814 bei der Feier des königl. Geburtstages am 28. Jan. 1814 auf dem größern Hörſaale des Gymnaſium gehalten. Ebdſ. 1815. — Dem Direktor u. Profeſſor Struve bei der Feier ſeiner 25jährigen Amtsführung im Vaterlande den 5. Okt. 1816, im Namen der Gymnaſiaſten. Ebdſ. 1816. — Freudenbezeigung der Kirchengemeine zu Colmar bei der Feier der goldnen Hochzeit ihres verdienſtvollen Hauptpredigers Wilder u. ſeiner hochachtbaren Gattin, überreicht von den Kirchenjuraten am Tage der Feier, den 8. Sept. 1817. Glückſtadt 1817. — Nordiſche Harfentöne od. gnomiſche Blumenleſe, aus dän. Dichtern gewählt, harmoniſch geordnet und mit Literärnotizen begleitet. Altona 1817. — Nachbildung des ambroſius'ſchen Lobgeſanges zu Händel's Kompoſition, für die Jubelfeier der Reformation in der lutheriſchen Hauptkirche zu Altona. Ebdſ. 1817. — Die Macht d. Beiſpiels. Rede in Jamben, bei der Feier des königl. Geburtstags im Gymnaſium gehalten. Ebdſ. 1818. — Anrede an den Konferenzrath Gähler bei der an ſeinem Jubelfeſte nach 50jähriger Amtsführung am 2. Sept. 1812 veranſtalteten muſikal. Feier im größern Hörſaale des Gymnaſium ge-

halten. Ebdſ. 1818. — Text zu Graun's Kompoſition des ambroſius'ſchen Lobgeſangs bei der Feier des Dank- und Jubelfeſtes zum Andenken an die vor 100 Jahren gegründete gräflich reventlow'ſche Armenſtiftung in Altona den 9. April 1820 in der heil. Geiſtkirche. Ebdſ. 1820. — Der Werth des Beifalls im Innern; Rede in Jamben, bei der Feier des königl. Geburtstags im Gymnaſium gehalten. Ebdſ. 1821. — Die Konfirmanden oder die Neugeweihten am Tiſche des Herrn, nach dem ſchwed. Original „Nattwards-Barnen" von Profeſſor Tegnér u. der dän. Ueberſetzung „Konfirmanderne" von Profeſſor Rehbek, deutſch. Ebdſ. 1822. N. A. Ebdſ. 1826. — Hoffnung der Chriſten unter den jetzigen Chriſtenverfolgungen; Predigt am Reformationsfeſte 1821, von Heinrich Georg C., aus dem Däniſchen überſ. vom Bruder des Verfaſſers. Ebdſ. 1822. — Däniſches Nationallied nach Guldberg zu Kuhlau's Kompoſition. Ebdſ. 1822 (auch in der Eidora 1824). — Vätereinfalt od. der Pfarrerſtein. Neu überarbeitet. Ebd. 1822. — Saatra, eine proſaiſche Sammlung von Denkſprüchen, Grundſätzen u. Lebensregeln in dän. Sprache, zur Beförderung der Weisheit, Tugend u. Sittlichkeit bei dem heranwachſenden Geſchlechte, gewählt und geordnet zum Gebrauch in Schulen. Ebdſ. 1822. — Prolog bei der höchſt erfreulichen Gegenwart Ihrer königl. Majeſtäten u. der königl. Prinzeſſinnen, im Theater zu Altona am 5. Juli geſprochen. Ebdſ. 1823 (auch in der Eidora auf d. J. 1824). — Lyriſche Gedichte, verfaßt u. für den Geſang bei Pianoforte und Harfe in Muſik geſetzt von dem Verfaſſer. Hamburg 1823. — Ode bei d. Säkulargeburtstagsfeier Klopſtock's am 2. Juli 1824 in der Vorhalle zu Altona vorgetragen (im altonaer Merkur vom 6. Juli 1824 u. in dem Taſchenbuche Eidora auf d. J. 1825). — Innere Stille bei äußeren Sturm; Rede in Jamben bei der Feier des königl. Geburtsfeſtes im Gymnaſium vorgetragen. Altona 1825. — Beharrlichkeit durch Kraft von oben; Rede in Jamben, bei der Feier d. königl. Geburtsfeſtes am 28. Jan. 1828 gehalten. Ebdſ. 1829. — Ode bei der Feier des hohen Vermählungsfeſtes Ihrer königl. Hoheiten des Prinzen Frederik Karl Chriſtian und der Prinzeſſin Wilhelmine Marie, am 1. Nov. 1828. Ebdſ. 1829. — Rede bei der Feier des königl. Geburtsfeſtes im 25ſten Jahre nach der Thronbeſteigung am 28. Januar 1833. Ebdſ. 1833.

Jena. Dr. Heinrich Döring.

18. Karl Kaspar Joseph von Herrestorff,

Appellations- und geheimer Justizrath zu Köln;

geb. den 8. Febr. 1764, gest. den 24. Jan. 1850*).

v. H. war zu Ahrweiler geboren, studirte Rechtswissenschaft zu Köln und trat, 19 Jahre alt, bei dem kurfürstl. Hofrathsdikasterium zu Bonn ein. Zwei Jahre später sehen wir ihn als Kommissar, 1789 als Assessor bei dem Hofrathe daselbst; 1790 ward er Syndikus der erzstiftkölnischen Geistlichkeit, später zugleich der weltlichen Stände der rechten Rheinseite des Erzstifts. Nachdem im Großherzogthum Berg die alte Ordnung der Dinge aufgehört hatte, kehrte v. H., der deutsche Gesinnung auch unter französ. Herrschaft bewahren wollte, und dem es nicht gegeben war, denen, die die Macht in Händen hatten, zu schmeicheln, 1812 zur Advokatur zurück, die, wie er meinte, ihm so viel Unabhängigkeit übrig ließ, als in der abhängigen Provinz eines Militärstaates dem Einzelnen vergönnt war. Seine Eigenthümlichkeit schien ihn jedoch für die öffentliche Debatte nicht geschaffen zu haben und beschränkte die Thätigkeit desselben sich auf das Erstatten von Gutachten, die bei ihrem inneren Gehalte von Richtern und Parteieen gleich hoch geschätzt waren. Nach dem Sturze der Fremdherrschaft, 1814, ward er Präsident des Tribunals zu Koblenz, 1819 Rath bei dem Appellationshofe zu Köln, dem er bis zu seinem 82. Jahre — 1845 trat er in den Ruhestand — angehörte. v. H. war das Muster eines Richters; ausgebreitete Kenntnisse, scharfe Konsequenz und die höchste Gewissenhaftigkeit im Urtheile zeichneten ihn aus. Was er als Recht erkannte, vertrat er mit Wärme und unerschütterlicher Festigkeit; sein Leitstern war das Gesetz und nur das Gesetz, weshalb Auktoritäten oder Entscheidungen anderer Gerichtshöfe ihn niemals zu bestimmen vermochten. Mit besonderer Vorliebe pflegte er das Studium des römischen, kanonischen und älteren rheinischen Rechtes; das Corpus juris war ihm das Buch der Bücher, und keinen Tag ließ er vorübergehen, wo nicht Forschungen im Gebiete älterer Gesetzgebung und deren Vergleichung mit dem neueren Rechte ihn beschäftigt hätten. Sein Privatleben war so einfach wie anspruchlos: äußere Auszeichnungen betrachtete er als Philosoph; seinen Geheimrathstitel hat er nie geführt,

*) Kölnische Zeitung 1850. Nr. 27.

ſtens aus dem Däniſchen überſetzten Singſpiele haben weniger Glück gemacht.

B. Hain.

* 20. Johann Franz Ludwig Koch,

Juſtizrath, Ritter des rothen Adlerordens 4. Klaſſe zu Pr. Minden; geb. den 11. Aug. 1791, geſt. den 26. Jan. 1850.

Dieſer gebildete, geiſtreiche und edle Mann wurde in Pr. Minden geboren und erhielt ſeine Schulbildung auf dem dortigen Gymnaſium. Mit 17 Jahren bezog er die Univerſität Göttingen, wo er bei Heyne Philologie ſtudirte. Heyne ernannte ihn zum Mitgliede ſeines Seminars. Der Aeſthetiker Bouterweck*) wandte ihm ſeine Freundſchaft zu, die bis zu ſpätern Jahren fortdauerte. Die landsmannſchaftliche Verbindung Weſtphalen, zu der auch K. gehörte, mußte wegen politiſcher Beſtrebungen Göttingen verlaſſen und er begab ſich nach Altona zu ſeinem Oheim, dem Etatsrath Terier, und von da 1810 nach Halle, wo er zum Studium der Jurisprudenz abging, von da 1811 nach Dijon, um dort ſeine Studien zu vollenden und die Examina des franzöſiſch-römiſchen Rechts zu beſtehen. Weſtphalen ſtand damals unter franzöſiſcher Herrſchaft. K. machte es ſich zur Aufgabe, die Studien, wozu die jungen Franzoſen drei Jahre brauchten, in neun Monaten zu beenden. Er ſtudirte ganze Nächte hindurch, genoß aber demungeachtet die Reize der burgundiſchen Natur mit Begeiſterung. Im Frühling 1812 machte er ſein Examen auf glänzende Weiſe und kehrte nach einer Reiſe in die Schweiz nach Pr. Minden zurück, wo er am 12. Juli 1812 das Patent als Licentiat von der Univerſität zu Dijon erhielt und 1817 als Juſtizkommiſſär und Notar angeſtellt wurde. Die Freiheitskriege machte er nicht mit, weil er der einzige Sohn und Ernährer ſeiner verwittweten Mutter war. K. verheirathete ſich 1818 mit der Tochter des Bankdirektors Kiß in Altona und lebte mit ihr in glücklicher Ehe, nur getrübt durch den Verluſt von ſechs Kindern; eine einzige talentvolle Tochter blieb ihm. Später wurde er zum Juſtizrath ernannt und erhielt den rothen Adlerorden vierter Klaſſe. In blühender Geſundheit und Kraft wurde er am 26. Jan. 1850 von einem Bruſtkrampfe befallen, der mit einer Herzlähmung endigte. Sein Tod war plötzlich und ſanft. —

*) Deſſen Biogr. ſ. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 623.

K. gehörte zu den seltenen Menschen, die alle Pflichten ihres Lebens mit strenger Gewissenhaftigkeit erfüllen; auch außer seiner amtlichen Wirksamkeit war er sehr thätig. Ueber 20 Jahre war er Direktor der westphälischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Minden und Mitglied des Vereins für Geschichte und Alterthum. Lange Jahre stand er der Freimaurerloge daselbst als Meister vor und dem Musikverein als Direktor. Auf den westphälischen Landtagen war er Mitglied des städtischen Ausschusses, den der König 1842 nach Berlin berief. Zum Rathsherrn der städtischen Angelegenheiten wurde K. 1839 erwählt, auch war er mehrfach Mitglied des Presbyterium, der Kreissynode und der Provinzialsynode in Soest. Als Schriftsteller und Dichter hat K. 2 Bände „Situationen" bei Wundermann in Hamm 1822—1824 erscheinen lassen, wovon der erste Theil Gedichte, der andere gemischte Schriften enthält. Zu gleicher Zeit gab er eine Uebersetzung von Tetier's französisch geschriebener Reise in Spanien und Portugal heraus. Im Morgenblatte, dem Gesellschafter, dem mindener Sonntagsblatte sind zahlreiche Gedichte und Schriften von ihm erschienen. In den neuen politischen Stürmen dichtete er eine Volkshymne, die in meheren Zeitschriften erschien und frohe Hoffnungen für Deutschlands Einheit offenbarte. Später im Schmerz über ihre Zertrümmerung dichtete er einen Deutschlandstraum, ein Bild düsterer Ahnung, jedoch nicht ohne Hoffnung auf eine glückliche Lösung der Wirren. — In ihm verliert die Stadt Minden einen ihrer edelsten Bürger, Alle die ihn kannten, trauern um ihn.

Minden. Elise v. Hohenhausen,
geb. v. Ochs.

21. Dr. phil. Johann Gottfried Schadow,

erster königl. Bildhauer, Professor und Direktor der königl. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften, Mitglied vieler Kunstakademieen und anderer artistischer und literarischer Gesellschaften, auch Ritter des rothen Adlerordens 2. Klasse mit Eichenlaub ꝛc., zu Berlin;

geb. den 20. Mai 1764, gest. den 27. Jan. 1850 *).

Sch.'s Großvater, ein schlichter Landmann der Mark Brandenburg, lebte gleich seinen Vorfahren, von seiner

*) Borussia I., Wittenbergs Denkmäler, das Brockhaus'sche Konversationslexikon, Zeitungen und andere gedruckte Nachrichten haben den Stoff geliefert.

Hände Arbeit, in nur dürftigen Umständen. Für den schwächlicheren Sohn wählte er das Schneiderhandwerk. Dieser wurde Meister in Berlin und verheirathete sich mit einem liebenswürdigen Mädchen daselbst. Wie nicht selten ausgezeichnete Personen die Kinder geistig begabter Mütter gewesen sind, so war dieß auch hier der Fall. Zwar stammte sie nur aus bäuerlichem Geschlechte, aber sie besaß Talent, Regsamkeit und eine bedeutende Bildungsfähigkeit. Ihr Oheim, ein gelernter Buchdrucker, der in Berlin ein Haus besaß und ein kleines Handelsgeschäft betrieb, hatte sie liebreich in seine Wohnung aufgenommen und so gut als möglich unterrichten lassen. Sie las gern in Büchern, trieb mit Hilfe von Landkarten Geographie und zeichnete mit ziemlicher Geschicklichkeit, was ihr bei der Erziehung ihrer Kinder, unter denen sich besonders Gottfried durch seine geistigen Anlagen auszeichnete, sehr zu Statten kam. Die Aeltern bewirkten zur großen Freude des Knaben seine Aufnahme in einer der untersten Klassen des grauen Klosters. Aber Befriedigung seines unwiderstehlichen Hanges zu den zeichnenden Künsten fand er trotz dieser Aufnahme nicht, weil der Zeichnenunterricht besonders bezahlt werden mußte und seine dürftigen, mit Kindern reichlich gesegneten, Aeltern nicht im Stande waren, die Kosten dafür zu erschwingen. Die Zeichnenschüler in der Schule betrachtete er wie Personen einer höhern Stellung und er fühlte sich schon geehrt, wenn er nur ein aufmerksam lauschender Zuschauer ihres ergötzlichen Thuns und Treibens seyn durfte. Was ihm indeß die Umstände versagten, das suchte er sich im Stillen zu verschaffen, indem er jede sich ihm darbietende Gelegenheit ergriff, das sich lebendig in ihm regende Talent zu üben und hervortreten zu lassen. Oft zeichnete er während der Rechnenstunde und erfreute seine Schulgenossen mit kleinen Pferden und andern Figuren, wofür ihm diese dankbar und mit herzlicher Erwiederung die ihm aufgegebenen Rechnenexempel lösten; denn derartige Gegenstände waren ihm zu trocken und lästig. Die Oper hörte er in den dunkeln Logengängen; am häufigsten aber besuchte er die, freilich nicht auserlesenen artistischen Schätze eines Italieners, die derselbe öffentlich feil bot, bis die nachtheilige Wirkung dieser Kupferstichschau bei voller, blendender Sonnenbeleuchtung seine Augen empfinden mußten. Unerwartet bot sich dem Knaben eine Gelegenheit dar, die ihn zur Befriedigung seines sehnlichsten Herzensdranges führte. Es war nämlich Pierre Tassaert, ein

für jene Zeit plastischer Ausartungen nicht ganz ungeschickter niederländischer, aber vollständig französirter Bildhauer aus Paris, wo er mit Beifall gearbeitet hatte, durch Friedrich den Großen nach Berlin berufen worden, um die Oberaufsicht über sämmtliche, vom königl. Hofe angeordneten Bildhauerarbeiten für das neue Palais und andere Schlösser und Gärten zu führen, wofür er zum Rektor an der königl. Akademie der Künste ernannt wurde. Nach den Anordnungen und Belehrungen desselben arbeitete u. A. auch der Bildhauer Selvino, ein junger Italiener, voll Liebe und Enthusiasmus, der bei seiner leichtsinnigen Natur selten die Größe seiner Ausgaben berechnete und auch bei Sch's Vater, der für ihn arbeitete, eine Schuld zu tilgen hatte, die er nicht berichtigte, weshalb sich sein gutmüthiger Gläubiger endlich entschloß, den Knaben zu seiner eigenen Schadloshaltung und um zugleich die unbesiegbare Sehnsucht desselben nach ausübender Kunst zu befriedigen, durch den jungen lebenslustigen Mann versuchsweise unterrichten zu lassen. Aber wie erstaunte Selvino, als er seinen Schüler die vorhandenen Schwierigkeiten ohne alle Anstrengung überwinden sah und die Kopie der Vorlegeblätter auf eine nicht geahnte Weise seine Erwartungen weit übertraf! Sogleich legte er ihm viel schwierigere Zeichnungen vor und auch diese wurden mit Treue, Geschicklichkeit und sichtbarem Talente nachgebildet. Um die raschen Fortschritte seines Schülers und die eingebildete Zweckmäßigkeit und Trefflichkeit seiner Lehrmethode bewundern zu lassen, brachte er zunächst seinen Kunst-, Lust- und Lebensgenossen, Goderharles, mit auf sein Zimmer, und dieser traute seinen Augen kaum, als er einen so ausgezeichneten Zögling seines Freundes vor sich sah. Er konnte Beide nicht genug loben, als er in Tassaert's Haus zurückgekehrt war, und dieß lenkte die Aufmerksamkeit dieser Familie auf Sch. Besonders war es Madame Tassaert, eine nicht ganz unbekannte Malerin, die auch ihre Kinder für dieses Fach auszubilden bemüht war und sich gern etwas Schönes über ihr Zeichnentalent sagen ließ, welche neugierig ward und den kleinen Künstler zu sehen wünschte. Nicht ohne Befangenheit näherte sich derselbe der wohlwollenden, aber ernsten und strengen Frau, die vornehm auf ihn herabblickend, von ihm den huldigenden Handkuß empfing. Es begann sogleich die Musterung der vorgelegten Mappe mit Zeichnungen, die sie ganz ungemein überraschten, so daß sie nicht nur in offener und redlicher Anerkennung den kleinen

Kunſtjünger lobte und ermunterte, ſondern ihn auch ihren eigenen Kindern, deren Arbeiten ſie weit unter Sch.'s Leiſtungen herabſetzen mußte, als ein nachzuahmendes Muſter aufſtellte. Ja, ſie ging endlich ſo weit, daß die gegen alles Deutſche noch immer ſehr eingenommene Pariſerin bei ſeinen Aeltern anfragen ließ, ob ihr Sohn ihren Kindern nicht als deutſcher Geſellſchafter dienen und beiläufig in der deutſchen Sprache, deren Erlernung ſie unter den obwaltenden Umſtänden für ein nothwendiges Uebel hielt, unterrichten dürfe; ſie dagegen wolle dafür die künſtleriſchen Beſtrebungen des Knaben leiten. Dankbar nahmen die erfreuten Aeltern das Anerbieten an, und tagtäglich übte ſich nun unſer Sch. bei Madame Taſſaert im Zeichnen, während er zugleich auch ſeine geringen Kenntniſſe anderweitig mittheilte. Sch. erhielt vorzugsweiſe Vorlegeblätter von Boucher, dem auserwählten Lieblinge ſeiner Meiſterin, deren Unterrichts-Methode freilich nicht die allerzweckmäßigſte ſeyn mochte. Aber Sch.'s geſunder Sinn und richtiges Gefühl litt wenig darunter, da ihn die Natur mit den ſchönſten Anlagen ausgeſtattet hatte, die ſich bei angeſtrengter und ausdauernder Uebung immer freudiger entwickelten. Seine Liebe zur Kunſt wurde immer lebendiger, beſonders durch den öftern Beſuch des taſſaert'ſchen Ateliers. Hier fühlte Sch. zuerſt ſeinen eigentlichen Beruf, und um Bildhauer zu werden, zeichnete er nun auch nach Gyps, worauf er Anleitung zum Boſſiren erhielt. Taſſaert beſchäftigte ihn nach und nach immer mehr, je nachdem er ihn ſeiner Kunſtfertigkeit gemäß eben benutzen konnte, namentlich bei'm Abformen, Repariren und Ebauchiren in Marmor; doch verlangte er auch zugleich von ihm ſo manche untergeordnete Arbeit eines gewöhnlichen Lehrburſchen. Da die unter ſeiner Anleitung arbeitenden Franzoſen und Italiener nichts Anderes leiſteten, als was gewöhnliche Steinmetzen auszuführen im Stande ſind, ſo daß Taſſaert nicht nur Alles ſelbſt anordnen, ſondern auch mit eigener Hand Dasjenige ausführen mußte, was nicht bloßen Steinarbeitern überlaſſen werden durfte, ſo konnte er der Kunſtausbildung ſeines Pfleglings nur wenige Zeit widmen; aber dieſer lauſchte im Stillen gar manchen, ihm ſpäter trefflich zu ſtatten kommenden Handgriff ab und übte ſich zeitig in techniſchen Fertigkeiten. Sein guter Geiſt warnte ihn dabei vor der Gefahr, ein Manieriſt zu werden, wie ſein Meiſter. Da die Arbeit drängte, ſo kam dem vielbeſchäftigten Meiſter das ausgezeichnet ſchnell und vortheilhaft ſich entwickelnde Talent

Sch.'s vortrefflich zu ſtatten, obſchon er ſich, trotz ſeiner Gutmüthigkeit nie ſo weit herabließ, dem ausgezeichneten Schüler einmal ein wohlverdientes Lob zu ſpenden und dadurch zu ermuntern. Das wirkte ſo niederbeugend auf den jungen Künſtler, daß hernach nicht einmal mehr die Auszeichnung einer jährlichen Penſion von 300 Thlrn., die Taſſaert ſeinem Zögling ſchon im 19. Lebensjahre verſchaffte, den Wunſch nach Unabhängigkeit in ihm zu unterdrücken vermochte, zumal da er lebhaft fühlte, wie ihm hier weder das Ziel ſeines Strebens, noch die Grenze ſeiner Kunſt vor Augen liege. Er ſuchte ſich alſo von dem taſſaert'ſchen Hauſe loszureißen, obgleich man ihn nicht ungern als ein beſtändiges Glied der Familie angeſehen hätte; denn außer meheren berühmt gewordenen Söhnen, hatte Taſſaert auch 2 Töchter, die als Kupferſtecherin berühmt gewordene Antoinette Taſſaert und Henriette Felicitas, nachmalige Robert, eine geſchickte Malerin, die ſogar in die Akademie der Künſte als Ehrenmitglied aufgenommen wurde. Bereits hatte Sch. ſeine Liebe einem jungen, anmuthigen Mädchen zugewandt, das erſt kürzlich vom Vater nach Berlin gebracht worden und früher in Wien zur chriſtlichen Kirche übergetreten war. In einem dortigen Kloſter getauft, ſollte ſie nach dem Wunſche der kathol. Geiſtlichkeit ihr frommes Leben demſelben widmen, was aber weder der Lebensluſt der jungen Gläubigen, noch den Anſichten des Vaters entſprach, weshalb dieſer ſeine Tochter ſelbſt aus dem Kloſter befreite und einer unbeſchränktern Lebenswahl zurückgab. Sch. verließ das taſſaert'ſche Haus, entſagte der ſeit 2 Jahren genoſſenen Penſion und allen auf derſelben beruhenden Ausſichten im J. 1785, begab ſich mit ſeinem Schwiegervater und ſeiner jungen Gattin nach Wien und dann, von ſeinem Schwiegervater unterſtützt und zur Ausführung ſeines Planes ermuthigt, nach dem erſehnten Italien. Beſonders anziehend für ihn war Florenz. Ein Schauer des Entzückens ergriff den Ueberraſchten, als er plötzlich vor dem alten, noch von Arnolfo's Hand gebauten Palaſte Medici ſtand. Hier ſah er die herrlichſten Marmorarbeiten und eine große Anzahl von Werken der Erzgießerei, wie damals an keinem Orte der Welt beiſammen waren. In ſtummer Andacht blickte er an den gewaltigen Koloſſalgebilden von der Hand Michel Angelo's, Giovanni's und anderer Unſterblichen hinauf und empfing die Weihe einer höhern Kunſt, die ſeine ganze Seele mit neuer Lebensgluth durchdrang. Jetzt fühlte er erſt vollſtändig, was

ihm noch fehlte; aber Liebe und Muth belebte seine Kraft, sich nun ganz dem Studium der Antike hinzugeben. Wie die Antiken und vorzüglichsten Werke späterer Kunst zu Florenz, so boten bald darauf die zu Rom seiner Lernbegierde eine reiche und unerschöpfliche Nahrung. In Aler. Trippel's Werkstatt eingetreten, verließ er sie bald wieder, da sein Scharfblick die Mängel der Richtung dieses Meisters erkannte. Erfolgreich arbeitete er 1785 bis 87 im Museum des Vatikans und Capitols; am Liebsten aber zeichnete er nach den Gypsabgüssen der französischen Akademie im Corso, wo er die vortheilhaftesten Beleuchtungen fand. Während dieser Zeit wurde ihm am 9. Juli 1786 sein später ebenfalls als Bildhauer berühmt gewordener Sohn, Rudolph, geboren, wodurch sich seine Sorgen für die Zukunft schon vermehrten. Bald fand jedoch seine anerkannte Geschicklichkeit gebührenden Lohn. Von seinen Arbeiten fand namentlich sein Versuch, Amor und Psyche zu bilden, so großen Beifall, daß er es wagte, als Preisbewerber in dem concorso di Balestra bei einer von der Akademie di San Luca zu Rom aufgegebenen Gruppe in gebranntem Thon, den Perseus darstellend, der die eben durch ihn gerettete Andromeda umarmt, um die Palme des Sieges zu ringen. Aber obgleich er ohne besondere Protektion nur dem vorzüglichen Werthe seiner Arbeit vertrauen mußte, während, wie es in solchen Fällen damals gewöhnlich war, die 8 mitwerbenden Franzosen, Italiener, Spanier ꝛc. die Gunst der Großen, namentlich der Gesandten, welche oft allen ihren Einfluß aufboten, um den Künstlern ihrer Nation diese ermunternde Ehrenbezeigung zuzuwenden, in Anspruch nahmen, so wurde doch durch Stimmenmehrheit dem hocherfreuten Sch., dem ersten Deutschen, der dieß errang, der Preis zu Theil und entschieden, daß ihm von Allen die goldene Medaille Balestra's, des Begründers dieser Stiftung zu Preisvertheilungen, gebühre und auf dem Kapitol überreicht werden solle, wo vor einer Schaar von Zuschauern aus allen Ständen von einem Diener das lohnende Ehrenzeichen auf einem silbernen Teller einem Kardinal überreicht wurde, der es dann in feierlicher Weise dem jungen Künstler als eine öffentliche Anerkennung und Beurkundung seines Talents und seiner Ausbildung einhändigte. Diese goldene, ziemlich selten vorkommende Medaille, hatte den Werth von 20 Dukaten. Auf dem Avers befand sich das Bildniß ihres Stifters, des Marchese Karl Pius Balestra, und auf dem Revers eine sitzende und auf einen Schild sich stützende

Minerva, die durch einen Genius mit einem Lorbeerkranz gekrönt wurde. Es war am 18. Oktbr. 1786, als ihn die Akademie San Luca krönte. Von einer jubelnden und glückwünschenden Schaar umringt, verließ unser Künstler das Kapitol, um im Kreise näherer Freunde und in seiner Häuslichkeit sich des glänzendes Sieges seines Verdienstes und der schönen Erndte seiner Mühen und Anstrengungen dankbar gerührt und aus vollem Herzen zu erfreuen. Daß diese Ehrenbezeigung auch auf seine äußere Stellung einen sehr günstigen und bedeutenden Einfluß gewann, läßt sich leicht denken. Denn die Nachricht über die glänzende Anerkennung des Talents und der vorzüglich ausgebildeten Geschicklichkeit Sch.'s begründeten und befestigten jetzt seinen Ruf auch in seinem Vaterlande. Hierzu gesellte sich nun auch noch der damals lebhaft angeregte Wunsch, die berliner Akademie der Künste, welche sehr in Verfall gerathen war, zu heben und neu zu organisiren. Tassaert selbst schlug Sch. zu seinem Nachfolger vor. Unterdessen war Friedrich der Große gestorben und Friedrich Wilhelm II. zur Regierung gekommen, der dem Hofbildhauer und Rektor der Akademie, Tassaert, welcher zugleich Direktor der damals und lange nachher bestehenden königl. Bildhauerwerkstatt bei der Akademie der Künste war, mit der Ausführung eines Denkmals des jungen Grafen von der Mark beauftragte, allein schon bei'm Entwerfen der Skizze zu demselben raffte ihn unerwartet im Januar 1788 ein Schlagfluß dahin. Sogleich hielt der berühmte A. Trippel um Tassaert's Stelle an; aber obgleich von zahlreichen Freunden unterstützt und selbst von dem wohlmeinenden Grafen v. Herzberg empfohlen, so war doch Alles bei dem neuen, unerschütterlich gewissenhaften Kurator vergeblich; denn der Minister v. Heinitz nahm auf keine bloße Empfehlung Rücksicht, sondern folgte nur seiner Einsicht, und so entschied sich denn der Scharfblickende schnell und selbständig für den überraschten Sch., der sogleich dem ehrenvollen Rufe folgte und sich an die Spitze des bisher von Tassaert geleiteten Instituts der Bildhauerakademie stellte. Es war der 26. Januar, an welchem er Tassaert in der Direktion der königl. Bildhauerwerkstatt nachfolgte, auch, wie dieser, Rektor der Akademie wurde, deren es damals 4 unter einem Direktor, nämlich für die Malerei, Kupferstecherei, Bildhauerei und Baukunst gab. Sch. war aus Mangel und Armuth schnell durch die Kraft seines Talents zu der gunst- und ehrenreichsten Stellung emporgestiegen. Dabei genoß er das

ganze Zutrauen seiner Vorgesetzten, wie er denn auch seine Wirksamkeit immer einflußreicher zu machen und zu vervollkommnen suchte. Mit Freude in seiner Vaterstadt empfangen, entflammte seine Ankunft daselbst sogleich den glimmenden Funken des Kunstenthusiasmus. Auch der König beehrte ihn mit vollem Vertrauen und trug ihm das beabsichtigte Denkmal für den Grafen von der Mark auf, woran sich eine ganze Reihe trefflicher, gediegener Werke seiner Hand knüpften. Jenes, sein erstes großes Werk in Deutschland wurde 1790 in der neustädter Dorotheenkirche errichtet und bestand aus einem Sarkophag, auf dem der junge Graf in kolossaler Größe liegt; um ihn her sitzen die Parzen. Tassaert's Entwurf zu diesem Denkmal war ihm unbekannt und er führte es also ganz selbstständig mit dichterischem Sinne, schöner Wahrheit und Anmuth und mit so viel Gemüth und Zartgefühl aus, daß nicht leicht ein gefühlvoller Beschauer dieses ernste aber liebliche Kunstgebilde ohne Rührung verlassen wird. Zu der belohnenden Freude über die Vollendung dieses Meisterwerks in seinem Atelier kam noch 1789 den 6. Sept. die Geburt seines Sohnes, Wilhelm, des nachmaligen Begründers der düsseldorfer Malerschule. Jetzt dachte er eifrig an die Errichtung eines Denkmals des Helden seines Jahrhunderts. Der edle Minister v. Heinitz übernahm die Sorge der Ausführung dieses schönen Denkmals für Friedrich den Großen. Schon die Officiere seiner Armee wollten ihn 1781 durch Tassaert ein marmornes Standbild errichten, was aber der große König nicht zugab. Jetzt befahl sein Nachfolger, den großen Friedrich ohne Attribute, mit der möglichsten Würde und Einfachheit in einer schlichten römischen Friedenskleidung, die rechte Hand ausgestreckt, sein Volk segnend und beschützend, auf einem ruhig fortschreitenden Pferde sitzend, vor dem Eingange zu den Linden, mit dem Gesicht nach dem Schlosse gerichtet, darzustellen. Man wollte das Standbild in Erz gießen lassen und Heinitz gestattete deshalb unserm Künstler auf königl. Kosten eine Reise nach den nordischen Städten Stockholm und Petersburg, um dort jede Gelegenheit zum gründlichen Studium der Erzgießerei wahrzunehmen. In Stockholm, wo Sch. 1791 war, kam ihm die Bekanntschaft mit dem damals berühmten Bildhauer, Prof. und Ritter Joh. Tobias Sergel sehr zu Statten. Derselbe hatte so eben das Modell zu einem kolossalen Bildwerke beendet, den Grafen Oxenstiern darstellend, vor welchem die Geschichte die Thaten Gustav Adolph's aufzeichnet.

Diese Gruppe sollte an der Vorderseite des Postaments zu der Reiterstatue Gustav Adolph's aufgestellt werden, welche schon 10 Jahre früher durch den schwedischen Stückgießer Meier gegossen, aber dergestalt verdorben war, daß der geschickte französische Bronze-Ciseleur Adam die Reparatur derselben bei dem angestrengtesten Fleiße nicht eher hatte beendigen können. Da gab es denn für Sch. eine seltene Gelegenheit zur Erlernung von mancherlei Kunstfertigkeiten, die der lernbegierige Künstler nicht unbenutzt ließ. Besonders waren die gediegenen Mittheilungen Sergel's, der zu jener Zeit mit der herrlichen Statue König Gustav's III. beschäftigt war, sehr belehrend für ihn. Nicht minder fleißig beobachtete er die mit großer Geschicklichkeit geleitete Gießerei in Petersburg, wo damals mehere Statuen von Metall gegossen wurden. Leider! hatten sich während seiner Abwesenheit von Berlin mancherlei Hemmnisse eingestellt, die das schwierige Werk noch hinausschoben, während er von Zeit zu Zeit Modelle für ein solches Denkmal entwarf. Besonders wurde die Ausführung durch den 1793 ausgebrochenen Krieg und die daran gereihten immer schwereren Zeitumstände gehindert. Unterdessen war er zum Mitgliede der Kunstakademie zu Stockholm, sowie zum Mitgliede der königl. Bau-, Maler- und Bildhauerakademie in Kopenhagen ernannt worden. Auch schrieb er um diese Zeit „Ueber die bronzenen Arbeiten zu Stockholm und Petersburg" für das berliner „Archiv der Zeit". Bald darauf wurde der Prachtbau des brandenburger Thores in Berlin vollendet und das auf demselben befindliche Viergespann der Siegesgöttin nach einem Modell von ihm gearbeitet. Schon diese beiden von ihm geschaffenen edeln Kunstwerke, das Denkmal des Grafen v. d. Mark und diese Quadriga befestigten trotz seiner Jugend seine Stellung. Auch rühren von ihm und Eckstein die Basreliefs in den Metopen des dorischen Frieses her, welche den Streit der Centauren mit den Lapithen darstellen. Ebenso verfertigte er das Modell zu dem auf Herzberg's Veranlassung für Stettin bestimmten Marmor-Denkmale Friedrich's des Großen, das im Saale der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin aufbewahrt wurde. Eine sehr schöne Gruppe lieferte er 1795 zu der berliner Kunstausstellung in Gyps, die damalige Kronprinzessin, jetzt verewigte Königin Luise von Preußen, und ihre Schwester, die Herzogin von Cumberland, darstellend, die sich wie Göttinnen der Schönheit und Grazie traulich aneinander schmiegten, wie es nachher in Marmor im königl. Schlosse aufgestellt

worden ist. Im grellsten Kontraste mit diesen idealen Gestalten, waren die Aufgaben, die jetzt unserm Künstler gestellt wurden. Es gehörte dazu das Modell zu der kolossalen Statue Ziethen's, die 1797 von ihm in Marmor auf dem Wilhelmsplatze errichtet wurde und höchst charakteristisch ist. Hierauf machte er sich an ein anderes vaterländisches Denkmal, das des Generals Friedrich Bogislav v. Tauenzien, das von Langhans entworfen worden war und vor dem schweidnitzer Thore zu Breslau errichtet wurde, wo derselbe so muthvoll gekämpft hatte und seine Grabstätte erhielt. Er vollendete dasselbe 1799. Auch das berühmte kolossale Marmordenkmal des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau auf dem Wilhelmsplatze in Berlin ist sein Werk, ausgeführt in dem strengen Soldaten-Kostüm seiner Zeit. Machen wir bei einem Denkmale nur die Anforderung, daß es ein historisches Denkmal und nicht zugleich ein Kunstdenkmal sein soll, so hat sich der Künstler allerdings streng an das Portrait und das Kostüm des Mannes, den er darstellt, zu halten, und in dieser Hinsicht hat Sch. ein sehr treues und charakteristisches Bild jenes alten, berühmten und um das preußische Heer hochverdienten Feldherrn und Exerciermeisters gegeben. Dieselben Ansichten bestimmten den Künstler auch, Friedrich's II. Standbild, welches die Pommern dem großen Könige zu Ehren, in Stettin aufstellen ließen, in dem ihm eigenen Kostüm zu arbeiten. Während diese Werke den Ruhm des Künstlers immer mehr erhöhten, arbeitete er zugleich an dem 1800 vollendeten Münzgebäude, das nach den Entwürfen von Gilly und Genz mit einem schönen bronzirten Fries in Sandsteinarbeit durch ihn geziert worden ist. Dabei beschäftigten den höchst thätigen Künstler fortwährend die sinnigsten und schönsten Privatarbeiten. Dazu gehört ein Denkmal für den Banquier Schütz zu Schöneiche, die Hoffnung neben einer Urne; die trauernde Gattin des Ministers v. Arnim an dessen Aschenkruge, in einer dazu erbauten Kapelle zu Boizenburg; der Denkstein eines Herrn v. Grünfeld zu Lehnhaus in Schlesien, mit einem Hautrelief, die Religion auf der einen, einen Todesengel auf der andern Seite darstellend; das Denkmal der Gräfin Rohnstock, das ihr Bruder, ein Graf von Hochberg-Fürstenstein, in seinem Schlosse Fürstenstein in Schlesien errichten ließ, wovon sich in Wieland's „Neuen deutschen Merkur", 1804, Bd. 3, eine Abbildung findet. Außerdem ward Sch. zu 2 andern allegorischen Figuren, der Geduld und Hoffnung, für ein Mo-

nument des Grafen v. Hoym in Schlesien und noch zu vielen andern Denkmälern verschiedener Art veranlaßt. Uebrigens beweisen die Verzeichnisse der berliner Kunstausstellungen seit 1787 die unausgesetzte Thätigkeit unseres Künstlers; keine Ausstellung ging vorüber, ohne daß nicht von ihm einige ausgeführte Skizzen und Modelle erschienen wären. Sein glückliches Talent, die Natur treu aufzufassen, kam ihm besonders bei Portraits zu Statten; es ist eine sehr reiche Anzahl meisterhafter Büsten von ihm vorhanden, die sich u. A. besonders durch ihre treue Naturauffassung auszeichnen. Wir nennen nur die von Kaiser Konrad dem Salier, nach einem Siegel, von Friedrich dem Großen, von meheren Gliedern des preußischen Königshauses und verschiedenen andern Fürsten, die der Minister v. Heinitz und Herzberg, der Grafen Hoym und Goldbeck, die von vielen Heroen der Wissenschaft und Kunst, wie von Luther, Melanchthon, Kopernikus, Leibnitz u. s. w. u. s. w. Viele dieser Büsten wurden für die Akademie der Künste und Wissenschaften in Berlin und des Königs von Bayern Walhalla gefertigt. Wir sind nicht im Stande, alle die vielen Männer- und Frauen-Büsten, Reliefs und plastischen Darstellungen in Marmor und andern Stoffen auch nur namentlich aufzuführen; doch nennen wir hier noch eine zart ausgeführte Reliefarbeit in Marmor und antikem Sinn und Geist: „Bacchus, der die Ariade über die Flucht des Theseus tröstet“ und den nach Hirt's Angabe entworfenen Camillus, als zum Jüngling heranreifenden römischen Opferknaben, welcher Weihrauch streuend, sich dem Altare der Eintracht naht. Der schöne Knabe, zum Theil nach der Natur gebildet und Portrait eines Sohnes des Ministers v. Schrötter, ist in der Weise des Alterthums gedacht. Auf dem Altar, nach einer antiken Gemme, ist die Einweihung der verschleierten Psyche in die Mysterien der Harmonie, welcher 2 Genien die Instrumente stimmen, dargestellt. Als nach dem Tode des jüngern Weil 1805 der verdiente Frisch die Stelle eines Direktors der Akademie der Künste erhielt, wurde der Rektor Sch. in Anerkennung seiner Leistungen zum Vicedirektor ernannt. Jetzt erweiterte sich sein Geschäftskreis immer mehr, während eine Menge von Arbeiten seine Zeit fortwährend in Anspruch nahmen, ohne jedoch seinen Lieblingswünschen zu entsagen, nämlich seinen Helden Luther, dem edelherzigen Reformator, und Blücher würdige Denkmäler zu setzen. Es waren die letzten großen Skulpturwerke, welche der Meister ausführte. Die Idee

zu Luther's Denkmale beschäftigte ihn besonders in den Jahren 1806 und 1807. Eine Reise nach Weimar, Jena, Erfurt, Eisenach, Kassel, Leipzig, Wittenberg und Dresden hatten ihm Gelegenheit verschafft, die besten Originalabbildungen Luther's zu studiren. Leider! traten ihm die Bedrängnisse des Krieges hemmend in den Weg, wo jede Förderung der Kunst dem augenblicklichen Interesse jener verhängnißvollen Zeit untergeordnet wurde. Dazu kam noch 1810 eine gefahrvolle Krankheit, die ihn längere Zeit in seinen Unternehmungen störte. Indessen wurde ihm auch in dieser düstern Zeit so manche Freude zu Theil. So ernannten 1812 die k. k. Akademie der vereinigten Künste zu Wien und die königl. Akademie zu München ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, wie dieß auch von Seiten verschiedener anderer artistischer und literarischer Gesellschaften geschehen ist. Im J. 1813 beschäftigte ihn außer mehreren Kunstwerken auch ein Modell zu einem Denkmal der Rettung Berlins; mit besonders glühendem Eifer erfüllte ihn aber 1814 der Auftrag der Mecklenburger, durch ihn ihrem Landsmanne Blücher ein Denkmal errichten zu lassen. Auch ernannte ihn nach dem Tode des Malers Frisch im folgenden Jahre die berliner Akademie der Künste unterm 8. Febr. 1816 zu ihrem Direktor, welchem Amte er bis zu seinem Tode mit der gewissenhaftesten Berufstreue und seltensten Thätigkeit vorstand. Leider! starb ihm um diese Zeit seine Gattin, was ihm tiefen Schmerz verursachte, weßhalb er eine Erholungsreise unternahm, die ihn mit Goethe*) in nähere Verbindung brachte, mit dem er den Plan zu Blücher's Denkmal vollständig verabredete. Goethe hat in den Heften „Ueber Kunst und Alterthum" Bericht über seine Theilnahme bei diesem Werke erstattet. Während dieser Zeit war nun auch der Plan zu Luther's Denkmal gereift, so daß bereits den 1. Novbr. 1817, am 2. Festtage der 300jährigen Jubelfeier der Reformation, die Grundsteinlegung desselben, in Gegenwart und mit Theilnahme des ganzen königl. Hauses durch Sch. feierlich vollzogen werden konnte. Begeistert schritt er nun sogleich zur Ausführung, versäumte aber auch nicht die Statue Blücher's und noch einige andere artistische Unternehmungen zu fördern. Die kolossale Erzbildsäule des Letzteren ward schon 1819 in Blücher's Vaterstadt Rostock enthüllt, worauf der Künstler abermals in eine gefährliche Krankheit verfiel. Eine nähere Beschreibung des Denkmals hat

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

Sch. in einer kleinen Schrift: „Ueber das Denkmal des Fürſten Blücher von Wahlſtatt" ſelbſt gegeben. Kaum geneſen, vollendete er nun um ſo eifriger Luther's Denkmal. Es wurde am 31. Oktober, am Reformationsfeſte 1821 auf dem Marktplatze zu Wittenberg aufgeſtellt, wo es den Ruhm des Meiſters noch der ſpäteſten Nachwelt verkündigen wird. Es war die letzte große Arbeit deſſelben. Später vollendete er u. a. noch Luther's Marmorbüſte und die des Aſtronomen Bode*). Dann aber fing das Licht der Augen und die Sicherheit der Hand an, ihm die nöthige Unterſtützung zu verſagen. Der größte Schlag betraf ihn durch den Tod ſeines als Bildhauer berühmt gewordenen Sohnes Rudolph, der am 31. Januar 1822 zu Rom dem glühenden Kunſteifer erlag, mit dem er die große Marmorgruppe des Achilleus und der Penthesilea bearbeitete; ein für die Familie wie für die Kunſt gleich ſchmerzlicher Verluſt! Die trauernde Familie weihte dem früh Hingeſchiedenen in der Kirche S. Andr. della Trate, wo ſeine Hülle ruht, im J. 1824 ein Denkmal. Ein Relief ſtellt ihn dar, wie er Hammer und Meißel ſinken läßt und ſich weigert, dem Ruhme zu folgen, welcher ihm ſeinen Kranz darbietet. Er giebt ſich lieber der Führung eines Engels hin, der ihn gen Himmel leitet. Auch raubte die Hand des Todes unſerm Sch. zum zweitenmale ſeine Gattin, eine Tochter des Staatsraths Roſenſtiel in Berlin. So trübten Kummer und Krankheit nicht ſelten ſeine Tage, dazu eine Schwäche der Augen, die ihn in den letzten Jahren mit einer gänzlichen Lähmung des Sehvermögens bedrohte. Dennoch beherrſchte ſein beſonderer Einfluß die Kunſtzuſtände Berlins mit entſchiedener Führung; denn ſeine geiſtige Kraft blieb ungeſchwächt, ſo daß er gar nicht aufhörte, unermüdlich thätig und erfolgreich für ſeine Kunſt zu wirken, während er zugleich ſeinen zeitraubenden und vielverzweigten Geſchäften und den manchfachſten Anforderungen, die ſein Amt an ihn machte, Genüge leiſtete. Das ſtillere Wirken Sch.'s als Lehrer in ſeiner Werkſtatt und in den Klaſſen der Akademie, wie als Direktor dieſer Anſtalt, wird von der großen Anzahl der Schüler, die in ihm außer dem trefflichen Lehrer auch den väterlichen Freund fanden, dankbar anerkannt. Seine Wirkſamkeit als Direktor der Akademie mußte um ſo umfaſſender ſeyn, da er nicht auf den engeren Kreis der Bildhauerkunſt ſich allein beſchränkt hat, ſondern gründliche Kenntniß der

*) Deſſen Biogr. ſ. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 688.

Malerei und Kupferstecherkunst besaß, und von allen unsern Künstlern für den sichersten und korrektesten Zeichner gehalten wurde. Auch verdankten wir ihm mehere literarische Mittheilungen in Wieland's Merkur; in Rambach's*), Meyer's und Feßler's**) Archiv der Zeit und ihres Geschmacks; in Feßler's und Fischer's Eunomia; in Gubitz's***) Gesellschafter und andern Zeitschriften. Außer diesen ernsten Aufsätzen voll lehrreicher Untersuchungen und Bemerkungen schrieb er zuweilen auch erheiternde humoristische Gelegenheitsgedichte, selbst satyrische Possen voll Witz und Laune, namentlich für Künstlerfeste. Er gab indeß auf Veranlassung auch einige kleine selbstständige, ziemlich selten gewordene Schriften in Bezug auf die bedeutendsten Kunstwerke seiner Hand heraus und erregte so den Wunsch seiner Verehrer, diese verschiedenen Blätter nebst mancherlei noch Ungedrucktem, gesichtet und ohne Verwischung der Originalität durchgearbeitet, dereinst gemein öffentlich mitgetheilt zu sehen. In Bezug auf Luther's Denkmal ließ er ein mit vielen Abbildungen ausgestattetes größeres Werk erscheinen, an welchem auch Fridemann und Levezow†), besonders aber Friedrich Förster Antheil haben sollen; doch rührt das Wichtigste hierin unstreitig von ihm selbst her. „Wittenbergs Denkmäler" von ihm, erschienen 1825. Es befindet sich in diesem Werke nicht nur eine biographische Skizze von ihm, sondern auch, wie im 1. Bd. der Borussia, sein gut getroffenes Portrait. Lust und Liebe widmete er aber besonders seinen Untersuchungen über die Form des menschlichen Körpers in ihrer Bildung und Bewegung, welche theilweise ehedem schon Leonardo da Vinci und Alb. Dürer, Peter Camper und Blumenbach††), Lavater und Goethe, Gall u. A. zu vielfach erneuten tiefen Forschungen angeregt, oft aber zu abweichenden Resultaten geführt hatten. Seit vielen Jahren setzte er namentlich seine mathem. Beobachtungen über den menschlichen Kopf, mit Hilfe des Cirkels und Tasters, zum Behuf einer Geschichte desselben und des menschlichen Leibes überhaupt, über dessen Gestaltung und Verschiedenheit nach Geschlecht, Wachsthum, Alter, Fülle und Abnahme und über die Formen und den Ausdruck der Gesichtszüge, über National-Physiognomien und ähnliche Themata eifrig fort. Endlich

*) Dessen Biogr. siehe im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 941.
**) — — — — 17. — — — — S. 974.
***) — — — — 4. — — — — S. 925.
†) — — — — 13. — — — — S. 865.
††) — — — — 18. — — — — S. 124.

trat 1830 — in welchem Jahre ihn bei Gelegenheit der 300jährigen Jubelfeier der augsb. Konfession die berliner Universität zum Doktor der Philosophie ernannte — als erste bedeutende Ausbeute seiner Forschungen mit trefflichen Umrissen nach Sch.'s Zeichnungen von Prof. Friedr. Berger seine „Lehre von den Knochen und Muskeln, von den Verhältnissen des menschlichen Körpers und von den Verkürzungen in 30 Tafeln zum Gebrauch bei der königl. Akademie der Künste in Berlin" hervor. Dieser wichtigen Erscheinung folgten seine beiden Hauptwerke, nämlich 1834 „Polyklet, oder von den Maaßen des Menschen nach dem Geschlecht und Alter, mit Angabe der wirklichen Naturgröße nach dem rheinl. Zollstabe, und Abhandlung von dem Unterschiede der Gesichtszüge und Kopfbildung der Völker des Erdbodens, als Fortsetzung des hierüber von Peter Camper Ausgegangenen, mit Abbildungen"; und 1835 „National-Physiognomieen, oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äußere Gestaltung des menschlichen Kopfes, in Umrissen bildlich dargestellt auf 29 Tafeln", als Fortsetzung des Polyklet. Beide Werke, die reifen Früchte eines langen Lebens, voll Fleiß und Beobachtungsgabe, erschienen prachtvoll ausgestattet in deutscher und französischer Sprache, auf Kosten des Verfassers, ein Opfer, welches, mit 30jährigem Aufwande seiner Mußestunden und mit bedeutenden Auslagen, er der Kunst darbrachte, und das bei immer weiterer Verbreitung eine vollständige Anerkennung finden und den Nutzen allgemein bewähren wird, welchen er damit beabsichtigte. Die große Zahl der begleitenden Umrisse ist ein Facsimile der Zeichnungen Sch.'s, welche der sichere Zeichner in seiner tüchtigen Weise mit der Feder auf dem Papier entworfen hatte und die man dann auf Zinkplatten umdruckte, so daß sie seinen eigenen Handzeichnungen gleich kommen und seine Handschrift treu wiedergeben. Aber obgleich Sch. mit seinen großen und umfassenden Leistungen die Hauptaufgaben seines reichen Lebens erfüllt hatte, so ruhte er dennoch nicht aus von seinen Mühen und Anstrengungen; seine besonnene und doch raschfördernde Thätigkeit war ihm zur Gewohnheit geworden, von der er nicht lassen konnte, soweit seine Kraft ausreichte. Wo aber Auge und Hand den Dienst in früherer Weise versagen wollten, da wirkte er durch sein lebendiges Wort; denn auch die Gabe des Redners besaß er und hat sie in seiner öffentlichen Stellung, wie in Privatverhältnissen nicht selten in Anwendung gebracht. In der Theorie der

Kunst selbst schloß er sich modificirend an die Ansichten seines Freundes Hirt*) an, ohne jedoch die Schroffheit derselben zu theilen, vielmehr meinte er, daß, da die Analyse der Körper und die Kenntniß des Wahren die Neigung zum Natürlichen herbeigeführt habe, der Grundsatz der Charakteristik der allein geltende und der klarste und einzig zuverlässige Leitfaden sey und bleibe. Eine seltene Sicherheit in der Zeichnung, Wahrheit und Charakteristik und heitere, ruhige und edle Einfachheit in der Komposition und Darstellung ist seinen Werken eigenthümlich. Was seine bürgerlichen Verhältnisse betrifft, so brauchen wir bloß zu bemerken, daß dem würdigen, bescheidenen Greise das ungestörte Vertrauen seiner Vorgesetzten, die herzliche Liebe seiner Kinder und Angehörigen, die unerschütterliche Treue seiner Freunde und die dankbare Verehrung seiner zahlreichen und berühmten Schüler gemeinsam den reichen Kranz des Verdienstes darbrachten. Ehrenbezeigungen verschiedener Art und redende Beweise von hoher Achtung wurden ihm noch im höchsten Alter zu Theil. So überreichte ihm der Senat der königl. Akademie der Künste zu Berlin zur Feier seines 70. Geburtstages eine sehr schön gegossene Medaille mit seinem vom Prof. Jachtmann modellirten Bildnisse. Auf der Kehrseite derselben erblickte man jene Gruppe des Perseus und der Andromeda, durch welche ihm einst zu Rom in den Tagen seiner Jugend der Preis zu Theil wurde. Auch das Fürstenhaus, dem er in treuer Anhänglichkeit diente, würdigte ihn stets einer ausgezeichneten Anerkennung. König Friedrich Wilhelm III.**) verlieh ihm nicht nur den rothen Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife und dann denselben Orden 2. Kl. mit Eichenlaub, sondern machte ihm auch ein Haus in der kleinen Wallstraße zum Geschenk, das sich Sch. höchst bequem und anmuthig ausbaute, prachtvoll einrichtete und mit zahlreichen Kunstwerken ausschmückte. Zwei Basreliefs an demselben bilden 8 Gruppen, von welchen 4 die Entwickelung der klassischen Bildhauerkunst, die 4 andern aber die bedeutendsten Beschützer der bildenden Künste darstellen. Seit 1836 führt diese Straße den Namen der Schadowstraße, damit das Andenken dieses verdienten Mannes auch im Munde des Volkes späterer Tage sicher erhalten werde. Nach dem Tode des Kunstveteranen wurde sein hier befindliches Haus von sei-

*) Dessen Biogr. siehe im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 672.
**) — — — — 18. — — — — S. 647.

nem, im Gebiete der Malerei als Künstler geschätzten Sohne, Felix, durch Aufsetzung eines Stockwerks vergrößert und mit einer schönen Front versehen. Diese hat zum Schmuck außer den erwähnten Bildwerken des alten Meisters, auch dessen eigenen, trefflich modellirten Kopf, so daß das Haus auch äußerlich als die erinnerungswerthe Kunststätte bezeichnet ist, in welcher der Meister über ein halbes Jahrhundert lang die schönen Werke schuf, die den Schmuck der ersten Residenz Preußens mit bilden. Das Haus kann demgemäß den künstlerischen Merkwürdigkeiten Berlins zugezählt werden. Durch eine stattliche, würdevolle Gestalt ausgezeichnet, erweckte Sch. schon durch sein äußeres Erscheinen jene Achtung und Ehrfurcht, welche man dem Alter um so bereitwilliger zu zollen pflegt, wenn es, wie hier der Fall war, durch ein vielbewährtes Verdienst gekrönt wird. Aber auch durch traulichen Ton und muntere Geselligkeit wußte er sich immer noch im höchsten Alter die Herzen zu erwerben, so daß sich seinen älteren Freunden stets neue hinzugesellten, wie dieß namentlich bei seinen manchfachen Ausflügen noch in den letzten Jahren geschah. Als er 1837 seinen als Maler berühmten Sohn, Wilhelm, den hochverdienten Direktor, der durch seine Lehre und Leitung berühmt und für die Kunstentwickelung unserer Zeit so sehr wichtig gewordenen düsseldorfer Kunstschule, besuchte, ward er von den dortigen Malern und Künstlern feierlich mit Musik und einem Fackelzuge empfangen. Dann wurde ihm im Akademiegebäude ein Bewillkommnungsfest veranstaltet. Vor den Augen der Gäste eröffnete sich in dem bekränzten und mit dem Emblemen der Künste festlich aufgeschmückten Akademiesaale ein von den Malern Reinick und Schrötter gedichtetes Festspiel mit dem Auftreten der Kritiker des vorigen Jahrhunderts, welche die auf hohen Postamenten stehenden Meisterwerke Sch.'s, die Statuen Zieten's und des alten Dessauer's, einer scharfen Kritik unterworfen, worauf die alten Helden jene vertrieben und den, der ihrem Andenken so treffliche Denkmale geschaffen, als den Wiedererwecker eines reinern Kunstsinnes und den Nachfolger jener Unsterblichen begrüßten, die seit der Wiedererweckung der Geistesbildung im Mittelalter, eine tiefere und wahrere Kunst erschaffen hatten. Dann öffneten sich die Thore und, geführt von dem Genius der Kunst, trat in feierlichem Zuge eine lange Reihe der trefflichsten, kunstgeschichtlichen Gestalten ein, woran sich zuletzt noch ein grüner Römerbecher, von Weinlaub umkränzt, schloß, aus

welchem eine verborgene Stimme die Süßigkeiten und Phantasieen deutschen Rheinweins verkündete, dann ein kleiner Genius hervorsprang und dem gefeierten Gast einen wirklichen, gefüllten Römer mit den Worten reichte:

Trink', deutscher Künstler, den Vaterlandswein.
Trinke der Kunst d'raus ein ewig Gedeih'n!

Diese, mit treuherziger Innigkeit dargebrachten Beweise einer offenen, unabhängigen und gerechten Anerkennung von Seiten meherer der größten und vieler ausgezeichneten Maler und Künstler neuester Zeit gereichten dem erfreuten Greise zu einer beruhigenden Erhebung über so manches ältere Urtheil gereizter Mißgunst, erfrischten und erquickten wohlthuend sein Herz und weckten die Erinnerung früherer, schöner Momente vergangener Tage. Von den Segnungen der Liebe und Verehrung geleitet, kehrte Sch., körperlich und geistig gestärkt nach Berlin und zu den Geschäften seines Amtes und Berufes zurück, wo er in der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins voll heiterer Erinnerung über diese seine Reise und seinen Aufenthalt in Düsseldorf, namentlich aber über das eigenthümliche und schöpferische Kunstleben am Rhein berichtete. Rüstig und voll Eifer für alles Gute und Schöne, förderte er es in gewohnter Thätigkeit in dem weiten Kreise seines Wirkens, bis der ehrwürdige Veteran der bildenden Kunst im 86. Jahre seines Alters die Laufbahn seines irdischen Lebens beendete. Noch kurz vor seinem Tode erschienen die „Denkwürdigkeiten" von dem würdigen Kunstveteran, dessen meiste Kunstwerke als öffentliche Denkmäler bekannt und besonders dadurch von Interesse sind, daß er denselben die Zeichnungen der bildlichen Arbeiten seines früh verstorbenen Sohnes Rudolph beigefügt hat. Am Eingange des Werkes finden wir das Bildniß des Autors der Denkwürdigkeiten in seinem 56. Lebensjahre, durch seinen Sohn Wilhelm gemalt und als Kupferstich mit kräftigem Griffel ausgeführt von L. Buchhorn und H. Seidel. Eine Lungenentzündung nahm ihn nach kurzem Krankenlager hinweg; sein Tod war ein sanftes Entschlummern und erfolgte in Anwesenheit seiner Tochter, der Gattin des Professors Bendemann in Dresden. Die Beerdigung dieses Nestors der deutschen Bildhauerkunst fand am 31. Januar Vormittags, also an dem Tage, an welchem 28 Jahre früher sein hochtalentvoller Sohn Rudolph sein zu den schönsten Hoffnungen berechtigtes Leben endete, in feierlicher Weise Statt. Wie nicht an-

ders vorausgesetzt werden konnte, waren es zuvörderst alle Notabilitäten der zeichnenden und bildenden Künste der Hauptstadt, welche sich diesem letzten Gange des von Allen so hochverehrten, so innig geliebten Meisters anschlossen, darunter der an Jahren und Kunstrichtung des Dahingeschiedenen am nächsten stehende Rauch, welcher, obgleich im 74. Lebensjahre, doch noch der Schüler des Verewigten gewesen war. Die Mitglieder der Akademie der Künste, viele der Universität, eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten, die höhern Räthe des Kultusministerium und eine große Anzahl Derjenigen, welche der Kunst und dem Wissen durch freie Verhältnisse der Leistung und Vereinigung angehörten, hatten sich den Mitgliedern der Familie und den nächsten Freunden des Verstorbenen angeschlossen. Auch sein Schwiegersohn, Professor Bendemann aus Dresden, war in Berlin, konnte aber wegen Unpäßlichkeit nicht an der Bestattungsfeierlichkeit Antheil nehmen; dagegen war sein Schwager, der ausgezeichnete Maler Hübner, aus Dresden herübergekommen und hatte sich den Leidtragenden angeschlossen. Der Sarg, von Blumen umgeben, war im Trauerhause noch geöffnet, so daß die Anwesenden die Züge des Verblichenen sich noch einmal betrachten konnten. Sie hatten sich nur wenig verändert und zeigten noch ganz den freundlichen, wohlwollenden Ausdruck, der ihm im Leben gleich durch den ersten Anblick jedes Herz gewann. Noch manches stille Liebeszeichen wurde ihm hier dargebracht; so drückte einer seiner langjährigen Kunstgenossen, Professor Wehmann, einen grünen Lorbeerkranz auf das würdige Haupt. Nachdem der Sarg geschlossen war, sang eine Anzahl von Mitgliedern der Singakademie unter Leitung des Professor Rungenhagen den Choral: „Jesus meine Zuversicht", worauf der Prediger Vater die Gedächtnißrede hielt. Dann nahmen die Eleven der Akademie und jüngern Künstler den Sarg auf und hoben ihn in den Leichenwagen, dem sie in langem Zuge, paarweise geordnet, vorangingen. Hinter dem Leichenwagen folgte die unabsehbare Reihe der Wagen und als die ersten derselben die Equipagen des Königs und der Königin, der königl. Prinzen und Prinzessinnen. Seine Ruhestätte fand er auf dem Kirchhofe vor dem oranienburger Thore, an der Seite seiner zweiten Gattin, die ihm um 18 Jahre vorangegangen und deren Grab von ihm selbst mit einer einfachen Säule und Urne geschmückt worden war. Dicht daneben ruht auch seine erste Gattin, auf dem nur durch eine nie-

drige Mauer von seiner Grabstätte getrennten katholischen Kirchhofe. Als der Sarg eingesenkt war, sprach der Prediger Vater die üblichen Gebete und noch einige Worte zur Hindeutung auf die erste Todtenfeier, die ihn vor 18 Jahren auf diese nämliche Stätte berufen hatte. Am 15. Febr. veranstaltete der wissenschaftliche Kunstverein in Berlin unter dem Vorsitze des geh. Ober-Revisionsraths Schnaase ihm zu Ehren noch eine besondere Gedächtnißfeier, wobei der Geschäftsführer dieses Vereins, Dr. Fr. Förster, dem Dahingeschiedenen einige herzliche Worte des Andenkens widmete. Freimuth war der vorherrschende Charakterzug Sch.'s. Von Sch. bekam der Schüler wie der Meister, der Einheimische wie der Fremde die Wahrheit zu hören; Dogmen und Auktoritäten imponirten ihm nicht, ihm galt allein die Sache selbst. So haben von ihm Excellenzen die Wahrheit vernommen, wenn ihre Räthe damit zurückhielten, ja der König selbst, wenn seine Minister sie ihm vorenthielten. Immer aber that er es in so gefälliger Form, in so offener Weise, daß er nie verletzte. Ein zweiter, Sch. eigenthümlicher, Charakterzug war seine Heiterkeit, sein unverwüstlicher Humor, die ihm um so höher angeschlagen werden durfte, als sie die eines hochbetagten Greises war. Später, am 27. Febr., fand in dem mit der lorbeerbekränzten Büste des Verewigten geschmückten Saale der Singakademie eine gemeinschaftlich veranstaltete Gedächtnißfeier für den Verstorbenen Statt, an welcher die höchstgestellten Persönlichkeiten Antheil nahmen. Den König hielt ein Fußübel ab; dagegen aber waren anwesend der Kultusminister von Ladenberg, der Kommandant von Berlin, Generallieutenant v. Thümen, und viele höhere Staatsbeamtete des Militärs und Civil, wie die des Kultusministerium. Die Feier begann mit einem Choral von Fasch für Chor und Soli: „Zu Gott, o Seele, schwing Dich auf", unter Leitung des Musikdirektors Rungenhagen gesungen. Demselben folgten zwei Motetten von Zelter und Rungenhagen. Der Geheimrath, Professor Tölken, gab in einem Vortrage einen Abriß des an denkwürdigen Momenten überaus reichen Lebens des Künstlers und eine Uebersicht seiner Werke nebst einer künstlerischen Würdigung derselben *). Zur Erinnerung an den genia-

*) Die biographische Skizze, welche der Geheimrath Professor Dr. Tölken bei dieser Gedächtnißfeier für den verewigten Direktor der Akademie der Künste zu Berlin, Dr. Schadow, gelesen hat, ist in besonderm Druck erschienen.

len Bildhauer hat der Medailleur Kullrich in Berlin ein ausgezeichnetes Kunſtwerk geliefert. Es zeigt auf dem Avers das vollkommen ähnliche Bruſtbild des Kunſtveteranen und auf dem Revers die drei Parzen, wie ſie Sch. in ſeinem zum Andenken an den Grafen von der Mark in der Dorotheenſtädtiſchen Kirche zu Berlin errichteten Marmordenkmale ſo geiſtvoll dargeſtellt hat, darunter die lateiniſche Inſchrift: Longaevum servarunt parcae.

Wittenberg. Gröger.

* 22. Franz Joſeph Buſinger,

Landammann von Nidwalden, zu Stans (Kanton Unterwalden);

geb. d. 25. Aug. 1767, geſt. den 30. Jan. 1850.

Den Leſern des Nekrologs der Deutſchen dürfte es nicht ganz ohne Intereſſe ſeyn, darin auch die biographiſche Skizze eines Mannes zu erblicken, der nicht auf dem großen Schauplatze des eigentlichen Deutſchlands, ſondern nur auf der beſchränkten Bühne eines demokratiſchen Schweizerkantons in den ſchwierigſten Zeitverhältniſſen mit ſeiner amtlichen Stellung die politiſche Bahn nicht ohne Beifall vollendete. Ein ſolcher Mann iſt dieſer Verewigte. Geboren zu Stans im Kanton Unterwalden nid dem Wald, wurde er als frühzeitiger Waiſe von ſeinem Vormund in die Kloſterſchulen von Engelberg und Wettingen gebracht, um den Gymnaſialkurs zu vollenden und dann nach Pruntrut, um die franzöſiſche und nach Mailand, um die italieniſche Sprache zu erlernen. Nach der Rückkehr betraute den kaum 20jährigen Jüngling der Vaterort ſchon mit der Würde eines Gemeinderaths, wodurch er nach damaliger Verfaſſung zugleich Mitglied des Landraths wurde. Beliebt durch ſeinen humanen Charakter und einnehmend durch ſein gefälliges Aeußere erhob ihn die Landesgemeinde von 1794 zum Landesfähndrich, in welcher Eigenſchaft er in den Kreis der vorgeſetzten Herren, d. i. der Regierung, trat. Aber der italieniſchen Sprache mächtig ward er auch als Syndikator — Geſandtſchaftsmitglied — in die italieniſchen Vogteien in Teſſin auserſehen, ſo wie er als gewandter Redner Jahre lang die Stelle eines öffentlichen Anwalts bekleidete und die eines Verhörrichters, wo ſelbſt die Delinquenten ſeiner Menſchlichkeit Achtung zollten. Allein die Gunſt des Volkes nahm in dem Verhältniſſe gegen ihn ab, als er zur Zeit der Revolution 1798, ſeinem Charakter getreu, von aller

Gewaltthätigkeit abmahnte. Seine politische Gesinnung ward als die eines Franzosen verschrieen, obwohl er die neuen Ideen und Grundsätze für sein Vaterland keineswegs ersprießlich fand, noch denselben für sich mit Leidenschaft huldigte. Sein Vaterland war ihm zu lieb, um nicht alle Klugheit und Nachgiebigkeit gegen drohenden Untergang geltend zu machen. Aber gerade diese seine gemäßigte Gesinnung konnte ihn von Verfolgungen nicht retten, wenn er auch pflichtgetreu als Landesfähndrich das niederwaldner Kontingent begleitete, das dem bedrängten Bern im März 1798 zu Hilfe gerufen wurde, und dann wieder im April des gleichen Jahres, als dasselbe im allgemeinen Aufstande der demokratischen Stände über den Brünig nach dem Haslithale beordert war. Als nun aber Nidwalden, nachdem es schon als ein Distrikt des neugestalteten Helvetiens dastand, bei Anlaß der geforderten Bürgereidesleistung sich förmlich empörte und sowohl das Direktorium, als die Franzosen zur militärischen Einschreitung nöthigte: da gewährte die Heimath weder ihm, noch seiner Familie mehr Sicherheit. Sie fand in Sachseln, er selbst in Luzern seine Rettung. Jedoch schon am Abende des unglücklichen Schlachttages des 9. Sept. 1798, wo die vaterländischen Krieger gänzlich geschlagen und der größte Theil des Landes von den erbitterten Siegern verheert wurde, kehrte B. mit andern Ausgewanderten zurück, erst in's Hauptquartier des fränkischen Generals Schauenburg nach Hergiswyl und dann nach Stans, um wo möglich bei demselben die Schonung des Fleckens mit zu erwirken. Es gehört freilich nicht in die Biographie eines Individuum, die Lage zu schildern, in die sich Nidwalden durch schrecklich getäuschten Wahn gestürzt hatte; aber das muß zum Behufe der Geschichte gesagt werden, daß kein Menschenkenner es geahnet hätte, welche Leidenschaftlichkeit damals in dem Ländchen gewaltet hat, das man Jahrhunderte lang gewohnt war, als ein idyllisches zu betrachten! Nachdem endlich die neue Ordnung mit Gewalt eingeführt war, erhielt B. die Stelle eines helvetischen Statthalters des Distrikts Schwyz im neugebildeten Kanton Waldstätten, wo er an der Seite seines Landsmannes Aloys Vonmatt, der Kantonsstatthalter war, zwei Jahre verblieb und sich, wie noch jetzt Stimmen dafür zeugen, die Zufriedenheit der Mehrzahl der dortigen Bürger erwarb. Doch auch hier erduldete er die Gefahren eines noch nicht beschwichtigten Zustandes. Denn als im April des J. 1799 in Schwyz der „Hirthemlikrieg", d. i. die

Ueberrumpelung und Niedermetzelung der daselbst stationirten Franzosen durch die verschwornen Bauern, die sich durch weiße Hirthemden kenntlich machten, ausbrach, da konnte er sein Leben nur durch ein geheimes Asyl sichern, während seine Familie zu Hause mit Todesangst seiner Rettung entgegenharrte. Als aber nach dieser blutigen That die Einwohnerschaft von Schwyz die Ankunft der Franken mit Schrecken erwartete, die in verstärkter Anzahl den Tod ihrer Brüder zu rächen heranrückten, da ward B. aus dem dunkeln Asyl in den schwyzerischen Kriegerrath berufen, um mit zu berathen, was zu thun sey, um den Flecken nicht den Flammen und die Schuldigen und Unschuldigen nicht dem Tode preiszugeben. Und hier war es nun, wo er im Verein mit seinen Freunden in persönlicher Unterredung mit dem General Soult, dem nachmaligen Marschall, und durch schriftliche Verwendung bei'm Direktorium eine unerwartete Amnestie des Geschehenen mit erringen half, so daß Soult, durch die Flehenden erweicht, das wirklich edelmüthige Wort aussprach: „die große Nation weiß zwar die Unbilden zu rächen, — aber auch sie zu verzeihen." Allein im Herbste desselben Jahres, als sich die Franzosen, Oesterreicher und Russen auf schwyzerischem Boden herumschlugen, ward seine Familie genöthigt, in's Muotathal zu flüchten, während er selbst, der Hausvater, anderswo sein Unterkommen suchen mußte. Denn in diesen stürmischen Tagen hatte Niemand, von welcher politischen Partei er seyn mochte, einen sichern Aufenthalt. Nach Ablauf seiner Amtszeit kehrte B. in's Vaterland zurück, wo er bald darauf zum Präsidenten der Municipalität Stans gewählt und mit andern Abgeordneten nach Bern gesandt wurde, das von der Centralregierung in Anspruch genommene Kantonalvermögen zu reklamiren, was auch gelang, sowie er an der Seite seines Verwandten und Freundes, des damaligen Pfarrers Businger in Stans Alles anwandte, dem durch Krieg und Flammen so unglücklich gewordenen Vaterlande wieder aufzuhelfen, so sehr dasselbe alle ihm zu Theil gewordenen Wohlthaten mit Undank vergalt. In der rückgängigen Bewegung der helvetischen Zustände, nachdem die Franzosen nach Stipulation des Friedens von Amiens 1802 die Schweiz verlassen hatten, und besonders in Unterwalden neuerdings kriegerische Auftritte vorfielen, die zum Theil das Treffen auf den Rengg am Pilatusberge im August 1802 und im Herbste den Zug der mißvergnügten Stände gegen die helvetischen Truppen und gegen die Cen-

tralregierung selbst veranlaßten, ward B. durch die feindliche Stimmung seiner Landsleute abermals zur Flucht genöthigt, auf welcher er sich nach Luzern begab, wohin ihm seine Familie nicht ohne Gefahr folgte und erst dann wieder einer Rückkehr trauen durfte, als die Franken durch den Machtspruch des Konsuls, Bonaparte, neuerdings Helvetien besetzten und die helvetischen Zustände wieder zurückführten, bis die Vermittlungsurkunde 1803 aus Helvetien wieder eine Schweiz bildete. Weil dadurch die vor 1798 bestandene Verfassung fast ganz wieder in's Leben zurückgerufen ward; da trat B. auch wieder in seiner frühern amtlichen Stellung, als Landsfähndrich, in den Schoos der Regierung und um 1810 als Landesseckelmeister. Nachdem die Unruhen wegen Annahme des Zürcherbundes 1815 in Nidwalden durch militärische Besatzung von der Eidgenossenschaft aus beschwichtigt und neue Amtswahlen vorgenommen wurden, erhob ihn die Landesgemeinde zum Statthalter, in welcher Eigenschaft er 1816 zur Begutachtung der bald darauf angenommenen Militärkapitulation mit dem Könige der Niederlande an die Konferenz nach Luzern und 1818, nachdem abermals in Nidwalden gefährliche Unruhen wegen kirchlichen Angelegenheiten durch militärische Besatzung gestillt werden mußten, an die bischöfl. Konferenzen in Gersau und Luzern abgeordnet, und 1821 durch das Zutrauen, das ihm das Volk neuerdings schenkte, zur Würde eines Landammanns erhoben wurde. Als Abgeordneter nach Arth gelang es ihm, bei dem dort sich aufhaltenden Fürstabt Pankraz Forster von St. Gallen die zum Besten der Kirche und der Armen unterhandelte aus 6,000 Franken bestehende Stiftung in's Reine zu bringen (1823). Seine anerkannte politische Unparteilichkeit zeigte sich am Rühmlichsten, da er nach Auflösung der Sarnerkonferenz 1833 vom Landrathe als das geeigneteste Mitglied bezeichnet wurde, als Abgeordneter im Schoose der Tagsatzung zu Zürich den Wiederanschluß Nidwaldens an die sämmtliche Eidgenossenschaft zu erwirken oder vielmehr durch seine Gegenwart zu beurkunden. Als 1840 ihn wieder die Kührordnung zum Amt eines regierenden Landammanns berief, willfahrte ihm die Landesgemeinde in sein Entlassungsbegehren, das er des vorgerückten Alters halber an sie that, mit Vorbehalt des Rathsplatzes. Allein wie 11 Jahre früher, warfen 1844 die friedliebenden Männer Nidwaldens, als die politischen Parteien einander schroff gegenüberstanden, abermals die Augen auf ihn, als den parteilosen Ver-

mittler, und er, obwohl jetzt im 77. Jahre wurde gleichsam erbeten, die bereits einmal resignirte Stelle eines Landammanns zur Beruhigung des Landes zu übernehmen. In den Tagen der Freischaarenzüge und des Sonderbundskrieges blieb er, die Zeitung in der Hand, besonders als fleißiger Leser der Allgemeinen, ein ruhiger Zuschauer der Ereignisse, die Schlag auf Schlag im Vaterlande vorfielen und deren er so viele und so wichtige, wie in frühern Zeiten nicht ähnliche vorfielen, erlebt hatte, sowie er als Beamteter bei allem Regierungs- und Verfassungswechsel mit meheren hochgestellten und hochgefeierten Eidgenossen auf freundlichem Fuße und bei ihnen seiner vaterländischen Gesinnung wegen in Achtung stand. B. starb in seinem 83. Jahre an einer schmerzlichen Caries in den Gehörorganen, nachdem ihm seine Gemahlin, eine geborne Vonflüh, Nachkomme des großen Vermittlers dieses Namens, schon 20 Jahre im Tode vorausgegangen war. Die Theilnahme an seinen letzten Leiden und der zahlreiche Besuch des Volkes an seiner Beerdigung bewies die Erkenntlichkeit, die er seinem ehemaligen Vorsteher im Herzen zollte. —

* 23. Dr. jur. Johann Heinrich Bartels,

Bürgermeister von Hamburg;

geb. im J. 1761, gest. den 1. Febr. 1850 *).

B., ein geborner Hamburger, hat sich als Mitglied der obersten Verwaltungsbehörde dieser freien Stadt große Verdienste um dieselbe erworben. Nach zurückgelegten Universitätsstudien zu Göttingen und Erlangung der juristischen Doktorwürde **) trat er 1786 eine Reise durch Deutschland und Italien an. Die Frucht davon waren seine Briefe über Kalabrien und Sicilien ***). Die darin gegebenen Beobachtungen und authentischen Nachrichten sind eben so scharfsinnig als vollständig und nicht selten

*) Nach gedruckten Mittheilungen.

**) Die Inauguraldissertat., welche erst 1700 in Göttingen erschien, beantwortet die Frage: An transactio partibus invitis imperari possit? Die Redakt.

***) Der 1. Th. enthält: Reise von Neapel bis Reggio in Sicilien. Gött. 1787. — 2. Th. Reise von Scilla in Kalabrien bis Katanien. Ebdf. 1789. — 3. Th. Ebdf. 1793. (Vom 1. u. 2. Th. neue Auflage. Ebd. 1791.)

Die Redakt.

von andern Schriftstellern, wie z. B. von Gourbillon, vielfach benutzt worden. Auch nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt und selbst nach seinem Eintritt in die Verwaltung des republikanischen Staats widmete er noch bei seiner juristischen Praxis seine Mußestunden den literarischen Beschäftigungen, besonders in den ersten Jahren nach seiner Heimkehr *). Wie als Schriftsteller und Jurist erwarb er sich einen nicht minder guten Ruf in der geschäftsvollen Mitverwaltung des Freistaats, nachdem er 1798 als Senator in den Senat eingetreten war. Diesen guten Ruf hat er sich auch bewahrt während der französischen Herrschaft und in der herannahenden Krisis der Befreiung Hamburgs von dem fremden Joche. Dieser traurige Abschnitt in der Geschichte Hamburgs ist allgemein bekannt. Mit Männern, wie Heß **) und Perthes ***), wirkte auch B. mit ausdauernder Thätigkeit in den schwierigsten Lagen und machte sich durch männliche Festigkeit in den Verhandlungen, sowohl mit den französischen, als mit andern Militärbehörden geltend. Auch in der französ. Okkupationsperiode waltete er mit Ehre im hamburg'schen Oberjustizhofe und in der Mitleitung der trefflichen Wohlthätigkeits- und den Departemental-Strafanstalten, so weit es die damalige Desorganisation vieles Guten erlaubte †). Nach der wiederhergestellten Verfassung des Freistaats übernahm er die Verwaltung der städtischen Polizei, bis er 1820 zum Bürgermeister aufrückte und dem damaligen Senator Abendroth ††) die Polizeiverwaltung überließ. Er hatte auch letztere, wie alle früheren Zweige des Dienstes, mit Energie und kluger Umsicht geleitet und u. A. eine zweckmäßige Medicinal- und neue Feuerkassenordnung eingeführt, welche letztere sich besonders nach dem großen

---

*) Z. B. Beitrag zur Geschichte des venetian. Freistaates in G. W. Böhmer's Magazin f. d. Kirchenrecht. B. 1. St. 1. (1787).
Die Redaktion.

**) Dessen Biogr. siehe im 1. Jahrg. des N. Nekr. S. 895.

***) — — — — 21. — — — — S. 464.

†) Mit von Heß gerieth B. in eine literarische Fehde, welche die Schriften zu Folge hatte: Bericht über das, was im Jahr 1813 vom 12. März bis den 30. Mai unter meinen Augen und unter meiner Mitwirkung in Hamburg vorging; wie auch aktenmäßige Berichtigungen verschied. irriger Angaben in der von H. v. Heß herausgeg. Schrift unter dem Titel: Agonieen der Republ. Hamburg im Frühj. 1813. Hamburg 1815. — Zwei Nachträge zu d. Bericht ꝛc. Ebdf. 1815. — Einige nöthige Worte über H. v. H. neueste Schrift: J. L. v. H. An das Publikum. Ebdf. 1816.
Die Redaktion.

††) Dessen Biogr. siehe im 20. Jahrg. des N. Nekr. S. 883.

Brande 1842 als zweckmäßig bewährt hat. Aber auch nach seiner Erhebung zur Bürgermeisterwürde suchte er überall das allgemeine Beste zu fördern, so lange es nur irgend seine Kräfte gestatteten. Daß man seine Verdienste anerkannte zeigte sich namentlich bei seiner Beerdigung am 7. Febr. Unter dem Gefolge, das ihn zu Grabe geleitete, befand sich auch der Generalstab der so eben in Hamburg stationirenden preuß. Truppen. Der Nestor des Freistaats Hamburg erreichte ein Alter von fast 90 Jahren. Sein Andenken wird in den Annalen desselben ein stets geehrtes bleiben.

Gröger.

24. Dr. jur. Karl Burckhardt,

Altbürgermeister, oftmaliger Tagsatzungsgesandter zu Basel;

geb. den 29. Juni 1795, gest. zu Pisa den 1. Februar 1850 *).

Geboren zu Basel, erhielt der Verewigte, sowohl in seinem väterlichen Hause eine sorgfältige, die Entwickelung seiner schönen Geistesgaben fördernde Erziehung, als auch in dem Institute von Professor Bernoulli einen manchfach bildenden und anregenden Unterricht, von dem er später nie anders, als mit dankender Anerkennung sprach. In Heidelberg und Göttingen widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft und kehrte, nachdem er auch noch Frankreich und England bereist, im J. 1820 nach seiner Vaterstadt zurück. Im Jahr 1821 wurde er durch das Loos zum Präsidenten des damals neu organisirten Civilgerichts der Stadt Basel ernannt und im folgenden Jahre auch durch mittelbare Wahl in den Großen Rath berufen. Als Gerichtspräsident wurde ihm die Anerkennung Aller zu Theil; denn sein unerschütterlicher Rechtssinn war nicht nur unterstützt durch wissenschaftliche Durchbildung, sondern auch durch Erkenntniß der praktischen Bedürfnisse des Lebens und durch Ruhe und Klarheit des Urtheils. — Auch im Großen Rathe gewann er bald hervorragende Bedeutung und wurde als Haupt der jüngern Opposition angesehen, welche im Sinne jener Zeit auf Reformen drang, auf größere Selbständigkeit des Großen Rathes, Oeffentlichkeit, Preßfreiheit u. s. w. Im gleichen Sinne wirkte er auch durch seine Privatvereine, besonders durch die gemeinnützige Gesellschaft, die ihm und

*) Basler Zeitung. Jahrg. 1850. Nr. 36.

seinen Freunden manche Anregung zu frischerer Thätigkeit verdankte, und deren Geschichte während der ersten 50 Jahre ihrer Wirksamkeit er geschrieben hat. Diese Reformbestrebungen waren ihrem endlichen Siege nahe, als der Einfluß der franzöſ. Julitage die Schweiz dem Dämon der Revolution in die Arme trieb. B. erkannte bald die Gefahr; Gewährung des Billigen, Widerstand gegen den, den ruhigen Bestand des Gemeinwesens niedertretenden, Trotz war seine Losung. Er hatte einen Glauben an die Kraft und Heiligkeit der Gesetze, von dem unsere so tief demoralisirte Jetztzeit kaum mehr einen Begriff hat. Schon Anfangs Januar 1831 erfolgte der Aufstand der Landschaft, gleich darauf die großartige gesetzliche Erhebung der Stadt und die rasche Dämpfung des Aufruhrs. Da entbrannte der wildeste Zorn der revolutionären Schweiz gegen Basel, und B.'s Schrift: „Basel unter seinen Miteidgenossen" (Basel 1831) vermochte zwar nicht diesen Zorn zu dämpfen, bleibt aber ein schönes Zeugniß für die Sache, zu der er stand, und für die Gesinnung mit der er dazu stand. Von dem Wiederausbruche des Aufruhrs im August 1831 bis zur Bewältigung Basels im August 1833 geht eine lange Kette von Verwicklungen; B.'s Thätigkeit in derselben zu schildern, würde weit über den Raum dieses Nekrologes hinausgehen. Von Anfang der Wirrnisse an einflußreich durch seinen Rath, wurde er am 6. Februar 1832 als Bürgermeister zur Leitung der Geschäfte berufen. In dieser schwierigen Stellung zeigte er Beharrlichkeit und Ausdauer, Ruhe und Umsicht, Energie und Muth. Basel kämpfte mit einem überlegenen, in der Wahl der Mittel keineswegs gewissenhaften Feinde; B.'s Gedanke war ein passiver Widerstand und nur im äußersten Nothfalle Abwehr von Gewalt durch Gewalt. — Als Schwyz aus dieser schwierigen aber nicht aussichtlosen Stellung heraustrat, folgte Schlag auf Schlag der Entscheid. Fast wie ein Flüchtling kehrte der Bürgermeister von Basel von der zersprengten Schwyzer-Konferenz in seine Vaterstadt zurück, aber mit dem Bewußtseyn einer reinen und guten Sache; welches ihn ermuthigte, mitten in der wildesten Aufregung der Leidenschaften vor die Tagsatzung zu treten um dort das Wort zu reden für Wahrheit und Recht. Erst als er sich überzeugt hatte, daß seine Gegenwart mehr schaden als nützen könne, überließ er die bittere Aufgabe Andern. Um so thätiger arbeitete er an dem Wiederaufbau des zerrissenen Gemeinwesens. Die Stadt Basel ging aus dem schweren Kampfe zwar mit dem Verluste des

Gebietes und mit schweren ökonomischen Opfern hervor, aber sie hatte Güter gewonnen, welche schönen Ersatz boten: ein in dem Kampfe für Ordnung und Recht gestähltes Bewußtseyn, eine erhöhte, alle Klassen durchdringende Liebe für das Gemeinwesen, eine Treue und Einigkeit, welche einen schönen Kontrast bildeten zu dem anderwärts waltenden Hader. Auf diesem Grunde ließ sich wohl bauen. Die von Basel von da an während 14 Jahren befolgte Politik hatte in Bürgermeister B. vorzüglich ihren Mittelpunkt und ihren Träger, besonders die sogenannte eidgenössische Politik. Treue Erfüllung der Bundespflichten mit Ausschluß aller Bitterkeit über das Geschehene, gewissenhaftes Befördern jeder gesunden Entwicklung in Bundesverhältnissen nach bester Einsicht, Festhalten an Gesetz und Bund, den Grundlagen des Friedens gegen allen revolutionären Andrang, Unterlassen von Herausforderung des Auslandes: das war die befolgte Richtschnur. B. vertrat dieses System je alle zwei Jahre auf der Tagsatzung mit eigenthümlicher Milde, Klarheit und mäßigender Ruhe. Nach zwei Seiten hatte diese Ansicht in Basel sich zu vertheidigen. Bis zum Jahr 1840 blos gegen die rechte Seite hin, gegen die, denen B. als verkappter Radikaler galt, der eine Wiedervereinigung beabsichtigte; vom Jahr 1841 an wuchs besonders durch die konfessionellen Fragen die linke Opposition. Im Innern war kein Zweig der Verwaltung ihm fremd; speciell bethätigte er sich bei der Eisenbahnkommission. Neben dieser amtlichen Thätigkeit bewahrte er reges Interesse für Privatvereine; die dasige gemeinnützige Gesellschaft besuchte er möglichst regelmäßig, der schweizerischen präsidirte er im J 1841, den wissenschaftlichen Bestrebungen widmete er rege Theilnahme und freigebige Unterstützung, insbesondere nahm er auch lebhaften Antheil an den Verhandlungen des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins. Alles Gute und Schöne fand in ihm einen warmen Freund und Mithelfer. Aber bei der immer zunehmenden Spannung in der Eidgenossenschaft richtete sich der meiste Haß der Revolutionspartei gegen ihn, und viele Andere stimmten in das Geschrei ein, ohne recht zu wissen, warum. Der sogenannte Köppisturm 1845 war der erste Ausbruch des Gewitters. Bürgermeister B. stand allein zur Vertheidigung einer vielleicht unklugen, doch nicht ungesetzlichen Amtshandlung; nur sein Vertrauen auf die Heiligkeit der Gesetze begleitete ihn. Gefährlicher drohte der Sturm nach dem Falle Genfs im Oktober 1846, wo nicht ohne länge-

res Sträuben auch B. das zur Leitung der Bewegung in gesetzlicher Bahn vorgeschlagene Mittel der Rekonstituirung sich gefallen ließ. Diese Rekonstituirung bot ihm auch den Anlaß zum Rücktritte von seiner Stelle, wozu ihn bisher seine nächsten Freunde aus Rücksichten auf seine sehr geschwächte Gesundheit vergebens zu bewegen gesucht hatten, da er Ausharren auf seinem Posten für Gewissenspflicht hielt. Er wurde zum Präsidenten des Appellationsgerichts ernannt und suchte nun seine noch übrige Kraft durch Mitwirkung bei Vereinen zu bethätigen, in welchen er, je mehr die Staaten der Macht der Revolution verfielen, einen um so wichtigeren Hebel zur Begründung einer bessern Zukunft erkannte. Im Winter 1847—1848 widmete er eine besonders genaue und vorsorgliche Theilnahme dem Vereine zur Linderung der Noth in den durch Bürgerkrieg heimgesuchten Sonderbundskantonen. Aber seine Kraft war erschöpft; schon im Frühling 1848 erlitt seine nie stark gewesene Gesundheit höchst beunruhigende Anfälle; eine allgemeine Abschwächung schien mehr und mehr um sich zu greifen, wovon er sich im Sommer so weit erholte, daß man von einem Winteraufenthalt in Pisa günstigen Erfolg hoffen durfte. In der That kehrte er ziemlich gestärkt zurück, glaubte aber durch wiederholten Aufenthalt im südlichen Klima seine Gesundheit bleibend bevestigen zu können. Aber Gott hat es anders geführt; im Laufe des Winters 1850 entwickelte sich ein Leberübel, welches in Pisa seinem Leben ein Ende machte. Blicken wir schließlich auf den Grund des Wesens des Verewigten, so war er eine durch und durch edle, alles Gemeine weit hinter sich lassende Natur, welche auf vestem, sittlich-religiösen Grunde ruhte und durch manche schwere Lebenserfahrungen, namentlich den frühen Tod einer Gattin und theurer Geschwister, geläutert und gereift wurde. Aus diesem Grunde seines Wesens gingen Eigenschaften hervor, die ihm oft als Fehler vorgeworfen worden sind: ein Glauben an das Bessere im Menschen, an den Sieg des Guten und Rechten, wie er wohl bei politischen Männern sich nicht immer findet; eine Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, daher auch eine Langsamkeit zu Entschlüssen, welche raschere Naturen wohl zur Ungeduld reizen konnte; eine Beharrlichkeit und Vestigkeit in Durchführung einmal gefaßter Beschlüsse, die oft als Eigensinn gedeutet worden sind. Auf diesem Grunde wurzelte eine Treue und Hingebung an das einmal erkannte Rechte und Gute, wobei er nur auf den Ruf der Pflicht hörte, wobei das eigene

Ich in keinen Betracht kam. Was er seiner Familie und seinen Freunden war, möge hier nur angedeutet werden; die geschilderte Gesinnung war in allen Lebenskreisen die gleiche. Aber der Schreiber dieser Zeilen darf ihm hier noch insbesondere ein Wort des Dankes nachrufen, für so manchen gerade in der Stellung zu der basler Zeitung in schwerer Zeit ertheilten berichtigenden, mäßigenden, zurückhaltenden oder ermuthigenden Rath. — Von seinen Schriften kennen wir noch die schon angeführte „Geschichte der baslerischen Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen (Basel 1827)" und „Bericht über die Strafanstalten in der Schweiz. (Zürich 1827)".

25. Ernst Adolph Wendt,

Seminarlehrer zu Neuwied;

geb. den 6. Jan. 1806, gest. den 5. Febr. 1850 *).

W.'s Geburtsort war Schwiebus, ein zur Provinz Brandenburg gehöriges Städtchen im frankfurter Regierungsbezirk, wo seine Aeltern als unbemittelte Bürgersleute lebten. Früh schon zeigte der Verstorbene eine besondere Lebendigkeit des Gemüths, weshalb er sich in den Freistunden gern im Freien herumtummelte oder auf den benachbarten Seen belustigte, wo er als Kind beinahe einmal ertrunken wäre; wofür er zu dem gehabten Schreck noch von dem strengen Vater, der ihn als 80jähriger Greis überlebte, eine derbe Züchtigung bekam; doch bildete er sich hier zugleich zu einem rüstigen Schwimmer. Aber er zeichnete sich als Knabe auch aus durch seine schönen Anlagen zur Musik, was bald die Aufmerksamkeit des evangelischen Kantors Willmann und des kathol. Kantors Baensch erregte, die seine Aeltern bewogen, ihm vom 10. Lebensjahre an Musikunterricht ertheilen zu lassen. Dabei empfing sein musikalisches Talent besonders reichliche Nahrung und Anregung durch gute Kirchenmusiken. Auch machte er recht erfreuliche Fortschritte auf dem Klavier und der Violine und kaum 13 Jahre alt, spielte er die Orgel sowohl in der evangelischen als katholischen Kirche. Durch menschenfreundliche Unterstützung wurde ihm Gele-

*) Nach einer von L. Erk in der Euterpe 1850. Nr. 8 mitgetheilten Biographie aus Zahn's Schul-Chronik 1850. Nr. 10 u. 11. Der Verfasser des daselbst enthaltenen Nekrologs ist wahrscheinlich der Seminardirektor Bühring zu Neuwied.

genheit, die Werke Bach's, Händel's und Mozart's zum Privatſtudium zu erhalten. Da er den Entſchluß faßte, Kantor oder Lehrer zu werden, ſo nahm ſich ſeiner nun namentlich der Oberprediger Dr. Leuthold an, der ihn im Vereine mit den Lehrern ſeiner Vaterſtadt für ein Seminar tüchtig vorbereitete. So ausgerüſtet kam er 1822 im Seminar zu Neuzelle an, wo er bis 1824 einen ſehr lobenswerthen Fleiß bewies, beſonders in der Muſik, worin er einen recht gründlichen und geordneten Unterricht durch den Muſikdirektor Zſchieſche erhielt, auch durch die Aufführung größerer Werke zur Kompoſition wie zum Studium des Kontrapunkts angefeuert wurde, während er in den übrigen Fächern des Seminarunterrichts den Unterricht eines Fiſcher, Kopf und Hientzſch genoß. Nach vollendetem Seminarkurſus kam er auf Koſten des Miniſterium nach Berlin, um hier noch den Unterricht eines Zelter *), Bach **) und Bernhard Klein benutzen zu können, und wo ihn beſonders die treffliche Unterweiſung des Letzteren für die Kunſt entflammte, während Bach's praktiſches Orgelſpiel ihm ein Muſter ward. Ueberhaupt verlebte er hier zwei der ſchönſten Jahre ſeines Lebens. Zelter's väterliche Zuneigung verſchaffte ihm nicht nur freien Zutritt zur königl. Oper, zu den Konzerten der Virtuoſen und größern Muſikinſtitute, ſondern er durfte ſich auch an des Meiſters klaſſiſcher Muſikſammlung erlaben und mitwirken in deſſen häuslichen Abendmuſiken, wodurch er die bach'ſchen Sing- und Inſtrumentalkompoſitionen, wie überhaupt viel Ausgezeichnetes von den alten deutſchen und italieniſchen Meiſtern kennen lernte. Von dieſen ſeinen Lehrern dringend empfohlen, wurde er durch Reſkript des königl. Provinzial-Schulkollegium des Rheinlandes 1826 als Lehrer an das Seminar nach Neuwied am Rhein berufen, wo mit ihm zugleich Braun, Karow, Baumann, Stiehl, Terlinden und Bühring wirkten. Hier lebte W. unter mancherlei Wechſelfällen 24 Jahre ſeinem Amte und ſeiner Kunſt, während er nicht ſelten in den Ferien kleine Erholungsreiſen durch die Rheinlande unternahm. Im J. 1831 verheirathete er ſich mit Erneſtine Luiſe Becker; 1835 reiſte er über Weißenfels und Berlin in ſeine Heimath; 1840 ſtarb ihm ſeine Gattin, die ihm zwei Kinder hinterließ. Im folgenden Jahre machte er einen Ausflug nach der Schweiz und 1844 fand er in Charlotte Spieker

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 382.
**) — — — 23. — — — — S. 981.

eine zweite Gattin, die in treuer Hingebung stets das Muster eines liebevollen Weibes gewesen ist und ihm vier Kinder gebar, wovon eins bald dem Vater in die Ewigkeit nachfolgte. Bereits mehere Jahre klagte er über Kopfweh, ohne daß man sonderlich darauf achtete, weil er sonst munter war. Da traf ihn unerwartet im Winter von 1848 auf 49 ein Schlaganfall, wovon er zwar bald wieder genaß, aber doch eine gewisse Schwäche behielt, die sich namentlich in einer zunehmenden krankhaften Reizbarkeit offenbarte, deren er in der letzten Zeit kaum noch Meister werden konnte; hauptsächlich beunruhigte ihn die Abnahme seiner Sehkraft, weshalb er den Professor Witzer in Bonn konsultirte. Dieser rieth ihm den Gebrauch des homburger Wassers und viel Bewegung. Treulich befolgte er diesen Rath und besuchte deshalb im Sommer 1849 noch seine Freunde im schleidener Thal und in Trarbach, wo man schon eine gewisse Stumpfheit und Mattigkeit an ihm wahrnahm; doch kehrte er scheinbar gestärkt zurück. Indeß nahm seine Augenschwäche immer mehr zu, obgleich er noch seine äußern Geschäfte besorgte. Die Hauptursache seiner Leiden fanden die Aerzte in zurückgetretenem Fußschweiß und um diesen wieder hervorzurufen, unterzog sich W. nach Neujahr 1850 einer langwierigen Kur, welche auch Anfangs die beabsichtigte Wirkung zu haben schien. Da erneuerten sich plötzlich die Schlaganfälle, in deren Folge das Leben des Geistes in den letzten Tagen wie entflohen war; nur die religiöse Zusprache eines seiner Kollegen stärkte ihn sichtbar zu dem schweren Gange durch die dunkeln Schatten des Todes, der in den Frühstunden des oben genannten Tages sanft und ruhig erfolgte. Die ernste Todtenfeier wechselte mit Gesang und Reden von Seiten der Seminaristen, des Direktors der Anstalt und des Pfarrers Reck, worauf sich die zahlreiche Trauerversammlung zum Friedhofe begab, wo nach einem Gesange aus der Ode: „Wie sie so sanft ruhn", Superintendent Maaß die Grabrede hielt. Das Lied: „Jesus meine Zuversicht" und der evangel. Grabessegen machten den Schluß der wehmüthigen Feier. Die Lehrer und Zöglinge des Seminars haben die Ruhestätte des Geschiedenen mit einem Denksteine geschmückt. Sein Bildniß, von Freundeshand auf Stein gezeichnet, ist durch den Direktor Bühring für 12½ Sgr. zu beziehen. Schließlich noch einige Worte zur Charakteristik des Dahingeschiedenen in seinen Eigenschaften als Mensch, Lehrer und Künstler. In seinem ganzen

Wesen war eine gewisse Zartheit hervortretend. Zurückhaltend in größerm Kreise, sprach er sich unter Freunden gern frei und entschieden aus. Gegen Andere war er stets gefällig und dienstfertig, konnte sich aber Höhern gegenüber nie Etwas vergeben. Kriecherei war ihm fremd und seine Mannes- und Künstlerehre mehr werth als Geld und Gut, so gern er auch den Seinigen etwas erwarb. Manche Schroffheit im Aeußern machte, daß er bei allen achtungs- und liebenswerthen Zügen seines Charakters nicht selten verkannt wurde. Vor dem Worte Gottes hatte er tiefe Ehrfurcht und seine Pietät gegen die Aeltern bewies er durch seine regelmäßige Unterstützung, die er dem greisen Vater zukommen ließ. Weib und Kind waren ihm theuer. Die ihm eigene Frische und Lebendigkeit des Geistes verließ ihn erst in der letzten Zeit. Er war empfänglich gegen die Natur und machte gern einen Spaziergang, aber am Höchsten stand ihm seine Kunst; doch nahm er auch an Allem im Leben, in der Schulwelt und auf dem Gebiete des Wissens regen Antheil. An einer guten Dichtung konnte er sich wahrhaft erquicken; Goethe *) war und blieb sein Liebling. Unter Freunden war er rasch und scharf im Urtheilen, aber immer wieder versöhnlich; nur in Bezug auf Musik bewahrte er eine gewisse Unnahbarkeit. Er liebte die Freuden der Geselligkeit und war gern unter Freunden fröhlich, ohne die Regeln des Anstandes, noch weniger Amt und Pflicht aus den Augen zu setzen. Als Lehrer verstand er die Schüler für seine Kunst zu begeistern, so daß Alle mit Freuden seinen Unterricht genossen, der sehr gründlich ertheilt wurde. Viele seiner Schüler, die alle eine große Anhänglichkeit an ihn zeigten, haben sich einen Namen erworben. Auch tüchtige Schülerinnen hat er durch Privatunterricht gebildet. Als Musiker gehörte er zu den strengen, ernsten Künstlern, welchen aller Tand und Flitter zuwider ist. Außer den alten Meistern waren Beethoven **) und Mendelssohn ***) seine Lieblinge; aber er ist nicht einseitig gewesen und nichts Bedeutendes, was irgend in der Kunst geleistet wurde, blieb ihm fremd; auch die technischen Fortschritte, welche das Klavierspiel durch Thalberg, Liszt ꝛc. gemacht hat, galten ihm Etwas. Sein Fleiß war unermüdlich; er

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.
**) — — — 5. — — — S. 306.
***) — — — 25 — — — S. 678.

ſcheute weder Koſten noch Mühe, um etwas Ausgezeichnetes zu hören. Dem neuwieder Muſik- und Geſangvereine ſtand er als Dirigent vor und er verſtand als ſolcher in den Chorgeſangſtunden nicht nur den Taktirſtab zu führen, ſondern auch die Sänger gleichſam mit fortzureißen in das Heiligthum der Kunſt. Er brachte nur gute Muſiken zur Aufführung und hielt mit Strenge auf Exaktheit, ohne durch kleinliche Dinge den Geiſt des Stücks zu tödten. Er dirigirte lebendig, entſchieden und umſichtig. So hat er ſich unermeßliches Verdienſt erworben um die Sammlung und Erhaltung der muſikaliſchen Kräfte Neuwieds, und er forderte dafür nie einen Lohn. Stets war er bereit, für patriotiſche und wohlthätige Zwecke wirkſam zu ſeyn, ſo für das neuwieder Armenhaus, die daſige Kleinkinderſchule ꝛc. Sein muſikaliſcher Nachlaß enthielt einen großen Reichthum an Ouvertüren, Kantaten und Sonaten. Er ſelbſt war Komponiſt. Wir nennen von ihm: Den Geſang der Geiſter über den Waſſern, Preußens Ruhm und Glück, eine Feſtouvertüre in E-dur, mehere Motetten und kleinere Sachen. Von den zum Druck gelangten Produkten iſt namentlich ſein Choralbuch von großem Einfluß auf den Kirchengeſang der Rheinlande geweſen. Sein Klavierſpiel bekundete den Meiſter und eben ſo tüchtig war er als Orgelſpieler: fertig, zart, kräftig, würdig, ernſt, feurig, freudig, ſtets den Verhältniſſen angemeſſen. So iſt W. geweſen, reich genug an Eigenſchaften, die ihn ſeinen Freunden und Schülern unvergeßlich machen.

* 26. Friedrich Auguſt Fiſcher,

Steuerinſpektor zu Meißen;

geb. den 17. Nov. 1775, geſt. d. 7. Febr. 1850.

F., zu Rautenkranz geboren, Sohn des geweſenen Hammerwerksbeſitzer zu Schlößel, Johann David Fiſcher, und Louiſe geb. Lotze, wurde bei dem frühen Tode ſeiner Aeltern in dem Hauſe ſeines Oheims, Chriſtian Gottlob Fiſcher, Beſitzers des Eiſenhüttenwerkes zu Wittigsthal erzogen. Frühzeitig kam er auf das Lyceum zu Schneeberg. Mit den beſten Zeugniſſen des damaligen Rektors, Reußmann, verließ er es zu Oſtern 1794 und bezog die Univerſität Leipzig, wo er ſich den Rechtswiſſenſchaften widmete. Nach dreijähriger Studienzeit diſputirte er unter dem Vorſitze des berühmten Rechtslehrers, des Ordinarius

Dr. Biener*) und beſtand am 26. Mai 1797 das Examen pro Candidatura unter Erlangung der erſten Cenſur. Obwohl ihm mehere Rechtslehrer, von welchen er vorzüglich mit Biener, Junghans und Reichel ſehr befreundet geweſen, zugeredet hatten, die akademiſche Laufbahn zu verfolgen, ſo hatte er es doch vorgezogen, ſich der Praxis zu widmen. Er wendete ſich nach kurzem Aufenthalt in dem Hauſe ſeiner Pflegeältern nach Auguſtusburg, wo er bei daſigem königl. Juſtizamte den Acceß erhielt und daſelbſt am 13. Nov. 1797 als Regiſtrator angeſtellt wurde. Seine Probeſchriften zur Advokatur wurden ebenfalls mit der beſten Cenſur am 29. Jan. 1799 approbirt und am 10. Juli 1800 erfolgte ſeine Immatrikulation als Advokat; worauf er den Staatsdienſt verließ. Durch ſeine gediegenen Kenntniſſe gelang es ihm auch bald, eine ſehr ausgebreitete Praxis und das Vertrauen ſeiner Rechtsfreunde, ſo wie der höhern Behörden ſich zu erwerben, daher ihm in kurzer Zeit die Gerichtsverwaltungen über Erdmannsdorf, Jägerhof, Wünſchendorf, Stolzenhayn und Oberlangen übertragen wurden, welche Letztere er jedoch nach Verlauf von meheren Jahren freiwillig wieder aufgab. Auch wurde er unterm 28. Juli 1804 von dem damaligen Oberſteuerkollegium als wirklicher Steuerprokurator für den erzgebirg'ſchen Kreis ernannt. Obgleich er eine ſehr ausgebreitete Praxis und ſich des Rufes eines der tüchtigſten Rechtskonſulenten im weiten Umkreiſe zu erfreuen hatte, ſo zog er es doch ſpäter vor, ohne jedoch der advokatoriſchen Praxis zu entſagen, wieder in den Staatsdienſt zurückzukehren. Auf ſein Anſuchen wurde ihm von dem geheimen Finanzkollegium unterm 21. Febr. 1821 die Verwaltung der Acciſinſpektion über die Städte Oederan, Schellenberg und Haynichen, unterm 25. Mai 1825 über Frankenberg, unterm 3. Februar 1826 des 5. Acciſ-Inſpektionsbezirks, die Städte Freiberg, Brand, Haynichen, Roßwein, Noßen und Siebenlehn umfaſſend, anvertraut, welchen er bis zu ſeiner Ernennung zum Elbzollrichter und Acciskommiſſar zu Strehla, den 19. Juli 1826 verwaltete; worauf er dann die advokatoriſche Praxis und die Gerichtsverwaltungen aufgab und ſich nur dem Staatsdienſte widmete. Nachdem er gleichzeitig mehere Jahre hindurch die Acciſinſpektion über Meißen mit verwaltet hatte, ſo wurde ihm bei Einführung

*) Deſſen Biogr. ſ. im 6. Jahrg. d. N. Nekr. S. 967 u. 7. Jahrg. S. 32.

der neuen Zoll- und Steuerverfaſſung als Oberſteuerinſpektor die Direktion des Hauptſteueramtes Meißen übertragen. Ebenſo wie ihm als Advokat das Vertrauen ſeiner Klienten, deren Rechtsgeſchäfte er mit großer Umſicht und unermüdlichem Eifer beſorgte, zu Theil wurde, in eben dieſem Grade genoß er als Staatsdiener das Vertrauen ſowie die Achtung der höchſten Behörden, daher er auch nicht ſelten als Rathgeber bei wichtigen Zollkonferenzen hinzugezogen wurde. Körperliche Leiden, herbeigeführt durch ſeine unermüdliche Thätigkeit, vermochten ihn trotz der Bitten der Seinen nicht, ſich von dem Staatsleben zurückzuziehen, bis er ſich endlich durch einen unglücklichen Sturz in Folge erlittenen Schlaganfalls genöthigt ſah, um ſeine Penſionirung nachzuſuchen, welche unterm 1. Okt. 1846 erfolgte. Am 10. Nov. 1803 hatte er ſich mit Joſephine Florentine geb. Fiſcher, Tochter ſeines vorhergenannten Oheims verheirathet, auch im J. 1808 das von ſeiner Ehegattin ererbte Eiſenhüttenwerk Wittigsthal ſammt Zubehör erkauft; da ihm jedoch deſſen Bewirthſchaftung bei der weiten Entfernung von ſeinem Wohnorte Auguſtusburg, und weil er ſolche zum großen Theil fremden Perſonen anvertrauen mußte, mancherlei Sorgen und Beſchwerden verurſachten, im Jahre 1817 wieder veräußert. Nach der erſten Ehe verheirathete er ſich im Jahre 1811 wieder mit Amalie Louiſe geb. Gottſchald, Tochter des Juſtizamtmanns, Friedrich Leopold Gottſchald, zu Auguſtusburg, und nach deren am 27. Febr. 1836 erfolgtem Tode im Jahre 1838 mit Emilie geb. Hichmann, Tochter des verſtorbenen Amtsinſpektors und Rentbeamten Hichmann zu Meißen. Nach langem Leiden ſtarb er nicht nur beweint von den Seinen, einer Wittwe, ſowie 2 Söhnen und 1 Tochter aus erſter Ehe, die an ihm einen treuen Gatten und Familienvater verloren hatten, ſondern auch von Allen, inſonderheit von ſeinen bisherigen Dienſtuntergebenen, denen er ſtets als Freund und Rathgeber zur Seite geſtanden hatte.

* 27. Friedrich Wilhelm Adolph Erdmann von der Chevallerie,

königlich preußischer Oberst und Kommandeur der 15. Infanterie-Brigade, des eisernen Kreuzes 1. und 2. Klasse, des rothen Adlers 2. Klasse mit den Schwerdtern und Eichenlaub, des großherz. badenschen zähringer Löwen 2. Klasse, des kaiserlich russischen Stanislausordens 2. Klasse Ritter, Inhaber des Dienstauszeichnungskreuzes und der hamburger Rettungsmedaille zu Magdeburg;

geb. den 16. Okt. 1790, gest. den 8. Febr. 1850.

Entsprossen einem altadligen französischen Geschlechte, der Marquis de la Motte Chevallerie, welches, nach der Aufhebung des Edikts von Nantes mit den Rechten des märkischen Adels von dem Kurfürsten von Brandenburg aufgenommen bis zum J. 1807 zu den Schloßgesessenen in der Altmark gehörte, wurde der Verewigte zu Neustadt-Eberswalde geboren, wo sein Vater nach seinem Rücktritt aus dem Militärdienste ein Civilamt bekleidete. Nach einer dreijährigen militärischen Vorbildung im Kadetenkorps zu Berlin kam er im Juni 1806 zu dem dort garnisonirenden Regiment des Grafen von Kuhnheim, focht mit diesem bei Jena und Lübeck, erhielt hier drei Kopfwunden und einen Hieb in die Schulter, wurde gefangen, ranzionirte sich aber in Westphalen und kehrte zu Ende des Jahres 1806 zu seinen Aeltern zurück. Nicht allein sein Stand oder seine sonstigen Verhältnisse hatten ihn dem Kriegerstande zugeführt, sondern er fühlte in sich den Beruf hierzu und hat dieß auch sein ganzes Leben hindurch bei so mancher Widerwärtigkeit glänzend bewährt. Noch glimmte ein Funke preußischen Glanzes in Kolberg und dahin zog es ihn unwiderstehlich. Nachdem er von seinen Wunden und Krankheiten genesen und seinen Vater zur ewigen Ruhe geleitet hatte, machte er sich mit einem Jugendfreunde und Kampfesgenossen (von Felden) auf den Weg nach Kolberg und erreichte dieß auch nach vielen Mühseligkeiten, nachdem er die Oder mit Lebensgefahr passirt und sich durch die französische Armee förmlich durchgeschlichen hatte. Hier in ein preußisches Bataillon eingestellt, machte er die Vertheidigung Kolbergs mit und zeichnete sich bei der Erstürmung des Wolfsbergs aus. Nach dem Frieden von Tilsit wurde diesem und dem waldenfels'schen Bataillon so wie einem Theile des schill'schen Korps die Auszeichnung Theil, zum Leibinfanterie-Regiment des Königs ernannt zu werden und seine Garnison

in Berlin zu nehmen. Auf ſolche Weiſe kam Ch. als Portepee-Fähnrich nach Berlin und war hier einer der Erſten, welcher das damals bei dem preußiſchen Heere eingeführte Officier-Examen machte. In Folge deſſen wurde er am 21. Juni 1809 Sekond-Lieutenant. Die dienſtfreien Stunden ſeines dreijährigen Aufenthalts in Berlin benutzte er zu ſeiner fernern Ausbildung in den Kriegswiſſenſchaften und zum Studium der neuern Sprachen, wie es denn bei ihm überhaupt Grundſatz war, nie aufzuhören, ſeinen Geiſt fort- und auszubilden. Hier war es auch, wo er den von ſeinem Vater bisher geführten Namen, de la Chevallerie Marquis de la Motte, in von der Chevallerie umtauſchte, um ſo gleichſam ſeinem deutſchen Vaterlande näher zu rücken und ihm auch durch den Namen auf immer anzugehören. Zu dem Hilfskorps, welches Preußen für Napoleon gegen Rußland ſtellen mußte, wurde auch das Leibregiment mit ſeinen drei Bataillonen genommen, obgleich die Garden davon ausgeſchloſſen waren, und ſomit löſ'ten ſich die bisherigen Zweifel, wozu dieß Regiment zu rechnen ſey. Wir ſehen auch hier Ch. mit dem grawert'ſchen Korps gegen Rußland ziehen, und nach der york'ſchen Kapitulation und dem Einrücken dieſes Korps in Preußen finden wir ihn ſchwer erkrankt am Typhus in Königsberg liegend. Kaum hergeſtellt, treibt es ihn, ſeinem Regimente zu folgen und glücklich erreichte er daſſelbe noch am 20. Mai 1813, am Tage der Schlacht von Bautzen, um hier für Preußens neuen Ruhm den erſten Kampf zu beſtehen. So focht er nun in dem Feldzuge gegen Frankreich, — 25 kleinerer Gefechte nicht zu gedenken — in den Schlachten an der Katzbach, bei Wartenburg, Möckern, Leipzig, Montmirail, Laon, Paris und Ligny, eroberte mit einem Tirailleurzuge zwei feindliche Geſchütze, erhielt in dem Gefecht bei Clay eine Schußwunde am Fuße und deckte durch die wahrhaft heldenmüthige Vertheidigung des Kirchhofs von Sombreuf den Durchgang ſeines Korps. Das dem Bataillon verliehene eiſerne Kreuz 2. Klaſſe wurde durch einſtimmigen Beſchluß des Officierkorps ihm übergeben. Aber auch ſein König wußte ſeinen Muth zu lohnen; er erhielt am 31. Mai 1814 das eiſerne Kreuz erſter Klaſſe. Nachdem er am 29. Jan. 1815 zum Premierlieutenant ernannt worden war, erhielt er am 12. Auguſt 1816 als Hauptmann eine Kompagnie im 27. Infanterie-Regiment, mit welchem er im Frühjahr 1817 von Soldin aus nach der dafür beſtimmten Garniſon Magdeburg marſchirte. Als der Tod

die wenige Monate beſtandenen Bande der erſten Ehe gelöſ't hatte, vermählte er ſich im Sommer 1821 zum zweiten Male mit dem Fräulein Wilhelmine Voigtel, und lebte nun, treu ſeinem Dienſte, im Kreiſe ſeiner Häuslichkeit und Verwandten zufrieden, bis im September 1830 das Regiment nach dem Rheine marſchirte. Hier wurde er den 9. April 1831 Major und erhielt das Landwehr-Bataillon Delitzſch, wurde jedoch von dieſem wieder im September deſſelben Jahres abberufen und laut Kabinetsordre mit dem Bataillon Burg betraut. Zehn volle Jahre blieb er in dieſer Stellung und dieſe Zeit war wohl die glücklichſte ſeines Lebens. Ein Verehrer des großen Scharnhorſt und deſſen Wehrverfaſſung fand hier ſein Geiſt Gelegenheit zum Prüfen der Wahrheit dieſes Syſtems. Sein Gerechtigkeitsſinn und ſein edles Herz hatte in dieſer Stellung vielfache Gelegenheit, ſich herrlich zu bethätigen; auch konnte er mit gemüthlicher Muße ſich ſeiner Familie und ſeiner Liebslingspaſſion, der Blumiſterei, hingeben. Noch heut lebt er in dem dortigen Kreiſe in der Erinnerung Aller, die ihn kannten, als ein beſter Freund in der Noth, als ein treuer Rathmann in der Gefahr, als ein Bruder, wo es galt, brüderlich zu ſeyn. Viele Herzen werden ſein Andenken noch lange, gern und treu bewahren. Am 31. Oktober 1838 erhielt er als Führer des 26. Landwehr-Regiments nach einem großen Manöver den kaiſerl. ruſſiſchen Stanislausorden 2. Klaſſe und 1841 wurde er zum 26. Infanterie-Regiment nach Magdeburg verſetzt und am 12. September deſſelben Jahres zum Oberſtlieutenant befördert. Von 1842 ab führte er dieß Regiment interimiſtiſch wegen Krankheit ſeines Kommandeurs und wurde im Mai des gedachten Jahres auf Befehl ſeines Königs mit einem kombinirten Bataillon beim Brande in Hamburg den dortigen Bewohnern zur Hilfe geſendet. Magdeburg war durch viele darin verlebte Dienſtjahre und durch enge Familienbande ſeine zweite, ja eigentliche Heimath geworden und deshalb war es ſein ſo ſehnlicher Wunſch, hier befördert zu werden. Doch — es geſchahe anders; obgleich der Aelteſte zum Regiments-Kommandeur erhielt das 26. Infanterie-Regiment einen andern Kommandeur und er am 23. März 1843 das 21. Infanterie-Regiment. Er ging mit verletztem Herzen, doch als gehorſamer Soldat, gewann aber bald ſein ſchönes Regiment Pommern ſo lieb und ſeine Untergebenen ihn, daß er, als ihm ein Jahr darauf die Führung des 26. Regiment angeboten wurde, er dieß ablehnte, zumal der

Tod ein Band gelöſ't, welches ihn bis dahin an Magdeburg vorzugsweiſe gefeſſelt hielt. Sein von ihm geliebter, hochverehrter Schwiegervater, der Regierungs- und Medicinalrath Dr. Voigtel, war inzwiſchen geſtorben. Den 30. März 1844 wurde er Oberſt. Die Unruhen, welche mit Ende des Jahres 1845 im Herzogthum Poſen ausbrachen, brachten auch ihm am 2. Januar 1846 den Befehl, mit ſeinem Regiment ſofort nach Bromberg zu gehen. Schon am andern Tage war er auf dem Marſche. Das 21. Infanterie-Regiment bildete mit einem Kavallerie-Regimente und einer Artillerie-Abtheilung ein beſonderes Korps und da der Befehlshaber deſſelben ſchon im April abberufen wurde, ſo betraute man ihn bis zum Auguſt 1847 mit der Führung dieſes Korps, von welcher Zeit an der Stab und die ganze 4. Diviſion nach Bromberg überſiedelte. Das Frühjahr 1848 mit ſeinen Märztagen verwundete Ch.'s Herz tief, und mit ihm harrten mehere gleichgeſinnte Freunde und Waffengenoſſen mit ihren Korps nur des Augenblicks, der ſie entbinden konnte von ihrem Soldateneide, um die Demokratie zu zertreten und den wieder entfeſſelten Aar zur Sonne zu geleiten. Dieſer Augenblick aber kam nicht. Es brachen neue Unruhen im Großherzogthum Poſen aus und am 2. Mai deſſelben Jahres fand das Gefecht bei Warſchau Statt, wo vor ſeinen eigenen Augen ſein jüngſter Sohn die Probe ſeines Muthes darzulegen und zuerſt einen Tirailleurzug gegen den Feind zu führen Gelegenheit hatte. Mieroslavski zog nun mit dem Reſte ſeines Korps durch Kujavien, um die von den Polen ſchon längſt beabſichtigte Einnahme von Bromberg auszuführen. In Eilmärſchen, wobei am letzten Tage 17 Stunden ohne Halt marſchirt wurden, erreichte Ch. mit ſeinem Regiment Bromberg und zog unter dem Jubel der Bewohner am 8. Mai als der Retter der Stadt ein. Bald verließ er Bromberg und mußte nach Wongrowiecz eilen, um dortige Reibungen zwiſchen der Bevölkerung und Landwehr zu unterdrücken, was ihm auch durch ſein veſtes, perſönliches Auftreten und durch ſeine große Leutſeligkeit bald gelang; denn auch im Poſenſchen wußte er ſich, wie überall, bald die Zuneigung und Achtung aller Klaſſen von Menſchen, mit denen er nur irgendwie in Berührung kam, zu erwerben. Hier in Wongrowiecz bekam Ch. die Ernennung zum Kommandeur der 15. Infanterie-Brigade und ſomit erfolgte ſeine Verſetzung nach Köln. Vier Monate hatte er hier ſeinem neuen Beruf gelebt, als er den Befehl über ein Korps erhielt, welches,

über Kreuznach entsendet, den rechten Flügel der sogenannten Reichstruppen bildete, die bayer'sche Pfalz pacificirte und dann in Baden einrückte, wo es Mannheim, Heidelberg und Umgegend besetzte und hierauf nach Worms und Alzei ging. Ende November kehrte er in sein altes Verhältniß als Kommandeur der 15. Infanterie-Brigade nach Köln zurück. Als Anerkenntniß seiner Leistungen erhielt er den rothen Adler-Orden 2. Klasse mit Eichenlaub und den Schwertern, indem er die dritte Klasse mit der Schleife am 16. September 1845 und die 4. Klasse dieses Ordens bereits am 23. September 1844 erhalten hatte. Im Mai des Jahres 1849 ging er mit seiner Brigade abermals nach Baden und stand mit derselben bei dem Korps des Generals von Hirschfeld. Bei dieser Gelegenheit empfing er den badenschen Orden des zähringer Löwen 2. Kl. Schon während dieses Feldzuges litt seine Gesundheit von einem Anfalle der Grippe, die ihn in Freiburg erfaßte und, von ihm nicht beachtet, die Ursache seines Todes wurde, indem seine sonst so rüstige Konstitution nach viermonatlichen Leiden erlag. Beim Beginn seiner Krankheit nahm er Urlaub und ging zu seiner Familie nach Magdeburg, wo er starb. An seinem Grabe weinte ein treues Weib, die gern und willig alle Widerwärtigkeiten des Lebens mit getragen, drei Söhne, welche als Officiere im preußischen Heere dienen, und drei Töchter. Er ruhet auf der Stätte, welche er vor 31 Jahren mit gründen und einrichten half, unter dem Schatten selbst gepflanzter Bäume. Er diente treu ergeben und gehorsam seinem Könige 45 Jahre und focht, oft blutend, für seinen Kriegsherrn in acht Feldzügen. Wenn der Name des Oberst von der Chevallerie schon längst vom Strome der Zeit fortgetragen seyn wird in das Meer der Vergessenheit, wenn seine und die Geschichte seiner Zeit kaum noch in bestäubten Bücherschränken zu finden ist: dann wird noch von ihm zeugen der Fels, den er bauen half, und auf welchem der Schaft des schwarzen und weißen Fahnentuchs vest für Jahrhunderte eingefugt ist, das ist der Fels der Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit im preußischen Officier-Korps.

B.

* 28. Gottwalt Wilhelm Tenner,

Lehrer der Mathematik und Physik am Domgymnasium zu Merseburg;
geb. den 13. Juli 1788, gest. den 9. Febr. 1850.

Geboren zu Chemnitz im sächs. Erzgebirge, wo sein Vater beliebter prakt. Arzt und Amtsphysikus war, genoß er den ersten Unterricht eines Privatlehrers und besuchte vom 12. bis zum 14. Jahre das Lyceum seiner Vaterstadt. Im J. 1802 erhielt er eine Freistelle auf der Landesschule zu Pforte, wo er außer den öffentlichen Lehrstunden den Privatunterricht des Prof. und Insp. John*) in der hebräischen, des Kollab. Althanns in der englischen, des Sprachmeisters Prinet in der französischen Sprache, und des Prof. und Mathem. Schmidt in der Mathematik benutzte. Im letzten Jahre seines Aufenthalts in Pforte ertheilte er selbst zwei Kindern des Prof. und Konr. Schmidt**) Elementarunterricht. So sehr er auch gewünscht hatte, sich der Theologie oder vielmehr dem Schulleben zu widmen, so mußte er damals doch davon abstehen, weil nicht unbedeutende Anfälle von Gicht seine Gesundheit im letzten Schuljahre schwächten. Diese Kränklichkeit machte es seinen Aeltern wünschenswerth, daß er einen Beruf wählen möchte, der, mit mehr körperlicher Bewegung verbunden, seiner Gesundheit zuträglicher wäre. Aus Vorliebe für die Naturwissenschaften und vielleicht um in des Vaters Fußtapfen zu treten, beschloß er, Medicin zu studiren. Diesem Studium widmete er sich daher nach seinem Abgange von Pforte von Ostern 1808 an auf der Universität Leipzig; doch beschäftigte er sich dabei fortwährend mit der alten klassischen Literatur und besonders mit der Mathematik, die ihn immer mehr anzog. Im Juli 1811 wurde er nach vorher wohl bestandenem Examen Baccalaureus der Medicin. Da sein Vater noch lebte, der ihn bald in seinem Fache an seiner Seite thätig zu sehen wünschte, so wagte er nicht, die im Monate September desselben Jahres ihm angetragene Stelle als Mathematikus an der Schule zu Jenkau bei Danzig anzunehmen, so sehr dieß seinen Wünschen entsprach. — Leider! starb sein Vater noch vor Ende desselben Jahres, ohne daß er selbst auf die eine oder andere Art sein Ziel erreicht hatte. Noch

*) Dessen Biogr. siehe im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 840.
**) Dessen Biogr. s. im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 1227 u. 3. Jahrg. S. 1641.

zwei Jahre hielt er sich in Leipzig auf und gewann zwar Theils durch Stipendien, Theils durch Privatunterricht in der lat. Sprache und in der Mathematik seinen Unterhalt; allein das zur Promotion Erforderliche konnte er nicht aufbringen. Daher ließ er sich zu Ende des Jahres 1813 in Dresden durch den Generalstabsarzt Dr. Raschig*) als Militärarzt prüfen und wurde darauf als Bataillonsarzt eines Landwehrbataillons angestellt. In dieser Eigenschaft machte er den Feldzug in den Niederlanden im Frühling 1814 mit. Im J. 1815, als die sächsische Armee in Folge der Theilung des Landes reducirt worden war, wurde er auf Empfehlung des Dr. Raschig in königl. preuß. Dienste und zwar zuerst im 1. thüringer Landwehrregiment beim Reservebataillon desselben unter dem Kommando des Major Baron v. Eberstein angestellt. Bei der neuen Organisation der Landwehr wurde er zum 2. Bataillon des 31. Landwehrregiments unter demselben Kommandeur versetzt. Im J. 1817 wurde er von den Lehrern der Domschule zu Naumburg, wo das Bataillon garnisonirte, veranlaßt, sich mit um die erledigte Stelle eines Lehrers der Mathematik und französ. Sprache zu bewerben; doch erhielt jene Stelle ein anderer Mitbewerber. In Naumburg sowohl als in Querfurt, wohin noch im J. 1817 das Bataillon verlegt wurde, gab er von Zeit zu Zeit Privatunterricht in der Mathematik. Im April 1820 wurde bei einer neuen Einrichtung der Landwehr das Bataillon, bei welchem er stand, aufgelöst und er mit Wartegeld bis zu neuer Anstellung entlassen. Gegen Ende desselben Jahres ging er nach Berlin, anfänglich, um sich den allgemeinen militärischen Staatsprüfungen zu unterwerfen. Allein Theils seine Abneigung gegen den operativen Theil der Wundarzneikunst und der Mangel an innerem Berufe dazu, Theils und vorzüglich aber seine Lieblingsneigung änderten bald seinen Entschluß, so daß er sich zum Examen als Lehrer der Mathematik an einem Gymnasium meldete. Der Direktor der Prüfungskommission, Prof. Woltmann, rieth ihm, sich auch für den Unterricht in den alten Sprachen prüfen zu lassen, da an manchen Schulen der Mathematikus einige dergleichen Lektionen mit zu übernehmen habe. Im Monat Oktober 1821 übernahm er auf Veranlassung des Gymnasialdirektors Kraft zu Nordhausen, jetzt in Hamburg, die ihm vom dasigen Stadtrathe dargebotene Stelle eines Kollabo-

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 513.

rators am Gymnasium. Die Gegenstände, in denen er vorzugsweise Unterricht ertheilte, waren Mathematik, Physik und französische Sprache. Hier lernte er die jüngere Schwester der Gattin des Direktors Kraft, in dessen Hause sie sich aufhielt, Mariane Breuning, die zweite Tochter des ehemaligen Amtmanns Breuning in Schleusingen kennen und verehelichte sich mit ihr im J. 1825. Im folgenden Jahre kam er als Lehrer der Mathematik und Physik (Mathematikus) an das Domgymnasium zu Merseburg, wo er ebenfalls in der französ. Sprache Unterricht gab. In Folge seiner frühern Gichtanfälle kränkelte er oft und mußte im Jahr 1834 sogar eine Zeit lang den Unterricht aussetzen. Er reis'te in's Karlsbad, wozu er höhern Orts mit einer namhaften Summe unterstützt wurde. Den Unterricht in der Mathematik übernahm während seiner Abwesenheit ein Artillerie-Lieutenant a. D., v. Hollacz. In den letzten Jahren seines Lebens mußte er aber den Unterricht am Domgymnasium ganz aufgeben, da sich ein Halsübel entwickelte, dem er endlich am oben genannten Tage Abends 7 Uhr nach schweren Leiden unterlag. Am Morgen des 13. Febr. fand sein Begräbniß statt; so feierlich still es seyn sollte, so erhebend und rührend wurde es durch die Theilnahme, welche die Achtung und Liebe Derer, die ihm näher standen, bewies. An seinem Grabe sangen die Zöglinge des Gymnasium eine Strophe, die er selbst gedichtet hatte*). Von vier seiner Kinder, die seine Ehe beglückten, waren ihm drei, schon erwachsen, vorausgegangen, was ihn tief niederbeugte. Die einzige Tochter, Klara, starb schon 18 Jahre alt in Hamburg, wo sie eben zum Besuch bei lieben Verwandten verweilte, an einem organischen Herzleiden. Ein Sohn, Heinrich, starb in Roßleben an der Unstrut, wo er ebenfalls bei Verwandten sich aufhielt, um sich zu erholen, als er eben eine schwere Krankheit überstanden hatte, erst eilf Jahre alt. Und sein ältester Sohn, Julius, der Zimmermann werden sollte, starb im älterlichen Hause, 20 Jahre alt, an einem Halsübel, ein Jahr vor seines Vaters Tode. Nur den jüngsten Sohn, Wilhelm, der ebenfalls Zimmermann werden wird, hinterließ er, und eine trauernde

*) Sie stand von seiner Hand in dem Hand-Exemplare seiner Gedichte, die er herausgegeben hatte. Wir theilen sie hier mit: Mein Gott im gläubigen Vertrauen auf deine Gnade schlaf' ich ein, um deine Weisheit dort zu schauen in eines höhern Lichtes Schein! Herr, segne die, die treu mich liebten, mit mir sich freuten, sich betrübten! Hilf, daß einst neu vereinet wir uns selig wiedersehn bei dir!

Witwe, die sein Andenken im Tode ehren. — Was seine literarische Thätigkeit betrifft, so gab er im Jahre 1814, als die Noth in Wittenberg sehr groß war, zum Besten der Wittenberger eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel heraus: Gedichte zum Besten Wittenbergs, herausgegeben von Wilh. Tenner. Wittenberg 1814. Sie sind Theils ernsten, Theils launigen Inhalts und zeichnen sich durch edle Diktion und durch gefälligen Versbau aus. Es weht aber auch in ihnen ein tiefer, religiöser Sinn, wie auch seine handschriftlich hinterlassenen Abendmahlsreden Zeugniß davon ablegen, der anspricht und wohlthut. Außer einigen Programmen gab er im J. 1833 ein selbstständiges Buch heraus: Sammlung von Aufgaben aus der Elementarmathematik, besonders für Gymnasien. Mit 5 Kupfertaf. Leipzig 1833, das eine größere Verbreitung verdient, als es gefunden hat. Dazu trug insbesondere bei, daß der Verleger mit der Herausgabe des Buches starb. Es enthält sehr schätzbare Zugaben, als: eine Zusammenstellung der vorzüglichsten Silber- und Goldmünzen Europa's; der Maaße und Gewichte Europa's, mit denen in Preußen verglichen; römische und griechische Maaße, Gewichte und Münzen; einige Sätze aus Euklides Elementen nach August's Ausgabe; ein alphabetisch-erklärendes Verzeichniß terminolog. Ausdrücke in Euklides Elementen; über Bezeichnung der Zahlen bei den Griechen. Die Programme aber, die von ihm herausgegeben worden sind, sind folgende: Einige Bemerkungen über die Verbindung der Wissenschaften überhaupt, mit besonderer Rücksicht auf die Schulen und über die Naturwissenschaften als Gegenstand des Schulunterrichts, besonders auf Gymnasien. Osterprogr. v. J. 1829. Merseburg. — Symbolae Mathematicae. Herbstprogr. v. J. 1835, nebst Kupfertaf. Ebendas. — Einige Bemerkungen über die Gleichung $ax^2+1=y^2$. Osterprogr. v. J. 1841. Ebds. — Bemerkungen über die Eintheilung der logischen Urtheile. Osterprogr. v. J. 1847. Ebds.

* 29. Eduard Heinrich Gehe,

großherzogl. hessischer Hofrath und Censor zu Dresden;

geb. den 1. Febr. 1793, gest. den 13. Febr. 1850.

In seiner Geburtsstadt Dresden, wo sein 1812 gestorbener Vater Hof- und Justizrath war, erhielt G. gemeinschaftlich mit Theodor Körner häuslichen Unterricht, ehe

er 1808 Zögling der Landesschule Pforte ward. Er beschäftigte sich dort eifrig mit dem Studium der klassischen Literatur, besonders mit den griechischen Tragikern und Lyrikern. Doch las er auch die vorzüglichsten ältern und neuern deutschen Dichter. Im J. 1812 bezog er die Universität Leipzig, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Zur Poesie und zu den schönen Wissenschaften fühlte er sich mächtig hingezogen. In seinen ersten dichterischen Versuchen, die in jene Zeit fielen, trat die Neigung zur dramatischen Poesie hervor. Seine Tragödie Leonidas blieb ungedruckt. Es war sein erster dramatischer Versuch, welchem bald nachher das Trauerspiel Gustav Adolph folgte, welches späterhin gedruckt und nicht ohne Beifall in Leipzig aufgeführt ward. Am Schluß seiner akademischen Laufbahn bereis'te G. in dem Jahre 1816—1817 das südliche Deutschland, die Schweiz und ganz Italien. Die Eindrücke, welche die Naturschönheiten auf ihn machten, schilderte er in einzelnen Aufsätzen, die er in der dresdner Abendzeitung vom Jahr 1818 mittheilte: Der Rigi und seine Umgebungen (a. a. O. Nr. 19—22.) Meine Empfindungen in Genua (a. a. O. Nr. 52—54.) Eine Nacht auf dem Vesuv (a. a. O. Nr. 121—122.) Vermehrt mit andern erschienen diese Aufsätze späterhin in seinen Reisebildern (Leipz. 1839.) Nach der Rückkehr von seiner Reise lebte G. als Advokat und Rechtskonsulent in Dresden. Für den von ihm gewählten Lebensberuf schien er nicht geschaffen. Seiner poetisch gestimmten Natur widerstrebte das trockene Aktenwesen. Das Interesse an der Poesie verleidete ihm jede andere Beschäftigung und die Eitelkeit, als Dichter und Novellist zu glänzen, ließ ihm seine Advokatur vernachlässigen. Der Charakter eines großherz. hessischen Hofraths, den er 1827 erhielt, konnte ihm keine Entschädigung bieten für sein geringes Einkommen, das für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse kaum hinreichte. Nicht sonderlich verbesserte sich seine Lage, als ihm späterhin (1832) das Amt eines sächsischen Censors für die nicht in die Fakultätswissenschaften einschlagenden Schriften übertragen ward. Achtzehn Jahre verwaltete er dieß Amt mit großer Gewissenhaftigkeit, doch zugleich mit einer fast peinlichen Strenge. Eine düstere Stimmung und trübe Lebensansicht ward in ihm vorherrschend. Zu der Einbildung, eine verkannte dichterische Größe zu seyn, gesellte sich noch die hypochondrische Idee, daß er seines Censorenamtes wegen als Schriftsteller gemieden und vernachlässigt werde. Seit Jahren kämpfte er mit Grillen,

die an Geisteszerrüttung grenzten. Mangel und Entbehrung thaten endlich das Letzte, seinen ursprünglich heitern und gemüthlichen Lebenssinn zu brechen. Nach langen Leiden, schmerzlicher Entbehrung und bitterer Noth starb er im 55. Lebensjahre im Spital zu Dresden. Man hatte in seiner Vaterstadt für ihn eine Kollekte veranstalten müssen, um seine letzten Tage erträglich zu machen. — G. war nicht ohne Talent, wie seine literarischen Arbeiten in meheren Fächern beweisen. Am meisten schrieb er für's Theater. Im Drama war Schiller sein Vorbild. Reichthum der Erfindung, Anmuth und Kraft der Sprache, Wahrheit der Charakterzeichnung und geschickte Verbindung der Situationen empfehlen seine dramatischen Dichtungen, die jedoch auf der Bühne nur eine vorübergehende Wirkung hervorbrachten. Neben andern Mängeln machte ihm die Kritik zum Vorwurf, daß seinen Trauerspielen Gluth und Tiefe der Leidenschaft fehle. Mit der bereits erwähnten Tragödie Gustav Adolph (Leipzig 1817), einem seiner ersten dramatischen Versuche, feierte G. zugleich das dritte Reformationsjubiläum. Zu seinen übrigen Trauerspielen gehören: Der Tod Heinrich's IV. von Frankreich (Dresden 1820), von welchem sich einzelne Scenen in Symanski's Leuchte (1818 Nr. 56 u. f.) befinden, das Trauerspiel Dido (Leipzig 1821) auszugsweise in Fr. Kind's Mus. Bd. 1. Heft 1 u. 2 mitgetheilt, und endlich eine Reihe von Jahren später noch die Maltheser. (Leipzig 1838). Scenen aus ungedruckten dramatischen Werken theilte Kind a. a. O. und in seinem Taschenbuche zum geselligen Vergnügen auf d. J. 1823 mit. Ein größerer Erfolg, als im Trauerspiel, begleitete G.'s Versuche in der Operndichtung, die mit seiner ruhigen, gemüthlichen Sinnesart mehr harmonirte. Der Text zu Spohr's Oper Jessonda, so wie zu den von Wolfram komponirten Opern Meja u. Alpino oder der bezauberten Rose (Dresden 1826) und zu dem Schloß Candra beweisen hinlänglich, daß G. in dieser Gattung das Beste geliefert, was die deutsche Literatur bisher darin aufzuweisen gehabt. Außerdem lieferte G. noch den Text zu den Opern: Prinz Lieschen, der Normann in Sicilien und zu den Flibustiern, komponirt von Lobe. Von einer beachtenswerthen Seite zeigte sich G. in seinen Novellen und Erzählungen, die in der zu Leizig 1828—1832 erschienenen Bibliothek historischer Romane zwei Bände füllen. Der erste Band enthält: Procida; die Bürger von St. Jean sur Saone; Charlotte Corday In dem zweiten Bande befindet sich: Der König; das

Torfschiff; das Haus Braganza. Ein interessantes historisch-romantisches Gemälde entwarf E. unter dem Titel: Demetrius und Boris Godunow oder Rußland in den Jahren 1491—1606. (Dresden 1836. 2 Bde.) Diesem Werke folgten noch vier historische Novellen (Leopold oder die Sterne. — Wer hätte das gedacht? — Fürsten und Künstler. — Was führt zum Lichte?) Leipzig 1839. Eine Novellette von E. befindet sich in dem von Eduard Duller herausgegebenen Deutschen Stammbuche (Kandern 1838). Für die Gallerie der Helden (Barmen 1838. Bd. 2. S. 1—314) lieferte E. eine Lebensbeschreibung Washington's. Endlich veranstaltete er noch eine Sammlung vermischter Schriften. (Bunzlau 1836—1837. 3 Bde.) Der erste Band enthält das Drama: Die Maltheser; der zweite Band die Oper Jessonda; die Romantischen, Lustspiel in 1 Akt; Ausflug nach Kärnthen, und Gedichte vermischten Inhalts. In dem dritten Bande befinden sich die Gründung von Charlottenburg, historische Nolle; das Gastmahl zu Rudolstadt, ein Drama, und Gedichte vermischten Inhalts. Gedichte und prosaische Aufsätze von E. stehen in der Abendzeitung (1819—1824), in Kind's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen (1821) und in dessen Zeitschrift: die Mus. (1821), in v. Biedenfeld's und Kuffner's Feierstunden (1821) u. a. Journalen.

Jena. Dr. Heinrich Döring.

* 30. Dietrich Erzberger,

Bankier zu Augsburg;

geb. den 15. Aug. 1779, gest. den 14. Febr. 1851.

E., geboren zu Basel, hat nicht nur in seiner Familie, die in ihm den treuesten Gatten, den besten Vater verlor, ein unvergänglich heiliges Andenken zurückgelassen, sondern verdient auch im Allgemeinen von der Nachwelt rühmend genannt zu werden wegen seines biederen Charakters, seiner besondern anerkannten Menschenfreundlichkeit, womit er des Guten in der Welt so Vieles gethan, und wegen seiner unermüdeten Thätigkeit als Geschäftsmann, wodurch auch sein Name in der Handelswelt allenthalben bekannt und geachtet ist. E. gehörte dem reformirten Glaubensbekenntnisse an und brachte seine erste Jugendzeit Theils in Basel, Theils, wegen Erlernung der französischen Sprache, in der französischen Schweiz zu. Hierauf trat er in das Haus des Hrn. Passavant u. K. in

Basel, um daselbst den Grund zu seiner kaufmännischen Laufbahn zu legen; dann begab er sich sogleich nach Straßburg in ein dortiges Handlungshaus. Von nun an ohne alle Unterstützung von Hause, war es ganz seinem eigenen Fleiße und seiner bewundernswerthen Sparsamkeit überlassen, sich seine Existenz zu sichern, was ihm denn auch immer mehr und mehr gelang. Von Straßburg rief ihn das Schicksal im J. 1800 nach Augsburg in das Haus der Herren Wohnlich u. Fröhlich, ohne zu ahnen, daß Augsburg der Bestimmungsort seiner künftigen Lebenszeit seyn sollte. Demungeachtet war er nach 4 Jahren bereits dahin gekommen, sich in Augsburg unter der Firma Erzberger u. Komp. selbst zu etabliren. Im J. 1810 wurde E. Mitbegründer des Bankierhauses Erzberger u. Schmidt in Augsburg; und diese Firma dauerte denn auch bis zum J. 1849. In dieser langen Zeit von 39 Jahren war E. nicht nur rastlos bemüht, alle seine vielseitigen Kenntnisse und Geistesfähigkeiten den Geschäften zuzuwenden, sondern ließ es sich zugleich mit eigener Aufopferung auch stets angelegen seyn, der Stadt und seinen Mitbürgern zu nützen, sowie bei allen öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten sich mit milder Hand zu betheiligen, abgesehen von dem, was im Stillen noch durch seine Herzensgüte gewirkt und bezweckt wurde. Er war lange Zeit im Rath der Gemeinde Bevollmächtigter, dann Stubenmeister im Handelsgremium, und während 22 Jahren Vorstand des evangelischen Waisenhauses, für welches er sich auch in der Folge noch immer warm und thätig interessirte. Sein höchstes Glück aber fand er vor Allem darin, seine Familie beglückt zu sehen und mit derselben in Gottesfurcht und Zufriedenheit zu leben. Im J. 1849 veränderte sich die Firma des Hauses noch einmal unter seiner Leitung; sie heißt seitdem: Erzberger u. Söhne; allein leider! schon im darauf folgenden Jahre, 1850, ward dem segensreichen Leben des vortrefflichen Mannes allzufrühe ein Ziel gesetzt. Er starb im trauernden Kreise der Seinen.

* 31. Dr. theol. Karl Gottlob Hergang,

Archidiakonus zu Bautzen;

geb. den 23. Okt. 1776, gest. den 14. Febr. 1850.

Dieser verdienstvolle Pädagog war in Zittau geboren, wo sein gleichnamiger Vater Bürger, Beutler und Hoch-

zeitbitter war. Er ſtudirte auf dem vaterſtädtiſchen Gymnaſium unter den Rektoren Sintenis, Müller u. Kneſchke*), dann zu Leipzig unter Roſenmüller und Keil, Platner und Beck**), Plato***) u. A., und bildete ſich nicht allein zu einem guten Prediger, ſondern auch zu einem ausgezeichneten Pädagogen, 1797—1801. Im zuletzt genannten Jahre kam er als Kandidat in ſeine Vaterſtadt und ſtand als Lehrer in meheren angeſehenen Familien in Achtung. Auch war er Mitglied der Kandidatenpredigerkollegien. Als man in Zittau 1806 anfing, das Volksſchulweſen von Grund aus umzuſchaffen, wirkte er mit Begeiſterung in der neuen proviſoriſchen Mädchenſchule und ward dann 1811 erſter Oberlehrer. Von Zittau ging er nach Bauzen als Katechet und Prediger, wo er auf der Kanzel gern gehört und als Pädagog ſehr geehrt war. 1831 ward er Archidiakonus an der Hauptkirche und 1841 Doktor der Theologie, und lebte in rüſtigem Alter bis 1850. Verheirathet war er mit Viktorie Kunigunde geb. Schütze von Zittau, die im gleichen Jahre ihm im Tode nachfolgte. Das einzige Kind dieſer Ehe iſt M. Karl Theodor Hergang, geb. 1800, früher Lehrer an der Bürgerſchule zu Chemnitz, nun Pfarrer zu Ober-Lichtenau. Bis in das hohe Alter von 74 Jahren war er ungemein thätig, auch als Schriftſteller, und ſein Name iſt unter den Pädagogen anerkannt. Seine vielen gedruckten Predigten und Katecheſen ſind verzeichnet in Schulze's Supplementen zu Otto's oberlauſitzer Schriftſtellerlexikon, 161 S. Hinzuzuſetzen iſt Folgendes: Andenken an A. G. Taube. Budiſſ. 1821. — Ueber F. G. Franke und ſeine Leiſtungen. 1822. — Ueber Urſprung und Werth geiſtl. Lieder. 1823. — Ueber Barmherzigkeitsanſtalten und wohlthätige Stiftungen. 1824. — Ueber Vereine zur Unterſtützung von Miſſions- u. Bibelgeſellſchaften, in den budiſſ. Nachrichten. 1824. — Beiträge zu Dolz's Bildungsblättern; über Schuldisciplin. Leipz. 1819. — Stimmen der Religion, an junge Chriſten bei ihrer Konfirmation. 2 Bdchen. Sulzbach 1828 f. — Vorſchläge zu Einrichtung von Predigerſeminarien, im lauſitzer Magazin. 1829. — Jubelpredigt und Rede 1830, in der ſächſ. Jubelbeſchreibung. — Abendmahlsrede, 1831 in Röhr's Magazin. — Literariſches Wochenblatt für Volkslehrer, Grimma 1831. — Vertraute Briefe eines Vaters

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 547.
**) — — — — 10. — — — — S. 810.
***) — — — — 11. — — — — S. 320.

an seine Tochter. Sulzb. 1830. — Stimmen der Religion an denkende Verehrer Jesu bei ihrer Abendmahlsfeier. Leipz. 1837. — Ueber die Stellung der Schule zum Leben. 1833. — Zehn Jahre aus meinem Schulleben. Sulzb. 1833. — Predigt über die Kirchenscheu unserer Zeit. Budiss. 1839. — Handbuch der pädagogischen Literatur. Leipzig 1839. — Rede am Stiftungsfeste einer längst Entschlafenen, in Röhr's Magazin 1839. — Abendmahlsreden. 1841. — Biographieen ausgezeichneter Pädagogen. — Sein Hauptwerk aber ist die pädagogische Realencyklopädie. Grimma, 1840. N.

* 32. Johann Heinrich von der Marck,

königl. Landrentmeister zu Arnsberg;

geb. den 29. April 1788, gest. den 16. Febr. 1850.

von der M., der jüngste Sohn des Gastwirths zum Grafen von der Marck in Hamm, verlor seinen Vater schon in früher Jugend. Die Mutter setzte indeß das Geschäft fort und war in der Lage, auf die Erziehung der Kinder Etwas verwenden zu können. Johann Heinrich besuchte das Gymnasium in Hamm und wurde, nachdem er dasselbe absolvirt, nach Abhaltung der gewöhnlichen Probezeit im Februar 1806 zum Assistenten bei der Rechnungskammer in Hamm ernannt. Schon in die ersten Jahre seines Dienstes fallen verschiedene, mehr oder minder wichtige Aufträge, welche er zu Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erledigte. Im Herbste 1806 rückten die Franzosen in Hamm ein und erklärten die Grafschaft Marck zum 1. Gouvernement der eroberten Länder; doch blieb die Kammer noch in Hamm und die Beamteten behielten ihre Funktionen. Auch von der M. blieb daselbst bis zu Anfang des Jahres 1808, wo durch ein Dekret Napoleon's die Grafschaft Marck dem Großherzogthum Berg einverleibt wurde. Düsseldorf war damals der Hauptsitz der hohen französischen Behörden, welche zu jener Zeit aus verschiedenen Theilen des Landes Deputirte forderten, denen genaue Auskunft über die Landesverhältnisse zur Pflicht gemacht war. Von der M. erhielt von dem Kollegium in Hamm die Aufforderung, den Kriegsrath von Erdmannsdorff nach Düsseldorf zu begleiten, reis'te jedoch nach vollzogenem Auftrage mit diesem Deputirten nicht wieder zurück, sondern wurde von dem französischen Minister Agar zum Kalkulator der II. Abtheilung des Finanzministerium ernannt. Ueber fünf Jahre währte sein Aufenthalt in

Düſſeldorf und dieſe Zeit, obgleich er als guter Patriot und treuer Anhänger des preußiſchen Königshauſes im Herzen oft trübe geſtimmt war, bildete doch in Betreff der äußeren Führung wohl den Glanzpunkt ſeines Lebens; was denn auch gerade damals in Düſſeldorf bei einem jungen, lebensluſtigen und von der Natur mit äußeren Vorzügen begabten Manne nicht anders erwartet werden konnte. von der M. machte in dieſen Jahren die Bekanntſchaft vieler ehrenwerthen, zum Theil hochgeſtellten Männer, die für die Dauer ſeines Lebens bei ihm in werthvoller Erinnerung blieben. In dieſe Jahre (26. Mai 1813) fällt auch ſeine Verheirathung mit Wilhelmine, der älteſten Tochter des Landrentmeiſters Vorſter in Hamm, mit welcher er ſich bereits im J. 1811 verlobt hatte, und mit der er von da an in zufriedener, glücklicher Ehe lebte, die nur durch den Tod zweier hoffnungsvoller Söhne ernſtlich getrübt wurde. Er war indeſſen zum Chef de Comptabilité de l'Arriéré im Finanzminiſterium ernannt worden, von welcher Stelle er in einem vor uns liegenden kurzen Lebensabriß ſelbſt ſagt: „Obgleich ich mich bei dieſer Ernennung in meinem Einkommen nicht verbeſſerte, ſo war der damit verbundene Auftrag doch ſehr ehrenvoll. Er hatte die Auseianderſetzung der 7 ehemaligen Provinzialkaſſen zum Gegenſtande, welcher ſehr ſchwierig war, indem die alten Verhältniſſe, die Territorial-Eintheilung, der Münzfuß ſchon ſeit 2 Jahren aufgelöſ't und verändert waren.“ Indeſſen beendigte von der M. auch dieſe Arbeit zur Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten, nachdem er ſchon früher eine Sendung nach Mühlheim am Rhein, deren Zweck war, eine Bezirkskaſſe zu organiſiren, ausgeführt hatte. Die Zahl der aus Frankreich kommenden Beamten mehrte ſich um jene Zeit in Düſſeldorf in dem Grade, als die der Deutſchen abnahm und man ſah deutlich die Abſicht, Letztere allmählig ganz zu verdrängen, ſo daß ſich von der M. veranlaßt fand, kurze Zeit, nachdem ſein Vorgeſetzter, der Generaldirektor Zabel, der franzöſiſchen Chiranen müde, aus dem berg'ſchen Dienſte getreten war, ſich um eine auswärtige Stelle zu bewerben, welchem Wunſche denn auch einige Zeit nachher (1. Aug. 1813) durch Einſetzung in die Kanton-Einnehmerſtelle in Soeſt, genügt wurde. Die Herrſchaft der Franzoſen in Deutſchland ging indeſſen nach der Schlacht bei Leipzig zu Ende und der ſehnliche Wunſch aller Einwohner Soeſt's, unter Preußens Scepter zurückzukehren, wurde erfüllt. Auch von der M. leiſtete mit freudigen Geſinnungen Friedrich

Wilhelm III.*) den Eid der Treue; doch sollte seines Bleibens bei den biederen Bewohnern Soest's nicht lange mehr seyn; denn schon am 27. Jan. 1814 wurde er durch Verfügung des Civil-Gouverneurs von Westphalen zum provisorischen Hauptempfänger des dortmunder Kreises ernannt. Dieses Amt, welchem auch die Haupt-Feuer-Societätskasse der Grafschaft Marck zugetheilt worden war, verwaltete von der M. bis zum Januar 1816, wo ihm der Auftrag ward, bei der Generalkasse in Münster die obere Leitung des Rechnungsabwicklungsgeschäfts zu übernehmen. Aber inmitten dieser Arbeit und schon am 25. Juli desselben Jahres erging an ihn der Ruf als Hauptkassirer bei der neu organisirten Regierung in Arnsberg. Bezüglich dieser Stelle sagt unser Verstorbener in seiner Selbstbiographie: „Diese Nachricht war mir sehr unangenehm, indem ich durch diese Anstellung in Hinsicht meiner früheren Dienstverhältnisse, sowohl in Hinsicht meines Ranges, als auch meines Diensteinkommens sehr zurückgesetzt wurde; welche Zurücksetzung mir um so empfindlicher war, da ich treuer redlicher Pflichterfüllung mir stets bewußt war. Doch der Gedanke, daß bei einer neuen Organisation nicht alle Verhältnisse gleich berücksichtigt werden und diese erst in der Folgezeit wieder ausgeglichen werden können, beruhigte mich und gab mir Hoffnung für die Zukunft; ich reis'te den 20. August nach Arnsberg und trat meine neue Stelle an." In dieser Hoffnung wurde er denn auch nicht betrogen; denn schon das Jahr 1817 brachte ihm die Anstellung eines Haupt-Rendanten des Regierungs-Bezirks Arnsberg, mit dem Charakter als Landrentmeister. Seit dieser Zeit ist sein Leben in ununterbrochener Thätigkeit nicht blos für den Staat, sondern auch für die Stadt Arnsberg dahingeflossen. Frohe und traurige Stunden, wie sie das Menschenleben bringt, hat er mit der Ruhe eines Mannes — denn der war er in jeder Beziehung — ertragen. Hilfreich allen Denen, welchen er helfen konnte, ein wahrer zuverlässiger Freund und bei dem äußeren Ernst, welcher ihm zur Zierde gereichte, ein lieber, werther Vorgesetzter. Sein offener, klarer Blick, welcher ihn leicht Verhältnisse auch verwickelter Art durchschauen ließ, wurde von seinen Mitbürgern hinlänglich gewürdigt und nach der einstimmig auf ihn gefallenen Wahl als Stadtverordneten-Vorsteher hat er dieses Amt mit seltener Uneigennützigkeit eine Reihe von

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 746.

Jahren verwaltet, nachdem er früher schon verschiedene Jahre hindurch Direktor des Kasino gewesen war, auch als Mitglied des evangel. Presbyterium mit Rath und That gewirkt hatte. Seine religiösen Ansichten waren, obwohl er keineswegs zur Klasse Derjenigen gehörte, welche Alles negiren, durchaus vernünftiger Art. So ging er denn auch seinem Tode, von dem er hinblickend auf Gattin und Kinder, wohl fühlte, daß er zu früh kam, mit jener Ruhe entgegen, mit welcher der gute Mensch dem unwandelbaren Naturgesetze entgegensehen kann — und er hat einen guten Tod gehabt. — Weinend blicken vier Kinder auf das Grab eines edlen Mannes und liebevollen Vaters. Möge die Hoffnung, ihn einst in lichteren Räumen wieder zu finden, zur Wahrheit werden.

R.

* 33. Dr. Theodor Berck,

Senator zu Bremen;

geb. den 14. Sept. 1784, gest. den 17. Febr. 1850.

B. war zu Bremen geboren, wo sein Vater Kaufmann und Mitglied des Senats war. Nach genossenem Schulunterricht widmete er sich zu Heidelberg und Göttingen der Rechtswissenschaft, wobei er sich nebenher auch noch mit dem Studium der Geschichte, besonders des deutschen Mittelalters, beschäftigte. Nach erlangter Doktorwürde kehrte er im Jahre 1809 nach Bremen zurück, wo er darauf als Advokat und Notar praktizirte. Im Jahre 1818 wurde er vom Senat zum Staatsanwalt ernannt und im Jahre 1821 zum Mitgliede des Senats selbst erwählt. Als im J. 1849 durch die veränderte Verfassung Bremens für die bis dahin vom Senat wahrgenommenen richterlichen Funktionen ein Richterkollegium gebildet wurde, trat er in dieses ein, in welchem er als Vicepräsident desselben und des Obergerichts bis zu seinem Tode blieb. B. war in seinem Berufe als Rechtsgelehrter ausgezeichnet, indem er mit sehr gründlichen Rechtskenntnissen eine unermüdliche Geschäftsthätigkeit verband und stets mit der strengsten Gewissenhaftigkeit und Unbefangenheit verfuhr. Vorzugsweise ihm wurden daher auch die schwierigsten Rechtsfälle zur Bearbeitung anvertraut. Seine geistige Kraft war noch ungeschwächt, als er, von einer Krankheit befallen, nach wenigen Wochen den Seinigen, mit denen er in sehr glücklichen häuslichen Verhältnissen lebte,

Fortwährend ſuchte er ſich vorzugsweiſe im Umgange mit jungen Leuten zu bewegen, um dadurch die eigene geiſtige Munterkeit zu fördern, welche auf die Lernenden wohlthuend zu wirken geeignet iſt. Da er als Profeſſor der Oekonomie und Technologie das Gewerbsweſen in ſeiner Geſammtheit zu berückſichtigen hatte, ſo war auf Naturkunde, Botanik, Chemie, Mathematik, auf Baukunde, Statiſtik, Geſchichte, auch auf Staatswiſſenſchaft Bezug zu nehmen. Als gefährliche Klippe bei ſeinen Lehrvorträgen betrachtete er die Ungleichheit der Vorbildung ſeiner Zuhörer (ſtudirender Landwirthe überhaupt), von denen ein Theil, blos empiriſche Praktiker, zu ſehr der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe entbehrte. Es gehört Lehrergewandtheit dazu, um unter ſolchen Umſtänden den Einen zu verſtändigen, ohne den Andern zu ermüden, und alle Saiten gehörig zu berühren. — Für die Geübteren ſtiftete und unterhielt P. eine Reihe von Jahren hindurch unter dem Namen: „Kameraliſtiſche Geſellſchaft" einen Verein für praktiſche Selbſtverſuche, der wöchentliche Uebungen hielt. Ein Mitglied verfaßte eine Abhandlung über ein nach Belieben gewähltes Thema, welche den übrigen Mitgliedern vorweg zur Prüfung vorgelegt ward. Der Verfaſſer trug dann ſeine Arbeit in der Verſammlung vor; ſie ward da diskutirt, das Ergebniß protokollirt ꝛc. Solche Selbſtverſuche hatten guten Erfolg und bewährten ſich als eine zweckmäßige Anleitung für das praktiſche Geſchäftsleben. Das Verdienſt P.'s hinſichtlich dieſer Veranſtaltung fand warme Anerkennung; die kameraliſtiſche Geſellſchaft beurkundete dieſe durch ein Stiftungsfeſt am 9. Sept. 1833, bei welchem ſie ihrem Stifter und Präſes einen ſilbernen Ehrenbecher feierlich und unter herzlichen Huldigungen überreichte. — Das Verdienſt P.'s um die landwirthſchaftliche Literatur beſteht vornehmlich in der Erläuterung der Landwirthſchaft durch die Naturkunde. Vorzügliches leiſtete er in der Darſtellung minder bekannter Feld- und Wieſenpflanzen. In Bezug auf ſeine Lehre über die „Wieſenverjüngung" beklagte er ſich, daß man etwas ganz Anderes verſtanden habe, als was er gewollt. Man habe das Buch für eine Anleitung zur Wieſenwirthſchaft, die Beiſpiele für Lehrſätze genommen und darüber das ſchöne Naturſpiel überſehen, wie ſich die Gräſer verjüngen. Freilich wohl iſt die Schreibart, in welcher das Werk über die Wieſenverjüngung verfaßt iſt, nicht recht zweckmäßig, nicht recht klar, bündig und populär genug; das volle klare praktiſche Verſtändniß der Sache fehlte dem Autor

wohl noch selbst. Indeß hat die Abhandlung viel Gutes erzeugt. Man hat sich durch sie veranlaßt gefunden, moorige Wiesen mit Sand zu beschütten, andere Wiesen zu beerden und so wesentliche Verbesserungen bewirkt. — Die Aufsätze in Zeitschriften übergehend, liefern wir hier ein vollständiges Schriftenverzeichniß P.'s (vgl. das landw. Konversations-Lexikon von Dr. A. v. Lengerke): „Der botanische Kinderfreund." 2 Bändchen. Leipzig 1797. — „De Oeconomiae patoralis rationibus. Disputatio philosophica oeconomica." 1815. — „Beschreibung des Stein- und gebogenen Klees ꝛc." Leipz. 1800. — *„Ueber Steuerfreiheit der Rittergüter ꝛc." Stockholm (Leipzig) 1800. — „Das Verjüngen der Wiesen ꝛc." Leipz. 1810. (Die 5000 Exemplare starke Aufl. ist veratriffen). — „Der fleißige u. fröhliche Wirthschaftsmann. 2 Jahrg. 1811, 1812." Leipz. — „Anleitung zum Kochen u. Braten im Wasserdampfe ꝛc." Ebds. 1812. Erlebte 5 Aufl. (Der Inhalt ist Ermittelung der Gattin P.'s). — „Germershausen's Ganze der Schafzucht ꝛc." Neu bearb. Dritte Aufl. Ebds. 1818. 2 Thle. — „Spitzner's Bienenzucht." Verm. Aufl. Ebds. 1818. — „Christ's Korbbienenzucht". Verm. Aufl. Ebds. 1818. — „Möglichst vollständiges Handbuch der Gärtnerei ꝛc." Ebds. 7te Aufl. 1821. — „Das Hermannsbad bei Lausigk unweit Leipzig ꝛc." Ebds. 1822. — „Die Hypothek in gewerbsmäßiger Hinsicht erwogen ꝛc." Ebds. 1824. — „Lehrbuch der landwirthschaftl. Technologie." 1826. 2. verm. Aufl. 1843. (Von dem Verleger neuerdings: Goldener Hausschatz betitelt). — „Das Neueste in der Fischerei." Ebds. 1829. — „Die Stubenheizung nach Erfahrungsgrundsätzen." Ebds. 1830. — „Die beste Benutzung erfrorener Früchte ꝛc." Ebds. 1830. — „Nachricht und Einladung zur Theilnahme der Viehversicherungsanstalt in Leipzig." 1830. — „Ueber das Studium der Gewerbswissenschaften auf Universitäten, besonders in Leipzig." Ebds. 1831. — „Ueber die Mängel und Beschwerden der Landwirthschaft im Königreich Sachsen ꝛc." Ebds. 1831. – „Die Kunst, grüne Bohnen zu trocknen, daß sie wie frische aussehen und ebenso gut schmecken ꝛc." Die 3. Aufl. 1833 vermehrt durch eine Anweisung, süße Kirschen in Rosinen zu verwandeln. Seitdem ist noch eine neue Auflage dieser Schrift erschienen. — „Beiträge zur neuesten Geschichte der Landwirthschaft. 7 Bdchen. Leipz. 1824—1829. — „Hauswirthschaftliche Neuigkeiten." Eine Zeitschrift. Von 1829—1833. — „Beschreibung und Abbildung eines Stubenheiz- und Kochofens ꝛc." Leipzig 1837. 3. Aufl. — „Die Kartoffeln."

Ein Beitrag zur Geſchichte ihrer Einführung und Verbreitung ꝛc. 1840. — „Die Runkelrübe.“ Eine zeitgemäße Sammlung alles Deſſen, was irgend Bezug auf die Runkelrübe hat. 1 Bdchen. 1836. — P., der nach dem Tode ſeiner erſten Frau ſich wieder verheirathete, hinterläßt eine Witwe und aus zweiter Ehe einen Sohn. — Viele deutſche und auswärtige Vereine für Land- und Gartenbau und techniſche Gewerbe hatten den regſamen Beförderer ihrer Intereſſen mit ihren Mitgliedſchafts-Diplomen geehrt. — Er fungirte als Mitdirigent verſchiedener wohlthätiger Anſtalten, in Bezug auf Feuerſchäden- und Viehverſicherung, und hat ſich um die Errichtung des Leihhaus- u. Sparkaſſeninſtituts in Leipzig verdient gemacht. — Ein gut getroffenes Portrait des Verewigten iſt für 10 Ngr. von der Buchhandlung von Friedrich Voigt in Leipzig zu erhalten.

35. Hermann Biow,

Maler und Photograph zu Dresden;

geb. 180., geſt. den 20. Febr. 1850*).

Der durch ſeine Ausſtellungen vorzüglicher Leiſtungen im Fache der Daguerreotypie ſo ſehr bekannt gewordene Photograph B. wurde vor einigen und 40 Jahren in Breslau geboren. Sein Leben war ſchon von Jugend auf ein ſehr bewegtes. Techniker, Theatermaler, Lithograph und Schriftſteller, verſuchte er ſich nach allen Richtungen hin, aber ohne belohnenden Erfolg, und dennoch hat er ſich noch einen ſehr geachteten Namen erworben, indem er in Hamburg die Erfindung Daguerre's ergriff und mit Stelzner daſelbſt wetteifernd, ſich zu einer außerordentlichen Gewandtheit zu der vervollkommneten, auf künſtleriſche Geltung zu Anſprüchen berechneten Lichtbildnerei ausbildete. Mit kleinen Apparaten beginnend, wußte er bald ſeine manchfachen technologiſchen und chemiſchen Kenntniſſe ſo zu benutzen, daß er durch vortreffliche Behandlung ſeiner Platten es allmählig zu jenen vorzüglichen Bildern brachte, die zu ſeiner Gallerie deutſcher Notabilitäten gehören. Großes Aufſehen erregte er durch ſeine Ausſtellungen nicht bloß in Hamburg und Dresden, ſondern auch in Berlin, Frankfurt a. M., Leipzig und in vielen andern Hauptſtädten Deutſchlands. So eben war eine Herausgabe ſeiner Gallerie in Stahlſtichen (bei Weigel in Leipzig) vor-

*) D. A. Ztg. u. Voſſ. Ztg. 1850, Beil. 1 zu Nr. 45.

bereitet, als ihn noch vor dem Erscheinen dieser Sammlung ein tiefgewurzeltes Leberleiden, zu dem sich wahrscheinlich auch metallische Vergiftung in Folge seiner unausgesetzten Einathmung der scharfen chemischen Reagentien gesellte, dahinraffte.

36. Johann von Muralt,

Pastor der deutsch-reformirten Gemeinde zu St. Petersburg; geb. d. 10. Sept. 1780, gest. d. 28. Febr. 1850 *).

v. M. ist geboren auf dem Schlosse Heidelberg bei Bischofszell im Thurgau, wo sein Vater Gerichtsherr war, eine stattliche, große Gestalt und ein Mann voll Feuer und Kraft aus einem altitalienischen, um der Reformation willen nach Zürich ausgewanderten Geschlechte. Seine Mutter, Ursula Scherb von Bischofszell, eine fromme, stille Seele, war bemüht, von früher Kindheit an den Keim der Frömmigkeit in den Herzen ihrer sieben Söhne und zwei Töchter zu wecken und zu pflegen. Johann, der dritte Sohn, wuchs mit seinen Geschwistern auf in ländlicher Freiheit, erhielt den ersten Unterricht in der Schule des zum Gute gehörenden Dorfes Hohentannen und in der Stadtschule von Bischofszell, sowie bei den beiden tüchtigen Ortsgeistlichen. So entstand in ihm der Wunsch zu studiren. Dieser wurde ihm erfüllt, indem er im 12. Jahre nach Winterthur geschickt werden konnte, wo eine gute Bürger- und Vorbereitungsschule war für die theologische Akademie in Zürich und wo er bei einem Bruder seiner Mutter häusliche Pflege fand. Auch später gedachte er mit Liebe und Dank seiner dortigen Lehrer Blum, Hanhart, Hegner und des Pfarrers Sulzer. In seinem siebzehnten Jahre gelangte er auf die Akademie nach Zürich als Student. Wohnung und Kost hatte er in dieser seiner Vaterstadt zuerst bei'm Pfarrer Däniker, dann bei seinem Lehrer von Bischofszell, spätern Provisor in Zürich, Germann, in dessen Hause, genannt zum Feuermörser, er vom Dache aus die Schlacht zwischen Massena und Korsakow ansah. Unter der väterlichen Aufsicht jener zwei Männer machte er den philologischen, philosophischen und theologischen Kurs der Akademie während der unruhvollen Zeiten der Auflösung der alten Eidsgenossenschaft 1798 und

*) Einige Worte des Andenkens, verfaßt von Dr. th. Eduard von Muralt. (St. Petersb. Zeitung 1850. Nr. 53 f.)

der Kriege der Franzosen in der neuen helvetischen Republik durch. Damals lehrten neben dem begeisterten, zu derselben Zeit als Opfer seiner Menschenliebe fallenden Lavater, auf der durch Bodmer und Breitinger zu neuem Flor erhobenen Akademie des schweizerischen Athens ein Nüscheler und Hottinger im Geiste der deutschen Universitäten, auf welchen neben der gerade herrschenden Philosophie nicht blos die Besonderheit der lutherischen Kirche, sondern auch die biblische Offenbarung selbst kaum mehr zur Geltung gelangte oder ungescheut verkündet werden durfte. Indeß hielt in Zürich die Kenntniß der alten Sprachen immer noch die biblischen Studien aufrecht, wie denn Hottinger, der selbst Zürichs religiösen und literarischen Zustand im 18. Jahrhunderte in einer gedruckten Rede 1802 geschildert hat, gleich seinem Nachfolger Jo. Schultheß die Epistel Jacobi, welche in der lutherischen Kirche so lange für eine des Kanons unwürdige, „stroherne" gehalten wurde, lateinisch erklärt hat. So wurde der 20jährige Theolog, nachdem er am 21. April 1800 unter dem Kriegslärme der von allen Seiten durchziehenden Franzosen sein Examen gemacht hatte, bestimmt und befähigt, seine Studien auf einer deutschen Hochschule zu vollenden. Damals leuchtete Halle durch seinen Philologen Wolf*) und seine Theologen Nösselt und Niemeyer**) sowie durch die großartigen franke'schen Stiftungen für Erziehung, die unter des Letztern Einfluß gestellt waren, vor allen Universitäten hervor. Dorthin zog denn v. M. im Herbste. Am Michaelstage in Halle angelangt, brachte er im trauten Kreise mit seinen Landsleuten, von dem wüsten Treiben der meisten damaligen Studenten wenig berührt, aber von dem feurigen Wolf wie von dem würdevollen Niemeyer, an dessen pädagogischen Uebungen er von Anfang an Theil nahm, zwei der Freundschaft und dem Genusse alles Guten, Schönen und Wahren gewidmete Jahre zu. Oft gedachte er als Greis noch der Harzreise, die F. A. Wolf mit den Schweizer-Studenten gemacht und wie dieser da von Witz und Laune sprudelte. Das Nachlesen der damals geführten Tagebücher war die Lieblingsbeschäftigung seines letzten Lebensjahres. Zuletzt ging der junge Theolog 1802 nach Paris zu seiner Ausbildung in der französ. Sprache und für die Gesellschaft. Hier wohnte er mit seinem ältesten Bruder zusammen und

*) Dessen Biogr. siehe im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 813.
**) — — — — 6. — — — — S. 544.

benutzte seinen einjährigen Aufenthalt gewissenhaft zur Kenntnißnahme der franzöſ. Eigenthümlichkeit in ihrem geſelligen und öffentlichen Leben, wie es damals in der Weltſtadt Paris im glänzendſten Lichte erſchien. Von hier berief ihn Frau v. Staël nach Coppet, um die Erziehung ihres Sohnes zu leiten und ihr bei ihren literariſchen Arbeiten behilflich zu ſeyn, in welcher Eigenſchaft A. W. v. Schlegel*) mit ihr Europa durchwanderte, nachdem ſie aus Frankreich war vertrieben worden; doch das unweibliche Weſen dieſer berühmten Frau war nicht blos Bonaparte, ſondern auch dem jungen Schweizer ſo zuwider, daß dieſer, um ihrem Drängen zu entgehen, aus Coppet entfloh. Seine Neigung zog ihn außerdem zu Peſtalozzi**), den er in Paris kennen gelernt hatte. „Der treffliche Greis (ſchreibt Gruner 1804) feſſelte den trefflichen Jüngling. Er faßte den Entſchluß zu ihm zu gehen, und er gehört zu denen, die nie einen vernünftigen Entſchluß faſſen, ohne ihn auszuführen. Viele Gelegenheiten zu einer nützlichen und glücklichen Exiſtenz boten ſich ihm dar; allein er kam nach Burgdorf. Alles zog ihn hier an, weil in Burgdorf alles naturgemäß iſt. Er wurde Lehrer am Inſtitut und iſt es noch — mit ſeltener Uneigennützigkeit, aus reinem Intereſſe für die Wahrheit, für das Gute und für Peſtalozzi. Ich habe wenig Jünglinge geſehn wie ihn, wenig, in denen ſich ſo viel vereinigte. So wie er, kennt ſelten ein Jüngling die Welt, ohne in ihre Gemeinheit einzuſtimmen. Welch' einen Sinn für's Gute und für die Wahrheit, welch' eine Liebe zur Natürlichkeit, welch' eine Freude an der Unſchuld fand ich an ihm! Welche Wärme mit welcher Denkkraft verbunden! Er bleibt Peſtalozzi und der guten Sache getreu, wenn auch manche vornehme Familien in der Schweiz das abenteuerlich finden." — „Die franzöſ. Knaben unterrichtet er in der Religion; er hat die franzöſ. Sprache in ſeiner Gewalt. Das Herz und der Kopf dieſes edeln jungen Mannes ſetzen ihn in den Stand, vortrefflichen Religionsunterricht zu geben. Er entwickelt oft die Begriffe durch eine ſehr geſchickte Fragekunſt meiſterhaft, hat ein vortreffliches Talent der populären Gründlichkeit und geht in die ſpeciellen Erfahrungen ſeiner Zöglinge mit viel Kenntniß des kindlichen Herzens ein. Auch ſpricht er mit ausnehmender Liebe,

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 23. Jahrg. des N. Nekr. S. 438.
**) — — — 5. — — — S. 187.

Wärme und Energie. Er und Niederer *) ſind bei Peſtalozzi's Morgen- und Abendandachten immer gegenwärtig, und v. M. überſetzt, was Peſtalozzi deutſch ſagt, in's Franzöſiſche. So können ſie ihren religiöſen Unterricht mit dieſem in Verbindung ſetzen. Die ältern Lehrer und auch einige, die erſt ſeit kurzer Zeit am Inſtitute arbeiten, wie dieſe beiden, ſtehen in unbedingtem Anſehn und die Kinder erweiſen ihnen den pünktlichſten Gehorſam." Neben dieſem allgemeinen Unterrichte hatte v. M. noch die Erziehung eines Knaben beſonders zu leiten und that es auf ſo befriedigende Weiſe, daß er durch den Dekan Ith von Bern berufen wurde, den Sohn des Schultheißen Friſching zu erziehen. Dieſer kam indeß in einem Gefechte der Knaben durch einen Steinwurf um, noch ehe v. M. die Aufſicht über ihn übernommen hatte. So ging er 1804 nach Zürich, um ſich ordiniren zu laſſen und dann ſeiner Neigung zur Pädagogik getreu, zu Fellenberg **), nach Münchenbuchſee. v. M. war bereits in weiteren Kreiſen, beſonders durch die vielen Fremden, die nach Yverdon wallfahrteten, ſo vortheilhaft bekannt, daß er im J. 1810, durch Vermittelung ſeines Landmannes v. Eſcher ***), nach St. Petersburg berufen wurde und zwar nicht blos zu der vakant gewordenen Stelle an der deutſch-reformirten Kirche, ſondern um zuerſt eine Erziehungsanſtalt in Peſtalozzi's Geiſte für die dortigen höhern Stände zu begründen. Im Juli reiſte er über Stuttgart und Frankfurt nach Berlin und Königsberg, wo durch Süvern u. A. ihm die vortheilhafteſten Vorſchläge zu Anſtellungen als Erziehungsinſpektor gemacht wurden. In Riga machte er die Bekanntſchaft ſeines älteſten Freundes in Rußland, des damaligen K. R. Engelſohn. Der Superintendent Sonntag verkündete ihm, er werde in St. Petersburg ſiegen. Hier fand er ſich zuerſt wie betäubt von dem Gewühle: „Man fährt, als ob man morgen ſterben wollte. Welch' Getümmel, welch' Gewimmel! Palläſte ſind Häuſer und Häuſer ſind Steinhaufen." Seine Antrittspredigt hielt er am 9. Oktober, ſechs Tage nach ſeiner Ankunft, bemerkte aber „welche Abnahme ſchon das zweite Mal!" Zu Weihnachten fiel ihm auf, daß die Meiſten in ihren Stühlen blieben und nur Wenige zur Kommunion gekommen: „die Reichen ſehen das heil. Abendmahl als Aberglauben

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 21. Jahrg. des N. Nekr. S. 1025.
**) — — — — 22. — — — — S. 746.
***) — — — — 11. — — — — S. 340.

an; je reicher, desto weniger Religionsinteresse, aber auch keine Dienstboten und Gesellen in der Kirche." „Der Prediger hat hier nichts, was ihn aufmuntere, es wäre denn äußerliche Auszeichnung und gute Besoldung, während ihm überall Anmaaßung und Verwilderung entgegentritt. Unter den Geistlichen selbst findet auch keine Verbindung Statt." Wir führen diese Bemerkungen aus den Jahren 1810 und 1811 nur an, um zu zeigen, wie sehr besonders in seiner Gemeinde durch seinen wohlthätigen Einfluß sich Alles zum Bessern gestaltet hat. Auch er mußte sich durchkämpfen, aber sein von Eitelkeit und Eigennutz freier, gemeinnütziger, lauterer Sinn ließ ihn nicht muthlos werden, und er drang durch. Schon am 15. Dec. 1810 sagte man ihm, er sey beliebt, und könne Alles durchsetzen; in wichtigen Familienangelegenheiten ward er bald als Vertrauensmann zugezogen; der Baron Rall sagte zu ihm: „Verlassen Sie uns nicht!" Seine Zuhörer in der Kirche nahmen wieder zu, und bei seiner ersten Konfirmation zu Ostern 1811 urtheilte man, es sey noch nichts so Feierliches und Eindringliches hier gehört worden, es habe zu Thränen gerührt. Doch machten Andere wieder Glossen darüber, sowie über die Gesellschaftsspiele, die er statt des ewigen Kartenspiels in mehreren Häusern veranlaßte, in denen er wegen seines heitern, muntern Sinnes sehr beliebt war. Mit Klinger*) ward er alsbald befreundet. Dieser ließ ihn durch Willamow der Kaiserin Mutter empfehlen, welche für die pestalozzi'sche Methode günstig gestimmt war. Auch der Fürst Kotschubei nahm ihn gütig auf und wollte ihn mit dem Minister der Aufklärung, dem Grafen Rasumowski, bekannt machen, um zu sehen wie man ihn am besten brauchen könnte. Dieser fragte ihn, ob über die pestalozzi'sche Lehrmethode nichts französisch geschrieben sey, um sich schnell damit bekannt zu machen. v. M. machte ihm bemerklich, sie sey nichts ohne Erziehung, sey ein naturgemäßes, organisches System und könne sich daher nur langsam und allmälig entwickeln. In einer dreistündigen Abendunterhaltung mit Sperauski am 17. Jan. 1811 wies er auf den Verfall der französ. Nation und das Steigen der deutschen hin. Dieser aber meinte, die letztere habe einen zu idealen Gang genommen in ihrer Kultur, habe daher kein äußeres Band. Aber nachdem er gehört, was Pestalozzi eigentlich wolle, rief er erstaunt aus: „Die Mütter werden die besten Lehrerin-

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 175.

nen; das Kind ſucht und findet nach nothwendigen Geſetzen und bringt ſelbſt hervor oder prägt ſich ſelbſtſtändig ein. Das Kind muß Achtung für den Lehrer bekommen. Die Ausführung dieſer Methode wird uns weit bringen. Wir haben früher Alles nur auswendig gelernt. Machen Sie Vorſchläge. Wie glauben Sie, daß dieſes könne auf unſern Boden verpflanzt werden?" Dazu erfuhr er bei dem zerſtreuten Leben, „in welchem ſich Familien nicht genießen können und weder die Einladenden noch die Eingeladenen etwas gewinnen," daß beſonders die Jugend gleichgiltig werde. „Die junge Welt, wie die der Damen, iſt übel daran, genirt, konventionell, keine Jugendgeſellſchaft, weder Kameraden noch Geſpielen, wenig Freundſchaft unter denen, die mit einander aufgewachſen; daher die jungen Herrn leer, die Erwachſenen dem Wohlleben verfallend in allen Ständen; dem Kartenſpiele fröhnen die Geſellen in den Herbergen und die Gebildeten ſogar bei den Beerdigungen." „Wollte man die Regeln, die hier Jeder in ſeinen Verhältniſſen beobachtet, um fortzukommen, zu Grundſätzen erheben, welche Moral käme da heraus?" Um dieſem Verderbniß in der noch bildſamen Jugend entgegenzuwirken, eröffnete er am 27. Okt. 1811 ſeine Erziehungsanſtalt mit den Söhnen der Kaufleute Weber und Gambs und des Kirchenälteſten Schlüſſer, in deren Häuſern er von Anfang an die meiſte Herzlichkeit gefunden hatte. Zu dieſen kam denſelben Tag noch der Sohn des preuß. Geſandten Schöler. Zuerſt hielt er ſeine Erziehungsanſtalt in ſeiner Wohnung unter der Kirche, dann auf Waßili-Oſtrow in der 11. Linie, bei Silberharniſch, ſpäter in der 10. bei Beaupré, und nachdem dieſe ganz beſonders für ſeine Zwecke von ihm eingerichtete Wohnung für eine Kronsanſtalt verkauft worden war, zuletzt wieder bei der Kirche. Hier umfaßte ſein Inſtitut in vier Wohnungen bis auf 100 Zöglinge, von denen über die Hälfte im Hauſe wohnte. So wurden bis zum Ende des Jahres 1837, in welchem die ganze Anſtalt aufgegeben wurde, weil die inzwiſchen in großer Menge von der Regierung geſtifteten Schulen und Erziehungshäuſer das Beſtehen ſolcher Privatanſtalten für Knaben nicht mehr ſo nothwendig erſcheinen ließen, mehere Tauſend junge Leute, zum Theil aus den höchſten Ständen erzogen, die jetzt ſchon im Heere oder im Civildienſte mit Auszeichnung genannt werden. Aber auch ein großer Theil des höher gebildeten Kaufmannsſtandes erinnert ſich noch immer mit Freuden der in ſeiner Anſtalt genoſſenen hu-

manen Erziehung, väterlichen Leitung und der ächt jugendfreundlichen Art, mit welcher der Pastor unter ihnen lebte, an ihren Spielen, Ausfahrten und Sommervergnügungen Theil nahm. Jeder stimmte darin überein: eine solche Anstalt hat noch nie bestanden und nennt sich mit Stolz einen Zögling derselben. In den Jahren 1825, 1828 und 1834 wurden drei Gehilfen des Pastors vorzugsweise zu Lehrern und Erziehern des Großfürsten Thronfolgers, des Großfürsten Konstantin und der Großfürstinnen des Kaiserhauses auserwählt. Als Zeichen dieser Anerkennung erhielt er nach einander das Wladimirkreuz und den St. Annenorden 2. Klasse mit der Krone. Doch auch auf die Kirche wirkte der Verewigte bei all' dieser pädagogischen Thätigkeit auf's Heilsamste ein. Den vor seiner Ankunft öfter gestörten Frieden zwischen der französischen und der deutschen Gemeinde wußte er durch seinen versöhnlichen Sinn festzuhalten, alle Kollisionen zu vermeiden und die wahre Geistesunion, bei aller Bewahrung des Eigenthümlichen auf jeder Seite, mit den lutherischen Schwesterkirchen herbeizuführen. Deshalb wurde er auch am Reformationsfeste 1817 beauftragt, zu den in der St. Petrikirche versammelten Genossen sämmtlicher evangelischen Gemeinden im Namen aller ihrer Geistlichen zu sprechen. Er that es mit Anwendung des Spruches Christi: „Einer ist euer Meister; ihr aber seyd Brüder" in jener Predigt, von der die Hauptstellen in der Chronik der reform. Gemeinden zu St. Petersburg abgedruckt sind. Es ist das einzige Mal, daß etwas von ihm gedruckt worden ist, da er auf vielfaches Verlangen, Reden und Predigten von ihm, besonders die Einweihungen der Konfirmanden zu veröffentlichen, nie eingehen wollte. Er sagte, er sey ein Mann eher der That, des Lebens und des Wortes und wollte nie als Schriftsteller wirken, wie sehr er auch durch Kenntnißnahme aller bedeutendern Erscheinungen, besonders in seinen Lieblingsfächern der praktischen Theologie und der Pädagogik sich fortzubilden bemüht war. Davon ist die von ihm gesammelte, mehere 1000 Bände starke Bibliothek ein Zeugniß, auf welche er den größten Theil seines Erwerbes verwendet hat, der nicht zu Wohlthaten bestimmt worden ist, und die nun als ein Vermächtniß für seine Nachfolger, bei der Kirche und Schule erhalten werden soll. In seiner Bescheidenheit und Empfänglichkeit für alles Verdienst erkannte er freudig auch das wissenschaftliche an, wo er es fand, und war in seiner theilnehmenden und vielseitigen Denkungsart himmelweit von denen

entfernt, die nur halb oder auf Kosten Anderer zu loben wissen und damit auch ihren besten Worten einen bittern Beigeschmack geben. Er meinte auch in Beziehung auf seine Amtsgenossen nicht, Jeder müsse seyn wie er. Der Wahlspruch seines Lieblingsdichters Goethe war darin auch der seine: „Eines schickt sich nicht für Alle." Seine Trefflichkeit als Erzieher bewährte er auch bei'm Konfirmandenunterricht, den er alle Jahre mit neuem Eifer begann und dessen Alle, die daran Theil genommen haben, sich dankbar erinnern. Er veranlaßte endlich, als das beste Denkmal der Reformationsfeier, die Stiftung der Kirchenschule für die drei reformirten Gemeinden, die unter seinem Einflusse durch die beiden Inspektoren Schöne und Gordak immer segensreicher erblüht und deren letzte Jahresprüfung, der er nicht mehr beiwohnen konnte, ihm noch die tröstliche Aussicht gewährte, daß diese seine Schöpfung ihn lange überleben werde. Dasselbe gilt auch von der Schweizer-Hilfsgesellschaft, dem ersten Vereine dieser Art in St. Petersburg, ja der ältesten von den vielen seitdem in entfernten Städten gegründeten Schweizer-Hilfsgesellschaften. Sie kam zu Stande, als der Pastor am 18. Sept. 1814 acht Landsleute bei sich versammelte, um sie zur Unterstützung der durch Ueberschwemmungen schwer heimgesuchten Glarner aufzufordern. Eine von diesem ersten Vereine unter sich und den übrigen Landsleuten veranstaltete Sammlung brachte 9725 Rbl. ein, die am 23. Oktbr. nach Zürich geschickt und durch Heinrich Escher von der Linth seinen vaterländischen Plänen gemäß verwendet wurden. Diese Beschäftigung mit den Mitteln zur Linderung der im Vaterlande herrschenden Noth richtete die Blicke der in St. Petersburg Vereinten auf die Lage ihrer zunächst stehenden Landsleute und veranlaßte sie, unter sich einen Hilfsverein für dieselben zu begründen. Dadurch wußte der Pastor die hier lebenden, bisher auf eine auffallende Weise getrennten Schweizer zu einem edlen, gemeinnützigen Zwecke zu vereinen; sein wohlthätiger Sinn, sein unverwüstlicher Humor belebte die monatlichen und jährlichen Zusammenkünfte und machte sie allen Theilnehmern zu wahren Festtagen, während den Dürftigen und Verwahrlosten dauernde Hilfe bereitet wurde. Dieser gesellige, für alles Gute empfängliche Sinn machte ihn aber auch zum angenehmsten, überall gern gesehenen und um die Wette eingeladenen Hausfreunde bei so vielen aus den verschiedensten Klassen und Nationen, auch außer seiner Gemeinde, und bereitete ihm zu seiner

Erholung Genüsse der Geselligkeit und des Umgangs, wie er sie kaum in seinem engern Vaterlande gefunden haben würde. Nichtsdestoweniger besuchte er, außer Moskau 1830 und Schweden und Dänemark 1839, in treuer Anhänglichkeit seine Heimath und die Kreise seiner früheren Thätigkeit in den Jahren 1822, 1835 und 1845 wieder. Von der letzten Reise kehrte er schon krank zurück und mußte mehrmals von seinen Amtsgeschäften feiern. Auch das Scheiden vieler seiner besten Freunde, wie des Grafen Cancrin, dessen Zuneigung er stets nur für Andere, nie für sich benutzte, des Baron Stieglitz*), der DDr. Simon und Lichtenstädt, dreier seiner Brüder und besonders des ältesten, zuletzt noch S. E. von Awerin, waren ihm Vorboten seines eigenen Heimganges. Er wünschte sich oft, gleich mehreren derselben, in der vollen Kraft seiner Thätigkeit abgerufen zu werden. Dieser Wunsch sollte sich aber nicht erfüllen. Von einer Hirnentzündung im Jahr 1846 hergestellt, ward er im März 1849 von einem schmerzlichen Blasenübel heimgesucht, welches trotz mehrfacher Operationen, zur Zersetzung seines Blutes und zur Wassersucht führte. Dazu hatte er den Schmerz, seine ihn treu pflegende Nichte sich durch die Cholera, den 24. Juli, in Einer Nacht entrissen zu sehen. Im Anfange dieses Jahres gab er die lange noch gehegte Hoffnung der Genesung auf und bereitete durch den Genuß des h. Abendmahls mit seinen Amtsbrüdern und der Kirchenältesten sich und sie auf den Abschied vor, sprach auch neuerdings, was er schon in seinem Testamente 1848 bezeugt hatte, es aus, er habe sich stets für einen der glücklichsten Menschen gehalten, er habe Gott und seiner Gemeinde viel zu verdanken, vor Allem das Gute, das er in ihr habe wirken können. Die Stunde seines Todes war 1 Uhr nach Mitternacht den 16. Febr., wo ein Schlaganfall, ohne daß ein Laut zu hören gewesen wäre, dem Leben des anscheinend Schlummernden ein Ende machte und ihm eine längere Agonie ersparte. So wird denn auch sein Andenken in Segen bleiben bei Kindern und Kindeskindern.

---

*) Dessen Biogr. s. im 21. Jahrg. des N. Nekr. S. 204.

37. Dr. ph. Georg Nikolaus Bärmann,

Schriftſteller zu Hamburg;

geb. den 19. Mai 1785, geſt. den 1. März 1850 *).

Der Verſtorbene war in Hamburg von ſehr armen Aeltern geboren. Anfangs dem Kaufmannsſtande beſtimmt, bildete B. ſich ohne eigentliche akademiſche Studien als Selbſtgelehrter und war ſeit 1810 Vorſteher einer Schulanſtalt, die er nach 27 Jahren aufgab. Seitdem lebte er als Privatgelehrter von Ueberſetzen, dramatiſchen Dichtungen oder vielmehr Bearbeitungen eifrig beſchäftigt. In ſeinen ſpätern Jahren arbeitete er am literariſchen Theile der hamburger Nachrichten und ſchrieb unter Anderem jene bekannten kurzen Notizen über das Theater, bei denen ſein Urtheil durch mancherlei Rückſichten beengt war. Während der letzten Monate noch beſorgte er dort das beſchwerliche Geſchäft eines Korrektors. B. war nie ein eigentlicher Dichter, aber ein fleißiger und talentvoller Bearbeiter poetiſcher Stoffe, ein ſehr fruchtbarer Ueberſetzer. Seine ſämmtlichen Schriften, die er mit ſchulmeiſterlicher Kalligraphie ſehr genau auf einer Papierrolle verzeichnet hatte und dieſelbe mit ängſtlicher Sorgfalt bewahrte, ſind bei weitem über 300 Bände. — Einzeln erſchienen von ihm: Homonymikon der Deutſchen. Hamb. 1810. — Alexander von Soltwedel. Ebdſ. 1817. — Die glückl. Bettler, Maskenſpiel nach Gozzi. Leipzig 1819. — Hamb. Chronik. N. A. Hamb. 1822. — Das Haus mit zwei Thüren, Schauſpiel nach Calderon. Altona 1821. — Dolch u. Maske. Bremen 1822. — Hamburg u. Hamburgs Umgegend. Hamb. 1822. — Rymels u. Dichtels, Höög-un Hövelbook. Ebdſ. 1822 u. 23. — Papiere aus meiner bunten Mappe Berlin 1826. — Dat grote Höög-un Häwelbook. Hamb. 1827. — Die Aſſonanzen d. deutſchen Sprache. Berl. 1829. — Adler der Vierte, der Held von Schaumburg. Hamb. 1832. — Ausgewählte Gedichte. Ebdſ. 1833. — Dat hülvern Book. Ebdſ. 1846. — Ueberſetzungen des Calderon, W. Scott, Bulwer, Byron ꝛc. — B. — wurde bei einer andern Gelegenheit bemerkt (Ehrentempel deutſcher Dichter S. 342) — hat in dramatiſchen Verſuchen manches Gelungene, das ſich vorzüglich auf ſeiner vaterſtädtiſchen Bühne des Beifalls erfreute, dargebracht. Noch größeres Verdienſt hat er jedoch als fleißiger

*) Hamb. unparth. Korreſp. 1850. Nr. 59.

und fruchtbarer Ueberſetzer, da er bei reicher Kenntniß fremder Idiome und veſter Herrſchaft über die Mutterſprache ſich die Schönheiten fremder Dichtungen anzueignen und dieſelben höchſt glücklich wiederzugeben wußte, wenn gleich ſeine derartigen Arbeiten nicht immer durch die Glätte und vollendete Abrundung eines Schlegel's *) und Gries **) ſich auszeichnen. Seine „Aſſonanzen der deutſchen Sprache" ſind ein eigenthümliches Werk, die Frucht vieljährigen Fleißes und als ſolches zu wenig bekannt. Dankbare Anerkennung verdienen endlich ſeine ſprachlichen und dichteriſchen Leiſtungen im Plattdeutſchen, das er mit entſchiedenem Talent und ſeltener Leichtigkeit und Gefälligkeit in ſeinem „Höög- um Häwelbook" behandelte und dadurch zeigte, welchen Reichthum es beſitze und welcher Behandlung der anſcheinend ſpröde Stoff von naturbegabter, geübter Hand fähig ſey. Sein Lied: „Stadt Hamburg in der Elbe Auen" iſt längſt zum Volksliede geworden. In der Nacht auf den 1. März ſtarb B. plötzlich vom Schlage getroffen im 65. Lebensjahre. Manche Schickſalsſchläge hatten den alten Mann getroffen, ehe dieſer letzte ſeiner Mühſal ein Ende machte. Iſt das Loos eines Dichters und Literaten in Hamburg überhaupt kein beneidenswerthes, ſo hat B. alle Bitterkeiten dieſes Kelches bis auf die Hefen ausgeleert. —

38. Heinrich Graſſau,

Kaufmann, Vicepräſident der Abgeordneten und Vorſteher der Stadtverordnetenverſammlung zu Braunſchweig;

geb. im Jahre ...., geſt. den 3. März 1850 ***).

Er ſtarb in Folge eines Schlagfluſſes. Sein Tod verſetzte die ganze Stadt in Trauer und Beſtürzung. Seit dem J. 1830 hatte er ſich in manchfacher Richtung an dem öffentlichen Leben betheiligt. Im Jahr 1836 wurde er zu dem damaligen Landtag als Abgeordneter und ſeitdem jedes Mal wieder gewählt. Auf dem außerordentlichen Landtag im April 1848 wählte ihn die Ständeverſammlung zum Präſidenten und die letzte Abgeordnetenverſammlung zum Vicepräſidenten. In allen dieſen Verhältniſſen hat er mit Hingebung, Klarheit des Geiſtes und

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 23. Jahrg. des N. Nekr. S. 438.
**) — — — — 20. — — — — S. 156.
***) Frankfurter Oberpoſtamtszeitung 1850. Nr. 59.

entschiedener Charakterfestigkeit gewirkt und, im Privatleben einer der redlichsten, reinsten und makellosesten Männer, die allgemeinste Achtung erworben. Bis zum J. 1848 gehörte er der liberalen Opposition an, seitdem hielt er sich zu der konstitutionellen Partei. Gesund und wohl begab er sich an seinem Todestage zu einem dem Oberbürgermeister von den Stadtverordneten gegebenen Mittagsmahle; bei'm zweiten Gange bringt er dessen Gesundheit aus und wenige Augenblicke später wird er vom Schlagflusse getroffen, nach Haus gebracht, wo er ohne das Bewußtseyn wieder zu erlangen, gegen 10 Uhr verscheidet.

* 39. Johann Benjamin Friedrich Krügelstein,

herzogl. gotha'scher Rath und Justizamtmann zu Ohrdruff;

geb. den 22. Febr. 1772, gest. den 4. März 1850.

K. war als zweiter Sohn des Arztes und Bürgermeisters, des Raths Dr. Joh. Friedr. Krügelstein, zu Ohrdruff geboren. Von der Natur mit guten Geistesgaben ausgestattet, im älterlichen Hause sorgfältig erzogen und auf dem Lyceum seiner Vaterstadt gehörig vorbereitet, studirte K. auf der Universität Jena von Ostern 1791 bis dahin 1794 Rechtswissenschaft und erhielt, nachdem er das juristische Staatsexamen rühmlich bestanden hatte, durch den Einfluß des Kanzlers von Zigesar, dem er schon als Student von einer vortheilhaften Seite bekannt geworden war, im J. 1795 den Acceß bei dem Justizamte zu Tonna. Von da kam er 1799 als Accessist zum Justizamte Reinhardsbrunn, welches seinen Sitz in der Stadt Waltershausen hatte, und kehrte 1804 als Amtskommissär nach Tonna zurück. In demselben Jahre verheirathete er sich mit Eberhardine Karoline Schonert, deren Vater Hof- und Konsistorialrath in Ohrdruff war, und aus dieser Ehe sind, außer mehreren Kindern, die bald nach ihrer Geburt wieder starben, zwei Söhne entsprossen, von denen der ältere, Bernhard, als Gerichtsamtmann in Thal und der jüngere, Moriz, als prakticirender Arzt in Ohrdruff lebt. Zu Michaelis 1824 wurde K. zum Oberbeamteten des Justizamtes Reinhardsbrunn befördert und im Juli 1830 in gleicher Eigenschaft mit dem Titel „Rath" zum Justizamte in Ichtershausen versetzt. Diese Stelle bekleidete er bis zum November 1837, wo er sich, auf sein Ansuchen unter Anerkennung seiner dem Staate 42 Jahre

hindurch geleiſteten Dienſte in Ruheſtand verſetzt, in ſeine ihm ſtets werth und theuer gebliebene Vaterſtadt zurückzog und hier ganz den Wiſſenſchaften, beſonders dem Studium der Geſchichte, Geographie und Diplomatik lebte, bis der Tod ſeinem irdiſchen Seyn durch einen Blutſchlag unerwartet ſchnell und leicht ein Ende machte. War auch ſein Leben und Wirken kein beſonders ausgezeichnetes, ſo war K. doch ein eben ſo merkwürdiger, als achtungswürdiger Mann. Sein klarer Verſtand, ſeine vielſeitige Bildung, ſein richtiges, ſtets mit großer Beſtimmtheit, aber auch mit vieler Gemüthlichkeit ausgeſprochenes, Urtheil machten ſeinen Umgang nicht nur ſehr anziehend, ſondern auch ſehr belehrend. Wirkliche Bewunderung erregten ſeine archivariſchen, antiquariſchen und diplomatiſchen Kenntniſſe, wobei ihm ſein vortreffliches Gedächtniß ſehr zu Statten kam. Wenn z. B. in Geſellſchaften die Rede auf Rathsangelegenheiten ſeiner Vaterſtadt kam und ſelbſt anweſende Rathsmitglieder keine beſtimmte Auskunft zu ertheilen wußten, ſo gab er ihnen noch in ſeinem Greiſenalter von ſeinen Schuljahren her, wo er ſeinem Vater bei der Einrichtung des Rathsarchivs geholfen und viele Urkunden geleſen hatte, die Akten, in welchen ſie Auskunft finden würden, mit ſolcher Sicherheit an, daß ihn ein ihm befreundeter Juriſt ſcherzweiſe das lebende Archiv nannte. Dieſe genaue Kenntniß der älteren Verhältniſſe zog ihm aber auch, während er Chef des Juſtizamtes Reinhardsbrunn war, in einem hohen Grade den Unwillen der herzogl. Kammer zu, welche der Gemeinde zu Finſterbergen die ihr im Walde zuſtehende Triftgerechtigkeit ſtreitig machte und den deshalb angefangenen Proceß ſchon gewonnen zu haben glaubte, als K. ein altes Diplom aus den Kloſterzeiten beibrachte und durch daſſelbe bewies, daß ein Abt zu Reinhardsbrunn der Gemeinde dieſe Gerechtigkeit wirklich verliehen habe. Selbſt des Lebens auf Erden gern froh, ſuchte er auch Andern daſſelbe zu erleichtern und zu erheitern. Sein weiches und gefühlvolles, theilnehmendes und menſchenfreundliches Herz trieb ihn, zu helfen, wo er nur konnte, ſo daß ihn wohl ſelten ein Nothleidender vergebens um eine Unterſtützung angeſprochen haben mag, und wenn es galt, wohlthätige Zwecke und gemeinnützige Anſtalten fördern zu helfen, ſo ahmte er das Beiſpiel ſeines Vaters nach und that, wie dieſer es gethan hatte, willig und gern ſeine milde Hand auf. — Daß ein Mann mit ſolch' einem Herzen auch ſeiner Gattin ein liebevoller Lebensgefährte, ſeinen Söhnen ein

ſorgender Vater, ſeinen Enkeln ein freundlicher Großvater und allen ſeinen Verwandten ein redlicher und treuer Freund war, braucht wohl nicht beſonders erwähnt zu werden. Indeß darf doch das zärtliche, wahrhaft brüderliche Verhältniß, welches zwiſchen ihm und ſeinen drei Brüdern: Ernſt (Hof- und Konſiſtorialrath in Ohrdruff*), Friedrich (Kirchen- und Schulrath daſelbſt**) und Karl (Medicinalrath ebendaſelbſt) Statt fand, nicht mit Stillſchweigen übergangen, ſondern muß als eine große Seltenheit ganz beſonders angeführt werden. Nie hat man gehört, daß unter dieſen vier einander mit inniger Liebe zugethanen Brüdern irgend ein Zwiſt entſtanden ſey; aber das iſt oft ſichtbar geworden, daß eine Beleidigung, die einem unter ihnen von Fremden widerfuhr, von einem Jeden ſo angeſehen wurde, als ſey ſie ihm ſelbſt widerfahren; wer einen von dieſen vier Brüdern kränkte, der kränkte ſie alle. — Unter K.'s Schriften, die Theils im Druck erſchienen ſind, Theils noch im Manuſkripte vorliegen, verdienen beſonders genannt zu werden: Beiträge zu Hellbach's Archiv für die Geographie, Geſchichte und Statiſtik der Grafſchaft Gleichen. Altenb. 1805. — Antikritik der Recenſion von Dr. Thilow Schrift: „Der Graf von Gleichen" in der jena'ſchen Literaturzeitung 1837. Nr. 138 fg. — Nachrichten, die gräfl. gleichen'ſchen Gräber zu Tonna betreffend, im Manuſkript. — Ueber die Grenzen in der Schenkungsurkunde Kaiſers Konrad II. für den Grafen Ludwig mit dem Barte, vergl. Allgem. Anzeiger Nr. 186. v. J. 1827.

Brehm,
Archidiakonus zu Ohrdruff.

40. Gregor Girard,

Franziskaner zu Freiburg in der Schweiz;
geb. den 17. Dec. 1765, geſt. den 6. März 1850 ***).

Ein einfacher, greiſer Ordensmann iſt heimgegangen und das ganze gebildete Europa trauert um ſeinen Verluſt und weiht Ehrenkränze ſeinem Andenken; es iſt ein Mann, der ſein ganzes Leben an eine hohe, herrliche Idee

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 361.
**) — — — — 27. — — — S. 1281.
***) Nach: Solothurner Blatt Jahrg. 1850, Kirchenzeitung für die kath. Schweiz u. A.

setzte, der für Menschen- und Volksbildung kämpfte bis zum Tode. — G. wurde zu Freiburg in der Schweiz geboren. Sein Vater war ein geachteter Bürger, seine Mutter stammte aus der Patricierfamilie Landerset. Von 13 Kindern, die diese treffliche Mutter erzog, war G. das siebente; ein noch lebender Bruder von 82 Jahren war Prior und Oekonom der Cistercienserabtei Altenrif, der er ausgezeichnete Dienste erwies; ein anderer Bruder eidgenössischer Oberst. Nach einer unter der weisen Leitung seiner Aeltern glücklich durchlebten Jugendzeit trat der Verewigte, kaum 16 Jahre alt, 1781 in den Orden der Franziskaner und legte am 30. Okt. 1782 die feierlichen Gelübde ab. Seine höhern Studien machte er in Würzburg, wo er sieben Jahre sich mit solchem Eifer den philosophischen und theologischen Wissenschaften widmete, daß er nicht nur alle seine Mitschüler übertraf, sondern nach vollendeten Studien in meheren Klöstern seiner Provinz als Lektor wirkte. Für Würzburg, das unter dem trefflichen Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal so vorzüglich blühte, hatte G. eine besondere Vorliebe und er zählte stets die Tage seiner dortigen Studien zu den schönsten seines Lebens. Später wirkte er in Freiburg als Lehrer seiner jüngern Mitbrüder, bis er 1798 von der helvetischen Regierung, an der auch sein Schwager Savary als Direktor eine der einflußreichsten Stellen bekleidete, in die damalige Bundesstadt Bern berufen wurde. Das Zuströmen vieler katholischer Schweizer in diese Stadt machte den Gottesdienst dieser Konfession unentbehrlich und nun wurde G. zum ersten katholischen Pfarrer von Bern ernannt. Hier übte er eine große, in den Stürmen jener Zeit sehr wohlthätige versöhnende Wirksamkeit. Die Schweiz, damals in heftige Parteien getheilt, bot das Bild der größten Zerrissenheit dar; es bedurfte eines Mannes, der keiner Partei angehörte, dessen Herz nur für die heiligsten Zwecke der Menschheit schlug, um versöhnend auf die entzweiten Gemüther einzuwirken. G.'s Predigten fanden an den Herzen der bessern Schweizer aller politischen Meinungen einen glücklichen Anklang, die Kirche war von Zuhörern beider Konfessionen gedrängt voll und der erste katholische Pfarrer von Bern erwarb sich durch seine würdige Haltung allgemeine Hochachtung. Selbst die rohesten französ. Soldaten, die ihn in den Spitälern zuerst mit dem Rufe: „Va-t'en calottin" zurückstießen, schätzten sich später glücklich von ihm die letzten

Tröſtungen der Religion zu empfangen. Beſonders aber nahm den würdigen Mann der Unterricht der Jugend in Anſpruch; er ſuchte mit raſtloſem Eifer auf die religiöſe und ſittliche Bildung derſelben hinzuwirken und die Gründung einer katholiſchen Schule zu erzielen, um alle Bedürfniſſe des Geiſtes und Herzens zu befriedigen. In Bern wurde G. mit den hervorragendſten Männern der Schweiz bekannt und trat mit Vielen in freundſchaftliche Verhältniſſe, die nur der Tod unterbrach; ſeinen dadurch gewonnenen Einfluß wußte er auf die edelſte Weiſe zu benützen, ſo daß namentlich die nach Salins deportirten Glieder der früheren ariſtokratiſchen Regierungen ſeinen Bemühungen nicht nur die Linderung ihres Looſes, ſondern großen Theiles auch ihre baldige Rückkehr in's Vaterland zu verdanken hatten. Auch ſeinem Biſchofe Odet bereitete er einen glänzenden Empfang in Bern und ein bereitwilliges Entgegenkommen des helvetiſchen Direktorium. Nach einem ſegensreichen Wirken von ſechs Jahren kehrte G. 1804 wieder in ſein Kloſter nach Freiburg zurück, deſſen Stadtrath ihm die Leitung und beſſere Einrichtung der Stadtſchulen übertrug. Hier bedurfte es einer wahrhaft herkuliſchen Kraft, um etwas Beſſeres in's Leben zu rufen. Bis dahin hatten nur wenige Patricier und wohlhabendere Bürger ihre Kinder in die öffentliche Schule geſchickt; die meiſten Patricier hielten Hauslehrer und die ärmere Klaſſe war kaum repräſentirt. Als der eifrige Schulverbeſſerer ſein Amt antrat, fand er, bei einer Einwohnerzahl von 7000 Menſchen, blos 40 Kinder in der Schule; kaum aber hatte er mit Hilfe einiger von ihm begeiſterter Mitbrüder aus ſeinem Orden die Schule geordnet, ſo zählte ſie ſchon in zwei Jahren bei 400 Knaben. Die Erziehung der Mädchen wurde dem Orden der Urſulinerinnen anvertraut, die in dieſem Berufe mit Segen wirkten. Jetzt war G. in ſeinem Elemente. Bald machte der Straßenbettel dem Schulbeſuche Platz und die Perſönlichkeit des trefflichen Mannes wirkte belebend und erquickend auf Kinder und Aeltern, auf Schule und Haus. Die Schule von Freiburg gilt in der Erinnerung aller Derer, die ſie kennen gelernt haben, als einer der ſchönſten Verſuche zur Veredlung des heranwachſenden Geſchlechtes, deren unſer Jahrhundert ſich rühmen kann. Im J. 1809 wurde G. zum Vorſteher ſeiner Ordensbrüder erwählt und erhielt gleichzeitig von der ſchweizeriſchen Tagſatzung unter dem Vorſitze des Landammanns von Affry

den ehrenvollen Ruf mit Rathsherr Abel Merian *) von Basel und Professor Trechsel **) von Bern die pestalozzi'sche Anstalt zu Yverdun zu prüfen und darüber Bericht zu erstatten. Der Verewigte hatte Pestalozzi***) schon in Bern kennen gelernt. Beide große Volkserzieher, die bald Freunde geworden waren, strebten nach dem nämlichen Ziele, aber sie schlugen zur Erreichung desselben ganz verschiedene Wege ein. Während Pestalozzi vorzüglich durch die intellektuelle Bildung in langsam sich erhebender Abstufung und Herleitung des Unterrichts aus seinen ersten Elementen zur Selbstthätigkeit und Selbsterfindung anzuregen suchte und deswegen besonders durch bevorzugtes Studium der mathematischen Elementarmittel auf harmonische Geistesentwicklung einzuwirken glaubte, wandte sich G. bei seiner Methode nicht blos an den Verstand, sondern vorzüglich an das Gemüth des Kindes. Alle seine Lehrfächer waren naturgemäß mit einander verbunden, Allen lag eine sittlich-religiöse Tendenz zu Grunde. Er suchte vor Allem Einseitigkeit zu vermeiden. Die Grundidee seiner Methode, daß alle Bestandtheile des Unterrichts zur Bildung der Seele dienen und das Kind durch das, was es lernt, und die Weise, wie es lernt, besser werden soll, hatte er in seinen Jugendjahren im Beispiele seiner eigenen Mutter geschaut und in der Pflege, welche sie ihrer zahlreichen Familie widmete. Diese mütterliche Methode, wie er sie sinnreich nannte, welche bei'm Nennen sinnlicher Gegenstände sinnliche Gedanken im Kinde weckt, führte ihn zur vorzüglichen Pflege der Sprache, als ihres Hauptorganes, aber so, daß er das Lesen, die Grammatik, die Zergliederung der Sprache nur als Form, als Rahmen betrachtete, in welchen er nach und nach die hauptsächlichsten Wahrheiten des Glaubens und Gewissens einzufassen suchte, auf daß sein Elementarunterricht eine ganze religiöse und sittliche Erziehung ausmache. Als ein werthvolles Mittel zu seinem Zwecke betrachtete er den wechselseitigen Unterricht, nicht nur um eine zahlreiche Schülerzahl zu leiten, sondern auch daß die Schule sich mehr dem Familienleben nähere, daß die bessern Schüler frühe lernten, ihre jungen Kräfte gemeinnützig zu machen und jene Pflichten zu üben, die sie einst als Lehrer und Hausväter zu erfüllen hätten, und daß die Schule in

*) Dessen Biogr. siehe im 21. Jahrg. des N. Nekr. S. 14.
**) — — — — 27. — — — — S. 950.
***) — — — — 5. — — — — S. 187.

immerwährender Thätigkeit sey und es auch dem Schwächsten möglich würde, eine seinen Fähigkeiten angemessene Bildung zu erhalten. So weit ging G. in seiner leitenden Idee, so weit in seiner Methode einen andern Weg als Pestalozzi. Dieß hinderte ihn aber nicht, im Namen der Kommission einen gründlichen, die berühmte Anstalt in Yverdun würdigenden Bericht an die Tagsatzung einzusenden, der von derselben verdankt und dem Drucke übergeben wurde. (Bern 1810). Da bald darauf in den göttinger gelehrten Anzeigen eine sehr ungünstige Beurtheilung der pestalozzi'schen Anstalt erschien, wären die Kommissarien beinahe in eine literarische Fehde verwickelt worden, indem Pestalozzi's Gehilfe, der geistreiche Niederer *), das Institut ungerecht und leidenschaftlich gekränkt glaubte und gegen die Beschuldigungen des göttinger Recensenten und selbst gegen den Bericht der Kommissarien, die nicht wie andere enthusiastische Verehrer nur gelobt, sondern auch einige Mängel gefunden hatten, in einer scharfen Flugschrift auftrat. Diese lehnten in öffentlichen Blättern das Eintreten in weitere Erörterungen ab und erklärten, daß sie von den Beschuldigungen in den gelehrten Anzeigen keine Spur gefunden, daß vielmehr auf ihren Bericht hin die Tagsatzung Pestalozzi ihre Zufriedenheit mit seinen Leistungen bezeugt habe. — Im J. 1810 litt der Kanton Freiburg und die Schweiz einen empfindlichen Verlust durch den Tod des Landammanns von Affry, der von einer wichtigen Sendung nach Paris zurückgekehrt, bei seiner Ankunft in Freiburg vom Tode ereilt wurde. G. hielt ihn auf Einladung der Regierung eine würdige Leichenrede, welche mit großem Beifall aufgenommen (Freiburg 1810) im Drucke erschien und für welche der Redner als Anerkennung eine werthvolle Dose mit dem Bildnisse des edeln Verstorbenen erhielt. Im Jahr 1816 führte G. den wechselseitigen Unterricht nach der von ihm vervollkommneten bell-lancaster'schen **) Methode in den Stadtschulen von Freiburg ein und las 1825 der zu Luzern versammelten schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft eine rechtfertigende Abhandlung vor (Der moralische Werth des wechselseitigen Unterrichts. Zürich 1826), die seine An-

*) Dessen Biogr. s. im 21. Jahrg. des N. Nekr. S. 1025.

**) Wir können hier nicht umhin, des traurigen Endes des Erfinders der Methode, Joseph Lancaster, zu erwähnen, der im Alter in großer Dürftigkeit in New-York lebend, am 24. Nov. 1838 von einem Einspänner überfahren, auf der Straße starb.

ſichten über dieſen Gegenſtand begründete und erklärte. Eben ſo findet ſich der Geiſt ſeiner Methode, ſeine ſittlich-religiöſe Tendenz, ſeine tiefe Gemüthlichkeit und ſeine Liebe zur Jugend in ſeinen Schulreden ausgeſprochen, die er alljährlich bei der Preisaustheilung hielt und die in franzöſ. Sprache und von Wilh. Fellenberg*) (dem Sohne des bekannten Volksbildners) in's Deutſche überſetzt im Drucke erſchienen ſind. Damals ſtand G.'s Schule in der ſchönſten Blüthezeit. Von allen Enden Europa's, ſo ſagt der Miniſter Villemain in einem Berichte an die franzöſ. Akademie, kamen die Philoſophie, die Frömmigkeit, ſogar die Mode, die bewunderungswürdige Anſtalt zu beſuchen, und Einheimiſche und Fremde bemerkten mit Erſtaunen die geiſtige und ſittliche Entwicklung ſelbſt bei den Kindern der unterſten Klaſſen. Vorzüglich fiel Allen der religiöſe und moraliſche Charakter auf, den G. allen Theilen ſeines Unterrichtes aufzuprägen wußte, ohne dadurch die geiſtigen und praktiſchen Reſultate irgend eines Faches zu behindern. Als 1816 der greiſe Peſtalozzi die Schule beſuchte und die Anrede des Knaben Moriz Techtermann, eines Neffen des Schultheißen, aus dem Drange ſeines Herzens dankend und ſegnend beantwortete, da blieb kein Auge trocken und G. feierte einen der ſchönſten Augenblicke ſeines Lebens. Mit vielem Beifalle wurde auch in Frankreich ſeine „Grammaire des campagnes à l'usage des écoles rurales. (Frib. 1821)“ aufgenommen; mehere Biſchöfe bezeugten dem geiſtreichen Verfaſſer ihre volle Zufriedenheit und munterten ihn in den verbindlichſten Schreiben zur Fortſetzung ſeiner edeln Beſtrebungen auf. Doch bald kamen ſchwere Kämpfe über den unermüdlichen Mann. Er hatte für die Novizen ſeines Ordens ein Lehrbuch der Philoſophie geſchrieben, welches, obſchon nicht gedruckt, in Rom, als irrthümliche Lehren enthaltend, verklagt wurde. Der päpſtliche Nuntius in der Schweiz verlangte es zur Einſicht und übergab es zur Prüfung mehreren Profeſſoren von Luzern, Solothurn und Freiburg; dieſe aber fiel ganz zu Gunſten des ehrwürdigen Verfaſſers aus. Einen ſchweren Stand hatte G. in Betreff ſeiner Methode des wechſelſeitigen Unterrichtes. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſer von einem ſehr einſichtsvollen, unermüdlich thätigen Lehrer überwacht werden muß, wofern nicht geiſttödtender Mechanismus und Mangel an Disciplin und Unordnung daraus entſtehen ſollen. Dieſe

*) Deſſen Biogr. ſ. im 22. Jahrg. des Nekr. S. 746.

ſchwache Seite wurde von den Gegnern der Methode im Kanton Freiburg einſeitig hervorgehoben und ihr vorzüglich vorgeworfen, daß durch ſie die eigentliche ſittliche Erziehung und durch die vielen Fächer der Religionsunterricht benachtheiligt werde. Ueberdieß fanden G.'s Schuleinrichtungen bei den kirchlichen Oberbehörden Anſtoß, weil durch ſie die Schule dem Einfluſſe der Kirche vielfach entfremdet werde. So wendete ſich denn, nachdem 1819 die höhere Lehranſtalt durch die Jeſuiten ganz umgeſtaltet worden war, 1823 Biſchof Yenni *) in einer Denkſchrift an den Großen Rath des Kantons und verlangte, unter Angabe obiger Gründe, die Aufhebung von G.'s Methode. Umſonſt bemühte ſich der Erziehungsrath unter dem Präſidium des auch außer dem Kanton verehrten Kanonikus Fontaine **), umſonſt die Mehrheit des Staatsrathes (Syndik. Fegeli ***), Schultheiß Werro, die Staatsräthe Rämy, v. Montenach †), Landerſet ††), v. Schaller †††), den Sturm zu beſchwören; durch ein Dekret des Großen Rathes ward am 4. Juni 1823 der gegenſeitige Unterricht für die Schulen des Kantons Freiburg aufgehoben. G. ertrug dieſen harten Schlag mit Muth und Ergebenheit, gab nebſt fünf unter ſeiner Leitung wirkenden Lehrern ſeine Entlaſſung ein und zog ſich in ſeine beſcheidene Kloſterzelle zurück, um da im Stillen Gutes zu wirken. Im J. 1824 wurde er von ſeinen Ordensbrüdern als Guardian in das Kloſter von Luzern verſetzt, wo er ſein Noviciat und ſeine erſten Studien begonnen hatte und wohin ihn noch theure Erinnerungen zogen. Durch den Einfluß von Schultheiß Amrhyn *) und Staatsrath Ed. Pfyffer **) berief ihn die Regierung von Luzern zum Mitgliede des Erziehungsrathes und nach der Entfernung Dr. Troxler's am 26. Okt. 1827 zum Profeſſor der Philoſophie an der höhern Lehranſtalt. Auch hier war der Verewigte eifrig für eine zweckmäßige Einrichtung des Schulweſens bemüht; beſonders lag ihm eine Armenſchule am Herzen, die ſich eines geſegneten Fortganges erfreute. Eben ſo benützten

---

*) Eine kurze Notiz über ihn ſ. im 23. Jahrg. des N. Nekr. S. 1168.
**) — — — — — — 12. — — — S. 1219.
***) — — — — — — 20. — — — S. 1051.
†) Eine kurze Notiz über ihn ſ. im 20. Jahrg. des Nekr. S. 1091. und Berichtigungen im 21. Jahrg. S. 26.
††) Eine kurze Notiz über ihn ſ. im 27. Jahrg. d. Nekr. S. 1238.
†††) Deſſen Biogr. ſ. im 21. Jahrg. des N. Nekr. S. 693.
*) — — — 26. — — — S. 977.
**) — — — 12. — — — S. 1269.

ihn die Kantone Basel und Solothurn für zweckmäßige Schulverbesserungen und noch ist im letztern Kantone seine modificirte Methode des wechselseitigen Unterrichtes im Volksschulwesen in Geltung. Als Mitglied der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft las er in Zürich ein Gespräch über die Hebung des Schulwesens in den Urkantonen vor, welches in den Verhandlungen dieser Gesellschaft und noch besonders (Luzern 1827) gedruckt ist. Als Professor der Philosophie war G. eine Zierde der Lehranstalt und gewann die Liebe und Verehrung zahlreicher Schüler. In seinen Vorlesungen, die mehr auf praktische Geistes- und Herzensbildung für das Leben, als auf systematische Wissenschaftlichkeit und Spekulation ausgingen, beantwortete er die vier Lebensfragen: „Was ist der Mensch? Was ist das All? Woher sind Welt und Menschen? und was soll unser Loos werden im All?" Sie wurden für seine Zuhörer autographirt unter dem Titel „Grundriß der Philosophie (4 Thle. Luzern 1827—31)" und nach denselben auch einige Zeit von seinem Schüler P. Anastasius Adam*) in der höhern Lehranstalt von Solothurn Philosophie docirt. Die Beschwerden des Alters bewogen den Greis 1835 in seinem 70. Lebensjahre seine Professur niederzulegen und in sein heimathliches Kloster zu Freiburg zurückzukehren. Zu diesem Entschlusse soll auch beigetragen haben, daß er sich im Franziskanerkloster zu Luzern nie recht heimisch fand und daß er nach dem Tode Ed. Pfyffer's (1834) dem rasch vorwärtsschreitenden Radikalismus nicht mehr entsprechen konnte. So hätte er dann in Freiburg den Jesuiten, in Luzern den Radikalen das Feld räumen müssen. In Freiburg wurde G. 1839 zum Provinzial seines Ordens für die Schweiz erhoben und war 1840 Präsident der daselbst versammelten naturforschenden Gesellschaft der Schweiz. Obschon zurückgezogen von aller öffentlichen Wirksamkeit, lebte er dennoch auch jetzt für seinen hohen Zweck. Er arbeitete an einem Elementarwerke der Erziehung, worin er alle Grundsätze einer volksthümlichen Erziehung durch die Muttersprache entwickelte. Der Verewigte hatte dabei vorzüglich die Verbesserung des sehr vernachlässigten Schulwesens in Frankreich im Auge. Von diesem Elementarwerke, welches unter dem Titel „De l'enseignement régulier de la langue maternelle dans les écoles et les familles" gedruckt wurde, erschien 1844 zu Paris die zweite, 1846 die dritte

*) Dessen Biogr. siehe im 26. Jahrg. des N. Nekr. S. 950.

Auflage. Es wurde 1846 von Professor Pabst zu Biel in's Deutsche übersetzt und von dem ehrwürdigen Verfasser nach und nach unter dem Titel „Cours éducatif de la langue maternelle" in sieben Bänden ausgearbeitet, von denen der siebente 1848 erschien. G. richtet sich im Eingange vorzüglich an die Mütter, und hier finden sich die Gesinnungen und Grundzüge einer Erziehung ausgesprochen, die er selbst von seiner vortrefflichen Mutter empfangen hatte. Dieses geistreiche Erzeugniß eines unermüdlichen Fleißes und einer stets thätigen Menschenliebe wurde mit ehrenvollen Auszeichnungen gekrönt. Auf Verwendung des Ministers Cousin erhielt der Verfasser 1840 von Louis Philipp durch königl. Ordonanz das Ritterkreuz der Ehrenlegion und am 29. August 1844 auf einen sehr anerkennenden Bericht des Ministers Villemain von der französ. Akademie den Preis Monthyon im Betrage von 5000 Franken, welcher zur Anerkennung für ein von der Akademie als das beste und gemeinnützigste erkannte Erzeugniß der Presse bestimmt ist und welchen vor ihm eine Genferin, Frau Necker von Saussure, erhalten hatte. Im Jahr 1845 ernannte die Akademie G. zu ihrem korrespondirenden Mitgliede. Bei solchen Ehrenbezeugungen konnte auch sein Heimathkanton nicht ganz zurückbleiben, in welchem er 1844 wieder zum Direktor der Normal- und zum Inspektor der Primarschulen erwählt wurde. Aber bei all dieser Anerkennung blieb G. stets der demüthige Minorit. Als man ihn wegen seiner Dekorirung mit dem Kreuze der Ehrenlegion beglückwünschen wollte, wies er mit dem Finger nach dem Kreuze des Heilandes. In den Zeiten der Parteiung vor und nach dem Sonderbundskriege war es dem Manne des Friedens und der Liebe nicht wohl; er wußte, daß solche Stürme nur nachtheilig auf Bildung und Sittlichkeit einwirken. Zwar wagte in dem allgemeinen Klostersturme nach dem Sonderbundskriege die Regierung, aus Schonung gegen den allgemein verehrten Mann, es nicht, das Franziskanerkloster, wie die übrigen Mannsklöster des Kantons, aufzuheben und ernannte ihn sogar im Januar 1848 zum Präsidenten einer Kommission für Verbesserung und Umgestaltung des öffentlichen Unterrichts im Kanton; als aber G. vergeblich darauf drang, daß die Erziehung auf religiöse Principien gegründet und an den höhern Anstalten eine gewisse Anzahl von Lehrerstellen mit Geistlichen besetzt würde, als er alle seine Bemühungen vereitelt sah, trat er aus der Kommission. Ueberhaupt war er auf die Regiererei und

die Gewaltsschritte der radikalen Staatsbehörden gar nicht gut zu sprechen und äußerte sich öffentlich auf nichts weniger als schmeichelhafte Weise. — Schon 1849 brachte eine langwierige Krankheit den würdigen Greis an den Rand des Grabes; seither hat er sich nie wieder erholt. Er vergabte nun seine besonders an philosophischen und pädagogischen Werken reiche Bibliothek an die Stadtbibliothek von Freiburg und verordnete in der richtigen Ahnung, daß sein Leichenbegängniß zu Parteizwecken mißbraucht werden würde: seine Beerdigung sollte ohne allen Pomp und auf die einfachste Weise Statt finden, wie es einem demüthigen Ordensmanne zieme. Es geschah aber nicht so. Von früh Morgens an wurden am Begräbnißtage alle Glocken geläutet und von Zeit zu Zeit ertönten Artilleriesalven. Dem Sarge folgte außer den Behörden eine große Volksmenge aus allen Klassen und Parteien; sein Bild wurde von den Kindern getragen, die er im Leben so sehr geliebt hatte. — Im Umgange war G. heiter und freundlich, gegen Fremde zuvorkommend, gegen Kinder von einnehmender Herzlichkeit. In seiner äußern Erscheinung, in seinem einfachen schwarzen Ordenskleide, bot er das Bild eines heitern liebenswürdigen Greises. G. war nicht nur Erzieher und Gelehrter, er war auch ein Kenner und Verehrer der Kunst. Er besaß große Fertigkeit im technischen, besonders aber im architektonischen Zeichnen. Beweise davon sind mehere öffentliche und Privatgebäude in Freiburg, zu denen er die Pläne verfertigte. Auch einen Plan der Stadt Freiburg von 6 Fuß Höhe nahm er mit Hilfe seines jüngern thätigen Mitbruders, P. Karl Rädle, auf und verfertigte mit demselben einen Erdglobus von drei Fuß Durchmesser. Seine herzlichen Schullieder zeugen von seinem Dichtertalent; die Melodieen dazu entlehnte der mit einer schönen Stimme begabte Sänger meistens aus den Tonwerken seines Lieblings, Haydn. — Außer den angegebenen Schriften kennen wir noch von ihm: Explication du plan de Fribourg. Lucerne 1827. — Mündl. u schriftl. Uebungen in der deutschen Sprache f. Primarschulen. 2. Aufl. Ebds. 1832. — Aufsätze u. Recensionen in Keller's Schulblättern. Aus Beiträgen wird ihm in Freiburg ein bronzenes Standbild errichtet; sein Name wird in der Kulturgeschichte der Schweiz unvergeßlich bleiben.

* 41. Dr. jur. Karl Leopold Liederer von Liederskron,

Rektor der Landwirthschafts- und Gewerbschule, auch Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Erlangen;

geb. im Jahre 1786, gest. den 7. März 1850.

v. L. war zu Gräz in Steiermark geboren, wo sein Vater die Stelle eines Staatsbuchhalters bekleidete und wurde von demselben, der sich ihm zum Amtsgehilfen heranbilden wollte, äußerst streng erzogen. Leopold fühlte keine Neigung, sich dem Berufe seines Vaters zu widmen; dagegen war es sein höchster Wunsch, studiren zu dürfen. Nur seinen anhaltenden Bitten und der Fürsprache einiger angesehenen Männer gelang es endlich, die Erlaubniß des Vaters dazu auszuwirken, doch unter der Bedingung, daß der Sohn immer den ersten oder zweiten Platz behaupten und nebenbei die Stelle eines Schreibers bei dem Vater versehen solle. Aber sein vester Wille und unermüdeter Fleiß besiegte alle diese und sonstigen Hindernisse. Bis nach Mitternacht studirte er und früh gegen 3 und 4 Uhr stand er wieder auf, um die ihm vom Vater aufgebürdeten Schreibereien zu besorgen. Mit den besten Zeugnissen seiner Lehrer über seinen regen Fleiß und dessen glückliche Erfolge bezog er im J. 1802 die Universität zu Wien, wo er die juristischen Vorlesungen über Natur-, Staats- und Völkerrecht, Kriminalrecht, deutsche Reichsgeschichte, römisches Recht, Kirchenrecht, Lehnrecht, deutsches Staats- und österr. Privatrecht, Handlungs- und Wechselrecht hörte, und sich nach den vorliegenden Zeugnissen durch Fleiß, Fortschritte und ein gesittetes Betragen auch hier die volle Zufriedenheit der Professoren erwarb. Im J. 1805 nahm er, dem Beispiele seiner Jugendfreunde und seinem eignen Antriebe folgend, Kriegsdienste und machte mehere Feldzüge nach Frankreich und Italien mit. In Mailand, gefährlich verwundet und von den Franzosen, nachdem sie ihn gänzlich ausgeplündert, gefangen genommen, fand v. L. jedoch Gelegenheit, aus dem dortigen Spitale, wo ihm sein verwundetes Bein abgenommen werden sollte, was er standhaft verweigerte, zu entkommen und bettelte sich unter vielfachen Gefahren bis in eine Stadt, von wo aus er Gelegenheit fand, seinen Verwandten Nachricht von seinem Schicksale zu geben und sich Geld zur Weiterreise schicken zu lassen. So gelangte er endlich wieder zu seinem Regimente. Um seinen ver-

wundeten Fuß, der sich bedeutend verschlimmert hatte, zu heilen, sendete ihn sein menschenfreundlicher General zum Gebrauche von Schlammbädern auf seine Güter in Ungarn. Wie lange seine Dienstzeit gedauert habe, ist nicht genau zu bestimmen; doch liegt noch ein sehr ehrenvolles Zeugniß von der Hand des Generals von Ettingshausen, dessen Brigade-Adjutant er 3 Monate hindurch gewesen war, datirt Prag, 26. Juni 1811, vor. Im Jahr 1813 kam er nach Bayern, um seine dortigen Verwandten zu besuchen, und hielt sich einige Jahre in Erlangen auf, wo sein Oheim als Professor und Dekan der philosophischen Fakultät lebte. Dort hörte er in den Jahren 1813 und 1814 noch Vorträge über Philosophie und Staatswissenschaft und erlangte im Jahr 1815 in Würzburg die juristische Doktorwürde. Da er sich in Erlangen zu verheirathen beabsichtigte, indem er sich mit der Tochter eines dortigen Mühlenbesitzers, die eben so schön als reich war, versprochen hatte, so suchte er um eine Stelle im bayerschen Staatsdienste nach, was ihm aber als Ausländer nicht gelang. Im J. 1817 gründete er ein Erziehungsinstitut für höhere Stände. Dieß Unternehmen hatte einen sehr günstigen Erfolg und wurde von König Maximilian *) sehr begünstigt, indem, so lange derselbe lebte, immer 5 bis 6 adelige Jünglinge auf königl. Kosten dort erzogen und gebildet wurden. Im Jahr 1831 gründete er neben seinem Institute noch eine höhere Bürgerschule, welche im Jahr 1833 in eine Gewerbschule umgewandelt wurde. Bei allen diesen Unternehmungen hatte er mit unendlich vielen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen; aber es war ein Hauptzug seines Charakters, das einmal Begonnene, trotz aller Gegenwirkung, beharrlich durchzuführen, wobei ihm keine Mühe, keine Anstrengung zu groß war. Mit seiner ersten Gattin lebte er nahe an 30 Jahre und zeugte mit ihr 10 Kinder, wovon noch sechs am Leben sind. Seine vier Söhne ließ er studiren und erlebte noch die Freude, drei von ihnen im Staatsdienste gut versorgt zu sehen, während der Vierte als Forstpraktikant gestorben war. Er hatte bei ihrer Erziehung aber auch weder Mühe noch Kosten gescheut, um sie zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu bilden. Im August 1845 schloß er auf's Neue mit Retha, verw. Knoblauch, eine eheliche Verbindung, die sich nur auf gegenseitige Freundschaft und Anerkennung des wahren

*) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 968.

Werths gründete; auch ſie war eine glückliche. Die Vermögensumſtände v. L.'s waren aus früheren Jahren her ſehr zerrüttet, Theils durch manche Unfälle, Theils aber auch durch den bedeutenden Aufwand des früheren Hausſtandes, wozu ihn ſeine noch früheren Verhältniſſe als Adjutant in dem Hauſe eines reichen Generals, über deſſen Kaſſe er bei Anordnung der geſelligen Feſtlichkeiten unumſchränkt gebot, gewöhnt haben mochten. Außerdem lag in ſeinem Charakter viel Gutes und Edles, ich möchte faſt ſagen verborgen, da er ſich der Außenwelt oft viel ſchroffer zeigte, als er war und deshalb auch vielfach verkannt und miſsverſtanden wurde. Dabei ſprach er ſeine Meinung und Anſicht ohne alle Rückſicht auf eignen Nachtheil überall offen aus und war dazu in frühern Jahren oft heftig und aufbrauſend, was ſich ſpäter ganz verlor. Unermüdete Thätigkeit, beſonders in ſeinem Berufe, Gefälligkeit und Sinn für gemeinnütziges Wirken zeichneten ihn aus; Rückſicht auf Dank oder Undank beſtimmten ihn niemals bei ſeinem Wirken. Er hatte neben der Gewerbſchule eine Vorbereitungsſchule errichtet, in welcher er auf eigne Koſten einen Lehrer hielt und viele talentvolle Kinder armer Aeltern unentgeldlich unterrichtet wurden; ja er ſelbſt ertheilte denſelben im Franzöſiſchen ꝛc. mit derſelben pünktlichen Sorgfalt Unterricht, wie jenen Schülern, von deren Aeltern er auf's Reichſte für ſeine Mühe entſchädigt wurde. Dieß Alles geſchah aber ſo ſtill und verborgen, als hätte er ſich deſſen zu ſchämen gehabt. Seine Tugenden entzog er den Augen der Welt, ſeine Fehler trug er zur Schau. Die letzten, meiſt leidenvollen Monate ſeines Lebens ertrug er mit großer Geduld und Standhaftigkeit; ein ſehr ſchmerzhaftes Lungenübel führte ſeinen Tod herbei, der übrigens ſanft und leicht war.

* 42. Dr. Moritz Auguſt Weſſely,

herzogl. naſſau'ſcher geh. Hofrath, königl. preuß. Sanitätsrath, prakt. Arzt zu Nordhauſen;

geb. den 15. Okt. 1800, geſt. den 7. März 1850.

Zu Bleicherode (Reg.-Bez. Erfurt) geboren, wo ſein Vater als ein ſehr geſchickter Arzt wirkte, erhielt er ſeine Schulbildung hauptſächlich auf dem Gymnaſium zu Nordhauſen und auf dem joachimsthal'ſchen Gymnaſium zu Berlin. Dann ſtudirte er Medicin in Halle und Göttingen. Nachdem er in Göttingen die mediciniſche und chirurgiſche Doktorwürde erworben hatte (Diss. inaug. sist.

icteri gravioris observationem singularem 1823.), ging er nach Paris und blieb dort fünf Jahre. Es hielt ihn hauptsächlich Civiale so lange vest, dem er in der Privatpraxis assistirte; außerdem suchte er aber auch die übrigen medicinischen Größen der Weltstadt in ihrem ärztlichen Wirken genauer kennen zu lernen. Die ungewöhnlich günstige Gelegenheit, reiche Erfahrungen zu sammeln, benutzte er eben so umsichtig als eifrig. Vielleicht nur aus Rücksicht auf seine Aeltern kehrte er endlich nach Deutschland zurück, machte in Berlin das Staatsexamen und wählte Bleicherode, später Nordhausen zu seinem Wohnorte, wo er auch bis zu seinem Tode blieb. Mehrfache Aufforderungen, diesen Wohnort mit einer oder der andern größeren und für Wissenschaftspflege begünstigteren Stadt zu vertauschen, lehnte er aus Rücksichten der Pietät ab, zum Theil erst nach einem langen Kampfe mit sich selbst. W. war ein sehr vielfach gebildeter und sehr geistig geweckter und gewandter Mann, voll regen Sinnes für alles Bedeutende und Große. Seine Lektüre erstreckte sich, in seltener Universalität, vielfach über die Grenzen seines Faches hinaus auf mancherlei Gebiete des Wissens, wie auf das der Tagesereignisse. Als Arzt war er genial und flößte durch Sicherheit den Kranken vestes Vertrauen ein. Die Kollegen, welche ihm näher standen, erkannten frühzeitig seinen seltenen Scharfblick an und wählten ihn ungemein häufig zum Konsulenten. Er übte mit gleichem Interesse die eigentlich medicinische und die chirurgische Praxis. Unter den Specialitäten der letzteren interessirte er sich insbesondere für die Steinkrankheit und die Steinoperationen. Für diese hatte er schon in Paris durch Civiale, bekanntlich einer der Hauptmeister in der Lithotritie, gewichtige Erfahrungen eingesammelt, und nach Deutschland zurückgekehrt benutzte er jede Gelegenheit, neue Erfahrungen zu erwerben. Die Zahl der Steinoperationen, die er, aus seinem Wohnorte oft weithin deshalb berufen, in Deutschland gemacht hat, muß für einen Arzt in der Provinz sehr ansehnlich gewesen seyn. Unter allen Abtheilungen seiner reich versorgten Bibliothek war die für Steinkrankheit verhältnißmäßig die bedeutendste; hier scheute er, da ihn der Gegenstand auch literarisch beschäftigte, keine Kosten, um möglichste Vollständigkeit zu erreichen. Es war kein Wunder, daß ein so ausgezeichneter Arzt zeitig einen großen Ruf erwarb. Durch seinen Aufenthalt in Paris und durch zahlreiche spätere Reisen hatte er eine sehr ausgedehnte Bekanntschaft unter Aerzten, auch des

Auslandes, erlangt, und nicht selten wurden ihm aus sehr fernen Gegenden Deutschlands, sowie aus Dänemark, Schweden, Rußland u. s. w., Kranke mit schwer zu behandelnden Leiden zur Berathung zugeschickt. Nie verwöhnt durch solche Anerkennung, behandelte er vom Fürsten und Grafen bis zum Bettler herab Alle mit gleicher Humanität und Aufopferung. In seinen ärztlichen Anordnungen war er stets sehr entschieden, oft bis zur Strenge. Aber dieser Strenge lag nur das edle Bestreben zu Grunde, seine Wirksamkeit nicht durch ungenügend befolgte Rathschläge zu zersplittern, und es war oft rührend zu sehen, wie unter der strengen Außenseite sein weiches Herz hindurchschimmerte. Schriftstellerisch thätig wurde er erst spät. Es blieb ihm zu dieser Thätigkeit begreiflich wenig Muße, da schon seine umfassende Lektüre die meisten freien Stunden absorbirte, wenngleich er stets sehr sorgfältig die frühen Morgenstunden, in denen er fast allein ungestört war, benutzte. Auch stellte er die Anforderungen an sich selbst zu hoch, um mit oberflächlich Gearbeitetem hervorzutreten. Außer der Steinkrankheit war es hauptsächlich die Kenntniß der neueren ausländischen Medicin, für welche er Druckarbeiten vorbereitete, die leider! bei seinem Tode zur Veröffentlichung noch nicht reif waren. Im J. 1848 übernahm er interimistisch für seinen in das frankfurter Parlament gewählten Kollegen, Dr. W. Hoffbauer, die Redaktion der allgemeinen medicinischen Centralzeitung. Ein solches Blatt zu leiten, war immer schon ein Lieblingswunsch von ihm gewesen; auch war Niemand besser dazu befähigt als er, der einen großen Theil der medicinischen Welt durch eigene Anschauung kennen gelernt hatte, der dabei gewöhnt war, viel — man möchte fast sagen: Alles — zu lesen, und der, wozu er auch die Feder ansetzte, immer mit genialer Leichtigkeit schrieb. Veränderter Verlagsverhältnisse wegen war seine Betheiligung an jenem Blatte nur von kurzer Dauer, und da er der liebgewordenen Arbeit nicht entsagen mochte, so begründete er, in Gemeinschaft mit seinem Kollegen und Wohnortsgenossen, Dr. L. Blödau, ein neues ähnliches Blatt, welches unter dem Titel „Neue Zeitung für Medicin und Medicinalreform" zu Anfang 1849 in's Leben trat. Wenige medicinische Blätter haben so glänzend debütirt als dieses, welchem durch W.'s ausgedehnte Bekanntschaft alsbald ein großer Kreis der trefflichsten Mitarbeiter gewonnen war, welches sich dabei durch selbständige und besonnen oppositionelle Haltung in den Tages-

fragen empfahl und durch Umfang und Preis ſeiner Lieferungen den Beweis gab, daß es ſeinen Herausgebern nicht um Geldgewinn zu thun ſey, daß ſie vielmehr zu anſehnlichen Geldopfern für ihr Unternehmen bereit ſeyen. W. war für dieſe Zeitung bis wenige Tage vor ſeinem Ende eifrig beſchäftigt, ja es dürfte dieſe anſtrengende Arbeit ſeinen Tod beſchleunigt haben. Er hatte ſchon ſeit Jahren an Gicht gelitten, welche meiſtens anomal in ſehr manchfaltigen Formen auftrat. Dabei ſchonte er ſich ſelten; man ſah ihn oft, zu Fuß oder zu Wagen, bei der ungünſtigſten Witterung Kranke beſuchen, welche weniger litten als er ſelbſt, denen er aber zu gutmüthig war, ſeinen Beiſtand zu verſagen. Solchen ſtets erneuerten Aufopferungen und der aufreibenden Thätigkeit ſeines regen Geiſtes unterlag endlich der Körper. — Um den reichbegabten Mann mit dem edelſten Herzen trauern nicht bloß eine ſehr würdige Gattin und drei Kinder, ſondern Alle, welche das Glück hatten, ihm näher zu ſtehen.

Dr. P. Phoebus, Profeſſor zu Gießen.

* 43. Dr. jur. Ludwig Heinrich Wiederhold,

Oberappellationsrath am Oberappellationsgerichte der vier freien Städte zu Lübeck;

geb. den 25. Nov. 1801, geſt. den 8. März 1850.

In ihm ſteht das Bild eines Mannes vor uns, der, von der Natur mit den edelſten Gaben ausgerüſtet, dieſelben in ſeltner Vollendung zur gleichmäßigen Ausbildung gebracht und nach allen Seiten des öffentlichen, wie des Privatlebens eine Wirkſamkeit entfaltet hat, durch welche die Wiſſenſchaft und das Staatsleben gefördert, der weite Kreis ſeiner Freunde, denen er als Muſter diente, veredelt und die Seinigen beglückt worden ſind. Seine Kräfte hatte er zunächſt der Wiſſenſchaft, die ſeinen Lebensberuf ausmachte, zugewendet und mit Hilfe ſeltenen Scharfſinns das römiſche Rechtsſyſtem in ſeinem innerſten Geiſte erfaßt, wie ſeine Abhandlungen auf dieſem Felde beweiſen, deren jede ihren Gegenſtand klar geſtellt und zum Theil ſelbſt auf ganz neue, ſeitdem weiter betretene Bahnen gebracht hat. Allein faſt noch vollendeter war er in ſeinem nächſten Lebensberufe als Mitglied höherer Richterkollegien. Denn es ſchien, als habe die Natur einmal alle hierzu erforderlichen Eigenſchaften in Einem Manne zum Vorbilde für alle Andere vereinigen wollen; ſchnelle Auffaſ-

fungsgabe und praktiſcher Blick machten ihm das Verſtändniß und die Entſcheidung ſelbſt der verwickeltſten und ſchwierigſten Rechtsfälle zu einer leichten, faſt ſpielend von ihm gelöſ'ten Aufgabe; ſtets Meiſter ſeines Stoffs und in hohem Grade mit der Gabe der Darſtellung ausgeſtattet, vermochte er die feinſten Rechtsmaterialien in klarer, ruhiger Folge und in ſo meiſterhaftem Ausdrucke zu entwickeln, daß ſelbſt ſeine mündlichen Ausführungen ohne Weiteres dem Drucke hätten übergeben werden können; daher denn auch die von ihm verfaßten Erkenntniſſe nebſt ihren Erwägungsgründen nach Inhalt und Form als Muſter obergerichtlicher Entſcheidungen aufgeſtellt werden können. Was ihm aber die höchſte Weihe eines Richters verlieh, das war ſein erhabener Gerechtigkeitsſinn, durch den er ſich in jenen zahlreichen, ein politiſches Intereſſe darbietenden, Rechtsſtreitigkeiten, die beſonders ſeit dem Jahre 1830, als er noch in Kurheſſen war, zur Entſcheidung der kurheſſiſchen Gerichte kamen, nicht nur von dem Einfluſſe der herrſchenden Zeitrichtung frei zu erhalten und der eigenen politiſchen Wünſche entkleidet, auf den unparteiiſchen objektiven Standpunkt des Geſetzes zu ſtellen verſtand, ſondern auch ohne Menſchenfurcht und ohne die Verfolgungen in Anſchlag zu bringen, denen ſchon damals richterliche Ueberzeugungstreue in Kurheſſen ausgeſetzt war, die Verwaltung der Juſtiz ohne Anſehen der Perſon als ſeine heiligſte Aufgabe betrachtete. Allein ſo hoch er auch in ſeinem richterlichen Berufe über dem damals entbrennenden Kampfe zwiſchen konſtitutioneller Staatsform und abſoluter Herrſchaft da ſtand, ſo treu und warm bekannte er ſich in ſeinem bürgerlichen Leben durch Wort und That offen und ehrlich zu der erſtgenannten Richtung, ſo verlockend auch die Anerbietungen ſeyn mochten, die man ihm aus dem entgegengeſetzten Lager machte, um ſeine ſeltenen Fähigkeiten für ſich zu gewinnen. Solche Eigenſchaften mußten ihm die allgemeine Achtung ſichern, und — in der That — im geſammten kurheſſiſchen Vaterlande nannte und kannte man ſeinen Namen als eine der ſchönſten Zierden des ungebeugten kurheſſiſchen Richterſtandes. Daneben war aber ſein Sinn auch für alle andere Erſcheinungen des Fortſchrittes in Kunſt und menſchlichem Wiſſen empfänglich und es fehlte deshalb ſeinen Unterhaltungen niemals an geiſtigem Stoffe, man verließ ihn nie unbefriedigt, denn ſtets hatte er irgend ein Saamenkorn, irgend einen neuen oder großen Gedanken mitgetheilt, an dem man ſich aufrichtete oder Nahrung für weiteres Nach-

denken fand; mit großer Leichtigkeit verwebte er aber auch Gegenstände des heiteren Scherzes in seine Unterhaltung, die alsdann von feinem Witze übersprudelte und von herzlichem Lachen ertönte; bald wurden bei irgend einem Anlasse, der das Gefühl berührte, seine edlen Gesichtszüge von einem elegischen Schmerze überzogen und er offenbarte dann die tiefe Empfindung eines innigen Gemüthes, verschönert noch und veredelt durch die poetische Form, in welcher er sie aussprach; denn Poesie und schöne Literatur hatten schon in seiner ersten Jugend eine mächtige Anziehungskraft auf sein empfängliches Gemüth ausgeübt, und mehere Novellen und Gedichte, die in den Jahren 1819 bis 1824 in verschiedenen Zeitschriften unter dem Namen: „Ernestine" erschienen sind, legen Zeugniß für seine poetische Begabung ab; ja er würde sich sogar gänzlich dem Studium der schönen Literatur gewidmet haben, wenn ihn nicht sein Vater, früher Professor des Staatsrechts in Rinteln, zuletzt Staatsminister in Kassel*), der Jurisprudenz zugeführt hätte. Er folgte, was er später nie bereut hat, dem Rathe seines Vaters und widmete sich von nun an (1819), zuerst auf der Landesuniversität Marburg, dann in Göttingen mit ganzer Seele dem Studium der Rechtswissenschaft, die immer größeren Reiz für ihn gewann, als er schon im Jahre 1824 zum Assessor bei dem Obergerichte zu Rinteln, seiner Geburtsstadt, ernannt wurde. In diese Zeit fiel die für die Rechtspflege so wichtige Trennung der Justiz von der Verwaltung in Kurhessen, die, Anfangs weniger verstanden, zahlreiche Zweifel hervorrief und besonders bei Verwaltungsbehörden das Bestreben erregte, den Wirkungskreis der Gerichte zu Gunsten administrativer Ungebundenheit einzuengen. Diesen Mißständen begegnete W. in seinem ersten juristischen Werkchen, welches er, inzwischen an das Obergericht in Fulda versetzt, unter dem Titel: „Grundlinien des Verhältnisses der Gerichte zu den Verwaltungs- und Finanzbehörden Kurhessens" erscheinen ließ. Durch die darin anzutreffende Schärfe der Unterscheidung, die umsichtige Berücksichtigung aller Fragefälle und die Klarheit der Darstellung verrieth er schon damals den Meister; etwas später fand er auch bei dem Leserkreise der, in jener Zeit vom Obergerichts-Assessor Dr. Bender zu Kassel herausgegebenen, juristischen Zeitung durch einzelne kleinere Artikel, die von ihm darin erschienen, allgemeine Anerkennung; allein die

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 10. Jahrg. des Nekr. S. 923.

Augen der gesammten juristischen Welt zog er zuerst durch seine beiden in Hanau selbständig erschienenen umfangreichen Abhandlungen: „das interdictum uti possidetis“ und: „die novi operis nunciatis“ auf sich, durch deren erste insbesondere er gegen die bisher allgemein angenommene savigny'sche Theorie, zuerst unter den neueren Juristen, den Satz aufstellte, daß das Interdikt nichts als der Streit um den juristischen Besitz sey, und den Beweis hierfür mit solcher Schärfe und Klarheit führte, daß ihm seitdem die gewichtigsten juristischen Auktoritäten nachgefolgt sind. Diese, wohl den Glanzpunkt seiner literarischen Arbeiten ausmachende Abhandlung schrieb er in Hanau, wohin er inzwischen versetzt worden, und wo es ihm auch beschieden war, zuerst auf dem Boden der Politik handelnd aufzutreten. Denn als im Jahre 1830 fast in der gesammten Provinz Hanau die Auktorität der Behörden vor den Bewegungen des Volkes zu bestehen aufgehört hatte und es darauf ankam, die gestörte Ordnung wieder herzustellen, er die deßhalbige Mission nach der Grafschaft Wächtersbach, wo er seine schwierige Aufgabe zwar mit Kraft und Entschiedenheit, aber auch mit solcher Humanität löst'te, daß ihm von beiden Seiten Beweise der Anerkennung und des Dankes zu Theil wurden. Das Jahr 1831, welches Kurhessen seine Verfassungsurkunde gab, rief ihn als Obergerichtsrath an das Obergericht zu Kassel, wo hauptsächlich durch die Vermittelung seines Vaters, der als Ministerpräsident an die Spitze des Staatsministerium trat, die Mitregentschaft des Kurprinzen Friedrich Wilhelm zu Stande gekommen war. Von nun an begannen in Kurhessen jene politischen Kämpfe, die bis auf die neueste Zeit herab ihr Ende noch nicht gefunden haben, und in denen W. stets offen und ehrlich auf der Seite der beschworenen Verfassungsurkunde stand. Er konnte es deßhalb auch nicht über sich gewinnen, der, nach dem Tode seines Vaters (1832) an ihn ergangenen Aufforderung zu folgen und als Mitglied und Referent in das Gesammt-Staatsministerium einzutreten, denn dasselbe hatte bereits seine geringe Uebereinstimmung mit der neuen Staatsform an den Tag gelegt. Allein seine Ablehnung wurde folgenreich und bedeutungsschwer. Denn nicht nur, daß die Wahl des Kurprinzen zu dieser wichtigen Stelle nunmehr auf den damaligen Oberappellationsrath Hassenpflug fiel, wandte sich auch das Vertrauen dieses Fürsten, der sich bis dahin W. vorzugsweise zugethan gezeigt hatte, von nun an ungetheilt jenem Manne zu, der nachher so tief

in die Geſchicke Kurheſſens, ja ſelbſt Deutſchlands eingeſchnitten hat. W. blieb ſich ſelbſt treu und zog es vor, das konſtitutionelle Syſtem in aller Weiſe nach Kräften zu ſtützen; er nahm thätigen Antheil an der damals in Kaſſel erſcheinenden Zeitſchrift: „der Verfaſſungsfreund“, welche einen bedeutenden Einfluß auf die politiſche Heranbildung des Landes ausübte; auch wurde er zu verſchiedenen Malen zum Abgeordneten in die Ständeverſammlung gewählt, erhielt aber niemals die Genehmigung der Staatsregierung zum Eintritte in dieſelbe, und als mit der immer weiter fortſchreitenden Entfaltung des haſſenpflug'ſchen Syſtems, der inzwiſchen als Miniſter an die Spitze der Geſchäfte gelangt war, und in Folge der ſich hieran reihenden Eingriffe in die ſtaatsbürgerlichen Rechte der Unterthanen zahlreiche Rechtsſtreite bei dem Obergerichte in Kaſſel anhängig wurden, deren Ausgang im Sinne konſtitutioneller Freiheit man vorzugsweiſe dem Einfluſſe W.'s beimaß, da war ſeines Bleibens in Kaſſel nicht mehr: er wurde raſch entfernt und an das Obergericht in Marburg verſetzt (1833). — Dort begann eine friedliche, glückliche Periode ſeines Lebens; er fand treue, gleichgeſinnte Freunde und Kollegen, genoß den anregenden Umgang der Profeſſoren an der dortigen Univerſität, namentlich v. Vangerow's, der damals noch nicht nach Heidelberg übergetreten war, und lebte nächſt der Wiſſenſchaft dem ſtillen Glücke der Häuslichkeit, welches ihm ſeine geliebte Gattin, Eliſe geb. Knipping aus Rinteln, bereitete, mit der er ſich ſchon 1827 verheirathet hatte. In dieſe Zeit ſtiller Muſe fallen ſeine beiden in der (gießer) Zeitſchrift für Civilrecht und Proceß erſchienenen Abhandlungen: „Bemerkungen über die actio finium regundorum“ (Band 13, S. 35) und: „Von der Schenkung auf den Todesfall“ (Band 15, S. 96), deren erſte durch eine Abhandlung Puchta's (in der Zeitſchrift für Recht und Geſetzgebung in Kurheſſen. Kaſſel 1837. Heft 2. I), der damals noch in Marburg lehrte, hervorgerufen worden war. Neben dem Rechtsſyſtem ſchenkte jedoch W. auch dem Civilproceſſe beſondere Aufmerkſamkeit und ſo wie früher bei'm Obergerichte zu Kaſſel, ſo bildete ſich nunmehr auch bei dem Obergerichte zu Marburg hauptſächlich unter ſeiner Einwirkung eine neue proceſſualiſche Schule heran, welche ſich die Zurückführung des, in einen langwierigen ſchleppenden Gang ausgearteten, Proceſſes auf ſeine urſprüngliche Kürze Mittels Abſchneidung unnützer Verhandlungen und Handhabung ſtrenger Proceßpolizei zur Auf-

gabe geſtellt hatte. Die Anregung, welche ſich hierdurch bei den Gerichten Kurheſſens verbreitete, wirkte ſo mächtig, daß auch die Geſetzgebung von dem Impulſe ergriffen wurde und jene heilſamen Proceßgeſetze zu Stande kamen, durch deren Ertheilung ſich Haſſenpflug, der an der Ausarbeitung derſelben perſönlich Antheil genommen und ſich dabei als erprobter Juriſt bewährt hatte, andererſeits wiederum ein entſchiedenes Verdienſt um Kurheſſen erworben hat. Von nun an neigte ſich W. immer mehr einer Vervollkommnung der Praxis und insbeſondere der Referirkunſt zu, ſo daß ihm die juriſtiſche Fakultät der Univerſität Marburg, die ihn bereits in honorem zum Doktor der Rechte ernannt hatte, den Antrag machte, er möge zu Ausfüllung des gerade erledigten praktiſchen Lehrſtuhles den Vortrag praktiſcher Kollegien übernehmen. W. ging mit Neigung auf dieſen Vorſchlag ein und war eben in den Vorarbeiten für dieſen neuen Wirkungskreis begriffen, als er (1846) von der freien Stadt Frankfurt den Ruf an das Oberappellationsgericht der vier freien Städte zu Lübeck erhielt. Bei dieſer Gelegenheit äußerte v. Vangerow, als man ihn über die beabſichtigte Wahl befragte: „W. iſt ein durchgebildeter Theoretiker, der mit einem für einen praktiſchen Juriſten wahrhaft ſeltenen Reichthume von Kenntniſſen einen glänzenden Scharfſinn und ausgezeichneten praktiſchen Sinn verbindet; Eigenſchaften, die ihm in jedem Richterkollegium einen ſehr bedeutenden Einfluß ſichern. Auch ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind bedeutend und man wird gewiß keine ſeiner verſchiedenen Abhandlungen, ohne Belehrung und Anregung darin gefunden zu haben, aus der Hand legen.“ — v. Vangerow hatte richtig geurtheilt; W. wurde eines der bedeutendſten Mitglieder des Oberappellationsgerichts, nach dem eigenen Urtheile des würdigen, von W. hochverehrten Präſidenten des Oberappellationsgerichts, Heiſe, dieſes Neſtors der Rechtswiſſenſchaft. Bei den Einwohnern Lübecks, ſeinen neuen Mitbürgern, bewährten ſich ſeine herzengewinnenden Eigenſchaften, durch die unwiderſtehlich zu Vertrauen und Verehrung hinriß, in auffallender Weiſe. Denn es muß eine pſychologiſch faſt merkwürdige Erſcheinung genannt werden, daß die Stadt Lübeck, als ſie zu Anfang 1848 die deutſche Nationalverſammlung zu Frankfurt a. M. zu beſchicken hatte, unter allen ihren Bürgern, alt und jung, hoch und gering, keinen für würdiger zu ihrer Vertretung erachtete, als den Mann, der kaum Jahresfriſt hindurch in ihrer Mitte gelebt und ſich doch bereits das allgemeine

Zutrauen erworben hatte. Seine ſchon wankende Geſundheit war indeß den politiſchen Stürmen und Aufregungen in der Nationalverſammlung eben ſo wenig mehr, als den anſtrengenden Arbeiten gewachſen, die ihm als Vorſtand des Petitions-Ausſchuſſes oblagen, zu welchem er durch das Anſehn und den Ruf ſeines Namens alsbald gewählt worden war; ſchon krank verließ er Frankfurt nach wenigen Monaten und ſah von nun an fortwährend ſeine Kräfte ſchwinden. Zwar war es ihm beſchieden, den freilich nur momentanen politiſchen Aufſchwung ſeines immer noch geliebten Vaterlandes Kurheſſen zu erleben, welches die kurze Friſt zu Einführung freiſinniger Inſtitutionen nützte; ja es wurde ihm ſogar die Freude zu Theil, daß die kurheſſiſche Ständeverſammlung, als ſie zum erſten Male das neu errungene Recht übte, die Mitglieder des Oberappellationsgerichts zu Kaſſel zu benennen, ſich zunächſt an ihn mit dem Wunſche wandte, er möge in ſein Vaterland zurückkehren. Allein ſeine Zeit war bereits gemeſſen; ein Nervenſchlag endete das Leben unſeres Freundes! — „Unſeres Freundes" iſt mit Recht geſagt worden, denn auch der Leſer, der ihn nicht gekannt hat, wird, nun er dieſe Schilderung geleſen, als ſein Freund von ihm ſcheiden und einſtimmen, wenn wir fragen: gibt's wohl viele ſolcher Männer? —

44. Dr. Karl Friedrich Canſtatt,

Profeſſor der Medicin und Direktor des Krankenhauſes zu Erlangen; geb. den 11. Juli 1807, geſt. den 10. März 1850*).

Das deutſche mediciniſche Publikum und die Univerſität Erlangen haben durch den Tod C.'s einen gleich bedeutenden Verluſt erlitten. Der größeren Anzahl der praktiſchen Aerzte Deutſchlands diente ſein größeres Werk über Pathologie und Therapie als erprobter Führer. Allen aber, die ſich für Medicin intereſſiren, boten ſeine jährlichen Berichte über die Fortſchritte der Medicin die umfaſſendſte Ueberſicht über das ganze Gebiet dieſer Wiſſenſchaft. Zu einem Unternehmen, wie dasjenige ſolcher Ueberſichten iſt, war C. beſonders befähigt. Ein angeborener ſcharfer und klarer Blick, ein ſtarkes, natürliches Gefühl der Gerechtigkeit und Billigkeit, der Willigkeit zur Anerkennung jeder ernſten Beſtrebung bezeichnet ihn als den unparteiiſchen

*) Nach der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" 1850. Nr. 91.

Berichterstatter; die gründlichen Studien, die er in der Metropole deutscher Medicin, in Wien, dann in Würzburg gemacht hatte, und eine ausgedehnte Praxis in Paris und dann in Brüssel, schafften ihm das reichste Material. Auf allen Stellen seiner Wissenschaft war er praktisch zu Hause. Und was er vollständig erkannt hatte, das wußte er auf das Anmuthigste und Anziehendste vorzutragen. Sein Styl zeichnete sich durch einen Fluß der Rede, durch treffende Uebergänge, durch Wohllaut und durch eine unter den Blumen anmuthiger Darstellung verhüllte strengste Logik aus. Es floß das aus seiner Natur; es war kein mühseliges Erwerbniß der Kraft; sein kleinster Aufsatz, jedes Billet trug denselben Charakter. Diese Eigenschaften waren an ihm unschwer physiognomisch zu erkennen; von seinem scharfgeschnittenen orientalischen Gesicht stachen Stirn und Augen in eigenthümlicher Weise ab, jene leicht und schön gewölbt von reinster Form, ohne bedeutende Größe, die Augen, ein Erbtheil seiner schönen Mutter, klar und tief, seelenvoll, eine Fülle von Gemüth, Treumeinen verrathend. In diesen Eigenschaften der Stirn und der Augen ist alles Anmuthige seines Gemüthes und seiner geistigen Erzeugnisse angezeigt gewesen. Das vortretende Kinn dagegen war das Symbol eines starken Charakters, der, wo es die Wahrheit galt, keinerlei Furcht kannte, und mit eben der Stärke fließender und feuriger Rede den verkannten Würdigen vertrat und den anmaaßenden Zeloten die Geißelhiebe des Verstandes und Scharfsinns schonungslos fühlen ließ. In einem vielbewegten Leben hatte er eine großartige Anschauungsweise, die ohnedies in seiner Natur lag, ausgebildet. Jede Anmaaßung war ihm widerlich, jede Charlatanerie ein Gräuel. Ehrfurcht vor dem eigenen Berufe, tägliche Aufopferung für denselben, Drang, das Beste zu leisten, das forderte er, und wo er dieses fand, übersah er die nirgends fehlende Schwäche. Einen solchen Mann mußten in der Zeit, in welche sein bewußtes Leben fiel, politische Betrachtungen interessiren, auch wenn er nicht längere Zeit an dem politischen Feuerheerde Paris und Brüssel verweilt hätte. Dem Reiche der Kunst machte ihn sein ausgezeichnetes Talent vertraut. Er spielte das Violoncell als Virtuose. Die Künste aber sind verwandt und man erkennt eine durch die andere. Fassen wir C.'s Eigenschaften zusammen, so ergibt sich folgendes Resultat: er war als Gatte und Vater, als Bürger und Beamteter, als Gelehrter und Schriftsteller, als Lehrer und Arzt, als Freund und

Geſellſchafter das, was wir wünſchen, daß Jeder nach ſeinem Berufe, nach ſeinem Maaße und in ſeiner Art ſeyn möchte. Soviel andeutungsweiſe von den Gedanken, die ſich uns bei der erſten Nachricht von C.'s Tode aufgedrungen haben. Wir fügen nur noch die näheren biographiſchen Data aus der Grabrede bei, welche C.'s Freund und Verehrer, der berühmte Philolog und Pädagog Dr. Döderlein, auch als Redner längſt anerkannt, dem Verblichenen gehalten hat. C. war in Regensburg geboren, wo ſein Vater noch als praktiſcher Arzt lebt. Bis zum 13. Jahre beſuchte er die dortigen Schulen; dann ſchickte ihn ſein Vater nach München, wo er das Gymnaſium beſuchte, und im Hauſe der muſikaliſchen Familie Moralt wohnte. Sein eignes großes muſikaliſches Talent, und der Einfluß der ihn umgebenden Virtuoſen veranlaßte hier in ſeiner Seele einen Kampf hinſichtlich der Wahl ſeines Berufes; er dachte daran, ſich ganz der Muſik zu widmen. Beſſere Ueberlegung und der Wille ſeines Vaters beſtimmten ihn für das Studium der Medicin. Er begab ſich in ſeinem ſechzehnten Jahre nach Wien, dem Geburtsorte ſeiner Mutter; von da ging er nach Würzburg, um Schönlein zu hören, wo er 1829 promovirte. Die nächſten Jahre hielt er ſich Theils in Würzburg und Heidelberg, Theils in Regensburg auf, wo er ſich dann im J. 1831 als praktiſcher Arzt niederließ. 1832 ging er nach Paris, um dort die Cholera gründlich zu ſtudiren, und begab ſich dann, nach 4 Monaten, über die Schweiz nach Brüſſel. Er findet auch hier die Cholera, erwirbt ſich durch ihre Behandlung in einer Menge von Fällen, den größten Ruf, und errichtete aus Auftrag der Regierung ein ſelbſtſtändiges Choleraſpital in Houlay. In Brüſſel verheirathete er ſich und verweilte 5 Jahre als praktiſcher Arzt daſelbſt. Dann zog ihn das Vaterland, nachdem er noch ein Jahr in Paris zugebracht hatte, mit Macht zu ſich. Er ging nach Regensburg und verweilte dort im väterlichen Hauſe, bis er 1838 als Gerichtsarzt und Mitglied des Medicinalausſchuſſes in Ansbach angeſtellt wurde, und 1843 an Henke's*) Stelle in Erlangen trat. Mit dem Keim ſeines ſpätern Leidens kam er dahin; ein zweijähriger Aufenthalt in Italien konnte es nicht heben. 1849 ſchienen die Wolken von Kreuth guten Erfolg zu haben; aber die darauf gegründete Hoffnung erwies ſich als täuſchend. — Die vornehmſten ſeiner Schriften ſind folgende:

*) Deſſen Biogr. ſ. im 21. Jahrg. des N. Nekr. S. 728.

Ueber Markſchwamm des Auges und amaurotiſches Katzenauge. 1831. — Darſtellung und krit. Beleuchtung des Weſens u. der Behandlungsweiſe der oſtind. Brechruhr. 1831. — Die Krankheiten des höheren Alters und ihre Heilung. 2 Bde. 1839. — Die ſpecielle Pathologie u. Therapie vom klin. Standpunkte. 4 Bde. 1841. 2. Aufl. 1843. — Jahresbericht über die Fortſchritte der geſammten Medicin in allen Ländern (mit Eiſenmann ſeit 1841, gegen 50 Bde.)

* 45. Dr. Franz Xaver Pettenkofer,

königl. bayer. Leib- und Hofapotheker, Medicinalaſſeſſor, Ritter des königl. bayer. Verdienſtordens ꝛc. zu München;

geb. den 3. Dec. 1783, geſt. den 12. März 1850.

P. wurde geboren zu Pobenhauſen Landgerichts Pfaffenhofen an der Ilm, wo ſein Vater als kurfürſtl. bayr. Mauthner angeſtellt war. Er ſtudirte im Gymnaſium des Jeſuitenkollegium zu Neuburg a. d. D. bis zur Klaſſe der Rhetorik und wurde dann 1800, alſo in einem Alter von 17 Jahren, in der kurfürſtl. Leib- und Hofapotheke zu München als Lehrling aufgenommen. Der junge Pharmaceut zeichnete ſich ſo ſehr aus durch geiſtige Anlagen, moraliſche Tüchtigkeit, Fleiß, Geſchick, Pünktlichkeit und Zuverläſſigkeit im Dienſte, daß er ſchon nach zwei und einhalbjähriger Lehrzeit von ſeinem Lehrer, dem damaligen Leibapotheker Brentano à Moreto für den Uebertritt in den Gehilfenſtand reif erkannt, mithin aus der Lehre freigeſprochen wurde. P. trat hierauf als Gehilfe in die Militärapotheke zu Würzburg, wo ihm der Dienſt ſo viel freie Zeit zur Fortſetzung ſeiner Studien gewährte, daß er an der dortigen Univerſität die Vorleſungen über Botanik, Phyſik und Chemie beſuchen konnte. Im J. 1803 nahm er eine Gehilfenſtelle in der Apotheke des Joſ. Scherer von Hofſtatt zu Botzen in Südtyrol an und im darauf folgenden Jahre machte er eine Reiſe durch ganz Oberitalien, worauf er wieder in ſeine Gehilfenſtelle nach Botzen zurückkehrte. Am Schluſſe des Jahres 1804 beſtand er zu Salzburg vor dem dortigen Medicinalkollegium ſeine Prüfung als Apotheker mit der Note „ausgezeichnet.“ Die Folge dieſes glänzenden Examens war, daß P. ſogleich als Proviſor in der Johanniſſpitalapotheke zu Salzburg angeſtellt wurde. Dieſe Stelle verwaltete er bis gegen Ende 1805. Im J. 1807 treffen wir ihn abermals in Salzburg, wo er das Militärhoſpital der franzöſiſchen

Armee beſorgte. In der Zwiſchenzeit war er zu Braunau als Proviſor der Apotheke des jetzt als Pomologen rühmlichſt bekannten Dr. Liegel, mit welchem P. die innigſte Freundſchaft knüpfte. Raſtloſes Streben nach höherer Ausbildung führte ihn ſpäter nach Wien, wo er ſich anderthalb Jahre lang zunächſt unter Baron von Jacquin*) und Scherer**) ausſchließlich den Naturwiſſenſchaften widmete. In den damaligen Kriegszeiten waren für Veterinärärzte gute Ausſichten zu Anſtellungen in der öſterreichiſchen Armee; daher entſchloß ſich P., ſich in die Thierarzneiſchule zu Wien als Zögling aufnehmen zu laſſen. Bald nach ſeinem Eintritt wurde ihm die Auszeichnung, daß man ihm in Abweſenheit des Profeſſors der Chemie, Waldinger***), die chemiſchen Vorleſungen an der Veterinärſchule einige Zeit lang übertrug. Zu Anfang des J. 1809 wurde er als praktiſcher Thierarzt geprüft und erwarb ſich dabei die erſte Note der Befähigung. Als P. eben im Begriff ſtand, als Veterinärarzt in den öſterreichiſchen Militärdienſt zu treten, wurde ihm von dem Profeſſor Baron von Jacquin das Lehramt der Chemie an der Bergſchule zu Schemnitz in Ungarn angeboten. Dieſes Lehramt ſchlug er indeſſen aus, weil ihm zur ſelben Zeit die Stelle eines Oberfeldapothekers bei der bayer'ſchen Armee angetragen wurde. Die Liebe zu ſeinem Vaterlande ſiegte über die vielleicht beſſeren Ausſichten in Oeſterreich. Bevor er jedoch nach Bayern zurückkehrte, wurde er am 6. Sept. 1809 an der damaligen Univerſität Salzburg zum Doktor der Philoſophie promovirt. Im Herbſt 1810 treffen wir ihn als Oberapotheker des Feldſpitals zu Nürnberg. Während der dort gegebenen Muſe zog ihn Zufall und ſein bereits anerkannter wiſſenſchaftlicher Geiſt wieder aushilfsweiſe auf die Lehrkanzel der Chemie an der Realſtudienanſtalt in Nürnberg, welche damals unter Leitung des nunmehrigen Hofraths, Akademikers und Univerſitätsprofeſſors Dr. v. Schubert ſtand, bis zur Wiederbeſetzung des ordentlichen Lehramts, welche nach einem halben Jahre erfolgte. Vom J. 1811 bis 1815 folgten die mühſeligſten und gefährlichſten Tage in P.'s Leben, nämlich in den Feldzügen nach Rußland und ſpäter nach Frankreich, wo er ſich als Muſter eines Feldapothekers zeigte; man darf ſagen, er hat im Felde geleiſtet, was vielen Andern ſelbſt bei gleich-

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 966.
**) — — — — 17. — — — — S. 355.
***) Eine kurze Notiz über ihn ſ. im 7. Jahrg. des Nekr. S. 999.

großem Talente und gleich gutem Willen nicht möglich gewesen; denn er wurde bei seiner Willenskraft, Rastlosigkeit und Ausdauer von einer ungewöhnlichen Körperkraft und Gesundheit unterstützt. Nach der Schlacht von Polock dispensirte er fast allein die Arzneien für das ganze bayer. Armeekorps; wegen Mangel an anderem Hilfspersonal war er bei Tag und Nacht nicht nur mit der Zubereitung und dem Darreichen der Arzneien an die einzelnen Kranken, sondern auch mit dem Kochen und Austheilen der Speisen beschäftigt, um den Unglücklichen so gut wie möglich Trost, Erleichterung und Hilfe zu gewähren. Er besorgte nicht nur im Feldspital die kranken und verwundeten Soldaten, deren Zahl sich auf 1000 belief, sondern nebstbei auch die vielen kranken Officiere in der Stadt, worüber amtliche belobende Zeugnisse im Jahre 1813 ausgestellt, unter den hinterlassenen Papieren P.'s sich fanden. Unter diesen unglaublichen Anstrengungen wurde P. selbst vom Spitaltyphus ergriffen, welchen er bei seiner ungemein kräftigen Körperkonstitution glücklich überstand. Nach Beendigung der Feldzüge im J. 1815 wurde P. als Militäroberapotheker in München stationirt; in Anerkennung seiner Verdienste erhielt er das goldene Sanitäts-Ehrenzeichen. Da der Dienst eines Militär-Oberapothekers in der Friedensgarnison ein sehr ruhiger war, so benutzte P. neuerdings wieder Zeit und Gelegenheit, um sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, wovon er einige Früchte im Repert. f. d. Pharmacie veröffentlichte, nämlich über die Zersetzung des Calomels durch einige andere Salze; Analyse des Mutterkorns; Versuche über das Morphin; Reinigung des Steinöls; über Kokkelskörner und Pikrotoxin; Strychnin. Als Zeichen der Anerkennung seines Strebens und seiner Kenntnisse wurde P. im J. 1819 als Mitglied einer Kommission für Bearbeitung einer Pharmacopoea Bavarica berufen. Im J. 1822 wurde er zum Assessor des königl. Medicinalkomité zu München ernannt und 1823 berief ihn der König an die Stelle des verstorbenen Brentano à Moreto, seines ehemaligen Lehrers, als königl. Leib- und Hofapotheker. Am königl. Hofe hatte er nun einen schönern, freiern und weitern Wirkungskreis für sein vielseitiges Können und Wissen. Zu seinen vorzüglichsten Verdiensten gehörte, daß er die Hofapotheke zu einer pharmaceutischen Schule machte, worin er fortwährend 6—10 junge Pharmaceuten unterrichtete, was nur bei dem ungemein großartigen und ausgebreiteten Geschäfte der königl. Hofapotheke möglich war.

Viele der gegenwärtigen Apotheker Bayerns*) ehren das Andenken P.'s als ihres eben so einsichtsvollen und unermüdlichen, wie strengen Lehrers. In seinem neuen geschäftsvollen Wirkungskreise hörte P. nie auf, mit wissenschaftlichen Forschungen sich zu beschäftigen; die Leser des Repertorium für die Pharmacie kennen seine Arbeiten über die Darstellung des kohlensauren Eisenoxyduls; über die quantitative Bestimmung des Kali in Pflanzensäften und Extrakten; über ein bleifreies Heftpflaster, welches das zusammengesetzte Diachylonpflaster zu ersetzen vermag; über medicinische Seife und Opodeldocseife; über Lak Magneste. Zu seinen Hauptverdiensten gehört ferner die Einrichtung der neuen Hofapotheke, welche als sein Werk ein Muster von Apotheke ist und für Kenner zu den vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten Münchens gehört. Mehere gelehrte Gesellschaften suchten die Anerkennung seiner Verdienste durch Uebersendung von Diplomen auszudrücken: so der pharm. Verein in Bayern (1817), der Apothekerverein im nördlichen Deutschland (1822); der Apothekerverein im Großherzogthum Baden (1822); die pharmac. Gesellschaft in der Pfalz (1837); die naturhistorische Gesellschaft in Athen (1837) ꝛc. Auch der jetzt regierende König Maximilian II. von Bayern ehrte das vieljährige erfolgreiche Wirken und die treue Anhänglichkeit seines Leib- und Hofapothekers, indem er ihm am 24. December 1848 eigenhändig das Ritterkreuz des Verdienstordens von h. Mich. übergab. P. war in jeder Beziehung ein Ehren- und Biedermann von ernstem und rechtlichem Charakter; gegen sich wie gegen Andere war er höchst genau, pünktlich und streng im Dienste, aber auch zugleich freundlich und liebevoll gegen seine Familie, seine Freunde und Alle, die er als seiner Achtung würdig erkannt hatte. Er war zweimal verheirathet; beide Ehen blieben aber kinderlos; dessen ungeachtet war er aber stets von einer dankbaren Familie umgeben, denn er nahm nicht weniger als sechs Bruderkinder — Theils Knaben, Theils Mädchen — in ihrem Kindesalter zu sich und sorgte wie ein liebevoller Vater für ihre Erziehung und Versorgung. Der eine seiner Pflegesöhne und Neffen ist der rühmlichst bekannte Akademiker und Universitäts-Professor Dr. Max. Pettenkofer, und ein anderer jüngerer Bruder des letztern, Michael Pettenkofer ist zur Zeit noch Gehilfe in der königl.

*) Auch im Auslande finden sich Schüler von ihm, z. B. Landerer in Athen.

Hofapotheke. Seine früher ſehr veſte Geſundheit war ſeit 4 Jahren auffallend im Abnehmen begriffen; ſeine Kräfte ließen nach; es trat in den letzten Monaten ſeines Lebens eine unheilbare Störung der Ernährungsthätigkeit ein, die endlich ſein Leben auslöſchte. Er hinterließ eine trauernde kinderloſe Witwe und zahlreiche Verwandte und Freunde.

* 46. M. Gottlob Wilhelm Caspari,

Oberpfarrer und Superintendent zu Naumburg a. S.;

geb. den 9. Aug. 1776, geſt. den 13. März 1850.

C. war zu Reichenbach im ſächſ. Voigtlande geboren. Sein Vater, ein kenntnißreicher und frommer Mann, M. Johann Adolph Caspari, war daſelbſt von 1770 bis zu ſeinem Tode (den 12. Aug. 1806) Geiſtlicher, und ſeine Mutter Chriſtiane, geb. Glafey, die einzige Tochter des dortigen Bürgermeiſters, Joh. Gottfr. Glafey. In dem Hauſe ſeiner würdigen Aeltern legte der Knabe ſchon in zarter Jugend den Grund zu ächt chriſtl. Frömmigkeit und der wahrhaft klaſſiſchen Ausbildung ſeines Geiſtes, wodurch er ſich ſpäterhin ſo auszeichnete. Den erſten Unterricht empfing er in der öffentlichen Schule zu Reichenbach unter dem damaligen ehrenwerthen Rektor M. Paul Chriſt. Kircheiſen, wurde aber nebenbei ſchon frühzeitig von ſeinem Vater in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache unterrichtet und für eine Gelehrtenſchule gründlich vorbereitet. In ſeinem 13. Jahre, Oſtern 1789, kam der ſtrebſame Knabe nach Pforte auf die Fürſtenſchule, wo er ſich gar bald vor Vielen ſeiner Mitſchüler rühmlichſt auszeichnete. Oſtern 1795 verließ der Jüngling die ihm ſo lieb gewordene, berühmte Bildungsanſtalt mit einem höchſt ehrenvollen Zeugniſſe ſeiner Lehrer über ſein Wiſſen und ſittlich-reines Verhalten, bezog bald darauf die Univerſität Leipzig, ſtudirte daſelbſt bis zum Januar des J. 1799 mit unermüdlichem Eifer und dem beſten Erfolge Theologie und Philologie, und unterrichtete nebenbei die Kinder des dortigen Buchhändlers Fleiſcher. Nachdem er bald nach ſeinem Abgange von der Univerſität vom Oberhofprediger Frz. V. Reinhard in Dresden als Theolog examinirt worden war, ging er als Hauslehrer wieder nach Pforte, und unterrichtete daſelbſt die Kinder des Rentmeiſters Herbſt und des geiſtl. Inſpektors Schmieder. Den 21. Febr. 1801 beſtand er in Leipzig das Magiſtrexamen, und wurde

noch in demſelben Jahre, den 28. Juli, in ſeiner Vaterſtadt zum Diakonus ernannt. Im Nov. des J. 1802 verehelichte er ſich mit Chriſtiane Eleonore Stoeter, einer Tochter des Floßmeiſters Stoeter in Köſen bei Pforte, mit welcher er im Kreiſe ſeiner Kinder (eines Sohnes u. dreier Töchter) bis an ſein Ende die glücklichſte Ehe geführt hat. 1807 wurde er in Reichenbach Archidiakonus, im Auguſt 1822 Oberpfarrer an der St. Wenzelskirche zu Naumburg a. d. Saale, und übernahm daſelbſt auf Veranlaſſung der königl. preuß. Regierung 1831 die Superintendenturgeſchäfte der nach dem Tode des Sup. Dr. J. Fr. Theoph. Delbrück*) in Zeitz neu gebildeten Ephorie Naumburg. Rüſtig an Geiſt und Körper fand er neben ſeinen vielen Amtsgeſchäften in ſtiller Abgeſchiedenheit auf ſeiner Studirſtube in den manchfaltigſten wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen und im gewöhnlichen Umgange mit ſeiner Familie und einigen wenigen vertrauten und gelehrten Männern ſeines Herzens ſeinen einzigen und höchſten Genuß. Ununterbrochen angeſtrengtes Arbeiten nicht ſelten bis tief in die Nacht hinein, ohne ſich dabei die nöthige Erholung zu gönnen, und mancherlei traurige Erfahrungen, die ſein frommes, nur Liebe athmendes Herz oft ſchwer bekümmerten, übten aber endlich doch auf ſeine ſonſt ſo veſte Geſundheit und ſein heiteres Gemüth einen nachtheiligen Einfluß aus. Ein Leberleiden, welches ſich allmälig eingefunden hatte und ihm häufig empfindliche Schmerzen verurſachte, und von Zeit zu Zeit wiederkehrende ſchlagähnliche Zufälle ſtörten ihn in ſeiner gewohnten raſtloſen Thätigkeit nicht ſelten, ſo daß er von nun an faſt nur an den Tod dachte und in manchem ſchönen, aber ungedruckten Gedichte in deutſcher, latein., franz. und engl. Sprache ſeine Sehnſucht nach Auflöſung, und ſeinen felſenveſten Glauben an ſeinen Erlöſer auf wahrhaft rührende Weiſe ausſprach. Der erſte ſchlagähnliche Zufall traf den frommen Mann am Charfreitage 1841, gerade als er auf der Kanzel ſtand und die Predigt beginnen wollte. Als ſeine Kränklichkeit zunahm, ſah er ſich zu ſeiner großen Betrübniß genöthiget, erſt ſeine Ephoralgeſchäfte und dann auch zum großen Theile ſein Predigtamt in andere Hände zu legen. Doch ertrug er ſeine Leiden mit der gewohnten Geduld und chriſtl. Ergebung bis zur letzten Stunde ſeines Lebens. Am oben genannten Tage hauchte der Edle, nachdem er wenige Tage zuvor

*) Deſſen Biogr. ſ. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 543.

in seiner ihm liebgewordenen Kirche noch einmal gepredigt hatte, nach kurzem Kampfe seinen letzten Athem aus, und die entfesselte fromme Seele schwang sich auf zu dem, der sie erlöst hatte. Das ganze Leben des selig Entschlafenen war das eines wahren, demüthigen Christen. Sein Herz war ohne Falsch und Selbstsucht; sein Gemüth von Liebe und Milde durchdrungen. In ihm besaßen die Armen einen Wohlthäter, den nur sie kannten, und die Waisen einen Vater. Als Gatte und Familienvater bewies er eine unerschöpfliche Güte und Zärtlichkeit. Als Mann der Wissenschaft umfaßte er einen seltenen Schatz von Kenntnissen. Neben der gründlichsten Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthume verstand und schrieb er fast sämmtliche Sprachen von Westeuropa. Von seinem Reichthum an inneren und äußeren Erfahrungen und seiner wahrhaft christl. Frömmigkeit zeugen nicht nur sein weit verbreitetes Erbauungsbuch*) in 2 Bänden, welches er in Gemeinschaft mit seinem Schwager, dem vormaligen Archidiakonus und jetzigen königl. sächs. Kirchen- und Schulrath Dr. Döhner herausgab, und 1829 zum zweitenmale fast unverändert aufgelegt wurde, sondern auch seine vielen gedruckten und ungedruckten geistlichen Lieder und manches andere wissenschaftliche Schriftchen. In seinem Amte bekundete er eine unermüdliche, sich aufopfernde Thätigkeit, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit. In seinem Umgange war er sanft, anspruchslos und liebenswürdig, auch gegen Feinde und Verleumder versöhnlich, freundlich und gefällig. Alle, die ihn genauer kannten, haben durch seinen Tod viel verloren; doch er lebt in ihrer Erinnerung, in ihrer Liebe fort.

* 47. Johann Christian Gotthelf Müller,

Zeichnenlehrer zu Zittau;

geb. den 28. Sept. 1782, gest. den 16. März 1850.

Dieser in seinem Kreise hochverdiente Mann war zu Friedrichsstadt-Dresden geboren, wo sein Vater, Johann Christian Müller, Kaufmann gewesen ist. Seine Bildung empfing er in der Realschule und im Schullehrerseminar,

*) Christl. Hausbuch auf alle Tage des Jahres. 1821—25. Vorher: Beschreibung der öffentl. Jubelfeier des Reformationsfestes zu Reichenbach 1818.

Die Redaktion.

unter den Direktoren Nicolai*) und Dinter**), dann auf der dresdener Malerakademie. Hier waren seine Lehrer ausgezeichnete Künstler, nämlich im Landschaftszeichnen und Kupferstechen der Professor Adrian Zingg, und im Figuren- und Architekturzeichnen die Professoren Schubert, Grasse***) und Seydelmann†), in den akademischen Kunstsälen und Kabineten. Im J. 1808 kam er nach Zittau, und gab mit vielem Beifall Unterricht im Zeichnen und Malen. Daselbst ward ihm auch am 16. Jan. 1809 das Amt eines Zeichnenlehrers am Gymnasium anvertraut. Die in Zittau zu seiner Zeit entstandenen neuen Schulanstalten vertrauten alle ihre Schüler seinem Unterrichte an; namentlich die allgemeine Stadtschule, die Gewerbschule, die Sonntags- und die Baugewerkenschule. Unter solchen Umständen mußte er sehr thätig seyn, und er war so gebunden, daß er nicht einmal Sonntags frei war. Auch daheim war seine Thätigkeit eine gemeinnützige, weil er stets Zöglinge aus der Fremde in seinem Familienkreise hatte, denen er mit anerkannter Sorgfalt und Vatertreue vorstand. Auch hat er als Kupferstecher eine Menge radirter Blätter geliefert, z. B. über den herrlichen Oybin bei Zittau. Jedermann liebte den geschickten, rechtschaffenen und gefälligen Mann und Tausende von Schülern von so langen Jahren her, werden immer noch mit Liebe an ihn gedenken. Nach einigen Tagen schwerer Leiden entschlief er unter treuer Pflege seiner zweiten Gattin, Emilie Auguste, geb. v. Besser. Seinen ältesten Sohn (aus erster Ehe) bildete er für die Kunst. Derselbe lebt in München und hat durch seine Leistungen als Maler schon einen nicht unbedeutenden Ruf erlangt, besonders als Maler solcher Scenen, wo Feuer- oder Fackelbeleuchtung vorkommt, daher er auch oft der Feuermaler genannt wird.

---

*) Dessen Biogr. siehe im 1. Jahrg. des N. Nekr. S. 640.
**) — — — — 9. — — — — S. 465.
***) — — — — 16. — — — — S. 70.
†) — — — — 7. — — — — S. 296.

48. Dr. theol. et phil. Johann Heinrich Heinrichs,

Pfarrer, Superintendent und königl. hannov. Kirchenrath zu Burgdorf bei Hannover;

geb. den 10. April 1765, geſt. den 17. März 1850*)

H., älteſter Sohn des Kaufmanns Karl Konrad Heinrichs und deſſen Ehefrau, Marie Sophie Wilhelmine Knaufmann, wurde geboren zu Hannover. Den erſten Unterricht erhielt er in Privatſchulen, welche damals mehere Kandidaten in Hannover auf ihren Stuben zu halten pflegten. Unter ihnen werden die Kandidaten Jacobſen und Lorberg beſonders genannt. Den Religionsunterricht erhielt er bei'm Senior Pollmann an der Marktkirche, von dem er Oſtern 1779 konfirmirt wurde. Aus dieſem Verhältniſſe ſchreibt ſich ſeine durch das ganze Leben fortdauernde Anhänglichkeit an die Marktkirche her. Nach vollendetem 13. Jahre kam er auf das Lyceum ſeiner Vaterſtadt und wurde ſogleich in Sekunda geſetzt. Im 15. Jahre kam er nach Prima. Eine beſondere Aufmunterung ward ihm auf der Schule auch ſchon dadurch zu Theil, daß ihm bei den Schulfeierlichkeiten, die am Geburtstage des Königs veranſtaltet zu werden pflegten, zweimal die lateiniſche Feſtrede übertragen wurde (am 4. Juni 1783 u. 1784). Oſtern 1784 bezog er, 19 Jahre alt, die Landesuniverſität Göttingen, um ſich dem Studium der Theologie und Philologie, vorzugsweiſe aber letzterem zu widmen. Er fühlte ſich beſonders zu Heyne hingezogen und wurde alsbald von ihm als Mitglied des philologiſchen Seminars aufgenommen. Unter ſeinen theologiſchen Lehrern hebt er beſonders Koppe, Plank**), Leß und den damaligen Repetenten an der theol. Fakultät, Pott***), hervor. Im J. 1786 wurde ihm der theologiſche Preis zuerkannt. Nach vollendetem Triennium wurde er Hauslehrer bei dem würdigen Arzte Dr. Stromeyer†) in Göttingen und fand dadurch eine erwünſchte Gelegenheit, noch länger auf der Akademie zu bleiben. Im J. 1788 gewann er abermals den theologiſchen Preis. Da wurde er von Leß aufgefordert, die Stelle eines Repetenten bei der theo-

*) Nach der Biographie in dem Theologiſchen Literaturblatt zur Allgemeinen Kirchenzeitung. 1851. Nr. 21. von dem älteſten Sohne, evang.-luth. Prediger zu Detmold.

**) Deſſen Biogr. ſiehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 837.

***) — — — — 16. — — — — S. 865.

†) — — — — 13. — — — — S. 693.

logiſchen Fakultät zu ambiren, welche zu Oſtern 1789 zur Erledigung kommen ſollte. Im Auguſt 1788 beſtand er rühmlich ſein Examen vor der theol. Fakultät und erhielt die Stelle zugeſichert. Seine Mitkompetenten waren M. Ziegeler, Lenz*) und Schlichthorſt. In der Zwiſchenzeit von Michaelis 1788 bis Oſtern 1789 privatiſirte er in Hannover und ertheilte beſonders im Hauſe des von Göttingen dahin berufenen Konſiſtorialraths Koppe, der ihm ſehr wohlwollte, Unterricht. Neben dieſem Hauſe war ihm beſonders das des Paſtors Lehzen an der Marktkirche geöffnet, in welchem er viele Freundſchaft genoß. Von Oſtern 1789 bis 1792 war er Repetent bei der theol. Fakultät. Noch während der drei Repetentenjahre hörte er Kollegia in einem oder dem anderen Lieblingsfache, namentlich in der höheren Mathematik bei Käſtner, und ward deßhalb, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, von dieſem ſehr in amitié genommen. Gleich Anfangs hatte er ſich mehr für das gelehrte Schulfach beſtimmt, als für's praktiſche Predigtamt und daher auch überall kein theologicum practicum gehört, jedoch hat er als Student und als Repetent mehrmals gepredigt und katechiſirt und zwar, wie er ſelbſt geſteht, nicht ohne Beifall. Im Auguſt 1791 wurde er nach Hannover eingeladen, um förmlich das Rektorat am Lyceum zu ambiren. Unter 13 Kompetenten kam er mit Köppen und Meyer auf die enge Wahl, ſowie bei einer ſpäteren Wahl im December deſſelben Jahres mit Ruperti**) und Krauſe. Inzwiſchen ſchuf die Repetentenlaufbahn bei ihm Vorliebe für die wiſſenſchaftliche gelehrte Theologie und am Ende des Repetententriennium hatte er, wie er in ſeinen Notizen ſagt, Ausſicht, ganz die akademiſche Laufbahn in Göttingen oder anderswo fortzuſetzen, als eine entſcheidende Kriſis eintrat. Unterleibsbeſchwerden, Hypochondrie, von der er oft befallen wurde, ſo wenig er es ſich auch merken ließ, beſtimmte ihn, ſich für's praktiſche Predigerfach zu entſcheiden. Inzwiſchen nahm er eine Lehrerſtelle am Erziehungsinſtitute des Paſtors Wichmann in der Vorſtadt Celle an. Dieſe Zeit bezeichnet er als eine der glücklichſten Lebensperioden. Dann privatiſirte er in Hannover. Hier errichtete er ein collegium mathematicum, in welchem unter Anderen auch Thibaut***), der nachherige große Mathematiker, ſein Zuhörer war. Neben

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 973.
**) Deſſen Biogr. ſ. im 14. Jahrg. d. N. Nekr. S. 418 u. S. 930.
***) — — — — 10. — — — S. 749.

der Mathematik, welche sein ganzes Leben lang sein Lieblingsfach blieb, und worin er auch bis zum spätesten Lebensalter in seinen Erholungsstunden talentvolle junge Leute zu seinem Vergnügen unterrichtete, hatte er besonders Vorliebe für die englische Sprache, worin er während seines Aufenthaltes in Hannover und in Göttingen vielfach Unterricht ertheilte, da er im wichmann'schen Institute durch manchfache Berührung mit Engländern sich eine große praktische Fertigkeit in dieser Sprache erworben hatte. Viele seiner früheren Schüler, mit welchen er im späteren Leben wieder zusammentraf, haben es oft rühmend gegen ihn ausgesprochen, wie viel sie seinem Unterrichte verdankten. Im J. 1793 wurde er vom königl. Konsistorium in Hannover mit Erlassung des tentaminis, als wofür das Examen vor der theol. Fakultät zur Erlangung der Repetentenstelle angesehen wurde, rigorose examinirt und 1794 den 21. Jan. zum Pastor in Quickborn, im Fürstenthume Lüneburg, ernannt. Gleich nach Pfingsten wurde er ordinirt, vikarirte in der Zwischenzeit in meheren Gemeinden, namentlich in Langenhagen, um sich praktisch für das Predigtamt auszubilden, und ging im August nach Quickborn ab, wo er am 24. August introducirt wurde. Hier verheirathete er sich am 7. Aug. 1795 mit seiner schon im J. 1836 ihm vorangegangenen Gattin, Dorette Eden, Tochter des Bürgermeisters Eden zu Lüneburg. In ländlicher Stille und Abgeschiedenheit, mit allem Eifer und von ganzem Herzen dem neuen Berufe eines Predigers ergeben, verlebte er hier auf der friedlichen Pfarre zu Quickborn fünf sehr glückliche Jahre. Aus dieser Zeit schreibt sich sein inniges Verhältniß zum Senior Dr. theol. Schläger zu Hameln her, der sein erster Konfirmand in Quickborn war. Ostern 1799 wurde er zum Archidiakonus in Dannenberg befördert, 1806 zum Superintendenten in Clötze, in der Altmark, einer damaligen hannover'schen Enclave, und 1810 von da nach Burgdorf versetzt, wo er bis zu seinem Tode, also fast 40 Jahre lang, demselben Amte vorgestanden hat. Hier in Burgdorf bot sich seiner Thätigkeit ein weites Feld dar. Er kam unter sehr schwierigen Verhältnissen hierher. Die Stadt war kurz vorher fast ganz niedergebrannt und dabei auch die Inspektionsregistratur ein Raub der Flammen geworden. Die kirchlichen Gebäude lagen in Asche, die Inspektionsregistratur mußte mühsam zusammengesucht und neu organisirt werden. Dazu die neuen verwickelten Verhältnisse der westphälischen Okkupationszeit, eine gemiethete Wohnung

in einem Privathause, hernach in der für Ephoralgeschäfte nicht eingerichteten engen Diakonatwohnung und dabei die beständigen Unruhen und Drangsale der Kriegsjahre bei fast ununterbrochenen Truppendurchmärschen und Einquartierungslasten, da Burgdorf an der großen Etappenstraße lag. Doch er war ein Mann ad res agendas und man hatte sich in dieser Beziehung nicht in ihm geirrt. Sieben Jahre lang versah er neben seinen oft vielfach verwickelten Ephoral- und Pastoralgeschäften in einer sehr ausgedehnten Stadt- und Landgemeinde das Diakonat mit zum Besten des Kirchenbaufonds. Später bei viermaligem Wechsel des Diakonats versah er es jedesmal ganz allein und oft bei längeren Vakanzen. Dreimal respicirte er die Inspektion Sievershausen und zwar jedesmal länger als ein Jahr, nämlich vom April 1814 bis August 1815, vom August 1829 bis September 1831 und vom Juli 1833 bis November 1834. Bei allen diesen ausgedehnten Geschäften fand er immer noch Zeit zu seinen literarischen Arbeiten. Besonders suchte er in der vergleichenden Linguistik Erholung nach einem erschöpfenden Tagewerk und noch in den letzten Lebenstagen las er in einem spanischen und portugiesischen Neuen Testament. Vor seinem Bette lagen immer einige Ausgaben von Klassikern, worin er in den Ruhestunden nach Tisch blätterte. Es wurde ihm dieß eine liebe Gewohnheit und er entbehrte viel, wenn er sie etwa irgendwo auf Reisen nicht fand. Bis in sein höchstes Alter blieb er ein tüchtiger und gewandter Geschäftsmann, und die oft ihm zu Theil gewordenen ehrenden Anerkennungen seiner Oberen gaben ihm immer neue Ermunterung. In einigen Fällen war er, wie er selbst in seinen hinterlassenen Notizen gesteht, zu übertrieben gewissenhaft, namentlich bei schwierigen Kopulationsfällen, wo er aus zu großer Besorgniß, irgenwie gegen das Gesetz zu verstoßen, sich oft manche qualvolle Stunde bereitete, indem er auf der anderen Seite Nichts mehr wünschte, als den Parteien, die ihm oft ungebührlich mit Bitten anlagen, zu helfen, und doch dieß nicht mit dem Gesetz in Einklang bringen konnte. Ein Gleiches war bei Schulvakanzen der Fall, wo er oft mit blutendem Herzen einem würdigen, hilfsbedürftigen Aspiranten die Präsentation versagen mußte. Solche Fälle konnten ihn mächtig und nachhaltig afficiren und in förmliche Hypochondrie versenken, die er aber mit ungewöhnlicher Geistesstärke vor Anderen zu verbergen wußte. Seine große Herzensgüte wurde oft von Vielen zu unbilligen

Forderungen gemißbraucht und er ſelbſt geſteht, daß er ſich in dieſer Beziehung wohl mehr Veſtigkeit und entſchiedenes Auftreten hätte wünſchen mögen. Dagen aber erwarben ihm jene allgemein anerkannte Herzensgüte und der Wunſch, Jedem gerecht zu ſeyn und wo möglich Jedem zu helfen, die Liebe ſeiner Gemeinde und aller Derer, die ihm nahe ſtanden, in einem wohl kaum gekannten Grade. Dieſe allgemeine Liebe und Anhänglichkeit ſprach ſich bei ſeinem am 24. Auguſt 1844 gefeierten 50jährigen Amtsjubiläum auf eine wahrhaft rührende, ihm und uns allen wohlthuende Weiſe aus. Ueber die Einzelheiten dieſer Feier iſt ſchon in der darmſtädter Allgem. Kirchenzeitung Nr. 170 vom 17. Oktober 1844 und anderwärts ausführlich berichtigt. Er erhielt bei dieſer Gelegenheit den Charakter eines königl. Kirchenraths. Drei Univerſitäten betheiligten ſich bei dieſer Feier, Göttingen, Jena und Erlangen. Von letzterer Univerſität hatte er ſchon im Jahre 1821 das Diplom eines doctoris theologiae honoris causa erhalten und zwar, wie es ſehr ehrend im Diplom heißt: „ob eruditionis theologicae laudem publicam, eamque insignem, per scripta multa egregia, ad crisin et interpretationem N. T. potissimum spectantia satis superque probatam et spectatam.“ Unvergeßlich bleibt der Eindruck, den ſeine Jubelpredigt über die gerade für dieſe Feier unvergleichlich paſſende ordnungsmäßige Sonntagsepiſtel Dom. 12 p. Trin. 2. Kor. 3, 4—11. „Was wir tüchtig ſind, das iſt von Gott!“ in allen Herzen zurückließ, und als nun am Schluſſe des Gottesdienſtes der Deputatus des k. Konſiſtorium, Konſiſtorialrath Dr. theol. Brandis, den Jubilar unter apoſtoliſcher Handauflegung aller anweſenden Geiſtlichen, unter welchen auch der eigene Sohn, zur ferneren kräftigen Führung ſeines Amtes von neuem einſegnete: da ſtieg gewiß aus allen Herzen und von allen Lippen das Gebet zum Himmel empor, daß der Herr der Kirche noch lange den treuen Diener erhalten wolle. Es iſt in Erfüllung gegangen. Auch jetzt noch nach ſeinem Jubiläum behielt er die frühere Gewohnheit bei, ſeine jährlichen größeren Erholungsreiſen zu machen. Auf einer derſelben beſuchte er ſeinen, leider! ſehr bald ihm nachgefolgten alten langjährigen göttinger Freund, v. Ammon, in Dresden; im J. 1848 ſeinen alten Freund, den Dr. theol. Freudentheil in Hamburg, ſowie den ihm gleichinnig befreundeten Generalſuperintendenten Breiger in Harburg. Seine letzte Reiſe war im Juli 1849 zu mir nach Detmold, wo er in den reizenden Umgebungen ſo

gern zu weilen pflegte, ſo daß ich zu hoffen wagte, er werde mit der Zeit einmal ganz zu mir überſiedeln und ſeine letzten Lebensjahre in otio et recessu bei mir zubringen. Auf ſeiner Kinder vielfaches Bitten entſchloß er ſich endlich, im Herbſte 1848 einen Pfarrkollaborator ſich beiordnen zu laſſen, und ihm wurde das Glück zu Theil, einen mit kindlicher Liebe und Verehrung ihm anhängenden Gehilfen in der Perſon des Paſtors Ludewig erhalten. Dieß Verhältniß wurde ſpäter ein noch innigeres und näheres durch die Verlobung deſſelben mit des Jubilars Großtochter. Bei dieſer ihm dargebotenen Hilfe und Erleichterung hielt er dennoch nach wie vor mehere Predigten ſelbſt und beſorgte bis zu ſeinem Ende ſämmtliche Ephoralia mit gleicher gewohnter Pünktlichkeit und Präciſion. Wie gern er fortwährend bei der Stadt- und Landgemeinde gehört wurde, beweiſet das zahlreiche Erſcheinen derſelben, ſo oft es bekannt wurde, daß er ſelbſt predigen werde. Er predigte durchaus praktiſch und bibliſch und kannte die genauen Verhältniſſe und Bedürfniſſe der Gemeinde, in der er die meiſten Mitglieder ſelbſt getauft, konfirmirt und kopulirt hatte. Daher die große und allgemeine Anhänglichkeit. Die nachgelaſſenen Koncepte ſeiner Predigten ſind ein redender Beweis ſeines Fleißes und ſeiner großen Umſicht in Berückſichtigung aller Verhältniſſe. Mit jedem Jahre und ganz vorzüglich in der letzteren Zeit tritt dieſes immer ſichtbarer hervor. Seine letzte Predigt hielt er am Neujahrstage 1850. Im J. 1848 mußte er den Schmerz erleben, daß ſeine jüngſte Tochter Ulrike, die treue, unermüdete Pflegerin ſeines Alters und ſeine ſtete Begleiterin auf ſeinen Reiſen, ihm durch einen plötzlichen Tod entriſſen wurde, als er gerade mit ihr bei den Schwiegereltern ſeines Sohnes, Hofrath von Lüpke in Hannover, zum Beſuche war. Nie hat er dieſen Schmerz überwunden, und ſo oft er das Haus verließ, wanderte er erſt nach dem Grabe der geliebten Tochter, die an der Seite der am 24. Juni 1836 vorangegangenen unvergeßlichen Mutter, deren Andenken er im frommen Herzen wahrhaft heilig hielt, ruhete. Hier hatte er auch ſich ſelbſt ſeine Ruheſtätte bezeichnet, doch angeordnet, wie er nicht wolle, daß dieſe Gräber durch ein Gitter von den übrigen abgetrennt würden; er wolle „inmitten ſeiner Gemeinde ruhen, unter der er ſo lange Jahre gelebt und gewirkt habe.“ Bis in die achte Woche des neuen Jahres konnte Niemand ahnen, daß er bei dieſen theuern Gräbern ſo bald ſelbſt ſeine Ruheſtätte finden werde. Eben bei einer Wanderung hierher,

am 19. Februar, fühlte er körperliche Beſchwerden, die ihn nöthigten, nach Hauſe zurückzukehren. Es waren Harnbeſchwerden, welche die Anwendung eines Katheters nöthig machten, eine für ihn gewiß ſehr ſchmerzhafte Operation. Er ſelbſt ſcheint dieſe Stockung des natürlichen Organismus gleich für das angeſehen zu haben, was es war, ſprach ſich aber gegen ſeine Umgebungen und brieflich gegen mich beruhigend darüber aus, woraus aber deutlich ſeine wohlwollende Abſicht hervorleuchtete, mir bei'm Herannahen der Oſterzeit und der bevorſtehenden Konfirmation keine Angſt und Sorge zu machen. Auch die Aerzte erklärten das Uebel an und für ſich nicht für bedenklich. Dennoch ordnete er ſeine Angelegenheiten und die hinterlaſſenen Papiere zeugen von der großen Ruhe ſeines Geiſtes, die ihn in dieſen letzten Tagen nicht verließ. Am 8. März empfing er das heil. Abendmahl aus den Händen ſeines Specialkollegen, des Paſt. diac. Borchers. Nach dieſer Feier verlebte er einige ruhige und ganz ſchmerzenloſe Tage, ſo daß Jeder ihn auf dem beſten Wege zur Beſſerung hielt und den freudigſten Hoffnungen ſich hingab. Doch gegen die Mitte der Woche ſtellte ſich das alte Uebel mit um ſo größerer Hartnäckigkeit wieder ein, Fieber kamen hinzu, die nicht weichen wollten und ſeine Kräfte verzehrten, bis ihn der Herr abrief. Als ich nach vollendetem Gottesdienſte nach Burgdorf eilte — kam ich zu ſpät! — Der beſte der Väter hatte ſchon vollendet und noch in den letzten Augenblicken liebend meiner gedacht. Ein an mich angefangener Brief, wobei die Kräfte ihn verlaſſen zu haben ſchienen, lag noch neben der Feder vor ſeinem Bette als theures Vermächtniß. Zwei Tage vor ſeinem Tode hatte er Befehl gegeben, daß ſein Bett ſo geſetzt werden ſolle, daß er die Richtung nach Detmold und Hannover habe, wo ſeine Söhne wohnten. Ebenſo hatte er mit großer Geiſtesruhe das Bett verlangt, worin ſeine Tochter Ulrike geſtorben war und es genau an denſelben Platz ſtellen laſſen, wo auch die ſelige Mutter vollendet hatte; dann werde er um ſo ruhiger ſterben. Hierauf hatte er den Kantor Retſchy, den er als einen alten bewährten Freund unſeres Hauſes ſehr hoch hielt, zu ſich beſchieden und mit der größten Ruhe Anordnungen zu ſeinem Begräbniſſe getroffen. Sein feierliches Begräbniß war am Donnerstag den 21. März Morgens 8 Uhr. Am Grabe redete ſein treuer Amtsgehilfe, der Paſtor Ludewig, und die Gedächtnißpredigt hielt am Palmſonntage ſein mit der innigſten Pietät ihm ergebener Specialkollege, Bor-

chers, zur großen Erbauung der zahlreich versammelten Gemeinde! Er erreichte das hohe Alter von fast 85 Jahren und war, wie im ersten Hefte der diesjährigen vierteljährigen Nachrichten S. 47 erwähnt wird, der Ancienneté nach der älteste Superintendent des hannover'schen Konsistorialbezirks. Von sieben Kindern überleben ihn nur noch drei, nämlich eine Tochter, die verwitwete Landbaumeisterin Ulrich, und zwei Söhne, der Konzipient dieses und der Ministerialreferent Heinrichs in Hannover. Allen seinen Kindern war er mit großer, hingebender und aufopfernder Liebe zugethan, und wie sein ganzes Leben davon Zeugniß war, so hat er auch noch im Tode unser gedacht und ein unauflösbares Band der dankbarsten Liebe und Verehrung um unsere Herzen geschlungen. — Von seiner literarischen Thätigkeit bleibt noch zu berichten: Im J. 1786 schrieb er seine erste Preisschrift: de aucta sensim per divinam providentiam humani generis felicitate. — Im J. 1788 die zweite Preisschrift über den Luxus nach christlichem Standpunkte. — Hierauf als Repetent mehere Programme zur Ankündigung seiner akademischen Vorlesungen, als über Genes. 2, Genes. 49, Röm. 8, 2 ꝛc. — Sein Hauptwerk aber ist die Fortsetzung des koppe'schen N. T. Bei Bearbeitung des Ebräerbriefs und der Apokalypse wurden ihm von Spittler, dem Mandatar der koppe'schen Erben, die schedulae Koppianae mitgetheilt. Bekanntlich theilte er die Fortsetzung des koppe'schen N. T. mit Pott, Tychsen und v. Ammon. Von ihm ist erschienen: 1792 der Brief an die Ebräer. Vol. II. 1798 Epist. Pauli ad familiares Timoth. Tit. et Philem. Vol. VIII. 1802 Epist. Pauli ad Philippenses et Colossenses. 1809 Act. Apost. Part. I. 1812 Act. Apost. Part. II. 1816 Apocal. Part. I. 1820 Apocal. Part. II. Von allen diesen Bänden sind bis in die neueste Zeit mehrfache neue Auflagen in der dieterich'schen Universitätsbuchhandlung in Göttingen erschienen. Nach einer Mittheilung dieser Buchhandlung gingen seine exegetischen Werke stark nach Holland. Als Archidiakonus in Dannenberg und als Superintendent in Clotze gab er unter besonderer Begünstigung des damaligen Abtes Salfeld*) heraus: „Beiträge zur Beförderung der theologischen Wissenschaften, insonderheit der neutestamentl. Exegese." Mehere einzelne Predigten sind bei besondern Veranlassungen auf den Wunsch seiner Zuhörer von ihm im Druck erschienen; doch verband er stets

*) Dessen Biogr. siehe im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 790.

damit einen wohlthätigen Zweck. Außerdem war er thätiger Mitarbeiter an vielen gelehrten Zeitschriften und Journalen; in früheſter Zeit ganz insbeſondere an „Wachler's theologiſchen Annalen."

Detmold. Dr. Heinrichs.

49. Heinr. Friedrich Freih. v. Bruiningk,

emer. Paſtor primar. zu Landeshut in Schleſien;

geb. den 29. Dec. 1773, geſt. den 19. März 1850*).

v. B. war zu Zeiſt bei Utrecht in Holland geboren, wo ſein Vater, der 1786 in Herrnhut als Biſchof der Brüderkirche ſtarb, damals als Prediger der Brüdergemeinde lebte. Die Stellung des Vaters war die Veranlaſſung, daß v. B. in dem Pädagogium und theolog. Seminar zu Niesky und Barby erzogen wurde und darauf eine Lehrerſtelle in Niesky und Ebersdorf übernahm. Im J. 1795 ſeine bisherigen Verhältniſſe aufgebend, trat er nach Beendigung ſeiner kameraliſtiſchen Studien in Leipzig 1796 als Penſionär bei der herzogl. anhalt-deſſau'ſchen Oekonomie in Wörlitz ein. Der Eifer, mit dem er ſpäter (1801—1805) als Gutsbeſitzer in Mlietſch bei Nimptſch ſeine Obliegenheiten erfüllte, blieb vom Glücke nicht unbelohnt. Er war indeß nicht blos praktiſch in der Landwirthſchaft thätig, ſondern bildete ſich auch theoretiſch darin fort, was ihn veranlaßte, damals mehere kleine Aufſätze für ökonomiſche Journale zu ſchreiben. Nachdem er 1806, noch ehe Schleſien von den Feinden überſchwemmt war, ſein Beſitzthum glücklich verkauft hatte, lebte er mehere Jahre als geheimer Almoſenier der Herzogin Luiſe, geb. Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt, wieder in Wörlitz und während des Krieges von 1811—13 in Sänitz an der Neiſſe unweit Rothenburg, auf dem Gute eines Freundes. In dieſer Zeit entſchied er ſich für den geiſtlichen Stand, und nachdem er 1814 den Uebertritt in denſelben tentirt hatte und für wahlfähig erklärt worden war, erfolgte noch in demſelben Jahre ſeine Anſtellung als Prediger an der evang. Kirche in Reichenſtein. Im April 1819 ward er zum Diakonus oder 3. Prediger in Landeshut berufen, im J. 1831 zum Senior ministerii und im Frühjahr 1839 zum Paſtor primarius daſelbſt befördert. — Schriften: *Bemermerkungen über das landwirthſchaftl. Syſtem der anhalt-

*) Schleſ. Schriftſteller-Lex. 5. Heft. S. 14 f.

deſſau'ſchen Oekonomie zu Wörlitz, in Briefen. Deſſau u. Leipz. 1808. Mit Kpf. — Ideen im Geiſte des wahren Herrnhuthianismus, dargeſt. aus den Papieren d. Familie von Frankenberg u. herausgeg. von —. Leipz. 1812. — Der Chriſt im Vaterlande; e. Pred. Görl. 1813 — Geiſt d. religiöſ. Bergmannslebens, dargeſtellt in 3 Homilien, geh. an d. Knappſchaft des Arſenikal-, Berg- u. Hüttenwerkes zu Reichenſtein, bei Gelegenh. des alljährlich übl. kirchl. Dankfeſtes derſ. in den J. 1816, 1817 und 1818. Landeshut 1819. (Dieſes nicht in den Buchhandel gekommene Büchlein erfreute ſich einer ſolchen Billigung des Ob.-Berghauptm. Gerhard in Berlin, daß für die Verſendung deſſelben an ſämmtl. königl. Bergämter die Auflage kaum hinreichte.) — Fantaſiegemälde aus dem heil. Lande. Nebſt e. Charte von Paläſtina und e. Anh., zur Verdeutlichung d. Textes, in Bezug auf Geſch. u. Sitten d. Juden. Liegnitz 1827. — Außerdem lieferte B. einzelne Beiträge für das Morgenbl. u. die Zeitg. für d. el. Welt (z. B. Mai 1813: üb. d. Menſchheit).

50. Ferdinand Wilhelm Kaspar Freiherr von Dörnberg,

königl. hannov. Generallieutenant a. D. und außerordentl. Geſandter am kaiſ. ruſſ. Hofe zu St. Petersburg, Erbtüchmeiſter des Kurfürſtenthums Heſſen, Ritter des ſchwarzen Adler- und vieler anderer höchſten Orden;

geb. den 14. April 1768, geſt. den 19. März 1850 *).

D. war in Hauſen bei Hersfeld in Kurheſſen auf dem Schloſſe ſeiner Väter geboren. Wohlunterrichtet trat er ſehr jung in heſſen-kaſſel'ſche Militärdienſte. Seine auffallend edle, ritterliche Erſcheinung, Anmuth und Innigkeit erwarb ihm früh die Zuneigung aller Herzen. Am 2. Dec. 1792 vollbrachte er bei dem Sturm auf Frankfurt a. M. ſeine erſte Waffenthat. Er kämpfte dann in den Feldzügen von 1793, 1794 und 1795 in den Niederlanden mit Blücher und ſpäter mit Wellington. Nach dem Frieden trat er in preuß. Dienſte als ein hochgeachteter Officier. An der unglücklichen Schlacht von Jena nahm er keinen Antheil, zeichnete ſich aber auf dem Rückzuge bei Sandau an der Elbe unter York **) aus. Bei der Kapitulation von Lübeck verſuchte er es, ſich zwei Mal durch-

*) Hannov. Zeitg. 1850. Nr. 76.
**) Deſſen Biogr. ſiehe im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 721.

zuſchlagen, ward aber zuletzt doch Kriegsgefangener mit Blücher. Schon bis dahin ein Kämpfer für vaterländiſche Ehre, weihte er ſich nun, nachdem auch Preußen, die letzte Macht Deutſchlands, gefallen war, mit raſtloſem Wirken der Befreiung des großen deutſchen Vaterlandes von der Fremdherrſchaft. Im Jahr 1809 mißglückte ſein Verſuch gegen Kaſſel; glücklicher focht er unter Kirnmayer bei Herneck in Franken. Dem Korps des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig hatte er ſich angeſchloſſen. Der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Wagram bewog dieſen, mit ſeltener Kühnheit ſich mitten durch Deutſchland einen Weg nach dem Meere zu bahnen. Der damalige Oberſt Wilhelm v. Dörnberg, der zu dieſem Entſchluſſe kräftig mitgewirkt hatte, eilte dem Zuge nach England vorauf, um die Einſchiffung des Korps zu bewirken. Alles glückte. Er trat in engliſchen Dienſt. In der Vorbereitung des großen Freiheitskampfes ſehen wir ihn jetzt abwechſelnd in England, Schweden und in Deutſchland; hier nur in großer Verborgenheit, denn auf ſeinen Kopf ſtand ein hoher Preis. Weib und Kind hatte er zurücklaſſen müſſen, aber mit den edlen Männern Scharnhorſt, Gneiſenau und Stein *) ſtand er in naher Verbindung, gemeinſchaftlich für ein großes Ziel wirkend. Als engliſcher General erſchien er 1812 bei'm ruſſiſchen Heere. Das nächſte Feld ſeiner Thätigkeit fand er bei der Armee des Grafen Wittgenſtein. Nach dem Siege an der Bereſina rückte er mit dieſem Korps durch die weiten leeren Räume, die nicht lange zuvor noch von mehr als einer halben Million auserleſener Streiter bedeckt geweſen waren, über den Niemen, die Weichſel und die Oder und zog am 5. März ſiegreich in Berlin ein. Während die großen Heeresmaſſen ſich zwiſchen der Elbe und der Saale ſammelten, empfing er an der unteren Elbe den Oberbefehl über drei fliegende Korps unter den Generalen v. Tettenborn **), v. Czernitſcheff und von Benckendorff. In Gifhorn befehligte der feindliche Marſchall Davouſt ein Armeekorps, General Morand in Bremen eine Diviſion. Die Stadt Lüneburg hatte ſich den franzöſ. Erpreſſungen mit gewaffneter Hand widerſetzt. Morand erſchien, um ſie dafür zu züchtigen. 100 Bürger wurden verhaftet, um nach dem Kriegsgeſetz erſchoſſen zu werden. Es war keine Zeit zu verlieren. v. D. überſchritt wie im Fluge die Elbe, griff nur mit

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 572.
**) — — — 23. — — — — S. 936.

drei Kompagnieen Preußen, einem ſchwachen ruſſ. Jägerdetaſchement, drei Regimentern Kavallerie und 2 Batterien Lüneburg an, nahm es, und als Morand die Stadt wiedernehmen wollte, widerſtand er ſiegreich, umringte den Feind, und die ganze Diviſion mit allem Geſchütz und ihrem ſterbenden Führer gerieth in ſeine Gewalt. Lüneburgs Bürger waren gerettet! Dieß geſchah am 2. April 1813. Es war der erſte Sieg in Deutſchland. Später kämpfte er mit glänzendem Erfolg an der Spitze ſeiner Reiterſchaaren an der Göhrde. 1814 überſchritten die verbündeten Heere den Rhein. Die feindlichen Veſtungen wurden umſchloſſen. Weiterhin entbrannte der Kampf. Da that es Noth, die gegen Paris vordringenden Armeen durch die umſchließenden Truppen zu verſtärken. Eilig begab ſich v. D. mit 8000 Heſſen über den Rhein. Sie waren kaum zuſammengetreten, ganz ungebildet und ſchon rückten ſie, mit ihren weißen Oberhemden, mit Bauerhüten, Gewehr und Patrontaſche überhängt, vor die Veſten: Luxemburg, Thionville und Longwy. Was galt ihm die eigne Sicherheit? Die Entſcheidung lag vor Paris — und ſie fiel auf's Glänzendſte — zum Siege. Das Jahr 1815 erſchien. Unerwartet kam Napoleon wieder und alle Sondergelüſte traten zurück vor dieſer einen Erſcheinung. v. D. kommandirte in Mons. Er überreichte Wellington in Brüſſel in der Nacht vom 15. zum 16. Juni zuerſt die ſichern, großen und entſcheidenden Nachrichten über die Abſichten des Feindes, und ſchon um 11 Uhr Vormittags befand er ſich mit dem Herzog an der Windmühle von Bry, ſeinen großen Freunden: Blücher, Gneiſenau und Grolmann *), gegenüber. Die Verabredung war kurz und Jeder eilte auf ſeinen Poſten. Deſſelben Tages griff er bei Quatre-bras mit niederländ. Reiterei an. Sie wich — und der Ritterliche, an ſolche Erſcheinungen nicht gewöhnt, hatte nicht einmal gezogen. Er war umringt. Aber mit ſeiner ungewöhnlichen Stärke griff er dem ihn zunächſt Bedrohenden in das Schwert und mit ihm kam er zurück. Am 17. führte er die Nachhut bei Gemappe, von dem herrlichen Lord Urbridge aufgenommen. Am 18. galt es den letzten Rieſenkampf, der über Europa entſcheiden ſollte. Er griff unter Wellington mit ſeinen Reitern an und ward ſiegend durch die Bruſt geſtochen. Doch genas er. Der ſegensreiche Friede war gekommen nach 23jährigem Kampfe. Von dem Kaiſer

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 21. Jahrg. des N. Nekr. S. 807.

Alexander schon in den großen Tagen allgemeiner Gefahr erkannt, geliebt und geehrt, ward er in St. Petersburg Gesandter des k. hannov. Hofes. Was er auch auf diesem Felde zu ermitteln hatte, gelang. Denn für das Gute und Rechte trat der Bürge des Guten und Rechten mit ganzer Offenheit auf. Als der Kaiser Nikolaus den Thron bestieg, den er aus Pflichtgefühl ganz im Gegensatze gegen die Bestrebungen in anderen Ländern und der Zeit seinem älteren Bruder wieder zuwenden wollte, unerachtet er ihm durch ihn selbst überkommen war, und die Revolte in St. Petersburg ausbrach, befand er sich, der Einzige von allen Gesandten, an der Seite des Kaisers. Er sah mit eigenen Augen die selbstlose, unerschütterliche Charakterstärke dieses seltenen Fürsten und verblieb ihm für das Leben ergeben. Als im Jahr 1828 der Kaiser gegen die Türken zog, folgte er gern; denn asiatische Herrschaft in Europa hielt er für eine Schmach. Seit dem Jahr 1837 durch körperliche Leiden viel heimgesucht, zog er sich ganz aus dem Geschäftsleben zurück, um seiner Familie und seinen Freunden zu leben. Nur auf den Wunsch der hannov. Regierung behielt er den Titel als Gesandter in St. Petersburg bei, der indeß nicht wieder besetzt ward. Der Mann, der für die Freiheit seines Vaterlandes Gut und Blut geopfert hatte, war tiefbekümmert über die Gegenwart. Was er baute, war auf unerschütterliche Treue zu Gott und den Menschen gegründet. Was er jetzt schaffen sah, erschien ihm nicht so! Er sehnte und erwartete mit Ungeduld die Stunde abzuscheiden, um bei Christo zu seyn. Wer ihn auch noch im späten Alter sah, ward durch die Ueberfülle seines Herzens von ihm gewonnen; wer ihn näher kannte, liebte und verehrte ihn. Gewiß einer der edelsten Männer aller Zeiten, starb er freudig, nicht aber bauend auf sein Verdienst, sondern in der vesten Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit und Gnade.

* 51. Adalbert Gyrowetz,

Kapellmeister am k. k. Hoftheater zu Wien;

geb. den 10. Februar 1763, gest. den 19. März 1850 *).

In Böhmisch-Budweis, wo G. das Licht der Welt erblickte, war sein Vater Chordirektor an der Domkirche.

*) Wir bemerken, daß dieser Verstorbene aus Irrthum schon im vorigen Jahrgange S. 962 Aufnahme gefunden hat.

Die Redakt.

Von ihm erhielt G., dessen musikalisches Talent sich schon in früher Jugend entwickelte, den ersten Unterricht in der Tonkunst. Seine wissenschaftliche Bildung verdankte er dem Piaristenkollegium in seiner Vaterstadt. Einen philosophischen Kursus absolvirte er auf der Universität zu Prag. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte er sich der Jurisprudenz widmen. Kränklichkeit nöthigte ihn jedoch, dieß Studium wieder aufzugeben. Günstig für die Ausbildung seines musikalischen Talents wirkte sein Aufenthalt in dem Hause des Grafen Franz v. Fünfkirchen, bei welchem er die Stelle eines Sekretärs bekleidete. Die ganze Umgebung des Grafen, sogar das geistliche Personal, bestand aus Musikern. In dem Schlosse Chlumetz, dem Sommeraufenthalte des Grafen, komponirte G. seine ersten Symphonieen und andere Kammerstücke. Ermuntert durch den Beifall, den seine Versuche fanden, entschloß er sich auf Reisen zu gehen. 1785 begab er sich nach Neapel, wo er zwei Jahre verweilte und diese Zeit zu seiner höhern musikalischen Ausbildung redlich benutzte. Der vorzüglichste unter seinen Lehrern war Sala, der ihn im Kontrapunkt unterrichtete. In Neapel schrieb G. mehere Quartette, auch auf den Wunsch des Königs einige Serenaden für die organisirte Leyer. Von Neapel ging er nach Frankreich. Der Musikverleger Imbault in Paris kaufte ihm seine sämmtlichen Manuskripte ab und machte neue Bestellungen auf Symphonieen, Sonaten u. dergl. Nach Vollendung derselben schiffte sich G. nach England über. Er fand dort eine fast noch glänzendere Aufnahme als in Frankreich. Von den londoner Kunstfreunden ward er mit Auszeichnung behandelt und selbst der Hof interessirte sich lebhaft für ihn. Unter vielseitiger Beschäftigung vergingen ihm drei Jahre in London. Er rechnete seinen dortigen Aufenthalt für die glücklichste Zeit seines Lebens und würde noch länger in England verweilt haben, wenn das Klima nicht einen höchst nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit geäußert hätte. Der Rath seiner Aerzte bestimmte ihn, die Rückkehr nach dem Kontinent zu beschleunigen. Nach achtjähriger Abwesenheit sah er sein deutsches Vaterland wieder. 1793 kam er in Wien an, wo er seitdem als Tonsetzer rastlos thätig war und mit seinen Instrumentalkompositionen nicht nur mehere Notenpressen in Deutschland, sondern auch in London und Paris beschäftigte. 1799 waren bereits mehr als 50 Werke von ihm gestochen und nicht wenige davon mehrmals nachgestochen worden. Für seinen Ruhm wäre es vielleicht besser

geweſen, wenn die Hälfte jener Kompoſitionen ungedruckt geblieben wäre. Nach dem ziemlich einſtimmigen Urtheile von Kunſtkennern hatte G. in ſeinen erſten Symphonieen den berühmten Haydn nicht blos nachgeahmt, ſondern in meheren Sätzen kopirt. Erſt in ſeinen ſpätern Kompoſitionen, namentlich in ſeinen mit großem Beifall aufgenommenen Opern zeigte er mehr Originalität. Seit dem J. 1804 bekleidete er die Stelle eines Kapellmeiſters am k. k. Hoftheater zu Wien. Als dieſe Bühne ſpäterhin verpachtet ward, erhielt er eine Penſion, die aber für ſeine mäßigen Bedürfniſſe nicht hinreichte. Seiner raſtloſen Thätigkeit ungeachtet entging er in höherem Alter nicht dem trüben Looſe, mit Mangel und Dürftigkeit zu kämpfen. Er beſaß Stärke genug, ſich über dieß Schickſal hinwegzuſetzen. Immer blieb er rüſtig, munter und heiter gelaunt. Durch ſeinen unverwüſtlichen Humor erheiterte er oft ſeine Umgebungen. Dabei war er höchſt gefällig, wohlwollend und zuvorkommend, beſonders gegen fremde, ihm empfohlene Kunſtgenoſſen. In ſeiner Blüthezeit war er ein eben ſo fertiger Klavier- als Violinſpieler. Er kannte die Natur aller Blasinſtrumente und verſtand daher auch zweckmäßig und effektreich für dieſelben zu ſetzen. Im Komponiren beſaß er eine ungemeine Leichtigkeit, wie die nicht kleine Zahl ſeiner muſikaliſchen Werke beweiſt. Man hat von ihm gegen 30 Symphonieen, über 70 Violinquintette, Quartette, Divertiſſements und Notturno's; 18 Duette und Trio's, über 60 Klavierwerke mit Begleitung, Koncerte, Sonaten, Terzette ꝛc.; 6 Harmonieſerenaten, 24 Menuette, 24 Allemanden, meh're Märſche, viele italieniſche und deutſche Lieder, Geſänge, Romanzen, Ariette e Canzonette, Kantaten, Meſſen und andere Kirchenſtücke; gegen 20 große Ballette und Pantomimen; einzelne Ouvertüren, Geſang- und Tanzſtücke, Entreakts u. ſ. w. Beſondern Beifall fand G. als dramatiſcher Komponiſt. Unter den 30 Opern und Singſpielen, die er hinterließ, ſind die bekannteſten: „Selico und Beriſſa", „Agnes Sorel", „der Augenarzt", „Helene", „Federico-Adolfo", „der Sammtrock", „das zugemauerte Fenſter", „die Junggeſellenwirthſchaft", „der blinde Harfner", „Mirina", „der betrogene Betrüger", „der Gemahl von Ungefähr", „die Prüfung", „das Winterquartier in Amerika", „die Pagen des Herzogs von Vendome", „das Geſpenſt", „Aladdin", „das Ständchen", „der dreizehnte Mantel", „Felix und Adele" u. a. m. Aus meheren dieſer Opern

ist Einzelnes in Klavierauszügen und andern Arrangements gedruckt worden.

Jena. Dr. Heinrich Döring.

52. Karl Gottfried Kretschmann,

Buchhändler zu Magdeburg;

geb. den 31. Mai 1784, gest. d. 19. März 1850 *).

K. wurde zu Leipzig von unbemittelten Aeltern (sein Vater war Chorbeamteter in Leipzig) geboren. Bis zum 14. Lebensjahre bei Verwandten in Delitzsch erzogen, kam er im J. 1795 zu dem Buchhändler Schoeps **) in Zittau, einem ernsten und strengen Mann der alten Schule, in die Lehre und blieb bei demselben bis zum J. 1804. Hier in Zittau lernte K. einen Chorknaben kennen, mit dem ihn die gemeinsame Kunstliebe bald zur innigsten und bis an seinen Tod nie erkalteten Freundschaft verband: der damalige zittauer Chorknabe und jugendliche Genosse K.'s ist — der jetzige große Meister Dr. Friedrich Schneider, Kapellmeister zu Dessau. 1805 kam Kr. nach Magdeburg, wo er als Gehilfe in die Buchhandlung von Johann Adam Creutz trat, dessen Schwiegersohn er im J. 1810 durch seine Verheirathung mit Rosine Creutz wurde, und dessen Handlung er im J. 1815 nach Creutz's Tode selbst erwarb. Bald verwittwet schloß er im Jahr 1817 eine zweite Ehe und als auch dieses Band der Tod gelöst, verheirathete er sich im J. 1823 mit Julie Koch, der Tochter des Konsistorialraths Koch ***), die ihm schon im Juli 1830 wieder entrissen wurde. Vom J. 1805 an hat K. unter uns gelebt; wie er gelebt, was er seiner Familie und dem großen Kreise seiner Freunde, was er den Hilfsbedürftigen, was er der Stadt gewesen, wie er an allem Schönen und Guten, an allem Edlen und Gemeinnützigen mit regster und aufopferndster Hingebung thätigen und fördernden Antheil genommen — wer weiß es nicht? Wenige werden in unserer Stadt seyn, die den milden, freundlichen Greis und sein unermüdliches Wirken nicht gekannt, noch Weniger, die ihn nicht geliebt und geschätzt hätten. Die ungeschminkte Darstellung seines thätigen Lebens und seiner geräuschlosen Wirksamkeit ist sein sprechendstes und bestes Denkmal. — Human, im wahren

*) Organ des deutschen Buchhandels. Berl. 1850. Nr. 28

**) Eine kurze Notiz über ihn s. im 7. Jahrg. des Nekr. S. 906.

***) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 200.

und ächten Sinne des Wortes, mild und gerecht gegen Jedermann, besaß er eine zugleich duldsame und werkthätige Frömmigkeit; schlichten und einfachen Herzens war er ein treuer, redlicher, durch und durch zuverlässiger Freund, ein mit Rath und That stets bereiter Helfer für Jeden, der seine Dienste, seine Hilfe in Anspruch nahm; ein begeisterter Freund und Förderer alles Edlen und Schönen, was das Leben vergeistigt und verklärt. Stifter der Liedertafel (etwa im J. 1818) hat er um das im Jahr 1834 abgehaltene große Elb-Musikfest und zahllose andere Kunstgenüsse, die seinen Mitbürgern in einer langen Reihe von Jahren zu Theil geworden sind, die unbestrittensten Verdienste; so ordnete er lange Jahre hindurch die Koncerte der Loge und der Harmonie, und begeistert, wie er bis zu seinem Lebensende für Musik und Kunst war, unterstützte er alle reisenden Künstler auf das Bereitwilligste und Uneigennützigste mit Rath und That. Aber auch die ernsteren Ansprüche, welche das Leben an die aufopfernde Thätigkeit des Menschen und Bürgers stellt, fanden ihn unermüdlich im Schaffen und Wirken, im Leiten, Anordnen und Helfen. So war er mehere Jahre Stadtverordneter, er war Direktor des Bürgerrettungsinstituts, ältestes Mitglied der Armen-Holzversorgungsgesellschaft, Stifter und Direktor des Zschokkevereins zur Verbreitung wohlfeiler Volksschriften (seit 1844); in den Jahren 1830—1831 war er Sekretär des Frauenvereins für die Erziehung der durch die Cholera verwaisten Kinder; er war ferner ein thätiges Mitglied des Gustav-Adolph-Vereins, des Gartenbauvereins ꝛc. — kurz, es war kaum ein Institut, ein Verein, eine Unternehmung zu wohlthätigen oder gemeinnützigen oder künstlerischen Zwecken, dem er nicht seine Kräfte und seine Thätigkeit rathend, helfend, fördernd mit der anspruchslosesten Aufopferung gewidmet hätte. „Erst Mensch, dann Geschäftsmann"! war sein Wahlspruch und er hat ihn wahr gehalten sein Lebelang. In den kirchlichen Bewegungen der Neuzeit hielt er vest an dem einfachen Jesusworte, dem Evangelium der allgemeinen Menschenliebe und wirkte mit Wort und That für Verbreitung von Licht und Aufklärung. Die Anfeindungen, die sein Streben für vernunftgemäßes Christenthum ihm zuzog, sowie die Kränkungen, die in unserer verfolgungssüchtigen Zeit dem ehrwürdigen Greise selbst auf seinem letzten Krankenbette nicht erspart werden sollten, ertrug er mit der Milde eines wahren Christen, mit der ruhigen Würde eines reinen Bewußtseyns.

* 53. Georg Wilhelm Christian Eduard Möller,

erster Kompastor zu Altona;

geb. d. 18. Nov. 1797, gest. den 19. März 1850.

Zu Altona geboren erhielt M. von seinem Vater, dem auch als pädagogischer Schriftsteller rühmlichst bekannten ersten Lehrer, Oekonomen und Katecheten am dortigen Waisenhause, Johann Christoph Möller*), eine sorgfältige Erziehung. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht, bezog er um Ostern 1818, trefflich vorbereitet, die Universität in Kiel, wo er das rigorose Oberkonsistorialexamen in Glückstadt rühmlichst bestand. Aus inniger Liebe zu seiner Vaterstadt getrieben, wandte er sich unmittelbar darauf wieder nach Altona, wo er zuerst als Lehrer in das vett'sche Lehrinstitut eintrat. Nach dem Absterben des Predigers an der deutsch-reformirten Kirche in Altona wandte sich das Konsistorium derselben an den luther'schen Kandidaten M. mit dem Ersuchen, bis zur Wiederbesetzung der Stelle die Predigten in dieser Kirche zu übernehmen. Diesen ehrenvollen Antrag konnte M. nicht zurückweisen, und so predigte er unter dankbarer Anerkennung von Seiten dieser Gemeinde von Ostern 1822 bis 1823 von 14 zu 14 Tagen vor einer zahlreichen und gebildeten Versammlung. Endlich wurde ihm die Freude, in seiner geliebten Vaterstadt als Prediger angestellt zu werden, indem er am 31. Okt. 1826 zum Adjunctus ministerii in Altona und Nachmittagsprediger in Ottensen ernannt, in das erste Amt den 8. April, in das zweite den 16. April eingeführt wurde, worauf er sich bald hernach mit der Tochter des als Senior der schleswig-holstein'schen Geistlichkeit vor einigen Jahren verstorbenen Konsistorialrathes, Johann Sebastian Stöhr, in Preetz verheirathete. Durch das geringe Einkommen, das ihm seine Aemter gewährten, sah er sich gezwungen, durch Unterrichtgeben das Fehlende zu ergänzen und erwarb sich nun einen solchen Ruf als Pädagog, daß die Regierung ihm im J. 1834 ein Stipendium zu einer Reise in's Ausland anwies, damit er die berühmtesten Seminarien und Schulanstalten des nördlichen Deutschlands besuchen und seine gesammelten Erfahrungen für die beabsichtigte Reform des altonaer Schulwesens nützlich machen

*) Dessen Biogr. siehe im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 528.

könnte. Seinen ausführlichen Reisebericht sandte er späterhin an die Kanzlei in Kopenhagen ein. Nachdem er einige Jahre später auch zum Lehrer der französ. Sprache am altonaer Gymnasium, und am 27. Aug. 1839 zugleich zum Oberküster an der dasigen Hauptkirche bestellt worden war, wurde er nach dem Abgange seines väterlichen Freundes, des emeritirten Dr. Funk*), am 4. Sept. 1840 zum ersten Kompastor ernannt und am 11. Okt. desselbigen Jahres von dem Oberkonsistorialrath Paulsen in dieses Amt eingeführt, wie er denn auch an Funk's Stelle Mitdirektor der von Funk im J. 1801 gestifteten Sonntagsschule wurde. Erst jetzt war seine amtliche Stellung eine solche, daß er in die Verhältnisse der Kirche und Schule Altona's erfolgreicher eingreifen und die Bestrebungen seines Propstes, Paulsen, zu deren Verbesserung kräftigst unterstützen konnte, und wenn die Resultate seiner angestrengten Arbeiten auch nicht nach Zahlen zu bemessen sind und, der Sachlage nach, in Betreff des Schulwesens nur mehr vorbereitend seyn konnte, so waren sie darum doch nicht minder wichtig und segensreich, so daß sein gebildeter Geist und seine vielseitigen gründlichen Kenntnisse namentlich bei der immer näher tretenden völligen Umgestaltung des dasigen Schulwesens auch immer schmerzlicher werden vermißt werden. Je länger er sein mühsames Amt in dieser großen Gemeinde verwaltete, desto allgemeiner wurde auch erkannt, was Altona an diesem Geistlichen hatte, und er fand überall die Achtung, die er in so hohem Grade verdiente. Abgesehen von seinem reichen Wissen, war er ein Mann, der Charakter besaß, was in unserer Zeit wahrlich! nicht gering anzuschlagen ist. Wohl kennend die Künste, sich die Gunst der Hohen und den Beifall der Urtheilslosen zu erwerben, verachtete er doch diese Kunstgriffe in der Tiefe seiner Seele, verachtete er jede Unwahrheit und Gleißnerei, jedes eitle Frommthun und leere Herr-Herr-Sagen, und ging, unbekümmert um irdischen Vortheil, den geraden Weg des Rechtes und der Pflicht, ohne der Würde seines Amtes jemals auch nur das Mindeste zu vergeben. Ueberzeugt, daß die freiere Auffassung des Protestantismus, wie er sie durch ein tiefes Studium gewonnen hatte, dem Geiste Jesu Christi und Seiner Lehre am vollkommensten entspreche und sie allein fähig sey, die religiösen und sittlichen Bedürfnisse der höhern Menschennatur zu befriedigen

*) Dessen Biogr. siehe im 25. Jahrg. des N. Nekr. S. 50.

und das wahre Heil der Menschheit zu fördern, verfocht er dieselbe auch in Wort und Schrift, ohne Menschenfurcht, und übte dabei gegen Andersgläubige die Milde und gerechte Anerkennung, welche überhaupt der theologischen Schule, der M. angehörte, so natürlich ist. — So rein, wie sein Lebenswandel, so edel und uneigennützig waren seine Absichten, so treu und bieder sein Herz, so wahr sein Mund und so begeistert seine Liebe zu Altona, wo einst seine Wiege stand, und wo nun ein schmuckloses Grab seine sterbliche Hülle umschließt. Schon Jahre lang gegen die Schwächen eines siechen Körpers ankämpfend, sank er im Februar 1850 auf's Krankenlager, raffte dann seine letzte Kraft wieder zusammen, um seinen Konfirmanden noch einige Unterrichtsstunden zu geben, hoffend, sie noch selbst einsegnen zu können. Wirklich hielt er mit ihnen am 8. März noch die öffentliche Prüfung und führte sie am 10. zur Einsegnung in die Kirche; allein gegen den Schluß der Konfirmationshandlung brach seine Kraft zusammen; er mußte, nachdem er nur den kleinsten Theil seiner Konfirmanden eingesegnet hatte, aus der Kirche weggeführt werden und nun erstand er nicht wieder von seinem Lager. Welche Liebe und Verehrung der Verstorbene genossen, spricht sich auch aus in dem zahlreichen Gefolge, welches am 26. die entseelte Hülle zu ihrer Ruhestätte begleitete. Seine Wittwe und seine einzige Tochter betrauern tief den Verlust des liebevollen Gatten und zärtlichen Vaters, und die Gemeinde in ihm den amtstüchtigen, pflichttreuen und aufgeklärten Geistlichen. — Seine vielfach in Anspruch genommene Zeit ließ ihn keine große schriftstellerische Thätigkeit entwickeln. Im Druck sind von ihm erschienen: Predigten über die Bestimmung des Menschen, nebst Anhang von zwei Antrittspredigten. Altona 1832. — Sechszehn in Altona gehaltene Vakanzpredigten. Nebst zwei Beilagen üb. d. Kirche u. das Schulwesen daſ. Ebdſ. 1837. — Abschiedspredigt in Ottensen und Eintrittspredigt in Altona. Ebdſ. 1840. — Konfirmationsrede, geh. in Altona den 20. März 1842. — Predigt am Charfreitage d. J. 1848. Ebdſ. 1848. u. a. Auch war er Mitbegründer und Mitarbeiter an der norddeutschen Monatsschrift zur Förderung des freien Protestantismus Für die vielen Verehrer des Verblichenen noch schließlich die Bemerkung, daß dessen sprechend ähnliches Bildniß, gezeichnet und lithographirt von unserm Mitbürger Herrn Teube, in der lehmkuhl'schen Buchhandlung in Altona zu haben ist.

54. Joseph Traunsteiner,

Apotheker zu Kitzbühl in Tyrol;

geb. den 18. Dec. 1798, geſt. den 19. März 1850 *).

T., Apothekersſohn von Kitzbühl, von ſchlankem Wuchſe, etwas vorgeneigter Haltung, blond, blauäugig, länglichen mageren Geſichts, ſtarker etwas gebogener Naſe, lebhaft, ſehr zuvorkommend, offen und bieder, von ſeltener Herzensgüte, verrieth ſchon in ſeiner Jugend nicht geringe Geiſtesgaben und vorwiegende Neigung zu den Wiſſenſchaften. Da die beſchränkten Verhältniſſe ſeines Vaters ihm nur den Beſuch der deutſchen Schule in ſeiner Vaterſtadt erlaubten, verlegte er ſich aus eigenem Antriebe auf das Studium der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, Geographie und Geſchichte. Seine angeborne Vorliebe zur Botanik, welcher ſein den Wiſſenſchaften nicht geneigter Vater ſehr entgegen war, fand während ſeiner zweijähriger Apothekerlehrzeit in Brixen einige Unterſtützung. Im J. 1820 bezog er, mit für einen Autodidakten nicht gewöhnlichen Kenntniſſen ausgerüſtet, die wiener Hochſchule, wo er ſich mit allem Eifer der Botanik und Chemie widmete, ungeachtet er ſehr kümmerlich leben mußte. Nach einem Jahre zurückgekehrt, führte er für ſeinen kränklichen und mürriſchen Vater das Geſchäft. Die Botanik wurde nun ſein Lieblingsſtudium und er verwendete Alles, was er bei ſeinen wenigen Bedürfniſſen von ſeinem geringen Monatgelde erübrigte, zur Anſchaffung botaniſcher und geſchichtlicher Werke, z. B. von Sprengel's Synopsis. Als Ref. im J. 1828 als Landgerichtsarzt nach Kitzbühl kam, fand er bei ihm ſchon einige gute botaniſche Werke und ein größtentheils ſelbſt richtig beſtimmtes vaterländiſches Herbar. Die Liebe zur Botanik verband bald auch unſere verwandten Herzen und Ref. rechnet die in deſſen von wahrer Bildung des Geiſtes und Herzens zeugenden Geſellſchaft gemachten Exkurſionen zu den angenehmſten Erinnerungen ſeines Lebens. Nach dem im J. 1829 erfolgten Tode ſeines Vaters übernahm T. die Apotheke ſelbſt, ohne ſeine frühere höchſt einfache Lebensweiſe, größtentheils auf den Genuß von Milch beſchränkt, zu ändern. Seine Muße benützte er, die reiche Flora der Umgebungen von Kitzbühl aufzuſchließen, in welcher er mehere ſchöne

*) Nach einem Aufſatze des Dr. Ant. Sauter in „Flora". Regensb. 1850. Nr. 23.

Entdeckungen selbst für die von Tyrol machte, z. B. Potentilla nivea, Carex Gaudiniana, Anagallis tenella, Salix cuspidata, Pontederana, Carlina nebrodensis (longifolia, Rchb.), sowie folgende ganz neue: Draba Traunsteineri, Hoppe, Orchis Traunsteineri m., Saussurea macrophylla m. (eine breitblätterige Abart der S. alpina), Carex tetrastachya, Traunst. Auch lieferte er viele Materialien zu Unger's Werk über die Vegetationsverhältnisse von Kitzbühl. Von dem Vereine des Ferdinandeum zu Innsbruck zu einer Abhandlung über die Flora Tyrols aufgefordert, verfaßte er für dessen Jahresbericht die gediegene in der Flora seiner Zeit durch den Ref. angezeigte Abhandlung über die Weiden Tyrols, mit einer treffenden natürlichen Eintheilung derselben; sowie mehere, von kritischem Blicke und genauer Beobachtung zeugende, Aufsätze zur deutschen Flora in diesen Blättern erschienen. Die Alpenpflanzen, vorzüglich die Draben, sowie die Weiden und Riedgräser waren seine Lieblinge. Sein Herbar umfaßte nur die deutsche Flora, zu dessen Vervollständigung er mit meheren Botanikern in Tauschverbindung trat, die sämmtlich dessen schöne, mit größter Uneigennützigkeit gemachten Sendungen zu rühmen wissen werden. Die letzten Jahre erlaubte öftere Kränklichkeit, als Gicht ꝛc., zu seinem nicht geringen Leidwesen keine größern Alpenexkursionen mehr. Die Kultur der vaterländischen Flora blieb jedoch immer sein Hauptaugenmerk; zu welchem Behufe er das Herbar des Ferdinandeum mit der Flora von Kitzbühl bereicherte. Die regensburger botan. Gesellschaft ernannte ihn im J. 1830 zu ihrem korrespondirenden Mitgliede. Außer der Botanik betrieb er auch Vogelkunde und Vogelfang, sowie geschichtliche und politische Studien mit Vorliebe. Seine Mitbürger wählten ihn seiner Kenntnisse, Uneigennützigkeit und seines Eifers für das allgemeine Beste halber im J. 1840 zum Bürgermeister, welche Stelle er, ungeachtet er bei seiner Bescheidenheit nach Kräften dagegen protestirte, drei Jahre bekleiden mußte, worauf er noch 3 Jahre Magistratsrath war; in welcher Stellung er die Rechte der Bürger kräftig vertrat, manche Verbesserungen einführte und das Loos der Armen, so viel er konnte, zu mildern suchte. Auch wurde er wiederholt zum Abgeordneten seiner Vaterstadt auf dem Landtage gewählt. So eingeschränkt er lebte und so sehr er sich im Aeußern vernachlässigte, so splendid war er bei jeder Gelegenheit und es hatte ihm das Geld nur für die Wissenschaft und für die Armen Werth. Seine früh ge-

wonnene religiöse Ueberzeugung machte ihn zum treuen Sohne der Kirche; diese und sein frommer Lebenswandel bewirkte, daß er in seinen letzten Tagen durch Ergebung in den Willen des Höchsten Alles erbaute. In seiner ersten Liebe getäuscht, konnte er sich lange nicht entschließen, sich zu verheirathen, bis er erst vor 5 Jahren sich mit seiner trefflichen Wirthschafterin, der er seinen spätern Wohlstand größtentheils zu danken hatte, verehelichte und mit ihr noch 4 Kinder zeugte. Bei seinem regen, freien Geiste wurde er von dem Freiheitsrufe des J. 1848 heftig ergriffen, so daß er das Haupt der liberalen Partei seiner Vaterstadt wurde. Er verfiel nun bei Vertheidigung seiner, bisweilen sonderbaren, Ansichten, nicht selten in eine sonst ungewohnte Heftigkeit, was ihn, sowie die isolirte Stellung, die er am Landtage mit seinen ultradeutschen Ansichten einnahm, bewog, sich ganz von der Politik zurückzuziehen und wieder der friedlichen Botanik zu leben, indem er im letzten Herbste noch mit allem Eifer Flechten zu sammeln und zu bestimmen anfing. In Betreff seines schönen wohlgeordneten Herbars und seiner Bibliothek wurde noch keine Bestimmung getroffen; sie dürften wohl für seine, obwohl noch kleinen, Söhne erhalten werden.

55. Dr. Karl Sigismund Kunth,

Professor der Botanik und Vicedirektor des botan. Gartens zu Berlin;

geb. den 18. Juni 1788, gest. den 22. März 1850 *).

Zu Leipzig, wo sein Vater Lektor der englischen Sprache war, geboren, besuchte K. vom 12. bis 16. Lebensalter die dortige Rathsschule, während er zugleich Privatunterricht in den alten Sprachen erhielt. Er zeigte schon frühzeitig Vorliebe zu den Naturwissenschaften und beschäftigte sich gern mit dem Zeichnen anatomischer Gegenstände, indem ihm der damalige Prosektor, Dr. Rosenmüller, Zutritt im anatomischen Theater gestattete. Im J. 1805 trat K. in die Thomasschule zu Leipzig; allein schon nach anderthalb Jahren nöthigte ihn seines Vaters Tod zum Austritt wegen Geldmangel. Durch Verwendung eines Oheims erhielt K. im J. 1806 eine Anstellung als Registraturassistent bei der Seehandlung in Berlin. Die amtliche, keineswegs wissenschaftliche Beschäftigung sagte seiner Neigung nicht zu; er beschäftigte sich lieber

*) Nach Buchner's Repertorium. 5. Bd. 1. Hft. S. 169.

mit naturwiſſenſchaftlichen Studien; hierin fand er an Freiherrn Alexander v. Humboldt einen mächtigen Gönner und Freund. Dieſer verſchaffte ihm Mittel, um die Vorträge von Klaproth*), Fiſcher, Bode**), Hermbſtedt***), Karſten†) und Willdenow zu beſuchen. Chemie und Botanik zogen ihn am meiſten an; die nähere Bekanntſchaft mit Willdenow, Flörke††), Konrad, Sprengel†††), entſchied für Botanik. Im J. 1813 gab K. ſein erſtes botaniſches Werk heraus, ſeine Flora berolinensis in 2 Bänden. (Berlin. 2. Aufl. 1838.) Nach Willdenow's Tod übernahm er es, die großen Pflanzenſchätze zu ordnen und zu beſchreiben, welche von Humboldt und Bonpland auf ihren Reiſen geſammelt hatten. In dieſer Abſicht und um Hrn. v. Humboldt, welcher damals nach Paris gezogen, an der Seite zu ſtehen, begab ſich K. im Frühjahr 1814 ebenfalls nach Paris, wo er die Nova genera et species plantarum in 7 Foliobänden veröffentlichte (Paris 1825); auch beendigte er daſelbſt die von Bonpland angefangene Monographie der Melaſtomen und Rhupien, ſowie die zwei Bände der Plantes equinoxiales und bearbeitete die Monographieen der Mimosae von Südamerika (Paris 1819) und der Gräſer in 3 Fol.-Bdn. (Paris 1829—33). Dieſe Werke enthalten gegen 6000 Pflanzenbeſchreibungen und über 1000 Kupfertafeln, welche K. verfaßt und gezeichnet hatte. Während ſeines 17jährigen Lebens und Arbeitens in Paris knüpfte er mit den ausgezeichnetſten franzöſ. Botanikern nähere Bekanntſchaft an und ſammelte ſich, vorzüglich von Desfontaines unterſtützt, allmälig eines der reichſten und vollſtändigſten Herbarien, welches etwa 30,000 Pflanzenſpecies enthält. Im J. 1816 erhielt K. den Titel eines königl. preuß. Profeſſors, auch trat er in denſelben Jahren in die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris und 1818 wählte ihn die berliner Akademie der Wiſſenſchaften zu ihrem korreſpondirenden Mitgliede. Endlich im J. 1819 kehrte er nach Berlin zurück, wo er neben Linck zum zweiten ordentlichen Profeſſor der Botanik an der Univerſität und zum Vicedirektor des botaniſchen Gartens ernannt wurde. In den Jahren 1816

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 645.
**) — — — — 4. — — — — S. 688.
***) — — — — 11. — — — — S. 704.
†) — — — — 7. — — — — S. 201.
††) Eine kurze Notiz über ihn ſ. im 13. Jahrg. des Nekr S. 1293.
†††) Deſſen Biogr. ſiehe im 11. Jahrg. des N. Nekr. S. 200.

und 1817 machte er wissenschaftliche Reisen nach England und in die Schweiz, und 1830 reiste er zum zweiten Male nach London, um im Auftrage des preuß. Ministerium die Interessen des königl. Herbarium von Berlin bei der Pflanzenvertheilung der ostindischen Kompagnie zu vertreten. Im J. 1829 wählte ihn die königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin zu ihrem ordentlichen Mitgliede; auch wurde er in demselben Jahre zum Mitgliede der medicinischen Obereraminations-Kommission ernannt. Im Jahr 1831 gab er sein Handbuch der Botanik heraus und 1834 seine Anleitung zur Kenntniß sämmtlicher in der Pharmacopoea borussica aufgeführten officinellen Gewächse in natürlichen Familien geordnet. Ferner besitzen wir von ihm eine Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum in 4 Bänden nebst Supplementen, welche in den Jahren 1833 bis 1843 erschienen; auch ein Lehrbuch der Botanik (Berlin 1847). Außerdem sind in deutschen und französ. Zeit- und Gesellschaftsschriften verschiedene kleinere Abhandlungen von ihm. — K. war unstreitig einer der gründlichsten Systematiker und zuverlässigsten Pflanzenschreiber und Zeichner, einer der unermüdlichsten Gelehrten im Gebiete der Botanik. — Es gehört auch zu geistigen Arbeiten ein gewisser Grad von Mäßigkeit, um die Gesundheit nicht zu Grunde zu richten. Man kann leider! sagen, K. sey in Folge geistiger Unmäßigkeit gestorben, denn in der letzten Zeit wurde er bei seinen übrigens glücklichen äußern Verhältnissen ungemein schwermüthig und lebensatt; — und in einem Anfalle von Gemüthskrankheit durchschnitt er sich am 22. März Morgens die Blutgefäße am Halse und gab in Folge von Verblutung wenige Stunden darnach seinen Geist auf. Er hatte mit seiner Gattin, die er, wenn wir nicht irren, aus Paris nach Berlin mitgebracht, in einer guten, aber kinderlosen Ehe gelebt.

56. Dr. Julius Franz Lauer,

Privatdocent an der berliner Universität, zu Anklam;

geb. d. 25. Juli 1819, gest. d. 22. März 1850 *).

L. gehört zu den Naturen, die durch Kraft des Willens und Tiefe des sittlichen Ernstes den Kampf mit einem von Natur kränkelnden Körper zu überwinden wissen und

*) Beilage zu den berlin. Nachr. von Staats- u. gelehrten Sachen. 4. April 1850.

die jedem andern Genuſſe entſagen, um ſich den Genuß wiſſenſchaftlicher Forſchung und Arbeit möglich zu machen. Geboren zu Anklam, wo ſein Vater jetzt noch als ein geachteter Kaufmann lebt, war er ſchon während ſeiner Jugend, die er als Schüler auf dem Gymnaſium zu Neu-Ruppin zubrachte, zu längeren Verſäumniſſen des Schulbeſuchs genöthigt. Ebenſo mußten ſeine Univerſitätsſtudien, die er im Herbſt 1838 begann, mehrfach durch Reiſen und längeren Aufenthalt im älterlichen Hauſe und auf dem Lande unterbrochen werden, um neue Kräfte zur Fortſetzung der wiſſenſchaftlichen Laufbahn zu gewinnen. Die Erfaſſung des klaſſiſchen Alterthums hatte er ſich zum Lebensberufe beſtimmt; in Berlin und Leipzig lag er dem Studium deſſelben mit Ernſt und Eifer ob; hier, während des J. 1840—1841, vornämlich unter der Leitung des ehrwürdigen G. Hermann*) und des der Wiſſenſchaft auch zu früh entriſſenen W. A. Becker, ſo wie Moriz Haupt's. In Berlin ſchloß er ſich den philologiſchen Meiſtern Böckh und Lachmann an, trieb aber neben den philologiſchen Studien auch geſchichtliche und philoſophiſche; Stuhr's Vorträge und der Umgang mit dem geiſtreichen und anregenden Lehrer gewann ihn zugleich für Erforſchung der Mythologie. Beſonders war es die griechiſche Sage, die den Mittelpunkt ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit bildete, und im Zuſammenhange damit ſtand ſeine beſtändige und eindringende Beſchäftigung mit der homeriſchen Poeſie. Die Frucht dieſer Studien war ſeine zu Berlin 1843 erſchienene Abhandlung: „Questiones Homericae. Quaestio prima: de undecimi Odysseae libri forma germana et patria“, die ihm mit ehrenvoller Auszeichnung den Doktorgrad erwarb. Sie legte Zeugniß ab von der ſelbſtändigen Forſchung und Auffaſſung des Verfaſſers, der darin ebenſo geiſtreich, als mit gründlicher Gelehrſamkeit den Beweis zu führen verſuchte, daß die *Νεκυία*, das Todtenopfer und die Geiſterſchau des Odyſſeus in der Unterwelt einſt ein geſondertes Lied geweſen, deſſen Heimath in Böotien zu ſuchen ſey. Im April des J. 1846 habilitirte er ſich als Privatdocent an der daſigen Univerſität mit einer Antrittsvorleſung über die Bedeutung des mythologiſchen Studium, mit beſonderem Bezuge auf die wiſſenſchaftlichen Forderungen der Gegenwart. Griechiſche Mythologie und Einleitung in die epiſche Poeſie der Griechen, und hier wieder namentlich Einführung in die homeriſchen

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 26. Jahrg. des N. Nekr S. 803.

Geſänge und Erläuterung derſelben bildeten den Kreis ſeiner Vorträge; denſelben auf Vorleſungen über griechiſche Privatalterthümer, über die Ethik der Griechen und über ihre dramatiſche Poeſie zu erweitern, beabſichtigte er und hatte reiche Sammlungen und Vorarbeiten dazu gemacht. Aber ſtete Kränklichkeit, auf einem unheilbaren Herzleiden beruhend, hemmte dieſe Ausdehnung ſeiner akademiſchen Thätigkeit. Auch die ſorgſamſte Pflege, die ihm ſeine vor wenigen Monaten mit ihm verbundene Gattin in liebevoller Treue widmete, vermochte hier keinen Einhalt zu thun; ſeine Kraft ſchwand zuſehends. Er ſuchte Erholung und Stärkung in der Heimath; aber ſchon wenige Tage nach ſeiner Ankunft rief ein ſanfter Tod ihn aus dieſem Leben ab. — Seine edle und liebenswürdige Perſönlichkeit, ſein wahrhaft ſittlicher Charakter, ſein unabläſſiges und ernſtes wiſſenſchaftliches Streben ſichern ihm ein ehrendes Andenken bei Allen, denen er näher getreten. Die Studirenden verlieren in ihm einen Lehrer, deſſen Vortrag nicht nur durch die Tiefe und Ausdehnung des Wiſſens und durch die gewählte Form des Dargebotenen feſſelte, ſondern der auch durch das Eingehen auf die Studien und die Intereſſen der Einzelnen außerhalb des akademiſchen Verkehrs einen bildenden und anregenden Einfluß auf Diejenigen ausübte, die ſich ihm enger anſchloſſen. Für ihren Gebrauch zunächſt hatte er auch einen Grundriß zu einem Syſtem der griechiſchen Mythologie beſtimmt, von dem im Laufe des Winterhalbjahrs beinahe zwei Bogen als Manuſkript gedruckt ſind. Auf der letzten Seite des zweiten Bogens bricht der Satz ab; zunehmende Schwäche geſtattete dem Hinwelkenden nicht, auch nur ſo viel Manuſkript in die Druckerei zu liefern, als zur Ausfüllung der leeren halben Seite nothwendig war. Seine Vorleſungen, die er mit aufopfernder Berufstreue noch den größten Theil des Winters hindurch gehalten hatte, mußte er gleichfalls zuletzt aufgeben. Leider! iſt auch ein größeres Werk unvollendet geblieben, in das er die Reſultate langjähriger, mit Liebe und feinem Sinne gepflegter, Unterſuchungen niederlegen wollte: eine Geſchichte der homeriſchen Poeſie. Dieſelbe ſollte im reimer'ſchen Verlage erſcheinen. Zwölf Bogen davon ſind bereits im Druck vollendet. Außer einer ausführlichen Einleitung, die Bedeutung, Umfang und Stand der Frage darlegt, umfaſſen ſie das erſte Buch: „Die Ueberlieferung des Alterthums von Homer", und den Anfang des zweiten: „Der Urſprung der homeriſchen Gedichte." Ueberall

bieten sie neben der reichsten Sammlung des Materials selbständige und belangreiche Ergebnisse eigener Forschung. Mit tiefer Wehmuth nur mag man den Blick auf das unvollendete Werk richten. Möchte es gelingen, einen befähigten und sinnesverwandten Mitforscher zu gewinnen, der es mit Benutzung der Hefte und Kollektaneen L.'s fortsetzte!

57. Ludwig von Sonnenberg,

Schweizergeneral zu Luzern;

geb. im Jahre 1782, gest. den 25. März 1850 *).

Derselbe eröffnete seine militärische Laufbahn unter Napoleon. Er war Officier unter dem von der Schweiz dem französ. Kaiser zu stellenden Korps und wurde als solcher mit der napoleon'schen Armee nach Spanien gesandt. In der Schlacht bei Baylen (19. Juli 1808) fiel er in Gefangenschaft und wurde nach England abgeführt, wo er erst nach einigen Jahren die Freiheit wieder erhielt. Im J. 1812 nach der Schweiz zurückgekehrt, wurde v. S. von seinen Mitbürgern zu den ersten Würden befördert, und im Jahr 1815 als Kommandant eines eidgenössischen Truppenkorps gegen die französ. Grenze abgeordnet. Bei diesem Anlaß erwarb er sich die Hochachtung Genfs in einem solchen Grade, daß Genf ihm das Ehrenbürgerrecht ertheilte und sein Bildniß auf dem Rathhaus aufstellen ließ. Im J. 1825 nahm v. S. seine Entlassung von seinen Civil- und Militärstellen in der Schweiz und trat in die Kriegsdienste des Königs von Neapel, welcher ihm das erste Schweizerregiment übergab. Hier stieg v. S. durch seine militärischen Kenntnisse und entschlossene Haltung schnell im Vertrauen des Königs; er wurde zum Divisionsgeneral befördert, nahm bei der Unterdrückung des in den 30er Jahren in Sicilien ausgebrochenen Aufstandes eine hervorragende Stellung ein, und seiner entschlossenen Führung verdankt der König vorzüglich das Gelingen dieser Expedition. Im J. 1845 zur Zeit der Freischaarenzüge erließ die Regierung von Luzern einen Ruf an den General v. S., welcher mit Bereitwilligkeit der Stimme des Vaterlandes folgte, das Oberkommando der Truppen Luzerns und seiner treuen Bundesgenossen übernahm, und am 1. April 1845 einen glänzenden Sieg über die Frei-

*) Augsb. Allg. Zeitung 1850, Nr. 95.

ſchaaren davon trug. Hierauf trat v. S. als Mitglied in die Regierung Luzerns und behielt dieſe Stelle bis zum bekannten Ausgange des Sonderbundkrieges, in welchem v. S. eine mehr beobachtende als aktive Stellung hatte. v. S. war von den Vernünftigen beider Parteien geachtet; auf ſeiner militäriſchen Laufbahn wurde er von verſchiedenen Regierungen mit Dekorationen und Ehrendegen beehrt; ſeine edle menſchenfreundliche Haltung machte ihn den Mitbürgern werth. Am 21. März fand unter zahlreicher Theilnahme des Publikum und in Anweſenheit des von der Regierung dazu geladenen Officierkorps ſein Leichenbegängniß Statt.

58. Wilhelm Beer,

königl. preuß. geh. Kommerzienrath zu Berlin;

geb. den 4. Jan. 1797, geſt. den 27. März 1850 *).

B., zweiter Sohn des verſt. daſigen Bankiers, J. H. Beer, erhielt auf dem joachimsthal'ſchen Gymnaſium ſeine Schulbildung. Im Jahr 1813 folgte er dem Rufe ſeines Königs, trat, nach kaum zurückgelegten 16. Jahre, in die Reihen der freiwilligen Vaterlandsvertheidiger und avancirte im Dragonerregiment „Prinz Wilhelm" zum Lieutenant. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris (1815) nahm er Urlaub, hielt ſich einige Zeit bei ſeinem Bruder, Meyer Beer, auf und machte mit dieſem Reiſen durch England und Italien. Zurückgekehrt nach Berlin ſchied er, nach dem ausdrücklichen Wunſche ſeines Vaters, aus dem Militärdienſt, um ſich den bedeutenden Fabrikgeſchäften ſeines Vaters zu widmen, wobei er jedoch alle Mußeſtunden zu ſeiner weitern wiſſenſchaftlichen Ausbildung benutzte, wie er bis in die letzte Zeit einen Theil ſeiner Muße der Leſung der römiſchen Klaſſiker widmete. Mit den Elementen der Aſtronomie und der höheren Mathematik vorzugsweiſe vertraut, gelangte er zu dem Beſitz eines großen frauenhofer'ſchen Fernrohrs, erbaute auf dem Landſitze ſeiner noch lebenden — allgemein hochgeachteten — Mutter, im Thiergarten, eine Sternwarte und begann nun, im Verein mit dem ihm ſchon frühzeitig durch gleiche Neigung für die Wiſſenſchaft engbefreundeten Dr. Mädler (jetzt Profeſſor in Dorpat) die fleißigſten Beobachtungen und Forſchungen im Gebiete der Aſtronomie.

*) Nach Beil. 1. zu den „Berlin. Nachrichten" 1850. Nr. 77.

Ihre „Physiologische Beobachtungen des Mars in der Erdnähe“ (1830) erregten, selbst in der Akademie der Wissenschaften in Paris, ein so bedeutendes Aufsehen, daß Beide sich dadurch zu umfassenderen Arbeiten ermuntert fühlten. Eine, auf tüchtigen Messungen beruhende, Karte der sichtbaren Mondoberfläche war damals unter allen Astronomen ein allgemein gefühltes Bedürfniß; B. und M. unterzogen sich gemeinschaftlich dieser schweren Aufgabe und nach sechsjähriger Arbeit war ihre „Mappa selenographica“ (Berlin 1836) in höchster Vollendung beendet. A. v. Humboldt, Bessel*) Gauß u. m. A., die Akademie der Wissenschaften in Paris und München, sprachen sich höchst günstig über diese Leistung aus. Der König von Dänemark, welchem die Karte gewidmet war, ernannte B. zum Ritter des Danebrogordens und die französ. Akademie krönte diese Arbeit mit dem lalande'schen Preise. Nächst mehreren erschienenen Abhandlungen über einzelne Körper des Sonnensystems war die letzte gemeinschaftliche Arbeit in größerm Umfange von B. und M. ein, mit der Karte engverbundenes, ausführliches Werk: „Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie“ (2 Bde. Berlin 1837 **). In Anerkennung seiner Verdienste, wurde B. von dem Könige von Preußen zum geheimen Kommerzienrath ernannt; die Könige von Dänemark, von Belgien und von Schweden aber zeichneten B. durch Verleihung des Komthurkreuzes des dänischen Danebrogs-, des Officierkreuzes des belgischen Leopold- und des Komthurkreuzes des schwed. Wasaordens aus. Neben seinem wissenschaftlichen Streben fehlte es B. aber auch nicht an Gemeinsinn und reger Theilnahme für das Gemeinwohl. In städtischen wie in staatlichen Angelegenheiten griff er rüstig und kühn ein. Er war Aeltester der Kaufmannschaft, Stadtrath, Mitglied der ersten Kammer und Repräsentant der jüdischen Gemeinde, der die Familie angehört. Die Märzrevolution führte ihn unter einen neuen Gesichtspunkt, und seine Thätigkeit und Haltung seit dieser Zeit mußte ihm die Achtung seiner politischen Gegner gewinnen. Seine Wohnung lag ganz isolirt im Thiergarten,

*) Dessen Biogr. siehe im 24. Jahrg. des N. Nekr. S. 171.

**) Außerdem noch: Beiträge zur phys. Kenntniß der himml. Körper 1841 und: Die Gefahren der Differenzialzölle u. die Revision des Zolltarifs 1848.

Die Redakt.

die nächſten Häuſer ſind die ſogenannten „Zelte", von wo die Revolution ſich datirt und wo die faſt täglichen Volksverſammlungen im radikalſten Sinne Statt fanden. Und in dieſer Wohnung wagte es der reiche Mann, der Jude, während des Frühlings und Sommers 1848 die kühnſten Aufſätze gegen die Demokratie zu ſchreiben und in den Blättern zu verbreiten. Eine Menge anderer Mitglieder des Preußenvereins, die wegen ihrer ſchwarzweißen Geſinnung dem Volke mißliebig und die nicht ſo reich waren, flohen ſo weit ſie konnten, oder wagten wenigſtens nicht, außerhalb der Stadt zu bleiben. B. weilte am gefährlichſten Orte und trug ſeine Meinung ohne Furcht in die Oeffentlichkeit. Dieß Benehmen zwang auch ſeine Feinde, ihn zu achten. Sein Leichenbegängniß war ein ſehr feierliches; ſelbſt die in Berlin anweſenden Miniſter befanden ſich im Trauerzuge.

59. Joachim Friedrich Freiherr v. Otterſtedt,

königl. preuß. wirkl. Geheimrath u. Geſandter an den baden'ſchen, großh. heſſiſchen und naſſau'ſchen Höfen, zu Baden-Baden;

geb. d. 11. Dec. 1769, geſt. d. 27. März 1850 *).

Zu Rangsdorf unweit Berlin aus einem altadeligen Geſchlechte der Mark Brandenburg geboren, trat v. O. als 14jähriger Junker 1783 in preußiſche Militärdienſte, machte als Premierlieutenant in den neunziger Jahren den Feldzug in Polen mit und erhielt im J. 1801 die geſuchte Entlaſſung mit dem Charakter als Kapitän. Von ſeinem Oheim, dem Grafen v. Schlabrendorf **), im Jahr 1803 nach Paris gerufen, weilte er dort bis zu Anfang des J. 1806, wo ein Mißverſtändniß ihn wiederum von jenem merkwürdigen Manne trennte, deſſen Umgang nicht ohne Einfluß auf die Bildung des Neffen geblieben war. Auf dieſer Rückreiſe wurde er dem Hofe zu Stuttgart vorgeſtellt und durch Ernennung zum Kabinetsſekretär und Legationsrath hier veſtgehalten. Die Bekanntſchaft mit ſeiner nachmaligen heißgeliebten, vor ihm verſtorbenen, in Lichtenthal beerdigten Gemahlin, an deren Seite er

*) Nach dem „Konverſat.-Lexikon der Gegenwart." Bd. 3. S. 1095. Auch in dem „Frankfurter Konverſationsblatte." (1850. Nr. 82 u. 83) findet ſich über ihn ein Aufſatz der Frau Helmine von Chézy, der aber ſeiner Subjektivität wegen eines Auszuges nicht wohl fähig iſt.

**) Deſſen Biogr. ſ. im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 873.

nun ruht, einem Fräulein v. Zeppelin, war das erfreulichste Ereigniß seines dortigen Lebens. Als Hofdame der Prinzessin Katharina begleitete sie dieselbe nach deren Vermählung mit dem Könige von Westphalen nach Kassel und die Folge davon war, daß auch v. O. als Generalinspektor der Domainen und Forsten in westphäl. Dienste trat. Im Jahr 1812 schied er aus und lebte als Privatmann mit seiner Familie in Frankfurt a. M. Der Minister v. Stein *) übertrug ihm zu Anfange des J. 1814 die Verwaltung des damaligen Departements Donnersberg, die er zum größten Danke der Bewohner und zur Zufriedenheit der Oberbehörden leitete, so daß ihn v. Stein im Spätjahr 1814 an seine Seite zum Kongreß nach Wien berief. Nach Auflösung desselben im Frühjahr 1815 übertrug man ihm den Posten eines preuß. Geschäftsträgers zu Frankfurt a. M., der, weil diese Stadt während der kriegerischen Bewegungen den Hauptdurchgangspunkt von Deutschland nach Frankreich bildete, eben so mühevoll als voller Verantwortlichkeit war. Er füllte ihn nicht allein vollkommen aus, sondern erwarb sich auch durch seine Thätigkeit in Bildung und Leitung eines Vereines zur Unterstützung invalid gewordener Krieger, der heute noch segensreich fortwirkt, allseitige dankbare Anerkennung. In den J. 1816, 1817 und 1823 übertrug ihm Preußen die Gesandtschaftsposten zu Darmstadt, Wiesbaden und Karlsruhe. Vom J. 1824 bis 1835 bekleidete er zugleich den Gesandtschaftsposten in der Schweiz. In Anerkennung seiner Wirksamkeit für den Anschluß der Großherzogthümer Hessen und Baden an den Zollverein ernannte ihn der König von Preußen zum wirklichen Geheimrath und wohlverdiente Ordenszeichen schmückten seine Brust. Mehr als Alles lohnte ihn die wohlverdiente Achtung der Bevölkerung des südwestlichen Deutschlands. — Frau v. Chézy sagt von ihm: „Jovialität und Witz ließ er nur unter vier Augen spielen, für Fremde hatte er eine Farbe heitern Ernstes, die ihm wohlstand und seiner Stellung angemessen war. Er sprach vest und lebhaft und ließ sich dennoch nie gehen. Von Wenigen kann gerühmt werden, daß sie widrige Schicksale so behend und kräftig zu bezwingen gewußt, als Er. Seine Jugend war bewölkt, sein Loos als Mann und Greis beneidenswürdig, seine Geisteslebhaftigkeit erstaunlich, seine Thätigkeit unermüdet, seine Güte

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 572.

unerschöpflich. — Seine heitersten Lebensstunden verflossen ihm auf seinem entzückend gelegenen Gute, die „Seelach“ genannt.

* * *

* 60. Dr. Ernst Friedrich Felix Rumpf,

Besitzer einer Apotheke, Medicinalassessor und Professor der Chemie und Pharmacie zu Bamberg;

geb. den 7. Nov. 1764, gest. den 27. März 1850.

R. ward als zweiter ehelicher Sohn des zweiten evangelisch-lutherischen Pfarrers, Joh. Georg Ludwig Rumpf, zu Ober-Roßlach in Oberhessen unter sehr beschränkten Vermögensverhältnissen der Aeltern geboren, besuchte frühzeitig und mit unermüdlichem Fleiße die lateinische Schule und das Gymnasium zu Gießen und betrat unter Trapp zu Friedberg die pharmaceutische Laufbahn, die ihm nach der inhumanen Weise damaliger Zeit so sehr als möglich erschwert wurde, erwarb sich aber durch seine sich angeeignete und später immer mehr gesteigerte Fertigkeit, durch seinen unersättlichen Trieb nach wissenschaftlicher Ausbildung, sowie durch seine niemals wankende Redlichkeit die unbeschränkteste Achtung der Vorstände der Apotheken, in welchen er nach und nach zu Hersfeld, Mainz und Bamberg als Gehilfe konditionirte. Nach dem im Jahr 1788 erfolgten Tode des Hofapothekers Frey zu Bamberg wurde R. nach bestandener Prüfung und vorgenommener Verpflichtung (nach dem Wortlaute der deshalb ausgefertigten Urkunde) als Provisor der Hofapotheke daselbst angestellt, wobei ihm das Zeugniß „eines gründlich gelehrten, in seiner Kunst wohl erfahrenen, reifen und gut gesitteten Mannes“ ertheilt wurde. Einige Jahre später trat er als Verweser der durch gewissenlose Provisoren sehr herabgekommenen Apotheke der Stadtrathswittwe Richter in die Apotheke ein, heirathete die Tochter derselben, erzeugte mit derselben sieben Kinder, von denen nur noch drei am Leben sind, und brachte durch den angestrengtesten Fleiß, durch seine Rechtlichkeit in Verbindung mit einem humanen Benehmen, die Apotheke alsbald in den guten Ruf, welchen dieselbe noch gegenwärtig genießt. Im J. 1795 wurde R. als ordentlicher Revisor aller Landesapotheken bei der damaligen fürstbischöflichen Obereinnahme, im J. 1800 als außerordentlicher Professor der Chemie und Pharmacie an der Universität zu Bamberg angestellt und richtete sich als solcher nicht nur sein eigenes Labo-

ratorium (da die Universität eines solchen entbehrte), sondern auch einen Hörsaal im eigenen Hause mit zweckmäßigen Instrumenten und Apparaten — bei einer Besoldung von 150 Fl. (!) auf eigene Kosten ein. Dabei scheute er keine Opfer, seine Privatbibliothek nach dem Bedürfnisse der Wissenschaft allmälig zu bereichern und machte sich bis an sein Lebensende mit den Fortschritten derselben bekannt, wovon sein hinterlassener Bücherschatz ein ehrenvolles Zeugniß gab. Zu einer Zeit besuchte R., ohne seine Apotheke oder seinen Beruf als Lehrer zu vernachlässigen, mehere philosophische und medicinische Vorlesungen und machte mit seinen Zuhörern häufig botanische Exkursionen, wobei ihm in seiner Stellung als Lehrer naturhistorisch-medicinischer Fächer sehr zu Statten kam, daß er sich während seiner pharmaceutischen Laufbahn eines sehr vertrauten und belehrenden Umgangs mit ausgezeichneten Aerzten zu erfreuen hatte. Nach Aufhebung der Universität kam R. im J. 1803 als außerordentlicher Professor der Chemie und Pharmacie an das für das Fürstenthum Bamberg errichtete Lyceum und an die klinische Schule und wurde in demselben Jahre zum außerordentlichen Beisitzer bei dem Collegium medicum ernannt; im J. 1809 wurde ihm die Professur der Chemie und Pharmacie an der Schule für Landärzte und die Stelle eines Assessors bei dem Medicinalkomitée des Mainkreises, im J. 1823 die Professur der Vorbereitungslehre an der neu errichteten chirurgischen Schule übertragen. In Folge eingetretener Kränklichkeit legte R. im J. 1830 seine Professur, im J. 1833 wegen des ihn ein Jahr früher betroffene Schlaganfalles seine Stelle als Medicinalassessor unter Bezeugung der allerhöchsten Zufriedenheit bezüglich seiner dem Staate und der Wissenschaft geleisteten Dienste nieder. Während seiner Wirksamkeit als Lehrer hatte er nie eine seinen Bemühungen und Leistungen entsprechende Besoldung erstrebt oder erwirkt; er war zufrieden in dem Bewußtseyn, seine Pflicht treu erfüllt und zur Förderung der Wissenschaft, besonders durch gründliche Bildung seiner Zuhörer, beigetragen zu haben. Für die praktische Pharmacie wirkte er mit dem besten Erfolge durch Heranbildung tüchtiger Pharmaceuten; denn seine Apotheke sollte und konnte stets als Muster gelten, und wiewohl er zur Erreichung dieses Zweckes seine Gehilfen, wie seine Lehrlinge mit allem Nachdruck anhielt, so gaben ihm diese oft nach weiter und mehrjähriger Entfernung doch die ungeheucheltsten Beweise von Achtung und Dankbarkeit. Zu bedauern

ist übrigens, das R. seine reichhaltigen Erfahrungen auf den Gebieten der Chemie, Pharmacie und Arzneimittellehre nicht durch den Druck bekannt machte; es fehlte ihm jedoch hierzu sowohl der Drang nach literarischem Nimbus, als die nöthige Muße. — Die Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste durch Gelehrte vom Fach, die ihm in Folge zahlreicher polizeilich- und gerichtlich-, sowie technisch-chemischer Untersuchungen und Gutachten von Seiten der Behörden bewiesenen Achtung, das unbeschränkte Vertrauen des Publikum zu seiner Officin und seiner Mitbürger zu seinen Erfahrungen, die Dankbarkeit der Armen und Nothleidenden in der Nähe und Ferne, sein Benehmen im geselligen Leben, seine weise Sparsamkeit an sich selbst bei der Sorge für seine Familie werden ihm für alle Zeit ein ehrendes Denkmal sichern. Sein Tod war die Folge des frühern, in seinen Wirkungen fortschreitenden Blutschlages.

61. Johann Konrad Appenzeller,

erster deutscher Pfarrer zu Biel (Schweiz);

geb. den 27. Nov. 1775, gest. den 28. März 1850*).

Geboren zu Bern, siedelte der Verewigte als Knabe von eilf Jahren mit seinen aus St. Gallen stammenden Aeltern dorthin über; konnte aber, da seinen Vater vielfaches häusliches Mißgeschick verfolgte, seinen sehnlichen Wunsch, sich den wissenschaftlichen Studien zu widmen, damals nicht befriedigen. Als endlich die größten Hindernisse beseitigt waren, lag er an den höhern Schulen von St. Gallen mit verdoppelter Anstrengung der Ausbildung seines Geistes ob und versäumte auch nicht, sich im Zeichnen und Malen immer mehr zu vervollkommnen. So verschaffte er sich in der Verfertigung von Schattenrissen bedeutende Gewandtheit, welches Talent ihm während seiner Studienzeit nicht selten zur Erwerbsquelle wurde. Die französische Staatsumwälzung ergriff den Jüngling und er verfaßte sogar einige Lieder auf die Siege der Revolutionsarmee; doch dieser politische Paroxismus ging schnell vorüber. Als 1798 auch die Schweiz in den verderblichen Strudel hineingezogen ward und zu befürchten stand, das Studienleben möchte auf längere Zeit gänzlich gestört seyn, nahm A. eine Hauslehrerstelle in Winterthur an und ward

*) Realencyclopädie für das kath. Deutschland, Soloth. Blatt u. A.

zugleich Sekretär bei einem Herrn von Clais aus Bayern, welchen im Salinenwesen tief bewanderten Mann er bald in das damals schon an Kunstschätzen reiche München begleitete. Hier fesselte den feurigen jungen Mann vor Allen der berühmte Eckartshausen. Auf der Heimreise vernahmen Clais und sein Sekretär zu Innsbruck das schreckliche Loos der biedern Nidwaldner, die am 9. September 1798 mit geringen Kräften, aber voll Muth und Gottvertrauen den Kampf mit den an Zahl weit überlegenen Franzosen aufgenommen hatten, doch der Uebermacht erlegen waren. Diese Trauerkunde veranlaßte A. zu einem Gedichte an die Manen der Gefallenen, das in Posselt's Weltkunde, wie in Wieland's neuem deutschen Merkur Aufnahme fand und auch vierstimmig komponirt wurde. In Winterthur fanden sich hernach historisch gewordene Männer zusammen. Wir erwähnen nur zwei: den Erzherzog Karl*) und den greisen Schultheißen von Steiger von Bern, der am letzten Tage der alten Republik Bern als Freiwilliger gegen die Franzosen muthvoll mitgestritten hatte. Mit hoher Bewunderung erfüllte A. nicht nur die Liebenswürdigkeit des Erzherzogs, sondern auch dessen Vertrautheit mit der Schweiz, über deren Zustände und Geschichte er sich mit seltener Kenntniß verbreitete. In Winterthur wirkte nun A. von 1800 an während fast eines Decennium als Lehrer an den Stadtschulen auf eben so anregende als gründliche Weise und vollendete nebenbei unter Anleitung des Professors Johann Georg Müller, des Bruders des unsterblichen Geschichtschreibers, Johannes von Müller, seine theologischen Studien, so daß ihm in Schaffhausen, nach rühmlich bestandener Prüfung, der Eintritt in den geistlichen Stand verwilligt wurde. Eine neue Welt erschloß sich dem Verewigten, als er 1809 seine angenehme Lage in Winterthur mit der Pfarrstelle in dem nahe gelegenen Dorfe Brütten vertauschte, das eine der reizendsten Ansichten darbietet. Die Kollatur dieser Pfarrgemeinde gehörte der berühmten Benediktinerabtei Einsiedeln, welcher damals der eben so gelehrte als fromme Abt Konrad Tanner vorstand. Bei'm Dankbesuche daselbst wurden dem Neugewählten Ueberraschungen bereitet, die von dem feinen Takte der geistlichen Herren sprechendes Zeugniß geben. Es öffneten sich nämlich nach den ersten Begrüßungen zwei große Flügelthüren, aus welchen dem reformirten Pastor die Harmonieen des obenerwähnten Liedes auf die Nidwaldner

*) Dessen Biogr. s. im 25. Jahrg. d. N. Nekr. S. 302.

von etwa 30 Ordensmännern trefflich vorgetragen, entgegenwallten. Die neun Jahre, welche A. in seinem Dorfe, das man ihn oft „Sternensitz“ nennen hörte, verbrachte, zählte er zu den schönsten seines Lebens. Der Beruf ward nie vernachlässigt, pastoraler Eifer und Klugheit vielfach bewährt, Wissenschaften und Künste treu gepflegt, mit nahen und fernen geistvollen Priestern derselben mündlich und schriftlich unablässig verkehrt, daneben im Pfarrhofe Gastfreundschaft in der lieblichsten Weise ausgeübt. In diesem Zeitraume begann A. vorzüglich seine Thätigkeit als belletristischer Schriftsteller, als Erzähler und Geschichtsfreund. Als 1814 dem Kanton Bern durch die wiener Kongreßakte der größere Theil des ehemaligen Fürstbisthums Basel zufiel, entstand im reformirten Theile desselben der Wunsch, daß ihm, wie dem katholischen, eine Vorbereitungsanstalt für ihre den Studien sich widmenden Söhne in Biel zu Theil werden möchte. Da dachte der geistvolle bern'sche Schultheiß von Mülinen*) an den vielseitig gebildeten und im Erziehungsfache wohlgeübten Pfarrer A. und trug ihm die Rektorstelle an, ihn zugleich einladend, einen Lehrplan für dasselbe zu entwerfen. Nach reiflichem Ueberlegen folgte der Verewigte dem Rufe und siedelte 1817 nach dem freundlichen Biel über. Das Gymnasium wurde in den ersten Jahren sehr besucht, nicht bloß von Landeskindern, sondern selbst von Franzosen, Deutschen, Engländern und Italienern. Der begeisterte Rektor erregte Begeisterung, besonders wenn er mit den Zöglingen auf nahe Schlachtfelder oder andere klassische Punkte zog. Schon im ersten Jahre (20. April 1818) nach seiner Ankunft in Biel, ward ihm auch die erste dasige deutsche Pfarrstelle übertragen, und der Ruf folgte ihm in's Grab, daß er mit seinen Kollegen — er hatte während 32 Jahren nur zwei — im schönsten Einvernehmen gestanden. Schwierig ward für A. die Stellung in Biel, als das revolutionäre Princip allmählig in das Gymnasium einschlich und die Disciplin auflöst'te, was insbesondere seit 1830 der Fall war; da wollte er die Rektorstelle nicht mehr behalten und erhielt eine ehrenvolle Entlassung. Auch noch später erlebte A. manches Unangenehme, da in Biel und der Umgegend die demokratische Gesellschaft des jungen Deutschlands und der Radikalismus im Allgemeinen sein wüstes Spiel trieb. Nachdem sich A. vom Gymnasium zurückgezogen, lebte er ganz dem Predigtamte, der

*) Dessen Biogr. s. im 11. Jahrg. des N. Nekr. S. 28.

Kunst und Wissenschaft, sowie seinen Freunden und Bekannten, deren er in Deutschland, Frankreich, Holland, England, Schweden und Italien eine Menge besaß. Wir nennen darunter nur Bonstetten*), Matthisson**), Salis***), Wessenberg, den Geschichtforscher Dr. Zellweger, Münch†), Pugant††), Hugi ꝛc, mit denen er in regem brieflichen und mündlichen Verkehr stand. Viele dieser Bekanntschaften hatte er im Molkenkurorte Gais gemacht, welchen er fast ein halbes Jahrhundert lang jährlich besuchte, und wo er stets als einer der liebenswürdigsten Männer galt, denen man begegnen konnte. Viele seiner Freunde sah A. zu den Schatten der Väter hinabsteigen; das schwerste Opfer war für ihn, von zehn Kindern, die ihn bei zweimaliger Verheirathung Gott gegeben, nur eins ihn überleben zu sehen, einen des trefflichen Vaters würdigen Sohn, den sein Beruf als Pfarrer von Gsteig am Fuße des Sanetsch fern hinweg vom alternden Vater führte. Mit seiner zweiten Gattin, die sich auch als Schriftstellerin versuchte, und die er selbst unter dem Namen „Selma" in die literarische Welt einführte, war A. nicht glücklich; sie lebt, seit mehreren Jahren von ihm getrennt, ihren literarischen Beschäftigungen in Solothurn. Noch in der letzten Zeit seines Lebens war der Verewigte thätig, er arbeitete, wiewohl von der vorgerückten Brustwassersucht beläſtigt, rastlos an einer umfangreichern Schrift „Erinnerungen", die sehr viel Interessantes enthält. Eben so unverdrossen arbeitete er bis in seine letzten Tage an seiner Selbstveredlung. Sein Abschiedswort war: „Im Himmel sehen wir uns wieder!" — A. war ein edler Mensch, ohne Falsch, voll Herzensgüte und gemüthlicher Gefälligkeit, ein wahrer Vater aller Hilfsbedürftigen. Dienste zu erweisen war seine Freude, durch Rath und That, durch Empfehlung und Unterstützung Andern nützlich zu seyn, seine Lust; seine Uneigennützigkeit und sein Wohlthätigkeitssinn waren auch nicht nur zu Viel, sondern selbst in weiten Kreisen bekannt, und er wurde deshalb, so zu sagen, manchmal überstürmt. So schrieb er einmal, als ein landsfremder Handwerksbursche, der im Spital zu Solothurn krank lag, ihn zur Fortsetzung seiner Reise um Unterstützung bat: „Ich glaube fast, es

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. d. N. Nekr. S. 76.
**) — — — — 9. — — — — S. 235.
***) — — — — 12. — — — — S. 95.
†) — — — — 19. — — — — S. 568.
††) — — — — 24. — — — — S. 1001.

heiße in der Welt, zu Viel ſey ein gutmüthiger Mann, und jeder ſuche an ihm zu rupfen", und doch ſandte er dem Bittſteller nicht weniger als ſieben Schweizerfranken. Ein andermal machte er einem zu Solothurn exkludirten und dadurch beinahe zur Verzweiflung gebrachten Studenten zu Liebe, weil er die über ihn verhängte Strafe für zu ſtreng hielt, den Weg von vier ſtarken Stunden, und freute ſich kindlich, als er durch den damaligen Präſidenten des Erziehungsrathes, den Rathsherrn Lüthi*), ſeinen Freund, die Wiederaufnahme deſſelben bewirken konnte. Seine Stimmung war heiter, ſein Geſpräch, wenn gleich mit Sentimentalität durchwirkt, munter, belehrend, nicht ſelten witzig; daher ſah man ihn ſo gern in Freundeskreiſen. Er war ſehr tolerant, obgleich er feſt an ſeiner religiöſen Ueberzeugung hielt, und öfters äußerte er: „Nur mein Kopf iſt proteſtantiſch, mein Herz aber katholiſch." Die Kunſt fand an ihm einen der ſinnigſten und innigſten Freunde, und ſeine eigene künſtleriſche Anlage und Fertigkeit ſetzten ihn in Stand, ſowohl Mitglied der ſchweizeriſchen Künſtlergeſellſchaft zu werden, als auch über Kunſtwerke ein gediegenes Urtheil abzugeben. Eine noch bedeutendere Stellung nahm er im Gebiete der Wiſſenſchaft ein. A. war Mitglied der ſchweizeriſchen hiſtoriſchen Geſellſchaft und ein tüchtiger Geſchichtsforſcher. Im Vereine mit der Geſchichte pflegte er vorzüglich die Belletriſtik. Seine Gedichte, Erzählungen und übrigen Beiträge zu den Alpenroſen gehören zu den vorzüglichſten dieſes Almanachs. Einen Ehrenplatz aber in der Geſchichte der ſchönen Literatur erwarben ihm vorzüglich die beiden hiſtoriſchen Romane: „Gertrud von Wort oder Treue bis in den Tod" (Zürich 1813) und „Wendelgarde von Linzgau oder Glaube, Liebe und Hoffnung" (St. Gallen 1816). Der erſtere ſchildert die ausharrende Treue einer geſchichtlich merkwürdigen Frau, die bei ihrem Gatten, einem der Mörder Albrecht's I., bis zum dritten, ſeine Leiden endenden Abende unter dem Rade weilte, worauf der Königsmörder geflochten war, und dann, nach Baſel wankend, in einem Frauenkloſter Ruhe für ihre übrigen Lebenstage ſuchte. A. behandelte den geſchichtlichen Stoff wahrhaft ergreifend in Briefen und lieferte zugleich ein treues Sittengemälde, ſo daß dieſer Roman nicht nur drei ſtarke Auflagen erlebte und zweimal in's Franzöſiſche übertragen wurde, ſondern auch in holländiſcher und engliſcher Sprache

*) Deſſen Biogr. ſ. im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 3.

erſchien. Auch „Wendelgard von Linzgau“ führt den Leſer in's Mittelalter und enthält eine Gallerie anziehender, oft zu ſentimental aufgefaßter Gemälde. Ebenfalls willkommene Aufnahme bei der Leſewelt fand die Novelle „das Berghaus“ St. Gallen 1830. Anerkanntes Verdienſt erwarb ſich A. durch die Ueberarbeitung und Herausgabe von „Joh. Heinr. Mayr's*) Schickſale eines Schweizers während ſeiner Reiſe nach Jeruſalem und dem Libanon.“ 3 Bde. St. Gallen 1815—16. 2. Aufl. 1820, einem Buche, das um ſeiner Originalität und ſeines anziehenden Inhalts willen viel Glück machte. Wir nennen unter ſeinen übrigen Schriften: Die Schweizer mit ihren Vorzügen und Mängeln, oder Helvetien, wie es iſt, in kleinen Gemälden und Erinnerungen. Wint. 1809. — Potpourri von Reminiscenzen, kleinen Gemälden und Gedichten über die Schweiz. Ebend. 1810. — Auf Wiederſehen oder ein Tag an der Linth. Aarau 1815. — Die Heimathloſen. Bern 1821. — Abſchiedsworte an meine zum h. Abendmahl unterrichteten und entlaſſenen Söhne und Töchter. Bern 1824. 2. Aufl. 1832. — Das Nahen zum h. Abendmahle Ebdſ. 1824. 2. Aufl. 1840. 3. Aufl. 1841. — Der Jahrgänger. St. Gallen 1825. — Der Mordbrand zu Walperswyl. Bern 1825. — Thomas Wyttenbach, der Reformator von Biel. Zur Feier des Reformationsjubiläum. Ebdſ. 1828. — Aufſätze und Gedichte in der „Zeitung für die elegante Welt“ und andern Zeitſchriften.

62. Chriſtian Auguſt Heinrich Dommes,

herzogl. braunſchw. Forſtmeiſter zu Harzburg;

geb. den 15. Juni 1786, geſt. im März 1850**).

D. erblickte das Licht der Welt in Gittelde am Harze, wo ſein Vater Revierförſter war. So gewann er früh die Jagd und den Wald lieb, und es muß daher wohl auch ganz natürlich erſcheinen, daß er gleichfalls dem Forſtweſen ſich widmete. Zuerſt unterrichtete ihn der Vater. Dann aber wurde er von dieſem zu dem verſtorbenen Oberförſter Rettſtadt in Lautenthal, einem ganz vorzüglichen Forſtmann, geſandt, bei welchem er faſt zwei Jahre blieb. Bald darauf trat die franzöſiſche Invaſion ein und das Königreich Weſtphalen wurde geboren. In dieſem

*) Eine kurze Notiz über ihn ſ. im 16. Jahrg. d. N. Nekr. S. 1153.
**) Schulze's Forſttaſchenbuch. Jahrg. XI. S. 286 ff.

ſtellte man D. als Brigadierförſter mit der Revierverwaltung in der Nähe ſeines Geburtsortes, zu Seeſen, gleichfalls am Fuße des Harzes liegend, an. Hier war es, wo ich zu ihm in die forſtlich praktiſche Lehre trat und wo ich Augenzeuge war von der intelligenten Bewirthſchaftung, welche D. in ſeinem Reviere anwandte, um den frühern Schlendrian und das Mangelhafte der Holzbeſtände baldthunlichſt zu entfernen. Daneben übrigens zeichnete er ſich aus durch die ſtrengſte Rechtlichkeit, wie durch freundlich gefälliges Weſen in und außer dem Dienſte. Im J. 1813, als das franzöſiſche Joch abgeſchüttelt war, trat D. in Militärdienſte, um Theil zu nehmen an dem noch nicht beendigten Kampfe gegen den großen Uſurpator. Der Herzog Friedrich Wilhelm, welcher am 3. December 1813, nach langer Abweſenheit im fremden Lande, zuerſt ſein Erbe wieder betrat, machte ihn zum zweiten Lieutenant bei dem neu zu errichtenden Jägerkorps. So marſchirte er mit nach Frankreich, ohne jedoch in's Treffen zu kommen, weil das braunſchweig'ſche Korps, indem daſſelbe erſt ganz geſchaffen werden mußte, für dasmal zu ſpät in's Feld gelangte. Nach der Rückkehr in's Vaterland währte es nur kurze Zeit, bis D. als Oberförſter angeſtellt wurde, mithin wieder vom Militär abging. Der Oberforſt Harzburg, vier ziemlich bedeutende Forſtreviere enthaltend, welcher ſeiner Inſpektion anvertraut wurde, zeigte damals recht viele Mängel in den Beſtänden und auch recht viele Blößen, durch Windſturm und Borkenkäfer veranlaßt. D. fand demnach ein weites Feld für ſeine Thätigkeit, welche er denn auch ſofort recht zweckmäßig entfaltete. Einige Jahre ſpäter, im J. 1817, traf den Oberforſt Harzburg die Betriebsregulirung, und hierbei hatte D. recht Vieles auszuſetzen, obſchon er ſelbſt ſie wahrhaft wünſchte. Der damalige Chef der Taxation aber, der nachherige Oberlandforſtmeiſter von der Brincken zu Warſchau, ging, obgleich genial, doch zu einſeitig zu Werke, hielt viel zu viel auf reine Beſtände von einerlei Holzart und war überall mehr Theoretiker als Praktiker. Hinſichts der richtigen Forſtbenutzung, zumal im eigenen Oberforſte, überſah ihn D. jedenfalls. Da er ſofort die Fehler, welche Brincken beging, nicht abzuwenden vermochte, ſo war er doch einer der Thätigſten in Erwirkung des Wiedervernichtens ſeiner Forſteinrichtung. Im J. 1819, als Brincken nach Warſchau berufen wurde und das braunſchweig'ſche Land verließ, gelang's denn auch, ſein ganzes Machwerk wieder über den Haufen zu werfen und die Forſtdirektion, das damalige Kammer-Kollegium,

zu dem Beschlusse zu vermögen, das ganze Geschäft von vorn anzufangen, dießmal aber eine vollständige neue Vermessung der Flächen und ein Verfahren anzuordnen, wobei die Lokalität und Bestände zum Grunde gelegt und überhaupt nur solche Maßregeln getroffen wurden, welche mit der Natur des Forstes übereinstimmten. An solcher Maßregel hatte, wie schon gesagt, D. den meisten Antheil und er hatte denn auch im J. 1822, wo sein Oberforst mit der Betriebsregulirung wieder an die Reihe kam, die Freude, seine Wünsche hinsichts der Forstbenutzung sämmtlich in Erfüllung gehen zu sehen. Dieselben waren gut und vernünftig, und ich, der ich zu jener Zeit das Geschäft speciell zu leiten hatte, willfahrte daher ihm gern. Nun gab's aber erst recht was zu wirthschaften, und so war's auch just recht für unsern D., der in jener Zeit keine größere Sorge hatte, als den Absatz der geringen Durchforstungshölzer. Diese ließen leider! sich nicht nach Braunschweig flößen, wie das Tannenscheitholz, was allerdings in großer Menge von Harzburg auf dem Wasserwege dorthin geschafft wurde. Die Holzberechtigten aber brauchten, weil sie auf Scheitholz fixirt waren, das geringere Material nicht anzunehmen, und auf den Verkauf in der Nähe stand, gerade wegen der Berechtigung, im Verhältniß zum Bedürfniß der Durchforstungen, eben nur sehr wenig zu rechnen. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Bestände damit etwas, und mitunter sehr stark vernachläßigt werden mußten. Das aber gerade war ein wahrer Kummer für D. Im Jahre 1818 hatte D. das Unglück, auf der Saujagd Mittels eines Prellschusses in den Kopf getroffen zu werden, was ihm langjährige Leiden zuzog, bis endlich im J. 1830 die Kugel soweit im Gaumen sich gesenkt hatte, daß sie herausgeholt werden konnte. Im Dienste übrigens ließ er von den Schmerzen sich nicht abhalten, fort und fort zu wirken und zu schaffen. Die Blößen wurden mit Nadelholz, der Fichte, kultivirt und die aus dem frühern Kompositionsbetriebe stammenden Laubholzarten, obschon sie mitunter stark mit Fichten gemischt waren, verwandelten sich unter seiner Leitung, mit Hilfe tüchtiger Revierförster, namentlich besonders des reitenden Försters Werner, in reine Buchenhochwaldsarten. Letzterer wirthschaftete anfänglich im wolfshager, später im harzburger Forstreviere und war in den Forstbetriebssachen, wie man zu sagen pflegt, die rechte Hand von D. Als ich das Glück hatte, zu erforschen, daß die Buche im Freien, ohne Schutz des Oberbaumes, sich er-

ziehen laſſe, waren D. und Werner die Erſten, welche damit Proben im Großen anſtellten, ſo daß bald der Gegenſtand außer allem Zweifel ſich befand und gemiſchte Orte, wo meiſtens Fichten und Birken ſich zeigten, mit im Freien erzogenen Lohden in reine Buchenbeſtände umgewandelt wurden. Ein ſolcher Ort, der Mauſerücken, im Reviere Wolfshagen, iſt mehr als 400 Morgen groß. Durchwandert man jetzt den ganzen Oberforſt Harzburg, ſo findet man, daß mit deſſen Beſtänden durchgehends eine gar gewaltige, äußerſt vortheilhafte Veränderung vorgegangen iſt. Zufällig habe ich die Flächen ſämmtlich genau gekannt vormals, vor und zur Zeit der Betriebsregulirung im J. 1822, weil ich dieſe ſelbſt ſpeciell leitete. Es iſt aber ein ganz Anderes geworden und alle Mängel ſind ſo ziemlich rein verſchwunden. Jeder Fleck trägt die ihm angemeſſene Holzart und liefert ſolchergeſtalt den höchſtmöglichen Ertrag, was D.'s Grundſatze durchaus entſprach, den er auch mir ſchon früher eingeimpft hatte. Einen Verdruß jedoch hatte D. in forſtwirthſchaftlicher Hinſicht, der ihn ſchwer drückte. Derſelbe wurde ihm durch das Wildpret bereitet, was man in übergroßer Zahl hegte im harzburger Forſtreviere. Natürlich litten hier die jungen Beſtände ſehr bedeutend. Im Winter biß das Wildpret die Spitzen der jungen Fichten ab, ſoweit ſolche über den Schnee hervorragten, und überall ſchälte es die ſchon mehr herangewachſenen jungen Beſtände auf unerhörte Weiſe. Jenes hatte das Zurückhalten des Höhenwuchſes zur Folge, ſo daß zwanzigjährige Fichten noch wie vier-, fünfjährige ausſahen, und Letzteres, das Schälen, verdarb ſpäter die jungen Orte gänzlich, ſo daß mehere derſelben im dreißig- und vierzigjährigen Alter ſchon wieder abgetrieben werden mußten. Solcher für den wahren Forſtmann, wie D. ohnſtreitig es war, höchſt unangenehme Zuſtand währte länger als ein Jahrzehend, und er beunruhigte, wie ſchon bemerkt, ihn ſehr ſchwer. Obgleich ſelbſt tüchtiger Jäger, ſtanden doch das Holz und das Nationalwohl ihm höher im Werthe. Er wandte deshalb auch alle möglichen Mittel an, den Uebelſtand zu entfernen, was ihm jedoch nicht gelingen wollte, vielmehr ihm manche Unannehmlichkeiten zuzog, wie man denn auch im Publikum annehmen zu wollen ſcheint, daß deshalb ſeine Penſionirung im December 1849 ſo kurzweg erfolgte, ohne dabei der frühern Verdienſte des braven Mannes nur im Geringſten zu gedenken. — In dem verhängnißvollen Jahre 1848 wählten die mit ihrer Lage unzufriedenen jüngern Forſtbeamteten des

braunſchweig'ſchen Landes in einer Verſammlung zu Harzburg unſern D. mit noch zwei Andern zu ihrer Spitze, um ihre Wünſche und die Beſchwerden über die Forſtdirektion an das Miniſterium gelangen zu laſſen. D. übernahm die ehrenvolle Wahl und beförderte die Vorträge der Unzufriedenen an den höchſten Ort. Nur wenige Monate nach der Penſionirung verließ der ſtets rege Geiſt des Forſtmeiſters Chriſtian Heinrich Auguſt Dommes ſeine Hülle und ging in den ewigen Oſten ein. Ich aber fühlte mich berufen, ihm in unſerm Taſchenbuche ein Monument zu ſetzen, nicht bloß deßhalb, weil er mein Lehrer war, ſondern weil er als Forſtmann viel gewirkt hat in ſeinem Kreiſe und auch noch darüber hinaus! — Dazu auch war er ſtreng rechtlich, brav und bieder, leutſelig und verträglich im Umgange mit Menſchen, wie im eigenen Hauſe. Der ihm angeborene und auch wohl durch die Lebensverhältniſſe ihm angezogene Egoismus wurde durch ſeine Herzensgüte und überall durch Geiſt und Gemüth gemildert. Er war braver Gatte und Familienvater in eben dem Maaße, als er ausgezeichnet in dienſtlicher Hinſicht, wie überhaupt als Forſtmann, erſchien.

Stadt-Oldendorf. J. C. L. Schultze.

* 63. M. Karl Gottlieb Vater,

Licent. d. Theol., emerit. Pfarrer von Seifartshain, zu Leipzig;

geb. den 9. April 1762, geſt. den 2. April 1850*).

V. iſt in Tzſchecheln, einem Dorfe bei Sorau in der Niederlauſitz geboren, wo ſein Vater Prediger war, ein ausgezeichnet würdiger, allgemein geachteter Mann, der ein Alter von 82 Jahren erreichte. Er kam in ſeinem 14. Lebensjahre auf das Gymnaſium in Sorau und bezog 1783 die Univerſität zu Leipzig, wo er, von ſeinem Vater nur kärglich unterſtützt, durch Unterricht in angeſehenen Familien die nöthigen Mittel ſich erwarb. Nach einem Aufenthalte von 3½ Jahren ging er als Hauslehrer der Kinder des Vicekanzlers Hornemann nach Lübben, wo er aber ſchon nach 8 Wochen den Ruf zum Paſtorate Seifartshain von einem früheren Gönner, einem H. v. Ludewig, als Patron erhielt. Am 1. April 1787 wurde er dort eingeführt. Er fand hier eine neu erbaute, erſt wenige Wochen vorher eingeweihte Kirche, auch ein ziemlich neues, gutgebautes Pfarrhaus, deſſen Inneres er, ſo

*) Nach einer bei ſ. fünfzigj. Jubelfeſte verfaßten Selbſtbiographie.

wie die Umgebungen und Gärten fortwährend verschönerte. Während seiner Schulzeit und bei einem späteren Besuche in Sorau hatte er die Pflegetochter des dortigen Superintendenten, Conradi, Wilhelmine Fabel, kennen und lieben gelernt, mit der er sich auch verehelichte. Von seinen 4 Söhnen und 2 Töchtern starb ihm der jüngste fünfjährige Knabe im J. 1814 zu seinem größten Schmerze. Vieles hat V. gewirkt und erfahren. Gleich in der ersten Zeit seiner Amtirung brachen durch Sachsen hin die Bauernunruhen, den Gutsherren gegenüber, aus, die er in seinen Gemeinden stillte, wie er sich denn überhaupt eines großen Einflusses auf die Gemüther seiner Seelenbefohlenen zu erfreuen hatte. Die Kriegsjahre von 1809, 1812 und 1813 brachten über sein Haus und Leben manchfache Drangsale; besonders verhängnißvoll waren die Schlachttage von Leipzig. Seifartshain lag in der Operationslinie, wurde mehrmals mit Sturm genommen und wieder verloren; V. war einer der Letzten, welcher Haus und Dorf verließ. Als er nach zwei Tagen zurückkehrte, fand er seine Wohnung mit Verwundeten und Todten angefüllt; alle Vorräthe aufgezehrt und überall die Greuel der Verwüstung. Krankheiten suchten seine Familienglieder heim; Todesfälle raubten ihm mehere seiner nächsten Verwandten. — Bessere Tage kehrten wieder; die Freude an seinen heranwachsenden Kindern, die Genüsse geselligen Umganges und der Unterricht und die Bildung von Zöglingen, die er in sein Haus aufgenommen hatte, füllten die amtsfreien Stunden. Musik, Gesang und Dichtkunst würzten sein Leben; er selbst hatte manches wohlgelungene Gelegenheitsgedicht gefertigt. Zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörten ferner Garten- und Obstbau, sowie Bienenzucht; die meisten Obstbäume, welche jetzt in den Pfarrgärten reiche Früchte tragen, sind von seiner Hand veredelt und gepflanzt. Auch bereiteten ihm kürzere und weitere Reisen manchfachen Genuß, indem er die Freunde wiedersah, mit denen er als Jüngling ernstes Studium und heitere Ergötzlichkeiten getheilt hatte. Stets hat er sich einer vesten Gesundheit zu erfreuen gehabt und ist bis an seinen Tod ein rüstiger Greis geblieben. Zweimal war ihm Veranlassung gegeben worden, seine Stelle mit einträglicheren und minder arbeitsvollen zu vertauschen; er hatte sich nie entschließen können, seine lieben Gemeinden zu verlassen; erst als er fühlte, daß er die Amtsgeschäfte nicht mehr verrichten könne, legte er 1847 das Amt nieder und zog nach Leipzig. In Anerkenntniß seiner Ver-

dienſte erhielt er bei Gelegenheit ſeines 50jährigen Amtsjubelfeſtes im J. 1837 das Ritterkreuz des ſächſ. Civilverdienſt-Ordens.

* * *

64. Wenzel Johann Tomaczek,

Komponiſt und Muſiklehrer zu Prag;

geb. im J. 1774, geſt. den 3. April 1850*).

T., als ausgezeichneter Tonkünſtler und ſchätzenswerther Komponiſt bekannt geworden, war in Böhmen, dem Vaterlande ſo manches rühmlichſt bekannt gewordenen Meiſters in der Muſik, geboren. Sein Geburtsort war Skutſch bei'm Städtchen Chrudim, in welchem ihm ſein Vater muſikaliſchen Unterricht auf der Violine und im Singen geben ließ; denn wie ſeine Landsleute, die Böhmen, ſo zeichnete auch er ſich aus durch ſeine Liebe zur Muſik, die ſich mit den Jahren immer mehr ſteigerte und ihn endlich beſtimmte, ſich ausſchließlich mit der Muſik zu beſchäftigen. Mit ihm zugleich genoſſen noch andere Knaben von gleichem Alter muſikaliſchen Unterricht und dieß ſpornte den talentvollen Knaben zu deſto größerm Fleiße an. Beſonders war es einer unter ſeinen Kameraden, der ihn zum Wetteifer anſpornte und mit dieſem übte er ſich zugleich im Geheimen auf dem Klavier. Wegen ſeiner ſchönen Stimme wurde er nachher als Altiſt in dem Minoritenkloſter zu Iglau aufgenommen, wo er ſeit 1787 die Uebungen auf der Violine und dem Klavier fortſetzte, während er dort zugleich die lateiniſche Schule beſuchte, bis er 1790 nach Prag ging, um ſeine Studien weiter zu führen. Hier ſtudirte er nun mit Eifer die beſten theoretiſchen Werke über Muſik, während er zugleich literariſchen Unterricht gab, um ſich durchzuhelfen, da er von ſeinem Vater wenig unterſtützt werden konnte. Bald beſſerten ſich indeß ſeine Umſtände, da ihn das Glück dem Grafen Buquoy zuführte. Dieſer war ein großer Verehrer der Tonkunſt und wandte dem jungen Künſtler ſeine ganze Gunſt zu. Das munterte ihn auf und erhielt ihn ganz der Muſik, beſonders da ſeine Kompoſition von Bürger's „Leonore" ihm bald einen wohlverdienten Ruf verſchaffte. Er beſaß die ausgezeichnetſten theoretiſchen Kenntniſſe, war aber auch zugleich ein tüchtiger Praktiker. Be-

*) Unter Benutzung gedruckter Quellen.

sonders vermochte er auf der Violine und als Sänger etwas Tüchtiges, hatte sich aber auch zu einem sehr guten Pianofortespieler gebildet und außerdem im Kontrapunkte eine wahre Meisterschaft erlangt. Seine Kompositionen für Pianoforte, Gesang und Orchester sind vortrefflich, besonders seine Sonaten mit und ohne Begleitung, und einige Messen ausgezeichnet. Auch hat er gute Schüler gebildet, von denen wir nur Worczezek*) zu nennen brauchen, um sein Talent und seine Leistungen als Musiklehrer zu beweisen. Er starb nach einem längeren Krankenlager in Folge eines organischen Herzfehlers im 76. Lebensjahre mit dem Ruhme eines der größeren Künstler.

Gröger.

* 65. Paul Joseph Kiederich,

Historienmaler zu Düsseldorf;

geb. den 15. Sept. 1809, gest. den 4. April 1850.

K. war zu Köln am Rhein geboren. Sein Vater war ein wohlhabender Bürger, der seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben bemüht war und aus Paul wegen seiner geistigen Fähigkeit und Aufgewecktheit gern einen Gelehrten gebildet hätte. Zufolge dieses väterlichen Wunsches besuchte der Sohn denn auch, nachdem er die Stadtschulen durchlaufen, die höheren Lehranstalten der Vaterstadt. Während er sich mit Ernst den Wissenschaften hingab, traf ihn das Unglück, beide Aeltern rasch hintereinander zu verlieren, ein Unglück, daß ihn auf lange Zeit ernst und schweigsam machte. Nachdem die Zeit der tiefsten Eindrücke vorüber war, fühlte sich der Jüngling inniger von der Natur und den Dichtern, namentlich von Homer, angezogen. Auf der höheren Lehranstalt, die Paul besuchte, ward unter andern Lehrfächern auch Zeichnenunterricht, und zwar durch den kölner Maler Kuntze ertheilt. Der alte Herr, der selber nur nothdürftige Portraits zu malen verstand, bemerkte bald, daß der Jüngling alle Andern durch seine Fertigkeiten, durch seine Anlagen verdunkelte, suchte ihn daher nach Kräften aufzumuntern und gab ihm, da er schon alle Muster, die im Besitz des Meisters waren, fertig nachzeichnete, auch An-

*) Sein liebster und gewiß auch ausgezeichnetster Schüler ist Alex. Dreyschock.

Die Redakt.

weiſung in der Behandlung der Farben. Bald malte K. Miniaturbildchen, ſchilderte ſeine Kameraden ſo wohlgetroffen, ſo eigenthümlich ab, daß ſein Lehrer, darüber erſtaunt, dem Jünglinge jetzt im Ernſt zuredete, ſich ganz der Malerkunſt zu widmen. Die Verwandten und Vormünder Pauls wollten ihn jedoch in eine ganz andere Lebensbahn leiten und hätten auch vermuthlich ihren Zweck erreicht, wenn nicht von der anderen Seite ein Hausfreund, der ſelber Künſtler und Kaufmann zugleich war, den Ausſchlag gegeben hätte. Dieſer Nachbar, der für rheiniſche Alterthumskunde hochverdiente De-Noël*), der aus reinem Eifer für die Kunſt die Zeit, welche er ſeinen Handelsgeſchäften abmüßigen konnte, dazu benutzte, die von Wallraf**) an die Stadt vererbten Sammlungen und Gallerien zu ordnen, in der geordneten dann kunſtſinnigen Jünglingen Vorleſungen zu halten und Unterricht im Zeichnen zu ertheilen, dieſer Kunſtfreund beſtimmte die Vormünder und nahm den Jüngling darauf mit Freuden in ſeinen Schutz und unterrichtete ihn, ſoweit ſeine Fähigkeiten reichten. Neben dem Zeichnen und Malen legte ſich Paul jetzt auch auf Kunſtgeſchichte und las, ſchon mit dem Schriftenthum der Gegenwart vertraut, Alles von alten Zeitbüchern und Geſchichten von ſchriftlichen wie gedruckten Urkunden und Aufzeichnungen, welche in den Büchereien und Urkundenſchreinen der Vaterſtadt nur zu erlangen waren. Um dieſe Zeit war die Malerſchule in Düſſeldorf zu ihrer erſten Blüthe emporgewachſen, erſcholl en die Namen der dortigen Meiſter am Rheine, wie im ganzen weiten Vaterlande. De-Noël, der einſah, daß er dem Jünglinge durch ſeinen Unterricht nicht länger förderlich ſeyn konnte, bewog jetzt ebenfalls die Verwandten Paul's, den angehenden Künſtler nach Düſſeldorf zu ſenden. Im J. 1832 bezog er die dortige Lehranſtalt und begann unverdroſſen alle Schulen derſelben mit größtem Eifer zu durchlaufen. In der Malerei war Hildebrand ſein Lehrer, ein Meiſter, der bald das Gemüth, bald die Anlagen des Jüngers ſchätzen lernte, der in kurzer Zeit ſein Freund wurde. Die düſſeldorfer Schule hatte ſich in dieſen Tagen wenigſtens großentheils durch einen glänzenden Schimmer, den man mit dem Worte Romantik zu benennen pflegte, von den bedeutenderen geſchichtlichen Darſtellungen hinwegreißen laſſen, beſchäftigte ſich ſpielend

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 27. Jahrg. d. N. Nekr. S. 920.
**) — — — — 2. — — — — S. 588.

mit der mährchenhaften Sage, lieferte mehr Taſchenbuchverzierungen, als eigentliche Bilder. Paul war einer der Wenigen, welche ſich von der Geſchichte ſelber angezogen fühlten, welche großartige Auftritte derſelben auf eine würdige Weiſe zu ſchildern verſuchten und auch meiſtens dabei ihren Zweck erreichten. Sein erſtes Bild, welches Aufſehen erregte, war: Karl V. Die Zuſammenſtellung war hier nicht groß, das ganze Gemälde zeigte nur eine Geſtalt, nur den bekannten Kaiſer, in deſſen Reich die Sonne nie unterging, der aber mit aller Macht ſeiner Stellung, mit aller Kraft ſeines Geiſtes, mit aller Rührigkeit ſeines Willens vergebens gegen den Geiſt ſeiner Zeit ankämpfte, der gegen das Ende der Bahn erſt ahnen mochte, daß er das Große nur dann geleiſtet haben würde, wenn er ſich dem Geiſte ſeiner Zeit zum Vorkämpfer geboten. Der Beſchauer des Bildes fühlte ſich von dieſem Gedanken angeweht. Viel größeres Aufſehen erregte er mit ſeinem ungleich größeren und großartigeren Bilde „der Tod des Maltheſergroßmeiſters La-Valette.“ Das große Gemälde, gegenwärtig in der Gallerie des Hrn. Konſul Wagner in Berlin, das einen Reichthum von Geſtalten entwickelt, zeichnete ſich durch den Adel, durch die Manchfaltigkeit des Ausdruckes, wie durch die Vollendung des Ganzen aus, war in Farbe und Zeichnung gleichmäßig durchdacht und begründete den Ruhm des jungen Künſtlers. Ein Sinngedicht ſagte damals mit Recht von ihm:

Lang anſchau'n dürft ihr, was ich ſchaffe, damit aus den Zügen
Euch die Geſchichte erfaß' wie ein belebender Traum!

K. arbeitete von nun an im Stillen fort, galt für einen der tüchtigſten Meiſter der Malerſchule, der beſten Künſtler Deutſchlands. Als um dieſe Zeit (1841) Streitigkeiten ausbrachen zwiſchen den älteren und jüngeren Künſtlern, indem die Letzteren den Erſteren vorwarfen, daß ſie in der Kunſtſchule, wie in dem Kunſtvereine zu ſehr bevorrechtet ſtänden, überraſchte K. alle Bekannten durch eine Kraft und Schärfe der Rede, welche Niemand früher in dem anſpruchloſen, gefügigen Manne geahnt hatte. Kühn trat er den Uebergriffen aus beiden Heerlagern entgegen, gewann, als Mann von Einſicht geachtet, für ſich alle billig Denkenden und trug ſehr viel dazu bei, einen leidlichen Friedenszuſtand für ſeine Gefährten zu vermitteln. Im Laufe des Jahres 1841 verheirathete er ſich mit einem ſchlichten, ſchönen, gebildeten Mädchen, einer einfachen Bürgertochter, an welcher er auch eine wahrhaft häusliche,

theilnehmende Gattin gewann, in deren Liebe er sich ruhig und glücklich fühlte. Leider sollte sein Glück nur von kurzer Dauer seyn, denn die Gattin begann, nachdem sie ihm zwei Kinder geschenkt hatte, zu kränkeln und verfiel in ein auszehrendes Fieber, an welchem sie im J. 1845 verschied. K. bedurfte geraume Zeit, bis er sich von dem harten Schlage erholte und zu seiner früheren Thätigkeit gelangte. Durch die Sorge um die kranke Gattin, durch die tiefe Trauer war der Meister selbst hinfällig geworden, war in ihm der Keim einer Krankheit geweckt, die seiner Wirksamkeit nur zu bald ein Ende machen sollte. Indessen begrüßte er mit schönen Lebenshoffnungen das denkwürdige Jahr 1848. Schon im J. 1847, als die neue Stadtordnung eingeführt wurde, hatte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in den städtischen Gemeinderath berufen, in welchem er, für alles Gute strebsam und thätig, mit aller Kraft zu wirken suchte. Bei allen Volksfesten und Wahlen half er durch seinen Einfluß seine Mitbürger aufwecken und leiten, die sich auch in diesen Tagen durch Freisinn und Beharrlichkeit auszeichneten. Bald sah aber der Maler ein, daß das Vaterland zu dem Reichstage die rechten Männer des Heiles nicht gewählt hatte, und diese Erfahrung, sowie die blutigen Ereignisse in Baden, in der westphälischen Mark und in Düsseldorf selbst wirkten so niederschlagend auf seine längst untergrabene Gesundheit, daß er seinen größeren Unternehmungen im Kunstfelde entsagen und jeden Tag als seinen letzten ansehen mußte. Er erlebte indeß noch den Schluß des Jahres 1849 und die ersten Monate des Jahres 1850, aber in einem äußerst traurigen Zustande, an Leib und Seele heruntergestimmt und geschwächt. In diesem Zustande gelang es denn auch den eifrigen Geistlichen der Düsselstadt, den früheren ungläubigen Spötter zu bekehren, ihn, bevor er starb, nach dem Kirchengebrauche zu ölen und zu salben. Der arme Maler ließ entweder Alles geduldig über sich ergehen, oder dachte dadurch noch Trost und Beistand für seine Kinder zu erwerben, die er hilflos zurückließ, da er sich die kurze Zeit seines Wirkens über keine Schätze erworben hatte. Ueber dem Sterben jedoch blieb er bei seiner alten guten Laune und äußerte noch unter dem Sterberöcheln zu einigen tiefbekümmerten Bekannten lächelnd: es sey eigen, daß ein Sterbender nun einmal das Röcheln nicht lassen könne. K. war übrigens kein Ungläubiger nach dem wahren Wortsinne. Wenn er spottete, galt der Spott nur dem Schlechten, dem Gemeinen, das sich in

den Kirchen und deren Gläubigen geltend macht, vor Allem der frömmelnden Maler, die da meinten, mit blindem Glauben an die schroffsten Satzungen die Kunsthöhe der alten Meister erreichen zu können. In seiner Arbeit war er behutsam, langsam und gewissenhaft. Wenn er einen Gedanken erfaßt hatte, ging er oft Wochen, ja Mondenlang umher, bevor er ihn zu Papier brachte. Selbst auf der Leinwand änderte er noch vielfach seine Entwürfe, durchgrübelte den Geschichtsabschnitt, aus welchem sein Bild genommen war und konnte sich selbst selten genügen. Seine Arbeiten gewannen zwar unter diesen Bestrebungen in vieler Hinsicht, aber sie zogen sich doch auch sehr in die Länge, daß er, gegenüber dem Fleiße anderer Künstler, nur sehr Weniges auf den Markt brachte. Zu dieser Langsamkeit im Arbeiten und Entwerfen kam noch der Umstand, daß der Maler Mitglied von einer Menge wohlthätiger Vereine war, und diese Mitgliedschaft von der ernstesten Seite nahm, allen Sitzungen eifrig beiwohnte, außer den Sitzungen noch für die gute Sache zu wirken suchte und darunter viel von seiner Zeit einbüßte. In der letzten Zeit ward er durch seine Stellung als Stadtrath wie durch die staatsbürgerlichen Wirren und Ereignisse in seinen Arbeiten noch bedeutender zurückgehalten. Er vermochte nicht ruhig in seiner Werkstätte zu sitzen, wenn er eine Zeitung in irgend einem Kaffehause angekommen wußte. Dann ging er noch durch die Werkzimmer seiner Genossen, um diesen seine Nachrichten mitzutheilen. So konnte er freilich, wie theuer auch seine Arbeiten bezahlt wurden, kein großes Vermögen zurücklassen. Außer den oben angeführten Bildern malte er noch den durch Peter de Vineis gewagten Vergiftungsversuch an Kaiser Friedrich II., König Philipp II. von Spanien in seiner Gebetkapelle, die Ritter des goldnen Vließes: Philipp den Guten, Karl den Kühnen, Kaiser Maximilian I., für einen westphälischen Standesherrn und Kaiser Heinrich V. für den frankfurter Kaisersaal. Zudem malte er eine große Anzahl von Portraits und zeichnete und radirte für mehere Prachtwerke und Bilderbücher. Seine Bilder sind alle mit fast ängstlicher Gründlichkeit angelegt und durchgeführt. Sie sind alle so edel und schön in der Zeichnung, als kräftig und ausgezeichnet in der Farbengebung. In seiner Arbeit war er zart und sauber und konnte sich nie mit der flüchtigen Arbeit, mit der Klexerei gewisser Künstler versöhnen. Im Allgemeinen ließ sich von ihm sagen, daß eben durch die zu ängstliche, zu langsame

Behandlung, ihm oft der letzte, belebende Funke entging, der das Bild zur höchsten Vollendung gehoben haben würde. Seine Abbilder (Portraits) sind alle sprechend ähnlich, athmen Leben, Geist und Bewegung und werden, wie jene der guten alten belgischen und italienischen Meister, einen hohen Werth behalten. In seinem Leben, in seinem Umgange war K. so liebenswürdig wie in seiner Kunst. Er blieb stets gerad und rechtschaffen, war keiner Verstellung, keiner Heuchelei fähig. Gemüthlich und sanft, war er nichts destoweniger witzig und mitunter beißend witzig, aber Jeder, der ihn kannte, nahm seiner Gutmüthigkeit nichts übel, stimmte in sein herzliches Lachen mit ein. Wie er geistig frei und freisinnig dastand, duldete er auch die Fessel nicht, mit welchen sich die Menschen selber so gerne zu belasten pflegen. Der Zwang in der Kleidung, in dem Umgange war ihm verhaßt und immer pflegte er sich so zu tragen und zu halten, wie es ihm bequem war und gefiel. Von Wuchs ragte er nicht über das Mittelmaaß. Sein Gliederbau war zart und sein Gesicht hager und blaß. Seine Züge verriethen keineswegs seine Gutmüthigkeit, seine Biederkeit, im Gegentheile hatten sie, seinen beißenden Witz spiegelnd, etwas Scharfes, Schneidendes, etwas Unheimliches, hinter welchen der Fremde leicht etwas Lichtfeindliches hätte suchen können. Da seine Züge einmal einen solchen Ausdruck athmeten, ward er nicht selten von seinen befreundeten Kunstgenossen gebeten: ihnen als Urbild zu sitzen, wenn sie in ihren Gemälden irgend Ränkeschmiede oder Verbrecher darzustellen hatten. Dergestalt ist denn sein Bildniß in vielen Gemälden mehr oder weniger ähnlich aufbewahrt, unter andern in dem bekannten Gemälde Bendemann's, das die Erstickung der Kinder Eduard's von England vorstellt. Als Schadow*) ihn einst ersuchte, ihm zu einem Christusbilde zu sitzen, überkam ihn ein freudiger Schreck, äußerte er gegen einen Freund: sein Gesichtsausdruck müßte doch nicht so ganz galgenartig seyn, da ein so kundiger Meister mit demselben eine so heilige Rolle ausfüllen wolle. Da fremde Künstler seine Züge benutzten, um den Verbrecher, oder Sünder zu bezeichnen, so griff er eben auch zum Spiegel, benutzte sein Gesicht zum Vorbilde, darnach das für den Kaisersaal zu Frankfurt bestellte Bild Heinrich's V. zu schaffen, das eben dadurch eines der gewichtigsten, tüchtig-

*) Dessen Biogr. s. im gegenwärt. Jahrg. d. N. Nekr. S. 71.

ſten und anſprechendſten Bilder dieſer berühmten Sammlung geworden iſt. Je geringer die Zahl der Bilder iſt, die er malte, deſto größer wird ihr Werth in der Folge ſeyn, weil der Betrachter, dem der Kunſtwerth gleich einleuchtet, ſich des Adels des frühvollendeten Meiſters erinnern wird, der im Leben für das Höchſte und Schönſte thätig war, der, fern von eigentlicher Heiligenmalerei, das Leben in einer heiligen Weiſe auffaßte und in einer Zeit, wo vielfach um ihn nur Ueppiges und Reizendes geſchaffen wurde, immer ernſt, würdig und erhaben in ſeinen Kunſtleiſtungen blieb.

Wilh. v. Waldbrühl.

66. Dr. Johann Friedrich Wilhelm Böttticher,

Profeſſor am Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium zu Berlin;

geb. d. 6. Juli 1798, geſt. d. 6. April 1850 *).

B. war zu Wormsdorf im Magdeburg'ſchen geboren, wo ſein Vater, Chriſtian Friedrich Gotthilf Böttticher, Prediger war. Von vier Söhnen ſeiner Aeltern war er der älteſte, und gewährte durch ſein eifriges Vorwärtsſtreben ſeinen Brüdern das Glück, ihn zu einem Vorbild zu haben, welches ihnen in vielfacher Beziehung vorleuchtete und zum Leitſtern dienen konnte. Nur kurze Zeit lebte er in der Stille ſeines Geburtsortes. Er zeigte ſich da als ein heiteres, bewegliches Kind, lernte früh reden und ward früh dazu geführt, in der Lüge die erſten Spuren der Sünde zu erkennen. Schon im ſiebenten Lebensjahr aber wurde er nach Berlin gebracht und unter den Augen ſeiner Großältern von mütterlicher Seite Theils hier, Theils in Blumberg, einem Dorfe unweit Berlin, wo ſein Großvater einen kleinen Landſitz beſaß, erzogen Namentlich an den letztgenannten Ort knüpften ſich ſeine liebſten Erinnerungen aus der Kindheit. Folgſam, wie er war, fleißig und gewiſſenhaft, wurde er ſtets von Aeltern und Großältern mit großer Liebe und Nachſicht behandelt. Den erſten Schulunterricht empfing er in dem damals unlängſt gegründeten plamann'ſchen Inſtitut. Von da kam er in die Nähe der Heimath zurück und wurde auf das Pädagogium zu Helmſtedt gebracht, wo er über vier Jahre weilte, bei ſchlichten Bürgersleuten

*) Nach dem Lebensabriß in dem Programm zu den Schulfeierlichkeiten des Fr.-W.-Gymn. d. 26. Sept. 1850. Berl.

wohnte und sehr früh zu völliger Selbständigkeit gelangte. Mit musterhaftem Fleiße widmete er sich dort den Studien, weckte bei seinen Lehrern die größten Hoffnungen für seine Zukunft und war längere Zeit hindurch der Erste in der ersten Klasse der Anstalt. Als er sie verlassen hatte, um in Berlin Theologie zu studiren, fand er die Universität geschlossen, weil die Freiheitskriege die meisten Jünglinge zu den Waffen gerufen hatten, ließ sich durch die Schwächlichkeit seines Körpers von der Theilnahme an demselben Werke abhalten und entschloß sich, eine Zeitlang noch ein Gymnasium zu besuchen, was große Vortheile für seine geistige Entwickelung zur Folge haben mußte. Anderthalb Jahre besuchte er so noch das werder'sche Gymnasium, welches damals unter Bernhardi's und Spilleke's *) Leitung in hoher Blüthe stand. Michaelis 1816 begann er nun seine Studien in Berlin, welche sich zunächst der Philologie zuwendeten; aber schon Ostern 1817 ging er nach Halle und verband dort mit der Philologie die Theologie, und setzte dieß später auch in Berlin fort, wo namentlich Schleiermacher **) den bedeutendsten Einfluß auf seine Richtung ausübte. Schon am 1. Aug. 1819 wurde er Gouverneur im königl. Kadetenhause zu Berlin, und als diese Anstalt eine andere Einrichtung erhielt, ging er nach Halle zurück und trat am 28. Mai 1820 als Lehrer am dortigen Pädagogium ein, wo er schon am 4. Oktbr. desselben Jahres mit der Dissertation de Sapphus ingenio carminumque eius indole, adiecta Odae in Venerem interpretatione zum Dr. philos. promovirt wurde. Wenige Jahre darauf aber, im J. 1824 zu Michaelis, rief ihn Spilleke's Vertrauen als Oberlehrer an das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, wo er schon am 28. Mai 1828 den Professortitel erhielt und in einem Zeitraume von mehr als einem Vierteljahrhundert mit rastlosem Fleiße und unausgesetzter Thätigkeit Theils als Schriftsteller, Theils als Lehrer in großem Segen wirkte. Zweimal war er verheirathet; seine erste Gattin entriß ihm der Tod schon im J. 1827; die zweite beweint mit drei Söhnen, von denen der älteste, Paul, ebenfalls schon als gelehrter Schriftsteller aufgetreten ist, das zu frühe Hinscheiden des theuren Mannes. B.'s Leben ist nicht durch außerordentliche Ereignisse äußerer Art, nicht durch große Wechselfälle, durch interessante Wendungen des Ge-

*) Dessen Biogr. siehe im 19. Jahrg. des N. Nekr. S. 515.
**) — — — — 12. — — — — S. 125.

ſchickes ausgezeichnet, wohl aber birgt es innere Schätze, deren eigenthümliches Entſtehen unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Still iſt er die Bahn gewandelt, welche Gott ihn geführt hat; ſtets iſt er dem Beſſeren, Edleren zugewendet geweſen, dem Gemeinen feindlich entgegengetreten und mit angeſtrengter Kraft darauf ausgegangen, das Böſe in ſich und in Anderen zu überwinden. Früh in Berührung mit dem Alterthum gebracht, hat er den Studien antiken Lebens durch eigene ſchriftſtelleriſche Arbeiten und als Lehrer fortwährend mit ganzer Seele angehört. Es gab eine Zeit, wo alle ſeine Beſtrebungen ihnen allein zugewendet waren. Aber früh ſchon war das Chriſtenthum mit aller ſeiner Herrlichkeit als die größte Erſcheinung der Menſchheit ſeiner Seele aufgegangen. Wie dieſe früh angeregte Seite ſeines Weſens in Berlin allmälig immer mehr emporwuchs, kam ſie nicht mit den älteren Studien in Kampf und Gegenſatz. „Als Alterthumsforſcher," ſchrieb er am 4. Jan. 1836 für das bibliographiſche Lexikon der Alterthumsforſcher, „ſchließt er ſich den Wenigen an, welche ohne die eigenthümliche Bedeutung des Alterthums zu verkennen, das antike Leben vom Standpunkte der chriſtlichen Weltanſchauung aufzufaſſen und darzuſtellen ſuchen, indem ſie nicht blos anerkennen, ſondern es ſich ſelbſt und Andern zum lebendigen Bewußtſeyn zu bringen bemüht ſind, daß wie Alles, ſo auch das klaſſiſche Alterthum und nicht minder ſein Studium zu Chriſto geſchaffen und dazu beſtimmt ſey, in ein neues Leben umgeſtaltet zu werden, nicht aber im Chriſtenthum und in der chriſtlichen modernen Bildung als einem durchaus Fremdartigen früher oder ſpäter unterzugehen, ſo wenig, als dem chriſtlichen Leben fremd, eine vom Geiſte des Chriſten mehr oder minder ſich losſagende, alſo heidniſche Abgeſchloſſenheit zu behaupten. Wie dieſe Richtung ſeines wiſſenſchaftlichen Strebens nicht weniger in eigenem chriſtlich religiöſem Sinne, als in früh erwachter Liebe zur alten klaſſiſchen Literatur, beſonders zu den Schriftſtellern, in welchen ſich eine der chriſtlichen verwandte Wehmuth in der Anſchauung des menſchlichen Lebens und ſeiner Verhältniſſe zu erkennen giebt, ihren Grund hatte, ſo wurde ſie durch Lehrer, welche, wie in Helmſtädt Wiedenburg und Vollmann, in Berlin Bernhardi und Spilleke, F. A. Wolf*) und Schleiermacher, Beiden zugleich oder dem Einen und Anderen Anregung und Nah-

*) Deſſen Biogr. ſ. im 2. Jahrg. des Nekr. S. 813.

rung zu geben vermochten, ſo wie durch vielfach trübe Erfahrungen im eigenen Leben je länger je mehr beveſtigt und fanden im Bereiche des Jugendunterrichts um ſo mehr Befriedigung, je weniger man dieſen in der Regel von jenem Standpunkte aus zu behandeln und in demſelben wirkſam zu ſehen pflegt. In Beziehung auf ſeine literariſche Thätigkeit ſcheint aus dieſer Richtung der Nachtheil erwachſen zu ſeyn, daß es ihm bei umfangreicheren und Verarbeitung eines bedeutenderen Stoffes erfordernden philologiſchen Studien, in welchen dieſelbe weniger Befriedigung finden konnte (z. B. bei dem Lex. Tacit.) an Ausdauer und Beharrlichkeit fehlt, während diejenigen ſeiner Schriften, in welchen ſie ſich auf eine unmittelbare Weiſe ausſprechen konnte, gelüngener zu nennen ſind." Später hat er ſich daher den philologiſchen Arbeiten ganz entzogen; doch blieb es ihm Lieblingsſache, die Spuren in den verſchiedenen Schriftſtellern der Griechen und Römer zu verfolgen, welche mit den Hauptergebniſſen ſeiner Anſichten vom Chriſtenthum in irgend einem, ſey es engeren oder weiteren Zuſammenhange zu ſtehen ſchienen. So blieben beide Richtungen ſeines Strebens in ihm verſchmolzen; das Alterthum blieb bei ihm in Geltung, und Homer, Herodot, Tacitus und alle Erſcheinungen ähnlicher Art waren bis an ſein Lebensende Quellen, aus denen er ſelbſt ſchöpfte und zu denen er ſeine Schüler gern hinführte. Aber die eigentliche Grundlage, auf welche Alles bei ihm hingeht, iſt das praktiſche Leben. Es iſt nicht zu leugnen, daß Viele bei ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, wie ſie ſich namentlich in der letzten Zeit entwickelt hatte, Anſtoß fanden und finden konnten, und ſich durch dieſelbe mehr zurückgeſchreckt als angezogen fühlten; ſein Unterricht wurde nicht ſelten durch ſeinen chriſtlichen Eifer zu weit von ſeinem eigentlichen Gegenſtande abgeführt; das Privatleben aber, welches er führte, war muſterhaft und gab den ſichtbarſten Beweis, wie ernſt es ihm um das zu thun ſey, was er in ſeinen Schriften, wie in ſeinem Unterrichte für nothwendig erklärte. Es gab wohl Niemand, welcher einen Blick auf ſein häusliches Leben werfen konnte, Niemand, dem es gelang, ſeine ſtillen Tugenden der Treue, Ordnung und Pünktlichkeit wahrzunehmen, Niemand, welcher ſeine ſtille, die ihm zu Gebote ſtehenden Mittel überſteigende Wohlthätigkeit gegen Arme beobachten zu können die Freude hatte, welcher nicht darin lebendiges Chriſtenthum erkannt und in unſerem B. das ſichtbare Streben gefunden hätte, ſeinem Herrn und Mei-

ſter, wie ſehr auch in menſchlicher Schwachheit, im Leben nachzufolgen. Hier im Leben bewährte ſich ſeine Lehre; hier fanden alle ſeine Beſtrebungen ihre Einheit. Ueber ſeine theologiſche Entwickelung hat er ſelbſt namentlich in einer Schrift über Schleiermacher und ſeine Schüler ſich ausgeſprochen. Anfangs gehörte er dieſem Lehrer ganz an, war ihm perſönlich befreundet, feierte in ſeinen Predigten und am Tiſche des Herrn in ſeiner Kirche Stunden der Weihe und verſuchte es im J. 1829 in einem Lehrbuche im Sinne deſſelben, welches er für die Schulen ausarbeitete, ſeinem Glauben einen beſtimmten Ausdruck zu geben. Aber zugleich damit trat auch ein Wendepunkt ein, der ihn zuletzt ganz von Schleiermacher ablenkte. Irre ich nicht, ſo ſind auch die Erfahrungen des öffentlichen Lebens, welche das Jahr 1830 brachte, einigermaaßen beſtimmend geweſen und haben dazu beigetragen, ihn zur heiligen Schrift zurückzuführen und darin mit einem entſchiedenen Aufgeben ſubjektiver Forſchung die objektive Arbeit allein zu ſuchen. Durch den Gegenſatz gegen die Erſchlaffung ſittlicher und religiöſer Kräfte ward er auf dieſen neuen Standpunkt geführt. Offenbar iſt ſpäter das Jahr 1848 mit ſeinen politiſchen Bewegungen und die vorhergehenden Jahre mit ihren kirchlichen Streitigkeiten ihm ein wichtiger Antrieb geworden, überall im poſitiven Glauben die veſte Norm zu ergreifen, die den Verirrungen entgegengehalten werden müßte. Sein Kampf gegen alle antichriſtlichen Zeitrichtungen wurde immer entſchiedener; er benutzte jede ſich darbietende Gelegenheit, gegen ſie zu Felde zu ziehen und dem Worte Gottes Anerkennung zu verſchaffen. Sein glühender Eifer raſtete und ruhte nicht. Wie er in ſeiner Familie den Hausgottesdienſt mit Hingebung und Inbrunſt übte und da mitten im Heiligthume des Hauſes, wo eine geliebte Gattin und eine treue Kinderſchaar ſeinem patriarchaliſchen Worte liebend horchte, die Luſt und Freude ſeines Lebens ſuchte und fand: ſo ging er in die Schule, nur um das Begonnene fortzuſetzen. Chriſtus blieb ſein Lebenselement. Ueberſtrömend von dem Worte des Herrn verſuchte er zur Zeit und Unzeit das in ihm aufgegangene höhere Leben in die jungen Gemüther hinüberzuleiten, ſie zu Werkzeugen für das Reich Gottes zu machen und ihnen jenes menſchliche Daſeyn an und in das Herz zu legen, in welchem die Ehre Gottes der einzige Geſichtspunkt iſt, der Alles leitet. „Reden doch Andere nicht; ſo muß ich reden“, war ſeine Antwort, wenn ihn wohlmeinende Stimmen von dem

Allzuviel abmahnen wollten. Ein Wort des Schriftstellers, den er las, ein Ausdruck im Munde eines Schülers, ja eine Miene eines derselben versetzte ihn sofort wieder mitten in die Ideen hinein, die seine Seele erfüllten. Und aus der Schule nach Hause zurückgekehrt, wenn die Arbeiten für die Schüler beendet waren, benutzte er jeden freien Augenblick, um in weiteren Kreisen durch Schriften zu wirken. Nach der buchhändlerischen Seite seiner Unternehmungen warf er kaum einen Blick hin; fand sich Niemand, der es verlegen wollte, was er geschrieben hatte, so fand sich doch ein Drucker und freudig nahm er aus seinem wenigen, beschränkten Mitteln die nothwendigen Summen, mit denen der Druck bestritten werden konnte. So band ihn keinerlei äußere Rücksicht, und bei der eigenthümlichen Art, die er in der letzten Zeit anwendete, kann man fast in jedem Zeitkreise, namentlich den Ferien, auch den wenige Tage umfassenden Pfingstferien nachweisen, welche Schriften er verfaßt, welche Bewegungen seiner Seele ihn zu dieser Thätigkeit getrieben hatten. Alle diese Arbeit wurde ihm ein Gottesdienst, wobei ihm nichts weniger als Beifall der Menschen am Herzen lag. Daß Vieles gemißbilligt werden, das Meiste von den Meisten nicht einmal gelesen werden würde, wußte er voraus. Er kannte aber auch Herzen, die ihm entgegenschlugen, seine Thätigkeit hochschätzten und ihren vollen Beifall ihm nicht versagten. Ungleich wichtiger aber und einzig für ihn zwingend war das freudige Bewußtseyn, Gottes Werk zu treiben, für welches er auch ohne Bedenken zum Märtyrer geworden wäre. Auch er hat manchfachen Theil an menschlicher Schwäche; auch die besten und edelsten Freunde seiner Richtung haben sich vielfach von ihm abgewendet und ihm das Uebertriebene in seiner Art zu lehren und zu schreiben, die Schattenseite seiner Thätigkeit gezeigt. Aber dessenungeachtet ist die Reinheit seines Willens über allen Zweifel erhaben und kann nicht genug geschätzt werden. Nach Genuß, Vortheil und Bequemlichkeit zu streben, war seiner Seele unmöglich; seine ganze Lebenskraft dem Herrn zu widmen, that ihm allein Genüge. Wahrhaft bewundernswerth ist sein Fleiß; er hat keine Stunde verloren. Groß war seine Treue im Beruf; er hat nie und unter keinen Umständen irgend etwas Nothwendiges versäumt oder vernachlässigt; er war zu Allem bereit, was ihm übertragen wurde und wandte ihm stets seine ganze Seele zu. Und doch fand er immer Stunden genug, um Vieles für den Druck vorzubereiten.

Einer ſeiner letzten Gedanken war, ſich penſioniren zu laſſen, wozu eine immer vermehrte Schwerhörigkeit die äußere Veranlaſſung wurde, und ſich ganz den Arbeiten hinzugeben, welche er im Dienſte der innern Miſſion zu unternehmen im Sinne hatte. Vorzüglich wünſchte er für erbauliche Bibelerklärung, wozu er entſchieden Beruf in ſich fühlte, arbeiten zu können; auch für Schulen wollte er noch thätig ſeyn; durch einen lateiniſchen Antibarbarus, durch eine Bearbeitung der Pſalmen, durch lateiniſche Ueberſetzung des Neuen Teſtaments, durch Bemerkungen zur ethiſch-religiöſen Erklärung Homer's glaubte er die Muße, wenn ſie ihm vergönnt werden ſollte, ganz in ſeinem Sinne zum Heile der Jugend zu verwenden. Aber Gott hatte es anders beſchloſſen. Eine Krankheit, welche die Anſtrengungen des Winters erzeugt hatte, führte zu ſeinem Tode. Er bewährte ſich auch in ſchweren Leiden, welche ihn in der Tiefe ſeines Glaubens nur beveſtigten; auch hier war ſeine einzige Freude der Herr und die letzten Geſpräche von ihm bleiben unvergeßlich. Zu einer großen Erquickung wurde ihm auf ſeinem Krankenlager eine Botſchaft aus Südauſtralien, wo man eine ſeiner Schriften „das alleinige Panier der nach wahrer Einheit ſtrebenden Kirche Deutſchlands“ nachgedruckt hatte und durch ſeine Empfehlung für die dortigen lutheriſchen Chriſten einen Prediger und Seelſorger zu erhalten wünſchte. Es war am 6. April d. J. gegen Mittag, als er das Herannahen ſeiner Todesſtunde empfindend, ſeinen Freund den Prediger Knak, deſſen Anſtellung an der böhmiſchen Kirche er mit der innigſten Freude begrüßt hatte, rufen ließ, und aus ſeinen Händen das heilige Abendmahl empfing. Umgeben von ſeiner Familie bezeichnete er ihr noch das Lied Nr. 1459 des geiſtlichen Liederſchatzes als ſein Teſtament und nahm ſelbſt an dem Geſange des Liedes „Jeſus meine Zuverſicht“ Theil; ja es machte auf alle Anweſende den rührendſten Eindruck, als er nach Beendigung deſſelben allein mit gebrochener Stimme im Tone der Melodie zu ſingen fortfuhr. Er entſchlummerte nach 2 Uhr; der Name Jeſus war ſein letztes Wort. Eine Todtenfeier im Gymnaſium und ein feierliches Begräbniß, an welchen viele Freunde, auch mehere daſige Geiſtliche Theil nahmen, bezeugten die manchfache Liebe und Anerkennung, welche der Hingeſchiedene genoſſen hatte. Seiner Schule aber hat er ein Lebensbild hinterlaſſen, welches werth iſt, dem Andenken aufbehalten zu werden. — Seine Schriften nach der Zeitfolge ſind: Geſchichte der

Karthager. 1827. — Lexicon Taciteum. 1830. — Taciti Agricola, als Verſuch u. Ankündigung einer neuen Verdeutſchung ſämmtl. Werke d. Tacitus 1830. — Das Reich Gottes od. zuſammenhängende Darſtellung d. chriſtlichen Glaubens und Lebens. 1830 — De ΘΕΙΩΙ Herodoteo. Programm. 1830. — Des Cajus C. Tacitus ſämmtliche Werke überſetzt. 4 Bde. 1831. — Cornelii Taciti Dialogus de oratoribus ab Imm. Bekkero ad codicem Farnesianum recognitus. 1832. — De vita, scriptis ac stilo Cornelii Taciti. 1834. — Historiae antiquae epitome. 1836. — Creſtomathie aus Cicero und Livius. 2 Hfte. 1833. — Oratio in tertiis sacris saecularibus recepta a Marchiis brandenburgicis reformatae per M. Lutherum religionis. 1839. — Prophetiſche Stimmen aus Rom od. das Chriſtliche in Tacitus. 2 Bde. 1840. — Eins iſt Noth, den Fürſten u. Völkern, den Schulen u. Familien. 1841. — De linguae latinae Romanarumque litterarum studio ad augendam illustrandamque in juvenili institutione Christianam fidem ac doctrinam aptissimo commentatio. 1841. — Worte eines Laien üb. d. chriſtliche Sonntagsfeier an ihre Gegner u. Verächter. 1842. — Erinnerung an die tauſendjährige Dauer d. Vertrages von Verdün in Beziehung auf die deutſche Kirche unſerer Zeit. 1843. — Die Freunde u. Feinde d. Kreuzes Chriſti. 1844. — Prophetiſche Zeugniſſe Dr. M. Luther's wider die Verächter des göttl. Wortes in der evangel. u. kathol. Kirche Deutſchlands. 1845. — Das Wort der Schrift: Es ward wieder zurecht gemacht, daß er alles ſcharf ſehen konnte. Sendſchreiben e. Gymnaſiallehrers an ſeinen geliebten Freund Hrn. Prediger Jonas in Berlin. 1845. — Guſtav Adolph, König von Schweden. 1845. — Guſtav Adolph als Chriſt. 1845. — Glaubensſtärkung wider d. Gift des Zeitgeiſtes. Erſtes Heft: Magnus Roos. 1846. — Erndteſegen für Kirche, Schule u. Haus aus dem letzten Jahresbericht der preuß. Hauptbibelgeſellſchaft. 1846. — Lichtblicke durch d. Helldunkel der evangel. Kirche des 19. Jahrh. 1846. — Zuruf Dr. M. Luther's an d. Kirchenverſammlungen des 19. Jahrh. 1846. — Der königl. Ausſpruch: „daß d. Kirche ſich durch ſich ſelbſt zu geſtalten habe" und d. Bekenntnißfrage. 1846. — Leitfaden z. Geſchichte d. Reiches Gottes. 1847. — Loci memoriales für d. oberen Klaſſen evangel. Gymnaſien. 1847. — Die innere Einheit d. chriſtl. Lebens und der Naturwiſſenſchaft, der Kirche u. der Realſchule. 1847. — Stimmen der Schrift und der Kirche über die dringende Nothwendigkeit e. baldigen Reform d. Katechis-

mus in d. Lehre von den 10 Geboten. 1847. — Luther's kleiner Katechismus. 1847. — Die heil. Schrift, Fundament u. Richtschnur aller zum Heile führenden Unionsbestrebungen. Programm d. Bibelgesellschaft. 1847. — Die unter uns missionirenden engl. Apostel. Blicke in d. Zukunft der Kirche. 1848. — Noch ein Wort d. Warnung vor irvingistischen Irrlehren. 1848. — Das alleinige Panier der nach wahrer Einheit strebenden Kirche Deutschlands. 1848. — Die christl. Freiheit u. Gleichheit. Traktat. 1848. — Die Herrschaft d. Juden. 1848. — Die Zukunft Israel's u. der Christenheit 1848. — Unser Wohl u. Weh in Zeit u. Ewigkeit. 1849. — Unsere jetzigen Zustände im Spiegel d. göttl. Wortes. 1850.

* 67. Dr. Karl Schneemann,

Professor der Polyklinik an der Universität München;

geb. zu Bamberg im Jahre 1812, gest. den 7. April 1850.

Sch., Sohn eines Apothekers, absolvirte das Gymnasium in Bamberg, bezog die Universität München und studirte Medicin. Um sich allseitig auszubilden, besuchte er die medicinischen Anstalten von Berlin, Wien, Paris und Rom und erhielt mit ausgezeichnetem Lobe das Doktordiplom. Als praktischer Arzt habilitirte er sich als Privatdocent zu München; auch wurde er im Jahr 1843 Professor der Klinik, die er gründete. Sein vorzüglichstes Verdienst ist daher auch die Gründung dieser Lehranstalt, deren Mangel vor ihm von den jungen Aerzten, die ihre Universitätsstudien vollendet hatten, schwer gefühlt worden war, und die er, wie es bei jeder neuen Schöpfung zu geschehen pflegt, erst nach mehrjährigen Mühen und nach Ueberwindung von einer Masse von Hindernissen aus kleinen Anfängen mit seltener Beharrlichkeit in's Leben rief und zur öffentlichen Geltung und allgemeinen Anerkennung zu bringen wußte. Die zahlreichen Schüler, die an seiner Hand in die ärztliche Praxis eingeführt wurden, sowie die vielen Tausende von Kranken, welche in dieser Anstalt während der sieben Jahre ihres Bestehens Hilfe und Heilung fanden, werden dem als Arzt wie als Mensch gleich ausgezeichneten Manne jederzeit ein dankbares Andenken bewahren. Er erlag den Folgen einer Lungenentzündung. — Er schrieb: De medorrhoea. Bg. 1836. — Ueber Polyklinik, Rede bei d. Antritte seines Lehramts. München 1843.

Kupferberg. G. A. Thiem.

68. Karl August Schödel,

Kantor, Organist und Lehrer zu Kirchhain in der Niederlausitz;

geb. im J. 1790, gest. den 7. April 1850 *).

Sch. starb an einem Schlagflusse. Wegen seines musikalischen Strebens und Fleißes und seiner praktischen Sicherheit im Dirigiren und Partiturlesen war er einer der bedeutendsten Musiker der ganzen Landschaft. Da sich seine Kirche sehr gut zu größeren geistlichen Konzerten eignete, so brachte er selbst die Schöpfung und das Weltgericht zur Aufführung, ohne dabei Mühe und Kosten zu scheuen, die nicht unbedeutend waren; denn Einüben und Notenschreiben verursachten ihm nicht nur manche nächtliche Strapatze, sondern die Aufführung des Weltgerichts allein kostete ihm 100 Thlr. Dabei dirigirte er sehr vest und sicher, und wenn ihm auch mitunter die Einsätze der einzelnen Stimmen und deren genauer Verlauf entgangen war, so konnten doch die Tempos nicht angemessener und bestimmter als von ihm angegeben werden. Selten möchte es einen Kantor geben, an welchem ein Sängerchor mit solcher Pietät hängt, als wie der Kantorei-Gesangverein in Kirchhain an dem Verstorbenen. Er war sanft, ruhig und gemüthlich und sprach im Umgange nur wenig, wenigstens nicht viel auf einmal. Aber seine sehr beweglichen Gesichtsmuskeln verriethen ein reges Gefühlsleben in seiner Brust. Lachen sah und hörte man ihn nur sehr selten; dagegen offenbarte sich in seinem ganzen Wesen ein gewisses künstlerisches Selbstgefühl, besonders Musikern gegenüber. So nöthigte er dem stillen Beobachter eine heimliche Achtung ab, ohne daß er selbst die Absicht zu imponiren zeigte. Der künstlerische Ehrtrieb, ohne welchen weder die eigene Bildung, noch die Ausführung eines größeren Unternehmens gedeiht, erlosch bei ihm bis zu seinem Tode für die Musik nicht, trotzdem, daß er mit vielfachen Hindernissen kämpfend, längst in eine stille Resignation zu versinken Ursache gehabt hätte. Aber gerade dieses ehrliche, ausdauernde, musikalische Streben unter mehrfach ungünstigen Verhältnissen sichern ihm ein Andenken unter den Musikfreunden jeder Art. Ein Riesenwerk seines merkwürdigen Fleißes im Sammeln und Abschreiben von Partituren, besonders kirchlicher Kompos-

*) Euterpe. 1850. Nr. 7.

tionen, ist seine bedeutende musikalische Bibliothek, die er hinterlassen hat. Möchte er recht vielen seiner Amtsgenossen ein Vorbild seyn!

* 69. Friedrich Wilhelm Rennebaum,

königl. bayer. Rechtsanwalt zu Dinkelsbühl;

geb. den 31. März 1780, gest. den 10. April 1850.

Als der Sohn eines würdigen Geistlichen zu Hof, seiner Vaterstadt, und einer Mutter, die von einer dortigen Pfarrfamilie abstammte, genoß R. eine Herz und Geist bildende Erziehung und benutzte von früh an die Schulen der Heimath bis zur Vollendung seiner Gymnasialstudien dort. Von da an bestimmte er sich mit älterlicher Genehmigung, nach dem Vorbilde seiner zwei Oheime und Pathen, Vaters Brüdern auf ansehnlichen Posten zu Berlin, dem Studium der Rechtswissenschaft und bezog am Ende des Jahrhunderts die damals preuß. Universität Erlangen. Sein offener Kopf, wie sein gerader Sinn und sein redliches Herz führte ihn zu dem Berufe, in welchem er den Unrecht Leidenden wesentlich zu nützen hoffte. Eine rühmlich bestandene Prüfung in seinem Fache erwarb ihm bald darauf seine erste Stelle als Auskultator zu Bayreuth, von wo er 1813 als Rechtsanwalt nach Feuchtwangen abging. Um 1820 trat ihm eine achtbare Beamtetentochter aus Pappenheim als Ehefrau zur Seite. Die Ehe blieb kinderlos, und mit der Wittwe bedauern Freunde des nun Verblichenen, daß ihr kein Erbe seiner Tugenden herangewachsen sey. Denn gut und edel war der Kern seines Gemüths, ehrenvest sein Charakter. Ihm war es ein Ernst um das Recht, das in Gottes Heiligkeit und Wahrheit ruht und das in dem von Menschen statuirten Rechte nur sich abspiegeln will, um diesem Dauer zu gewähren. Ihm war es wahrhaft Ernst, alle Kraft seines nach Wahrheit ringenden Geistes wie seinen Scharfsinn, seine wissenschaftliche und praktische Gesetzkunde aufzubieten, um durch alle Wirren und Winkelzüge des Scheinrechts wie am untrüglichen Faden einer Ariadne den Standpunkt zu finden und festzuhalten, von wo aus die richterliche Entscheidung unfehlbar angebahnt werden mochte. Fern von dem Sinne Derer seines Standes, welche durch unlautere Mittel und Wege Processe lieber veranlassen, als abwenden, lieber verlängern als abkürzen, um den Geldstolz, die Ehr- und Habsucht so Vieler

deſtomehr auszubeuten, mahnte er vielmehr oft warnend ab, rieth voraus zu einem außergerichtlichen Vergleiche, oder wies eine Sache ganz von der Hand, deren Vertheidigung ihm nicht ehrenhaft erſchien. Dieſer von R. befolgte Grundſatz reinſter Rechtlichkeit, Unrecht abzuwehren und den Gedrückten in ſeinem Rechte zu ſchützen, vermehrte nur das Zutrauen zu ihm. 1832 nach Bamberg verſetzt, gefiel es ihm in dortiger, obwohl ſo ſchönen Gartenlandſchaft in mancher Beziehung doch weniger, als in unſerer früher ihm heimiſch gewordenen Gegend. Deshalb freute er ſich, ſchon nach zwei Jahren in unſere Stadt zu kommen, wo er bis in ſein Alter unverdroſſen ſeinem wichtigen Berufe Zeit und Kraft widmete. Eingezogen, mäßig, einfach, wie er lebte, bewahrte er lange hin ſeine Geſundheit und Rüſtigkeit, obſchon auch ihm, wie jedem Erdenſohne in und außer dem Hauſe, manches Mißliebige nahe kam. Nur wenige Tage vor ſeinem Ableben wandelte ihn eine ungewohnte Schwäche an. Kein Gegenmittel hielt das nahende Ende auf. Er war darauf gefaßt; ſein einfaches Haus beſtellt. War er auch ein Chriſt? Dieſe Frage erlauben wir uns noch über einen Mann, deſſen Unbeſcholtenheit vor der Welt außer Zweifel ſteht. Eine Frage, die dem Geiſte des Tages gegenüber, wo nicht ungeeignet, doch wenigſtens überflüſſig erſcheinen möchte, ja die nach der Richtung einer in manchem Bezug unvergeßlichen Verſammlung ganz außer Gebrauch hätte kommen ſollen. Der unſers Andenkens würdige Mann ſtammte aber von entſchieden chriſtlichen Aeltern her; ſeine Taufe und Konfirmation; ſeine Treue und Gewiſſenhaftigkeit im häuslichen und öffentlichen Leben; ſeine Bereitwilligkeit zu Werken der Liebe, der Wohlthätigkeit, der Miſſion, des Patriotismus zeugen für ſeine giltige Mitgliedſchaft an dem geheiligten Leibe, deſſen Haupt der ewige Sohn iſt, welcher ſelbſt ſagt: Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns! War er je wider ihn, der ſeit bald 2000 Jahren die Menſchheit auf ihre heiligſten Grundrechte hinweiſt, die ſie, noch immer zögernd, größten Theils verkennt? That er in ſeinen jüngern oder ältern Tagen je Vorſchub dem lichtfreundlichen Auftauchen jener Brüder und Schweſtern vom freien Geiſte, welche vor 400 Jahren wie Sternſchnuppen aufſchoſſen und wieder vergingen, und welche neulichſt hie und da wieder auftreten wollen? Und wenn dem Entſchlafenen nachgeredet werden will, als habe er die Formen ſeiner Kirche nicht immer gehörig eingehalten, wie viel muß da jener Zeit auch zugewieſen werden, in

welcher er aufwuchs und wo der ernſte Beobachter, von keinem Vorurtheil irgend woher eingenommen, auch innerhalb ſeiner Kirche wahrnehmen konnte, in welcher Gefahr das Kind war, mit dem Bade ausgeſchüttet zu werden, und wie unſchwer, Danaos intra muros et extra zu erkennen! Ein Mann, deſſen Beruf um ſo ſchwerer erſcheinen muß, je mehr die ſeit Jahrzehnden wechſelnden Theorieen und geſchichtlichen Influenzen die Aufgabe ſchwieriger machten, das da und dort beſtehende Recht mit dem aus eingepflanzten und im heiligſten Pandektenbuch ausgeprägten Urrecht der Menſchheit zu Gutem, und Gedrücktem zur Rettung im Einklange zu erhalten; ein Mann, bei dem neben ewig geltenden Grundrechten auch eben ſo unabweisbare Grundpflichten Geltung fanden, wovon ſein unbeſcholtener Wandel thatſächlichen Beweis gab, ſpricht zu ſeiner Würdigung einen Maaßſtab an, der die Schaale vom Kerne genau unterſcheiden heißt. N. hinterließ der Wittwe hinreichende Mittel zu ſorgenfreiem Leben.

St.

* 70. Dr. Friedrich Auguſt Nöſſelt,

Profeſſor am Gymnaſ. Magdalen. zu Breslau;

geb. den 18. Mai 1781, geſt. den 11. April 1850.

N. war der dritte und jüngſte Sohn des allgemein hochgeachteten Profeſſors der Theologie, Johann Auguſt Nöſſelt, zu Halle. Seine älteren Brüder verlor er früh; der um drei Jahre jüngere, ein hoffnungsvoller Knabe von 13 Jahren, ertrank bei'm Baden in der Saale. Der vereinſamte Vater wurde dadurch veranlaßt, den noch einzigen Sohn von dem Pädagogium zu Halle, wo er ſeit dem Jahr 1793 wohnte, wieder in ſein Haus zurückzunehmen und ihn bis zum Abgange zur Univerſität, im J. 1801, durch einen beſondern Hauslehrer (den jetzt noch zu Halle lebenden emeritirten Prediger Leiſte), ſeinen nachherigen Schwager, unterrichten zu laſſen. Dieſe Zeit benutzte der Knabe insbeſondere durch die Anwendung der früheſten Morgenſtunden, da ſein abgehärteter Körper bis in ſein ſpätes Alter wenig Schlaf bedurfte. In den Wunſch des Vaters, ihn als gelehrten Theologen und akademiſchen Lehrer dereinſt zu ſehen und ſeine mit großer Sorgfalt und Koſten geſammelte anſehnliche Bibliothek auf ihn zu vererben, konnte der heitere und lebensfrohe Sohn nicht einſtimmen, obgleich er, des Vaters Wunſch berückſichtigend, Anfangs Theologie ſtudirte. Seine Stu-

dien wandten ſich jedoch bald mehr und mehr der Geſchichte zu und jede Erholungsſtunde benutzte er zu einer Lieblingsbeſchäftigung, dem Zeichnen, was ihm ſpäter bei ſeinen erſten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, z. B. der Geſchichte des Feldzugs im J. 1813, durch Anfertigung der dazu nöthigen Karten und Pläne, ſehr zu Statten kam. Im Herbſt 1804 verließ er mit dem Zeugniß der Reife die Univerſität Halle, wo er ſich bereits mit dem Stiftsfräulein, Luiſe v. Miltitz, verlobt hatte, und wurde nun am Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium zu Berlin als Kollaborator angeſtellt, verließ jedoch dieſe Anſtalt ſchon im Sommer 1806 wegen Mißhelligkeit mit dem damaligen Inſpektor Herzberg, wobei er nachzugeben, nach ſeiner eignen Ausſage, für Schande hielt und ergriff gern das Anerbieten des Direktors Bellermann, ihm eine Stelle am grauen Kloſter zu verſchaffen. Als man ihn aber zu gleicher Zeit zum Konrektor und Schloßprediger nach Küſtrin berief, zog er dieſe Stelle vor und ging im September deſſelben Jahres dorthin, und die zur Annahme der Stelle nöthigen zwei Prüfungen beſtand er leicht, da er, nach ſeiner eigenen Ausſage, ſich auf Meheres vorbereitet hatte. Der ausbrechende Krieg, wobei Küſtrin in Belagerungszuſtand verſetzt wurde, brachte ſeine Berufsgeſchäfte in's Stocken und er benutzte die amtliche Muße, noch einmal zu ſeinem dahinſterbenden Vater zu reiſen, den er dabei zum letzten Male ſah. Im Mai des J. 1807 verheirathete er ſich in Halle mit ſeiner ſchon erwähnten Braut. Sein froher Muth und der auf Grundſätze beruhende Sinn, den Seinigen Alles möglichſt leicht zu machen und überall die beſte Seite der Dinge aufzuſuchen, kam ihm bei den damaligen Bedrängniſſen ſeines Hausſtandes ſehr zu Statten. Und dieſer Sinn begleitete ihn auch durch ſein, oft mühſeliges, Leben bis in die leidvollen Tage der letzten, über zwei Jahre dauernden, Krankheit. In Küſtrin wurde ſeine kleine Einnahme durch unverhältnißmäßige Einquartierung aufgezehrt, ja ſelbſt ein großer Theil ſeines mäßigen Vermögens bis zum April 1809 zugeſetzt. So faßte er den Entſchluß, ſeine Stellung, die ihm kein Brot mehr bot, zu verlaſſen und der Aufforderung ſeiner beiden, ihn ſo innig liebenden, Schweſtern zu folgen, in deren Wohnort nach Breslau zu gehen, wo die jüngere, an den damaligen O.-L.-G.-Rath Gerhard *) verheirathet, in ihrem Kreiſe bereits für ihn gewirkt hatte. Hier bot ſich ſeiner

*) Eine kurze Notiz über ihn ſ. im 7. Jahrg. des Nekr. S. 930.

Thätigkeit ein neues Feld dar. Den Ruf seines verstorbenen Vaters unterstützte seine eigne empfehlende Persönlichkeit. Man kam ihm über Erwartung entgegen. Eine Stelle an der dortigen Wilhelmsschule sicherte ihm eine kleine Einnahme und durch Pensionäre, welche ihm vielfach angetragen wurden, vergrößerte und verbesserte sich sein Hausstand immer mehr. In der Folge, als die von ihm gleich Anfangs begründete Privatlehranstalt für Knaben sich erweiterte, noch mehr, als seine eigenen Söhne heranwuchsen, sah er sich genöthigt, die Pensionäre nach und nach zu entlassen, um die wenigen Mußestunden, die ihm seine amtlichen Geschäfte übrig ließen, der Erziehung seiner Söhne zu widmen. Die Lehrerstelle an der Wilhelmsschule hatte er im J. 1812 oder 1813 mit einer Anstellung als Lehrer der Geschichte am Magdalenen-Gymnasium vertauscht, wozu er im Jahr 1819 den Titel als Professor erhielt. Sein Plan, Professor der Geschichte an der Universität zu werden, zu welchem Ende er bereits seine Disputation über „Karl den Kühnen" fertig geschrieben hatte, kam nicht zur Ausführung. Vielmehr gewann er immer mehr die Ueberzeugung; der ihm von Gott bestimmte Beruf sey Unterricht und Ausbildung, besonders des weiblichen Geschlechts. Seit dem Jahr 1809 hatte er eine besondere Töchterschule gegründet, die sich immer mehr erweiterte. Anfangs aus vier Schülerinnen bestehend stieg sie bis auf die Zahl von 200. Mit ihr verband er seit dem J. 1836 ein anfänglich kleines, doch sich immer mehr erweiterndes Seminar für künftige Erzieherinnen. Es gedieh und wohl mögen 60—70 weibliche Zöglinge, von denen Einige selbst Institute gründeten, hier gebildet worden seyn. Die glückliche Gabe, durch Liebe und Ernst zu regieren, führte ihn über so viele, damit unvermeidlich verbundene, Anstöße glücklich hinweg. Im J. 1834, bei der geräuschlosen 25jährigen Feier des Bestandes seiner Schule, schrieb er einen kleinen Bericht, inwiefern ihm seine Bestrebungen bis dahin gelungen waren, und fuhr mit treuem Eifer fort für dieselbe zu wirken. Nur zwei Mal war er durch bedeutende Erkrankungen, im J. 1831 und 1845, auf Monate in seiner Thätigkeit unterbrochen worden. Am 1. Mai, während seine ihm mit so großer Liebe ergebenen Schülerinnen das 40. Jahresfest der Anstalt durch einen Festgesang feierten, saß er mit großer Anstrengung zum letzten Mal auf seinem Lehrstuhl und empfing aus liebenden Händen einen Lorbeerkranz und silbernen Pokal, als Vorgabe des 50. Jubeltages, da sehr

augenscheinlich zu erwarten war, daß er diesen Tag nicht erleben werde. Seine erste Ehe, in der ihm Gott sieben Söhne und eine Tochter geschenkt, löste der Tod im J. 1827 den 30. Juli, nach zweijährigem Siechthum seiner Gattin. Im folgenden Jahre verheirathete er sich zum zweiten Male mit der Tochter eines damals schon verst. sehr geachteten Predigers, Namens Knots, die seinen Verlust nach Jahren einer glücklichen Ehe tief betrauert. Auch sie schenkte ihm einen Sohn. Die für den Verewigten freundlicheren Tage blieben aber auch nicht ohne große, schwere Prüfungen. Im J. 1831 wurde seine zärtlich geliebte 11jährige Tochter ihm entrissen und zwei Jahre darauf raubte ihm der Tod seinen ältesten Sohn in einem Alter von 25 Jahren, der eben bemüht war, sein zweites Examen als Referendar zu bestehen und ihn zu großen Freuden für die Zukunft berechtigte. Zwei Söhne waren als Kinder schon früher gestorben. Diesem letzten tiefen Schmerze setzte er alle seine geistige Kraft auch wie früher entgegen, suchte sich auch durch schriftstellerische Arbeiten zu zerstreuen. Allein er verfiel in die schon erwähnte schwere Krankheit, der er zu unterliegen fürchtete. Er genas jedoch und seine Gesundheit schien durch wiederholten Gebrauch von Karlsbad mehr und mehr befestigt, da nur leichte Gichtanfälle dieselbe einige Male unterbrachen. Zu Ende des J. 1844 legte er seine Lehrstelle am Gymnasium nieder, um sich nur der Töchterschule und der weiteren Bearbeitung seiner Schriften zu widmen. Eine zunehmende Herzverknöcherung bereitete ihm die zwei letzten Jahre seines Lebens große schwere Leiden, die er muthig und gottergeben ertrug. — Sein persönlicher Umgang war sehr angenehm. Der heitern Geselligkeit ergab er sich nach angestrengter Arbeit gern, fand aber dabei stets das rechte Maaß der Zeit, sich dadurch geistig wieder zu erquicken und zu neuer Thätigkeit zu stärken. Strenge Rechtlichkeit gegen Jedermann war ein Hauptzug seines Charakters. Seine Religiosität trug er tief in seinem Innern, liebte nicht, viel darüber zu sprechen, sondern zeigte sie in seiner Denk- und Handelsweise. Seine Wohlthätigkeit steigerte sich mit seinem vermehrten Einkommen; seine Bescheidenheit mit dem Ruhme, den er durch seine Schriften gewann. Mehere große und fast alljährlichen Reisen stärkten seine Kraft, der er sich stets zu erfreuen hatte. Den Seinigen war er nach allen Kräften ein treuer, sorgender Gatte und Vater und ihr segnendes Andenken folgt dem Verewigten nach. — Seine vornehmsten Schriften sind: An-

leitung z. Ueberſetz. a. d. Deutſchen in's Latein. 1808. — Abriß d. allgem. Weltgeſchichte. 1814. — Kriegsgeſchichte a. d. J. 1813 u. 14. 1815. — Lehrbuch d. Weltgeſchichte für Töchterſchulen. 3 Thle. 1822. 9. Aufl. 1847. (auch in's Franzöſ. u. Holl. überſetzt). — Kleine Weltgeſch. für Töchterſchulen. 1823. 10. Aufl. 1843. — Breslau u. ſeine Umgebungen. 1825. 2. Aufl. 1833. — Lehrbuch d. Weltgeſchichte für Bürger- u. Gelehrtenſchulen. 2 Thle. 1827. 3. Aufl. 4 Thle. 1850. — Kleine Weltgeſch. f. Bürgerſchulen u. ſ. w. 1827. 4. Aufl. 1846. — Lehrbuch der griech. u. röm. Mythologie f. höhere Töchterſchulen. 1828. 3. Aufl. 1845. — Kleine Mythologie u. ſ. w. 1828. 2. A. 1843. — Handb. der Geſchichte d. Deutſchen f. Töchterſchulen. 2 Thle. 1829. — Handb. d. Geographie f. Töchterſchulen. 3 Thle. 1830. 3. Aufl. 1841. — Kleine Geographie u. ſ. w. 1831. 6. Aufl. 1846. — Lehrb. der deutſch. Literatur f. d. weibl. Geſchlecht. 3 Thle. 1833. 4. Aufl. 1849. — Bibl. Geſchichten. 1835. — Die Geſch. Jeſu f. das gebild. weibl. Geſchlecht. 1838 u. a. m.

71. Georg Gottlob Kramſta,

königl. preuß. geh. Kommerzienrath zu Freiburg in Schleſien;

geb. den 20. Juli 1782, geſt. den 15. April 1850 *).

K. war zu Freyburg in Schleſien geboren, wo ſein Vater, der Stadtgeſchworene, Kürſchnermeiſter und Rauchwaarenhändler Chriſtian Gotttreu Kramſta (ebenfalls geboren in Freiburg am 15. Okt. 1744), vier Söhne beſaß, von denen Georg Gottlob der Dritte in der Altersfolge war. Manche der älteren Mitbürger werden ſich des Vaters und ſeiner betriebſamen Thätigkeit noch zu erinnern vermögen. Er und ſeine Gattin, Marie Roſine, geborne Klein, unterließen Nichts, was bei ſtrenger Zucht nach den damaligen Anſichten und Zeitverhältniſſen zur Förderung der bedeutenden Anlagen ihrer Kinder beitragen konnte; die vier Söhne: Gottlieb, Friedrich, Gottlob und Ernſt widmeten ſich ſämmtlich dem Geſchäfte des Vaters und unterzogen ſich mit nützlichem Erfolge den ſehr verſchiedenartigen Verrichtungen deſſelben, wozu auch nebenbei der Betrieb eines kleinen Handels mit Materialwaaren gehörten. Alles dieß geſchah in dem Hauſe, das noch heut an der Oſtſeite des Marktplatzes, Trotz ſeiner Schlichtheit,

*) Nach einer gedruckten Monographie.

die Aufmerksamkeit und den Besuch so Vieler von Nah' und Fern an sich zieht. Georg Gottlob begab sich, nachdem er als gelernter Kürschner freigesprochen worden, zu seiner ferneren Ausbildung auf Reisen und besuchte namentlich Hamburg, Kopenhagen, Memel, Riga u. s. w., was nicht wenig beitragen mußte, seinen Gesichtskreis zu erweitern und sein schon damals sich entwickelndes besonderes Talent für großartige Auffassung des Handels zu befähigen. Bei seiner Rückkehr in die Heimath konnten sich um so mehr die durch Anschauung belebten Ideen zur That erheben, als die Zustände im väterlichen Hause sich immer günstiger gestalteten und die Aufmerksamkeit sich auch bald auf einen Erwerbszweig richtete, der damals bekanntlich einen hauptsächlichen Theil der schlesischen Industrie ausmachte. Sein älterer Bruder, Gottlieb, nämlich heirathete indeß die Tochter des Gerichtsscholzen von Konradsthal bei Salzbrunn und beschäftigte sich für seine Person von da ab mit dem Einkaufe von roher Leinwand, die er dann an die größeren Leinenkaufleute der Umgegend wieder absetzte. Später, nach dem Tode seines Schwiegervaters, wurde er an dessen Stelle selbst Gerichtsscholz, welchen Posten er jedoch bald wieder aufgab und Konradsthal wieder mit Freiburg vertauschte. Am Beginne unsers Jahrhunderts faßte die nun wieder versammelte Familie, auf dieses ältern Bruder, Gottlieb, Vorschlag, den Entschluß, durch ein förmlich kaufmännisches Kompagniegeschäft in Leinen und Materialwaaren dem bisherigen eine größere Ausdehnung zu verleihen. Ihm gebührt also wohl das eigentliche Verdienst der Begründung des großen Geschäfts, während der Vater durch kluges Zusammenhalten der gemeinsamen Kräfte seinen Hauptgrundsatz: „Kinder, bleibt zusammen!" um so glänzender durchführte, als er sich auch nach seinem Tode unter den Nachkommen seltenerweise erhalten hat. Es wurde ihnen indeß nicht leicht, nach den damaligen strengen Begriffen, als eigentlich nicht gelernten Kaufleuten, die Rechte derselben alsbald zu erlangen; erst nach mancherlei Anfechtungen gelang es ihnen durch große Beharrlichkeit. Die Geschäfte wurden nun so vertheilt, wie es die persönlichen Eigenschaften der Theilnehmer am Räthlichsten erscheinen ließen. Gottlieb übernahm den Leinen-, Friedrich den Rauchwerk-, Gottlob den Materialienbetrieb und die Buchführung. Es scheint, daß jetzt schon seine Ideen leitend gewesen für das Gedeihen des Ganzen; seine besondere Befähigung, seine Reisen und somit seine erweiterte

Anschauung berechtigten wenigstens zu dieser Vermuthung. Der vierte Bruder, Ernst, erhielt später die Bestimmung, in Volkenhayn ein Filial zu errichten und die Wirksamkeit weiterhin zu vermitteln; namentlich bewirkte er die Anlage mehrerer Bleichen in dortiger Gegend. Im J. 1805 vermählte sich auch Gottlob mit Christiane Dorothea geb. Krebs (gest. 1837), und wie glücklich diese 32jährige Ehe gewesen, das erweisen nächst seinem eigenen Ausspruche sieben Söhne und vier Töchter und von diesen wiederum 15 Enkel am Leben. Die muthige Umsicht unserer Handelsgesellschaft ließ sie jedoch bei den ersten glücklichen Erfolgen nicht stehen bleiben. Sehr bald wurde dem Rohleinen-Einkaufgeschäft auch die Selbstfabrikation weißgarniger Leinen- und Baumwollenartikel hinzugefügt und die dafür nöthigen Anlagen dehnten sich nach Maaßgabe der steigende Kräfte und geschickt benutzten Erfahrungen immer mehr aus. Kramsta, der Vater, starb 1814, 70 Jahre alt, und nach seinem Scheiden, besonders vom Jahr 1820—1830, begann das Geschäft, namentlich durch Gottlob's Einsicht und schöpferische Kraft, seine großartige vielgestaltige Entwickelung. — Wer kennt nicht die in Polsnitz emporsteigenden umfangreichen Maschinengebäude für die Bleich-, Mangel-, Appretur-, Färberei- und Trockenapparate? — Ihre Errichtung gehört in den angegebenen Zeitraum, ebenso, nächst dem ersten Filialetablissement in Volkenhayn, die Vermehrung der Bleichen in der Umgegend, die Anlage der ersten Flachsspinnerei in Merzdorf bei Landeshut, der Jacquardweberei *) und das Leinen-Einkaufsgeschäft in Rudelstadt. Selbst Unglücksfälle vermochten nur, diese nach vielen Seiten zugleich sich äußernde, schwunghafte Betriebsamkeit zu verdoppeln. Nach kurzer Zeit ihrer Entstehung brannte z. B. die Flachsspinnerei in Merzdorf gänzlich darnieder, wurde aber sofort durch eine mit unglaublicher Schnelligkeit geschaffene Baumwollenspinnerei und zugleich in Freiburg selbst durch zwei neue Flachsgarn-Maschinenspinnereien mit 12,600 Spindeln wieder ersetzt, wozu bald darauf eine bedeutende Stärkefabrik gehörte, welche 12,000 Centner jährlich lieferte. Ein solcher Aufschwung beruhte natürlich auf dem Streben nach Konkurrenz mit dem Auslande und zeigte auf glänzende Weise, wie durch neue Zweige des Gewerb-

*) Fabricirt wurden im J. 1849 bis 1850 120,000 Stück Leinen und Halbleinen, 55,000 Weben baumwollene Zeuge. Die direkt beschäftigten Arbeiter in seinen Etablissements betrugen über 8000.

fleißes der schlesischen Industrie und den vertrocknenden Absatzquellen wieder Zufluß verschafft werden könne und müsse. Welche Ansicht K.'s Beurtheiler hierüber auch immer haben mochten, wie vielfältigen Tadel der „Geheime Rath" auch oft ausgesetzt gewesen: seine Entschlüsse und Schritte konnten so leicht durch Nichts von dem vorgezeichneten Wege abgeleitet werden; denn selten irrte der sicher rechnende, vorsichtig prüfende, mit einem seltenen Gedächtnisse begabte Menschen- und Sachkenner in seiner praktischen Auffassungsweise. In Folge der immer ausgedehnteren Verbindungen entstand ferner eine Kommandite in Neisse zum Ankaufe von Garnen in dasiger Gegend und zum Absatze von Kolonialwaaren im Großen; in Hamburg (1828) ein Etablissement zur Besorgung der überseeischen Geschäfte, in Leipzig ein drittes als Handelswarte für Deutschland. Auf K.'s Leitung ruhte schon jetzt beinahe die Gewerbthätigkeit der ganzen Umgegend und wie sehr dieß auch von Seiten des Staates anerkannt worden, das zeigte im J. 1827 die Ertheilung des Ehrenzeichens erster Klasse, später des rothen Adlerordens und die Ernennung zum geh. Kommerzienrath. Diese Zeichen des Verdienstes wurden erneuert durch den rothen Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife und durch persönliches Bekanntwerden und öfteres Zuratheziehen Seitens des hochseligen Königs*). Aber Alles dieß, selbst der wachsende Wohlstand des Hauses, konnten ihn weder übermüthig machen, noch ausruhen lassen von diesen außerordentlichen Erschaffungsanstrengungen; immer auf's Neue wußte er sachverständige und tüchtige Personen und geeignete Orte für zeitgemäße Etablissements aufzufinden und errichtete er auch noch in Ottmachau bei Neisse eine Dampfmehl-, Graupen-, Bretschneide- und Knochenmehlmühle. Hiernach erinnerten ihn jedoch die allzu umfangreichen Geschäftskreise und seine fast nach Minuten eingetheilte Zeit an eine Beschränkung seiner persönlichen Wirksamkeit nach außerhalb und er übertrug von 1834 ab besonders die Meßreisen auf andere zuverlässige Männer. Man hätte jetzt nach gewöhnlichen Begriffen glauben sollen, daß bei vorrückenden Lebensjahren und dem Ermüdenden eines solchen Wirkens die gewonnenen glänzenden Resultate ihn bestimmen konnten zu einer sorgenlosen genußreichen Ruhe; aber im Gegentheil: den Genuß fand ein solcher Geist in seiner Anspannung; Jeder, der ihn nur gesehen

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

oder näher gekannt, wird die heitere zufriedene Miene, die gemüthliche muntere Umgänglichkeit, das schlichte, stets scharf betrachtende, doch am allerwenigsten zurückhaltende Wesen des „Geheimenraths" bewundert haben. Wohl möchte man einwerfen, daß ein Mensch auf solchem Standpunkte allerdings ohne Besorgniß des Lebens Tage an sich vorüberziehen lassen könne; aber die Erfahrung lehrt auch, daß gerade unter solchen Umständen die Meisten der menschlichen Schwäche unterliegen, ihr eigenes Selbst und die Thatkraft verlieren, sich in eingebildeten Genüssen verderblichen Leidenschaften opfern und das mühsam geschaffene irdische Glück selbst wieder vernichten; — von alle Dem war Nichts bei ihm zu finden. Eine streng geordnete Lebensweise erhielt seinen Körper und Geist in jugendlicher Kraft; sein frisches wohlgebildetes Antlitz, sein lebhaftes Auge ließen ihn um Vieles jünger erscheinen, als die Wirklichkeit. Es war sein Grundsatz, „Nichts müßig liegen zu lassen", außer den Körper, wenn er wirklich der Ruhe bedurfte; Alles wußte er scharfsinnig in wechselseitige balancirende Beziehung und Nutzbarkeit zu versetzen und darin zu erhalten; niemals vergaß oder verachtete er das Kleine über dem Großen. Noch läßt er uns selbst aber die Zeit nicht zu solcher Ergehung in unvollkommener Charakteristik. Kapitalien, welche anderweit nicht sofort vortheilhaft verwendet werden konnten, wurden jetzt auch auf Ankauf der Güter Puschkau, Grunau und Tschechen gewandt; gleich darauf aber beschloß er den Kreis großartiger Unternehmungen noch mit Erschaffung einer Rübenzuckersiederei (mit jährl. 7000 Ct. raff. Zucker) und Rübölfabrik (mit jährl. 4000 Ctnr. Oel); die Waarenhandlung selbst aber erreichte einen solchen Umfang, eine solche originelle Vollständigkeit, wie sie vielleicht nirgend auf einem Punkte Europa's sich concentrirt: — man bekommt da nämlich großentheils alles für menschliche Bedürfnisse nur Denkbare! — Wohl sprach er gern und mit Recht von dem Gelingen auch dieser Wagnisse, und wie noch selten ein Stillstand im Betriebe seiner Schöpfungen eingetreten, verhehlte aber auch nie die Mittheilung seiner dabei angewandten Maaßregeln und der Gründe, die ihn zu diesem oder jenem bewogen hatten. Freiburgs Bevölkerung (und die von ihm dort Beschäftigten machen keinen geringen Theil derselben aus) wird am besten selbst hinzufügen, was an diesem Bilde noch fehlt; möchte es jedoch einem besser Unterrichteten gelingen, es vollständig später der Oeffentlichkeit und der

Geſchichte zu übergeben. Die Geſundheit ſeines ſonſt ſo rüſtigen Körpers wurde endlich untergraben durch eine langſam ſich entwickelnde Bruſtwaſſerſucht, und ſein Tod verſetzte Stadt und Umgegend in Trauer und Theilnahme; denn K. war nicht nur eines der größten induſtriellen und kommerciellen Talente, ſondern wie ein Kirchenredner ſagt: er war auch ein treuer, biederer Freund, ein wohlwollender Berather und Führer! — Seine Werke werden hoffentlich noch viele Generationen überleben und den Nachkommen anſchaulich machen, welcher Kraftäußerung menſchlicher Fleiß, Ausdauer und Geiſtesanſpannung fähig iſt.

M. R.

* 72. Dr. phil. Wilhelm Richter,

Privatgelehrter zu Dresden;

geb. den 21. Sept. 1774, geſt. den 16. April 1850

Sein Vater, Georg Richter, kurfürſtl. ſächſ. Hofwagner zu Dresden, ſchickte ihn nach damaliger Sitte in die Garniſonſchule, in welcher er bis zu ſeiner Konfirmation im J. 1788 verblieb. Dann kam er auf die Kreuzſchule, die er im J. 1794 mit der erſten Cenſur verließ, um in Leipzig die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren. Von Jugend auf blöde und zur Einſamkeit geneigt, fand er ſich ſehr wenig in das damalige Studententreiben, deſto beſſer aber in ſeine Wiſſenſchaft, ſo daß er auch von Leipzig her nach Verlauf von drei Jahren wieder mit der erſten Cenſur nach Hauſe zurückkehrte. Seine Advokaten-specimina gelangen ihm eben ſo gut und erhielten daſſelbe Zeugniß. Jetzt begann er ſeine Laufbahn als Rechtsanwalt mit zwei Proceſſen, die er für arme Leute glücklich, aber ohne alle Entſchädigung durchführte. Dieſe gutmüthige Uneigennützigkeit konnte ihn, dem nebſt Mutter und Schweſter nur ein durch Kriegslaſten verſchuldetes Haus als Erbe zugefallen war, nicht vorwärts bringen und ſein für's wirkliche Leben unpraktiſcher Rechtsſinn, dem die zur Anklage und Vertheidigung nöthigen, aber oft zweideutigen Verfahrungsweiſen zuwider waren, verleiteten ihm ſchon nach einem Jahre ſein ganzes Amt. Entſchloſſen, blos den Wiſſenſchaften zu leben, mußte er ſich dennoch nach einem dadurch zu erzielenden Erwerb umſehen. Er ließ ſich daher von einem Freunde, dem ſeine innere Tüchtigkeit bekannt war, dazu bereden, als Hauslehrer zum Hrn. v. Brüggen auf Stenden in Kurland zu gehen. Dort

blieb ihm neben eifriger Erfüllung seiner Pflichten doch Zeit genug übrig, sich in die vier neuern Hauptsprachen gründlich hineinzuarbeiten und vorzüglich seine Lieblingsstudien (Mathematik, Astronomie und Physik) eifrigst zu betreiben. So hat er in einer langen Reihe von Jahren, abwechselnd in mehreren der ersten Häuser Kurlands, nicht blos durch seine umfassenden Kenntnisse, sondern auch durch sein Beispiel als ein durch und durch rechtlicher, rein moralischer und stets mild urtheilender Mann, eine gute Anzahl tüchtig ausgebildeter Schüler erzogen, die ihm bei jeder Gelegenheit bis an sein Lebensende ihre dankbare Verehrung bewiesen. Namentlich machte er im reinsten Sinne des Worts viel Glück bei den dortigen Damen, die mit richtigem Takte hinter seiner großen Blödigkeit den reichen Schatz seines Wissens entdeckten und in den langen traurigen Winterabenden ausbeuteten. Seine Kenntnisse in der Botanik und seine leidenschaftliche Liebhaberei für Blumen waren ein Beziehungspunkt mehr, den gerade die Damen am Meisten suchten und benutzten. Auch war er in solcher Gesellschaft am ersten lebendig zu machen und unermüdlich im Belehren und Anweisen. So hat er selbst in der dortigen Frauenwelt einige tüchtige Mathematiker und Astronomen weiblichen Geschlechts herangebildet. Erst im J. 1825 kehrte er nach Dresden zurück, um ein seit langer Zeit angefangenes mathematisches Lehrbuch zu vollenden. Das große Lob, das ihm nach Durchsicht des Manuskripts der Professor Wagner*) in Würzburg ertheilte, bestimmte endlich den bescheidenen Mann zur Herausgabe. Es erschien im J. 1826 in der arnold'schen Buchhandlung zu Dresden unter dem Titel: „Grundlehren der Geometrie und Arithmetik für Schulen und zum Selbstunterrichte." Schnell fand es großen Beifall und gerechte Würdigung, wie mehere anerkennende Recensionen und der Umstand beweisen, daß R. blos in Folge dieses Werkes am 27. Juni 1827 von der philosophischen Fakultät zu Jena zum Dr. philos. honoris causa ernannt wurde. Der Professor Schubert an der technischen Bildungsanstalt zu Dresden fand dieses Lehrbuch so zweckmäßig, daß er es, mit einem Anhange vermehrt, 1832 neu erscheinen ließ und in seine Schule einführte. Obgleich diese zweite Auflage ohne Vorwissen des Verfassers besorgt worden war, so war er doch viel zu bescheiden und uneigennützig, als daß er dagegen irgend Etwas unternommen hätte. — Wäh-

*) Dessen Biogr. siehe im 19. Jahrg. des N. Nekr. S. 1120.

rend dieſes Aufenthalts in ſeiner Heimath fand R. in übertriebener Aengſtlichkeit doch, daß er noch nicht genug gearbeitet und geſpart hätte, um mit ſeiner einzigen noch gebliebenen Schweſter, die unterdeſſen des Hauſes ſorgſam und ſparſam gepflegt hatte, ohne Arbeit und Mühe leben zu können. Er entſchloß ſich alſo kurz, in einem Alter von 52 Jahren noch einmal nach Kurland, wo er mit offenen Armen empfangen wurde, zurückzugehen und ſein mühevolles Amt von Neuem zu beginnen. Endlich im J. 1831 fühlte er die Beſchwerden ſeines Berufes und, geſichert gegen Sorgen der Zukunft, eilte er zu ſeiner Schweſter zurück, um mit ihr uud einigen wenigen Freunden, die ihm ſein Wanderleben gelaſſen, in beſcheidener Ruhe den Herbſt des Lebens zu genießen. Im J. 1835 erſchien in Dresden bei Grimmer eine höchſt intereſſante Novelle (das Alleinſtehen, ein Stillleben, von W. Richter), ganz aus eigenen, tief empfundenen Lebenserfahrungen geſchöpft. Sie hat in Nr. 73 der jena'ſchen allg. Literatur-Zeitung vom J. 1835 eine ſehr lobende, aber auch durchaus wahre und treffende Beurtheilung erfahren. Ludwig Tieck ſagt darüber in einem noch vorhandenen Briefe an Richter: „Die Lebendigkeit dieſes geiſtreichen und ſehr oft tiefſinnigen Buches würde ſehr gewonnen haben, wenn nicht alles zu ſtill und leblos, zu ſehr Betrachtung wäre"; — ein Vorwurf, der ein wahres Stillleben, wie das hier gebotene nur ſeyn konnte, eben nicht treffen ſollte. Die Sehnſucht, außer dem kahlen Norden Europa's auch die klaſſiſchen Gegenden des Südens kennen zu lernen, trieb ihn noch 1836 nach der Schweiz und Oberitalien und 1838 nach Rom und Neapel. Ueber beide Reiſen hat er unterhaltende und lehrreiche Tagebücher zurückgelaſſen. Außer dieſen beiden großen Ausflügen kam er, ein unermüdlicher Spaziergänger, doch nur ſelten über die nächſten Umgebungen ſeiner Vaterſtadt hinaus. Seine liebſten Gänge waren nach den öffentlichen Gärten, die mit ſeltenen Pflanzen und Blumen zu beſchenken und zu ſchmücken ihm ein ganz beſonderes Vergnügen machte. Zu ſeinen ſpärlichen Beſuchen bei Bekannten entſchloß er ſich äußerſt ungern, aber täglich fand man ihn im literariſcheu Muſeum, wo er mit eiſernem Fleiße Journale und Zeitungen durchſtudirte, um in Wiſſenſchaft und Politik ſtets wohl unterrichtet zu bleiben. Als entſchieden freiſinniger Mann nahm er den lebhafteſten Antheil an den Freiheitsbeſtrebungen der neuen Zeit, wurde aber bald mißmuthig und verſtimmt, als die Umſturzpartei die Hoffnung zum Beſſern verküm-

merte und junge naſeweiſe Leute und leere Köpfe, die Hauptredner im dresdner Muſeum wie überall, ſeine mühſam erworbenen Kenntniſſe und Erfahrungen verachteten und ſeine mahnende Stimme verhöhnten. Als ſchwärmeriſcher Verehrer ſeines kleinen Vaterlandes, Sachſen, kämpfte er, der ſonſt ſo ſtille Mann, mit Heftigkeit gegen jeden Verſuch eines Aufgehens in Deutſchland oder gar in Preußen, und fühlte als alter dresdner Bürger tief den Schandfleck, welcher der treuen Reſidenz aufgedrückt wurde, als in ſeiner nächſten Nähe am 4. Mai 1849 Kartätſchenkugeln die aufgewiegelte Menge zerſtreuen und nach einigen Tagen ruchloſen Blutvergießens preußiſche Truppen die Stadt beſetzen mußten. Ausführung ſeines wohlthätigen Planes, ſein nun ganz unverſchuldetes Haus der Stadt zu Begründung eines Bürgerhoſpitals zu vermachen, konnte der ungeduldige Mann nicht erwarten. Mit Bewilligung ſeiner gutmüthigen, ihm in Allem willfahrenden Schweſter übergab er noch bei Lebzeiten ſein Haus zu dieſem Zwecke und behielt ſich und ſeiner Schweſter nur die lebenslängliche Rente vor. Er ſtarb nach kurzem Krankenlager an Entkräftung eines ſanften Todes und hat einen reichen Schatz des Wiſſens mit in's Grab genommen, der ſeinen Mitmenſchen weit mehr genützt haben würde, wenn R. mehr der Mann der Welt und weniger ſtreng gegen ſich geweſen wäre. Er genügte ſich nie, glaubte noch lange nicht genug zu wiſſen, und reizte in ſeinem hohen Alter ſeine Bekannten oft zu freundſchaftlichen Neckereien, wenn er ihnen mit großer Angſt geſtand, wie er merke, daß er Manches wieder verlerne und vergeſſe. Gegen den Verluſt der griechiſchen Sprache ſchützte er ſich dadurch, daß er noch im letzten Jahre Plutarch's Biographien im Originaltexte durchlas. Sein wiſſenſchaftlicher Eifer erlitt noch ſpät die bitter empfundene Kränkung, daß ihm, dem eben nur der zünftige Name fehlte, in keinem phyſikaliſchen Journale ein Plätzchen eingeräumt wurde, um ſeine neue Theorie des Lichts, auf langjährige Studien und Verſuche begründet, darlegen und vertheidigen und ſeine Beweiſe gegen die Haltbarkeit der alten Lehre aufzählen zu können. Uebrigens waren zuletzt nur wiſſenſchaftliche Reiſebeſchreibungen, die er, wie alles Andere, nur mit der Feder in der Hand las, ſeine Hauptbeſchäftigung und nebenbei ſtets irgend ein Werk von Goethe, den er für den erſten Schriftſteller der Welt erklärte, den er von Jugend auf ohne Unterbrechung geleſen, ſtudirt und theilweiſe auswendig gelernt hatte und doch bis in ſeine letzten Lebenstage im-

mer wieder zur Hand nahm. Sanft ruhe der bescheidene Mann, der ein treuer Freund der Wenigen, die sich ihm anschlossen, wohlwollend gegen Alle und nach Kräften wohlthätig war, dessen unermüdliche Gefälligkeit nur zu häufig gemißbraucht wurde; dem es, wie irgend Einem, Ernst um die Fortschritte der Menschheit war und dem das Schicksal eine Stellung verweigerte, in der er gezwungen worden wäre, das zu leisten, was sein klarer Kopf und die große Masse seiner Kenntnisse hätten leisten können und müssen.

* 73. M. Johann Friedrich Wilhelm Döring,

Direktor der Rathsfreischule zu Leipzig;

geb. den 17. Febr. 1773, gest. den 17. April 1850.

Wie die ausgezeichneten leipziger Pädagogen Plato*) und Dolz**) Lausitzer waren: so auch Döring. Er war zu Luckau geboren, studirte in seiner Vaterstadt und zu Leipzig und ward 1794 Mitarbeiter an den leipziger Volksschulen. Am 9. Juli 1800 ward er als ordentlicher Lehrer konfirmirt und 1843 Direktor. Von 1831 bis 38 war er auch Mitglied der königl. Prüfungskommission der Schulamtskandidaten. 56 Jahre lang wirkte er an der Anstalt mit seltener Gewissenhaftigkeit und wahrer christlicher Frömmigkeit. Drei Generationen von Schülern hatten seinen Unterricht genossen und sein Begräbniß bezeugte ihm Liebe und Dankbarkeit. Mit Plato und Dolz in Gemeinschaft hatte er seine Schule zu einer Musterschule für ganz Deutschland erhoben.

* 74. Dr. Karl Philipp Kayser,

großh. hess. Stabsarzt zu Darmstadt;

geb. den 29. Jan. 1790, gest. den 17. April 1850.

Zu Beerfelden, einem Fabrikstädtchen im hess. Odenwalde geboren, besuchte K., nach einer guten Vorbildung besonders durch seinen Vater, der ein sehr geachteter Geistlicher war und als Hofprediger zu Beerfelden starb, die Universitäten Heidelberg, Würzburg und Gießen, wobei dem fleißigen Jünglinge die Unterstützung der Grafen Er-

*) Dessen Biogr. s. im 11. Jahrg. d. N. Nekr. S. 320.
**) — — — — 21. — — — — S. 20.

bach beſonders zu Statten kam. Die Kriegsunruhen im J. 1812, insbeſondere der Mangel an Militärärzten, beſtimmten den ſtrebſamen jungen Mann zur Annahme einer Stelle als Unterarzt in dem großh. heſſ. Truppenkorps. Bei einem, zur ſchleſiſchen Armee beſtimmten, Ergänzungsbataillon von 800 Mann war K. der alleinige Arzt und zwar unter Verhältniſſen, wie die Geſchichte der Medicin ähnliche wohl kaum mehr aufzuweiſen hat. Während von der damaligen, 35,000 Mann ſtarken Beſatzung von Torgau über 30,000 dem, in ſeiner ganzen Scheußlichkeit wüthenden Typhus zum Opfer fielen, trat dieſes furchtbare Mißverhältniß bei den 800 Heſſen, deren Vertheidigung der Brückenkopf anvertraut war, in weit geringerem Grade ein, und dieß mit in Folge der raſtloſen Thätigkeit und Umſicht des dabei keine Gefahr und Aufopferung ſcheuenden K. Die folgenden Feldzüge 1814 und 1815 in Frankreich boten demſelben zwar kein ſolch grauenhaftes Feld der Wirkſamkeit mehr dar, wohl aber verſäumte er, neben der ſtrengſten Erfüllung ſeiner Dienſtobliegenheiten, keine Gelegenheit zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe und hauptſächlich deren nützlicher Anwendung. Ueberzeugt von den Mängeln der alten ſogenannten rationellen Medicin fühlte ſich derſelbe zur gründlichen Prüfung auch der andern Heilmethoden verpflichtet; keine ſollte ihm fremd bleiben. Ihm war das Gute aller Methoden willkommen, inſofern er es nur auch praktiſch bewährt fand. Deshalb wendete er denn auch mitunter, ohne darum einſeitiger Enthuſiaſt dafür zu ſeyn, den Magnetismus, in den meiſten Fällen mit gutem Erfolge, an. Insbeſondere aber war es die Homöopathie, welche ſeine volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm und ſein Intereſſe dafür ſtets mehr ſteigerte. Er beſiegte nicht nur die Vorurtheile der immenſen Mehrheit ſeiner Standesgenoſſen gegen dieſes naturgemäße und milde Heilverfahren, nein: er hatte — und was in ſeiner untergeordneten Stellung, als Militärarzt, um ſo anerkennenswerther erſcheinen muß — auch den Muth, daſſelbe in ſeiner Civil-Praxis faſt ausſchließlich und ſchon zu einer Zeit auszuüben, zu welcher noch kein anderer der vielen Aerzte in der Reſidenz und Umgegend hieran dachte. Die guten Heilerfolge, verbunden mit ſeiner ſanften Gemüthsweiſe, deren jeder Zug ſeine Hingebung für das Wohl ſeiner Mitmenſchen kundgab, gewannen ihm nicht nur die Herzen ſeiner Kranken und die Achtung des unbefangenen Publikum, ſondern ſie machten endlich auch ſeine dünkelhaften Widerſacher und ſelbſt ſeine

Neider verstummen. Seiner Thätigkeit mit verdanken die homöopathischen Aerzte des Großherzogthums, dessen aufgeklärte Regierung hierin allen andern deutschen Staaten mit gutem Beispiele voranging, die Erlaubniß zum Selbstdispensiren ihrer Heilmittel. Im J. 1830 verband sich K. mit der Tochter des k. k. Kriegskommissär Langer, wodurch er denn auch in bessere äußere Verhältnisse kam. Diese machten es ihm möglich, nicht nur seine literarischen Hilfsmittel bedeutend zu erweitern, sondern auch gegen seine Kranken noch uneigennütziger als bisher, ja selbst in der glücklichen Lage zu seyn, sehr viele derselben noch direkt unterstützen zu können. Hierin ging seine Herzensgüte so weit, daß er selbst mitunter vorgekommenes Mißbrauchen derselben noch zu entschuldigen, oder mit dem Mantel christlicher Liebe zu bedecken suchte; sogar den schnödesten Undank und die offenkundigste Verläumdung konnten diesen seltenen Menschenfreund nicht bestimmen, irgend Jemandem seinen Beistand zu versagen. K. kannte in solchen Fällen nur das Leiden und Elend, nie aber persönliche Rücksichten. Am 17. April, Vormittags 10 Uhr, unterbrach K. seine Krankenbesuche, um sich durch eine kurze Ruhe von einem kleinen, schon vor seinem Ausgange verspürten Uebelbefinden erst nur etwas zu erholen. Leider! aber schon eine Viertelstunde später wurde er mit der an ihm stets gewohnten heiteren Miene, seinen kleinen Lieblingshund im Arme, entschlafen gefunden. Anspruchslos und bescheiden, wie er im Leben war, wurde — nur von engeren Freunden begleitet — seine Leiche am frühen Morgen nach dem Friedhofe gebracht, um in aller Stille beigesetzt zu werden. Indessen hatten sich hier, ohne jede andere Anregung, als die der Pietät und Dankbarkeit gegen einen Biedermann und ächten Menschenfreund, schon viele seiner Verehrer, insbesondere auch der wackere Garnisonprediger, sowie das Musikchor des Regiments, bei dem K. vor seiner, in 1847 auf seinen Wunsch erfolgten Pensionirung gestanden, eingefunden, um ihm in einer würdigen Rede und erhebenden Hymne die letzten Beweise der Achtung und Liebe zu zollen. Was aber dieser Feier noch die höchste Weihe gab, waren die Thränen aus der Stadt und Umgegend sehr zahlreich versammelter Armen und Dürftigen, welchen der Hingeschiedene so oft Helfer und Tröster in der Noth gewesen war.

* 75. Friedrich Alois von Schintling,

königl. bayer. Oberſtlieutenant zu Regensburg;

geb. den 11. März 1791, geſt. den 25. April 1850.

v. Sch., Sohn des Stephan Alois von Schintling, ehemalig kurfürſtl. bayer. Lieutenants, welcher wegen eines Sturzes vom Pferde als militärdienſtuntauglich in Civildienſte übertrat, und der Crescentia, geb. von Waydmann, kurf. bayer. Hauptmannes Tochter, wurde zu München geboren. Seine Erziehung erhielt er in der kurf. bayer. Artillerieſchule und, nach deren Auflöſung, in dem damals neu organiſirten Kadetenkorps zu München. Schon bei dem Austritt aus demſelben wurde er durch allerhöchſtes Patent des Königs Maximilian Joſeph *) vom 17. März 1809 zum Unterlieutenant im 6. königl. bayer. Infanterie-Regimente Herzog Wilhelm ernannt, dann im Jahre 1813 im nämlichen Regimente zum Oberlieutenant, 1829 zum Hauptmann im 4. Linieninfanterie-Regiment, damals Herzog von Sachſen-Altenburg, 1844 zum Major im nämlichen Regimente, Gumppenberg, 1848 zum Oberſtlieutenant im nämlichen Regimente befördert. Während dieſer Dienſtzeit machte er die Feldzüge von 1809 gegen Oeſterreich, 1812 gegen Rußland, 1813 und 1815 gegen Frankreich mit, und wohnte einer großen Anzahl von Gefechten und Schlachten bei. Für dieſe Feldzüge erhielt er das bayer. Armeedenkzeichen aus den Jahren 1813, 1814 und 1815 und das ſpäter geſtiftete Veteranenkreuz für die Jahre 1809 und 1812. Am 7. Januar 1834 vermählte er ſich mit Eliſe Eder, Tochter des königl. Landrichters, Licentiaten Eder, zu Hemmau und deſſen Gattin, Anna geb. Huber. Dieſe glückliche Ehe dauerte nur bis zum 28. Mai 1838, an welchem Tage ſeine geliebte Gattin an einem Kindbettfieber ihren Geiſt aushauchte und am 30. Mai in dem Friedhofe der untern Pfarre zu Regensburg beerdigt wurde. Von den mit ihr erzeugten 4 Kindern ſind noch die erſtgebornen, Michael Auguſt und Otto Julius, am Leben. Im Mai 1849 wurde er zum Kommandanten des dritten Jägerbataillons ernannt, welches damals in Frankfurt a. M. garniſonirte, und bald darauf zur Bekämpfung des baden'ſchen Aufſtandes 1849 beordert wurde. Während dieſes Feldzuges machte er, den 13. Juni, das Gefecht bei Hirſchhorn, den 29. Juni bei Gernsbach mit

*) Deſſen Biogr. ſ. im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 968.

und kam mit dem Bataillon bis Waldshut an der Schweizergrenze. Bei der Entlassung des Bataillons aus dem Reichskriegsdienste erhielt dasselbe höchst ehrende Belobungen und Zeugnisse von den kommandirenden Generalen der Reichstruppen, als: vom großh. hess. General Bechtold, vom großh. mecklenb. Oberst und Brigadekommandeur Weiß, vom k. preuß. Generallieutenant Peuker, vom großh. mecklenburg. Oberst und Brigadekommandeur von Witzleben und der Kommandant desselben empfing die baden'sche Feld- oder Gedächtnißmedaille, das Kommandeurkreuz 2. Klasse des Ordens vom zähringer Löwen, und das Ritterkreuz des großh. hess. Verdienstordens Philipp's des Großmüthigen. Allein es wurde ihm auch eine Auszeichnung ganz gegentheiliger Art zu Theil. Am 19. Juli 1849 war ihm nämlich durch den Hauptmann des 12. bayer. Linieninfanterieregiments, v. Sprunner, in Waldshut der mündliche Auftrag des Gen.-Lieutenant Fürsten Taxis überbracht worden, mit dem Bataillon nach Mannheim aufzubrechen, um dort zu garnisoniren. Schon am 20. Juli marschirte er ab, und traf am 22. Juli in Friedrichsfeld ein, wo er von Seiten des k. preuß. Obersten und Stadtkommandanten von Mannheim, Hrn. v. Trotha, ein Schreiben des Inhalts erhielt, daß das Bataillon für heute und morgen nicht in Mannheim, sondern in Seckenheim einquartirt werden würde. Da in Mannheim schon früher zwischen Preußen und Bayern Zwistigkeiten vorgekommen waren, und ein gewaltsamer Einmarsch und Einquartirung des Bataillons zu weit ernstlicheren Konflikten hätte führen können, so entschloß sich v. Sch. um so mehr, nach Seckenheim mit dem Bataillon zu gehen, als er auf seinen ungesäumt über diesen Vorgang erstatteten Rapport längstens bis zum folgenden Tage weitere Verhaltungsbefehle von Speyer aus hätte erhalten können. Erst am 25. Juli erhielt er durch Herrn Major Spieß des k. bayer. Generalquartiermeisterstabs den Befehl, sogleich auf der Eisenbahn nach Frankfurt zu gehen, und zugleich eine schriftliche Ordre des Generallieutenants Fürsten Taxis, sich zu verantworten, warum er nicht nach Mannheim gegangen wäre. Bald nach seiner Ankunft in Frankfurt, am 31. Juli, wurde er zur Abgabe des Kommando's und zur persönlichen Stellung vor der königl. Bestungskommandantschaft Germersheim beauftragt, wohin er auch am 1. Aug. 1849 abging. Dort wurde er wegen Verletzung der Subordination in Untersuchung gezogen, von der größeren Kriegskommission aber unter dem 22. August 1849 ein-

ſtimmig erkannt, daß die fragliche Subordinationsverletzung kein militäriſches Vergehen ſey; derſelbe alſo von Strafe freigeſprochen und die Sache zur weitern Aburtheilung an die Disciplinarbehörde verwieſen. Dieſes Erkenntniß änderte aber auf eingeleitete Reviſion das Reviſionsgericht von Würzburg unter dem 31. Aug. 1849 dahin ab, daß er des militäriſchen Vergehens der Verletzung der Subordination durch Nichtbefolgung eines gegebenen Befehles ſchuldig und mit Kaſernenarreſt in der Dauer von 4 Wochen zu beſtrafen ſey, welchen er auch nebſt 4wöchentlichem Unterſuchungsarreſt in Germersheim beſtanden hat. Den 4. Dec. 1849 wurde er durch höchſtes Reſkript als Oberſtlieutenant-Kommandant des 4. Linieninfanterie-Regiments nach Nürnberg verſetzt, wo er bald in Folge vieler früheren Strapatzen, auch durch vorige tiefe Kränkung ſeines hohen Ehrgefühls ſchmerzhaft angegriffen, zu kränkeln begann und endlich zur Herſtellung ſeiner gänzlich zerrütteten Geſundheit am 25. März 1850 ſich nach Regensburg zu ſeinen Schwiegereltern begab, wo er in der Wohnung derſelben, mit den Tröſtungen der heil. Religion verſehen, an einem Zehrfieber ſanft entſchlief. Seine Leiche wurde den 28. April 1850 unter den üblichen militäriſchen Ehrenbezeugungen und allgemeiner Theilnahme der Stadtbewohner in dem kathol. Friedhofe der untern Stadtpfarre St. Ulrich neben ſeiner Gattin und 2 Kindern beerdigt und ſeinem frommen Andenken von ſeinen 2 Söhnen ein Grabſtein gewidmet. — v. Sch. war einer der größten, kräftigſten und ſtattlichſten Officiere der bayer'ſchen Armee. Von einem ſeltenen Thätigkeitstriebe beſeelt, widmete er die ganze Zeit, welche ihm ſeine Berufsthätigkeit und ein Nachmittagsſchläfchen übrig ließen, der Lektüre der neueſten militäriſchen Werke, ſo wie dem Aufzeichnen jedes Merkwürdigen in ſeinem Tagebuche. Fern von allem Hochmuth war er ein Officier hohen und ſtarken Muthes, reinſter und veſter Anhänglichkeit an König und Vaterland, gegen ſeine Untergebenen zwar ſtreng im Dienſte, außer demſelben mild und gütig und wie ein Vater für ihr Wohl beſorgt, daher auch von ihnen hoch geachtet und geliebt. Wenn ſchon in ſeinem Benehmen gewöhnlich ernſt, war er ein munterer Geſellſchafter, und wer ihn näher zu kennen Gelegenheit hatte, wird auch ſeine Ehrenhaftigkeit, Humanität, Freimüthigkeit, Zuverläſſigkeit, Treue in Wort und That, und insbeſondere ſeine Liebe und Anhänglichkeit gegen ſeine Gattin und ſeine Kinder erkannt haben.

Lic. Eder, quiesc. k. Landrichter als Schwiegervater des Verewigten.

* 76. Konrad Wilhelm Leonhard,

Pastor primar. zu Lauban;

geb. den 22. Nov. 1763, gest. den 27. April 1850.

L. war zu Lauban in der preuß. Oberlausitz geboren. Sein Vater war Joh. Georg Leonhard, Bürger und Aeltester der dasigen Schneider-Innung; seine Mutter, Johanne Dorothee, geb. Härtelt, würdige Aeltern, die durch Religiösität, Fleiß, Redlichkeit und gute Sitte ihren Kindern ein nachahmungswerthes Beispiel gaben. Den ersten Jugendunterricht erhielt der Verstorbene im väterlichen Hause durch einen Gymnasiasten, welcher den fähigen Knaben auch glücklich so weit vorwärts brachte, daß derselbe, obwohl erst 9 Jahre alt, doch vom damaligen Rektor des Gymnasium, Göbel, schon für Sekunda reif befunden und abermals nach 2 Jahren nach Prima versetzt wurde. Sieben Jahre lang benutzte er diesen Unterricht und hat sich seiner Lehrer bis an sein Ende stets mit Dank und Verehrung erinnert. Er war auch ihr Liebling geworden, und Göbel hatte nur das Eine an ihm auszusetzen, daß er sich außer seinen eifrig verfolgten klassischen Studien in seinen Nebenstunden doch auch mit „Quisquilien" abgäbe, als da wären, „deutsche Verse zu machen", ein Fehler, dem der sonst so folgsame Schüler bis an seinen Tod nie ganz entsagt, und womit er manchen Freundeskreis erfreut hat. Dieser ihm inwohnende Sinn für alles Schöne wandte ihn auch schon frühzeitig der edeln Tonkunst zu. Ein Knabe noch begann er bereits damals den Grund zu seinen spätern gediegenen musikalischen Kenntnissen zu legen dadurch, daß er sich unter der Anleitung des Chorpräfekts Günther, der ihm auch nachher in Leipzig als treuer Berather zur Seite stand, vorerst zu einem wackern Klavierspieler und Generalbassisten ausbildete, und dazu noch eines der eifrigsten und thätigsten Mitglieder des zu der Zeit vortrefflichen Singechores am Gymnasium wurde. Die frühgewohnte Beschäftigung mit dieser Kunst hat ihn laut seinem eignen Geständniß vor Vielem behütet, was störend auf seinen geistigen Bildungsgang hätte einwirken können, und er gab bis zum Grabe, eingedenk der Worte Luther's, „der edeln Musica neben der Theologie den allernächsten locum und die höchste Ehre!" Daneben versäumte er es nicht, sich die nöthige Kenntniß der französischen Sprache anzueignen, und bezog demnach mit 100 Thaler, die er sich mühsam durch

Stundengeben und durch seine Leistungen als Chorsänger zusammengespart, im J. 1780 die Universität Leipzig fröhlichen Muthes und wohl vorbereitet. Noch im hohen Alter konnte er es nicht genug rühmen, wie wohl es ihm in jener Zeit ergangen sey, obgleich er von seiner Vaterstadt aus nur sehr wenig Unterstützung genoß und sich meist durch Unterrichtgeben und mancherlei kleinere literarische Leistungen selbst forthelfen mußte. Von Lauban aus empfohlen, übernahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Hrn. v. Fromberg, Rittergutsbesitzer von Ober-Ludwigsdorf und Klingewalde in der Nähe von Görlitz. Auch in dieser neuen Stellung befand er sich wohl. Die Folgsamkeit und Sittlichkeit der ihm anvertrauten Zöglinge, die achtungsvolle Zuvorkommenheit, womit man ihm im Hause begegnete und der öftere Umgang mit meheren auswärtigen Gliedern der weitläuftigen ehrenwerthen Familie, deren Gunst er sich gewonnen, machten ihm seine Verhältnisse sehr angenehm. Daher folgte er seinem Patron nach Verlauf einiger Jahre auch nach Kieslingswalde, wohin dieser zur Uebernahme der väterlichen Güter gezogen war, und begleitete dem Wunsche desselben entsprechend wieder nach meheren Jahren seine beiden Zöglinge auch nach Lauban, wo sie sich unter dem abermaligen Beistand ihres bewährten Erziehers 3 Jahre hindurch für die Universität vorbereiteten. Es spricht für die Innigkeit des Verhältnisses, in welchem der Lehrer zu seinen Zöglingen und deren Familie stand, daß dasselbe nun bereits eine neunjährige Dauer erlangt hatte; und leicht möglich, daß er sich hätte willig finden lassen, seinen lieben Pflegebefohlenen auch nochmals in Leipzig als treuer Berather zur Seite zu stehen, wäre nicht endlich im J. 1793 vom Magistrat seiner Vaterstadt der Ruf an ihn ergangen, seine Kräfte nunmehr einem größern Wirkungskreise zu widmen, und zwar als zweiter Diakonus an der dortigen Kreuzkirche. Er folgte diesem Rufe gern und zwar um so lieber, als ihn im Laufe der Zeit schon zweimal die wohlbegründete Hoffnung auf eine nahe scheinende vortheilhafte Versorgung getäuscht hatte. Im Jahre darauf verband er sich ehelich mit Julie Wilhelmine Lachmann, der jüngsten Tochter des Kaufmanns Joh. Christoph Lachmann, der er noch als Gymnasiast Unterricht ertheilt und deren Werth und nachmalige Bedeutung für sein eignes Leben vielleicht damals schon dunkel geahnt hatte. Er fand in ihr eine sehr gebildete, fromme und treue Lebensgefährtin, die der Segen ihres Hauses war. Sie gebar ihm 3 Töch-

ter und einen Sohn, und theilte mit ihm, obwohl von zarter, schwächlicher Körperbeschaffenheit, und daher häufig durch Nervenleiden und deren Folgen auf's Krankenlager geworfen, beinahe 25 Jahre lang in christlicher Ergebenheit Freud und Leid. Da, nicht fern mehr der gehofften Ehejubelfeier, rief sie der Herr nach langen, durch eine unheilbare Brustwassersucht veranlaßten Leiden zu seiner ewigen Ruhe und den Ihrigen blieb nur ihr tiefer und gerechter Schmerz und die Hoffnung auf ein Wiedersehen im Hause des ewigen Vaters. Aber der Segen der Dahingeschiedenen ruhte auf dem verlassenen Gatten und seinen Kindern, und so war es ihm ein Trost für die noch nicht vernarbte Wunde, daß er in Jahresfrist vorerst seine älteste Tochter, und im Laufe der folgenden Jahre auch die beiden andern persönlich zum Ehebündniß mit wackern Männern einsegnen durfte, und 5 Enkelkinder von ihnen erlebte, die die Freude und die Erheiterung seines Greisenalters waren. Der Sohn, der auf das günstige Urtheil seiner Lehrer hin und mit Zustimmung des Vaters sich Anfangs mit Eifer dem Studium der Philologie zugewendet hatte, ward später bald inne, daß er sich selbst in diesem Berufe nie würde genügen können, und betrat nach langem, schweren Selbstkampf den dornigen Pfad einer Künstlerlaufbahn als Musiker. Er hat es seinem verständigen und wohlwollenden Vater bis zu dessen Ende Dank gewußt, daß dieser, weit entfernt, ihn durch gutgemeinte Warnungen und Vorstellungen davon abzuschrecken, seinen Bestrebungen vielmehr auch auf diesem Gebiet volle Theilnahme schenkte. Im J. 1801 wurde der bisherige zweite Diakonus Leonhard zum ersten, und da das zweite Diakonat eingezogen wurde, alleinigen Diakonus eingesetzt. Dieß Amt trat er Sonntag nach Ostern an, und verwaltete es, bis er im J. 1818 zum Archidiakonus, und 1826 im November zum Pastor Primarius befördert wurde. Gott hatte ihm zu dem Vielen, das er ihm gegeben, auch das Glück einer sehr dauerhaften Gesundheit verliehen, deren er sich bis in die siebenziger Jahre dankbar erfreute. Von dieser Zeit an hatte er fast alljährlich ein Schleimfieber zu bestehen, das aber in der Regel nach einigen Wochen der kundigen Behandlung seines Hausarztes wich. Unter diesen Umständen ließ er die Gelegenheit nicht unbenutzt, sich auch außerhalb seines amtlichen Wirkungskreises vielfach nützlich zu machen, und manch gutes Saatkorn auszustreuen. So gab er bis in sein hohes Alter — und es war ihm dieß von früher Jugend auf fast zum

Bedürfniß geworden — Unterricht im Klavierspiel und im Französischen. Deßgleichen gründete er auf vielseitiges Verlangen und kräftig unterstützt von vier Lehrern des Gymnasium, eine Mädchenschule für Töchter gebildeter Familien, eine Anstalt, die sich lange Zeit in erwünschtem Gedeihen erhielt, zuletzt aber doch wegen Mangel an der nöthigen Unterstützung aufgegeben werden mußte. Auch sammelte er, da das alte laubaner Kirchengesangbuch sehr viele gerechte und wohlbegründete Wünsche und Anforderungen nicht mehr befriedigte, ein neues, welches nach genauer Prüfung die Genehmigung bei'm königl. Konsistorium für die Provinz Schlesien erhielt, und dem Verfasser noch eine besonders belobende Anerkennung seiner Arbeit Seitens der Behörde einbrachte. Es erschien 1828 zu Lauban im Druck, und wurde zum Gebrauch bei'm öffentlichen Gottesdienst und in allen Schulen der Parochie eingeführt. Einen längst gehegten Vorsatz, betreffend die Gründung einer kleinen Volksbibliothek für seine lieben Gemeinden, führte er, bereits in hohen Jahren stehend, noch aus. Er übergab zu dem Behuf eine Sammlung von 100 und meheren Bänden Theils religiösen, Theils gemeinnützigen, belehrenden Inhalts dem Stadtbibliothekar mit der Bitte, selbige an die Glieder der evangelischen Gemeinde zu Lauban, Kerzdorf und Berthelsdorf unentgeltlich auszuleihen; welchem Gesuch auch bereitwilligst entsprochen wurde. Unter abwechselnden Genüssen und Entbehrungen, Beschwerden und Erleichterungen flohen nun die Jahre immer schneller dahin bis zum hohen Greisenalter und der Mahnung an eine bald vollendete 50jährige Amtsführung in seiner geliebten Vaterstadt. Zwar hatte er einigemal Gelegenheit gehabt, mit ganz sicherer Aussicht den heimathlichen Wirkungskreis mit einem einträglichern außerhalb Lauban zu vertauschen, fand sich aber stets dringend veranlaßt, Zeit und Kräfte der Gemeinde seines Geburtsortes zu weihen, und ihr bis zum Tode treu zu verbleiben. Er hat diesen Entschluß nie bereut. Mit edlem Eifer und anerkennungswürdiger Uneigennützigkeit hatten, als sich die Abnahme der körperlichen und geistigen Kräfte bei dem greisen Arbeiter im Weinberge des Herrn immer fühlbarer machte, die Amtsbrüder desselben, soweit als irgend zulässig, seine Funktionen, namentlich die des Predigtamts, obwohl zu großem Schmerze des Vertretenen übernommen, bis endlich der Tag seiner 50jährigen Amtsjubelfeier herangenaht war. Der Jubilar war, eingedenk seiner leiblichen und geistigen Schwäche,

und die Aufregungen eines ſolchen Tages fürchtend, Willens geweſen, denſelben nur in möglichſter Stille und im engern Kreiſe ſeiner Familie zu begehen; auch lag es in der Eigenthümlichkeit ſeines Charakters, daß er ſich nur höchſt ungern bei irgend welcher feſtlichen Gelegenheit als eine Hauptperſon gefeiert ſah; dennoch mußte er dem vereinten Bitten Aller nachgeben und in eine öffentliche Feier ſeines Ehrentages willigen, die denn auch wirklich am 17. Dec. 1843 in der Kreuzkirche, jener Stätte des Herrn, die er immer ſo lieb gehabt hatte, ſtatt fand. Sie hätte einer genauen Zeitrechnung nach eigentlich 8 Tage ſpäter erfolgen ſollen; man hatte ſie jedoch mit Rückſicht auf die ſtädtiſchen und auswärtigen Amtsbrüder des Jubilars, die in Anbetracht der nahen Weihnachtszeit amtlich gehindert geweſen wären, ſich dabei zu betheiligen, zu dem gedachten Tage angeſetzt. Das Feſt ſelbſt war wohl eins der erhebendſten und rührendſten, die vielleicht irgendwo in dieſer Beziehung gefeiert worden, und auch der letzte, glänzendſte Lichtpunkt im Leben des Verewigten. Noch am Vorabende deſſelben zwar fühlte er ſich ſo matt und angegriffen, daß es bezweifelt werden mußte, ob er am andern Morgen der kirchlichen Feierlichkeit überhaupt in Perſon würde beiwohnen können, und er äußerte auch bitter klagend gegen den Sohn ſeine Beſorgniß, wie er, durchaus unfähig, ſich auf die erwartete Anſprache an ſeine Gemeinde vorzubereiten, zum erſten Male ſeit 50 Jahren beſchämt und muthlos vor ihr ſtehen würde. Als die gefürchtete Stunde nun erſchienen war, ſahen Alle, daß er ſich, während er eingeſegnet wurde, nur mit Mühe und Anſtrengung aufrecht zu erhalten vermochte, und Viele befürchteten eine Ohnmacht. Da plötzlich kam noch einmal der Geiſt des Herrn über ſeinen greiſen Diener. Wider Erwarten richtete er ſich kräftig empor, ſchritt feſten Fußes zum Altar, und ſprach wie in alten Zeiten wohl an eine reichliche halbe Stunde lang mit jugendlicher Begeiſterung zu ſeiner Gemeinde in Worten, die aus glaubensvollem, dankerfülltem Herzen ſtrömend tiefen und nachhaltigen Eindruck bei derſelben hinterließen. War es ja doch das letzte Mal, daß er zu ihr geredet hatte. Nie hat ſich die Achtung und Liebe, die er in und außer derſelben genoß, lebhafter und ſprechender dargethan, als an dieſem, ſeinem Ehrentage; dennoch würde es hier nicht am Orte ſeyn, alle die Beweiſe von Zuneigung und Verehrung anzuführen, die er bei der Gelegenheit erhalten. Eines einzigen jedoch wollen wir gedenken, weil er von kirchlichem Ju-

tereſſe iſt, und charakteriſtiſch von dem zeugt, was dem Verewigten vor Allem am Herzen lag. Der Jubilar erhielt nämlich vom Magiſtrate ſeiner Vaterſtadt in dankbarer Anerkennung ſeiner treuen Dienſte eine ziemlich bedeutende Summe als Ehrengeſchenk, um darüber nach Belieben zu verfügen. Er verwandte dieſelbe, ohne ſich lange zu beſinnen, ſogleich zur Stiftung eines alljährlichen Abendgottesdienſtes am Sylveſtertage. Seine dankbaren Mitbürger legten derſelben den Namen der Leonhard-Stiftung bei. Nach dieſem letzten Aufflackern eines feurigen und regen Geiſtes forderte die Natur gebieteriſch ihr Recht und das Irdiſche an ihm neigte ſich immer mehr der kommenden Auflöſung zu. Dennoch trug er, ſorglich gepflegt von treuen Händen, noch länger als 6 Jahre die Beſchwerden ſeines hohen Alters mit chriſtlicher Gelaſſenheit und frommem Dank gegen Gott, der ihn, obſchon dem Grabe nahe, immer noch ſo manche Freudenblume auf ſeinem Wege finden ließ. Auch ſeine letzte Bitte hinieden, um einen ſanften, ſchmerzloſen Tod, ward ihm gewährt. In Folge gänzlicher Entkräftung ſchlummerte er ruhig zu höherer Verklärung ein.

* 77. Dr. philos. Garlieb Helwig Merkel,

Privatgelehrter auf einem Landgute bei Riga;

geb. im J. 1769, geſt. den 28. April 1850.

Mit der Perſönlichkeit dieſes Verſtorbenen tritt uns eine Uebergangsperiode der deutſchen Dichtkunſt lebendig vor die Seele; die ſüdliche Romantik ſuchte ihre Klänge durch die Schlegel, Tieck u. A. geltend zu machen, während auf der anderen Seite die Lyrik ſich emporzukämpfen ſtrebte. Es war eine Zeit geiſtigen Ringens gegen die erſchlaffende Proſa des wirklichen Lebens. Naturen ohne eigene ſchöpferiſche Kraft ſaßen in der Zeit zu Gericht auf den Stühlen der Kritik und ſprachen um ſo heftiger die Verdammungsurtheile gegen die eine oder die andere Richtung, je kecker und herausfordernder die Dichter einherſchritten. Merkel war, wie Kotzebue, eine ſolche Natur. — Ueber ſeinen Geburtsort und früheren Bildungsgang vermögen wir nicht Auskunft zu geben; nur ſo viel wiſſen wir, daß er ein geborner Livländer war, der auf deutſchem Boden niemals recht heimiſch werden konnte. Zuerſt finden wir ihn gegen das Ende des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts in Weimar, dann in Berlin mit

literariſchen Arbeiten beſchäftigt; ein ſpäterer Aufenthalt in den Städten Hamburg und Lübeck kann nur von kurzer Dauer geweſen ſeyn. Einige mißliebige Aeußerungen in den gedruckten Briefen über letztere Stadt zogen ihm die polizeiliche Ausweiſung aus derſelben zu. Er kehrte (1800) nach Berlin zurück, habilitirte ſich im J. 1801 als Privatdocent bei der Univerſität zu Frankfurt a. d. O., privatiſirte jedoch ſchon ein Jahr darauf wieder in Berlin. Hier ſchrieb er die kritiſchen Blätter (Briefe an ein Frauenzimmer ꝛc.; Scherz und Ernſt; mit Kotzebue: der Freimüthige), wodurch er mit der romantiſchen Schule in jene literar. Fehden gerieth, welche auf beiden Seiten mit unziemlicher Schärfe, ja man kann ſagen, mit „göttlicher" Grobheit geführt wurden. Es iſt nicht zu läugnen, daß jene Schule zu damaliger Zeit im höchſten Grade anmaaßlich einhertrat und die poetiſche Berechtigung für ſich allein in einer Weiſe in Anſpruch nahm, daß ſie geradezu Alle für Dummköpfe erklärte, welche zu ihrer Ueberſchwenglichkeit ſich nicht erheben konnten oder wollten. M. war in keiner Beziehung ein ihr ebenbürtiger Kämpfer; es fehlte ihm eben ſo an allem und jedem poetiſchen Verſtändniß, als an Tiefe der Bildung, ſiegreiche Geiſteswaffen zu führen. Wir haben bei unſerer ſpäteren perſönlichen Bekanntſchaft mit M. aus ſeinem eigenen Weſen alle die Erſcheinungen erklärlich gefunden, welche an ſeine Thätigkeit ſich anknüpften. Er war eine äußerſt ehrgeizige, ſelbſtſüchtige und biſſige Natur, beſaß eine ziemliche Beleſenheit, auch geiſtige Gewandtheit, aber durchaus kein Talent. Die Gleichheit der Tendenzen hatte ihn mit dem ungleich talentvolleren Kotzebue zuſammengeführt; allein der literariſche Bund, in der gemeinſamen Herausgabe des „Freimüthigen" geknüpft, erlitt bald harte Stöße und aus den Verbündeten wurden die heftigſten Gegner und M. erlitt nun auch von dieſer Seite die fühlbarſten Geißelhiebe. Das Alles hatte ihn nicht aus ſeiner Stellung vertrieben, denn er konnte Etwas vertragen. Einige ſcharfe Bemerkungen aber über das Treiben der Franzoſen und ihres Kaiſers, welche er in ſeinen Schriften gemacht hatte, ließen ihn fürchten, daß ſein Aufenthalt in Berlin bei Annäherung der ſiegreichen franzöſiſchen Heere nicht ſicher ſeyn dürfte. Deshalb verließ er im Herbſt des J. 1806 die preußiſche Hauptſtadt, begab ſich zuerſt nach Königsberg, dann nach Riga, in deſſen Nähe er durch Verheirathung ein ländliches Beſitzthum erwarb. Nach Vertreibung der Franzoſen zog

auch er wieder nach Berlin und vereinigte sich mit Gubitz*) zur Herausgabe eines bellettristischen Blattes. Ehe es jedoch dazu kam, zerschlug sich das Unternehmen durch M.'s herrschsüchtige und eigennützige Intriguen und dieser konnte sich gegen einen bedrohlichen Richterspruch nur dadurch schützen, daß er in einer schriftlichen Urkunde bekannte: „lediglich an seiner Unverträglichkeit sey das Unternehmen gescheitert." Der Unverträgliche suchte nun für sich allein im J. 1816 eine Zeitschrift herauszugeben, der er dadurch aufhelfen zu können meinte, daß er ihr den Titel: „der alte Freimüthige" vorsetzte. Nach einjähriger Dauer starb sie an innerer Gehaltlosigkeit und an dem Miskredit ihres Leiters. Da M. erkannte, daß seine Zeit in Deutschland vorüber sey, zog er sich auf sein Landgut bei Riga zurück. Wie wenig nun sein literarisches Wirken im Allgemeinen bedeutete, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß es nach einer Seite hin von wesentlichem Einflusse war. Die Letten, Livlands Bewohner, seufzten als Leibeigene unter dem schweren Drucke adelicher Tyrannen; für ihr Elend schien die russische Regierung, der sie seit dem eystädter Frieden (1721) angehörten, keine Augen, oder kein Herz zu haben. M war der Erste, welcher mit Freimüthigkeit jene Zustände enthüllte, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Abschaffung empörender Mißbräuche, welche die Bevölkerung jener Ostseeprovinzen seit dem J. 1804 erfahren hat, eine Frucht dieser schriftstellerischen Thätigkeit gewesen ist; ein Verdienst, welches mit vielen Schwächen des Mannes versöhnt. — Seine Schriften sind: *Versuch über die Dichtkunst. Riga 1794. — Die Letten, vorzüglich in Liefland am Ende des philos. Jahrhunderts; ein Beitrag zur Völker- und Menschenkunde. Leipz. 1797. 2. Aufl. Ebds. 1800. — Pope: Der Lockenraub, ein scherzhaftes Heldengedicht, frei und metrisch übersetzt. Kopenhagen 1797. — Hume und Rousseau: Ueber den Urvertrag, nebst einem Versuch über die Leibeigenschaft; den liefl. Erbherren gewidmet. 2 Thle. Ebds. 1797. — *Die Rückkehr in's Vaterland; ein Halbroman. Ebds. 1798. — Supplem. zu den Letten, oder Erklär. über die im 10. Stücke des Intelligenzblattes der allgem. Literaturzeit. erschienene Anfrage des Ritters von Brasch; nebst einer Urkunde Wien 1798. — Die Vorzeit Lieflands, ein Denkmal des Pfaffen- und Rittergeistes. 2 Bde. Berlin 1798. — Eine Reise-

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 925.

geſchichte; ein Halbroman. Ebdſ. 1799. — Sammlung von Völkergemälden; nebſt e. Verſuche üb. die Geſch. der Menſchheit. Lüb. 1800. — Briefe über Hamburg u. Lübeck (A. u. d. T.: Briefe über einige der merkwürdigſten Städte im nördl. Deutſchland ꝛc.) Leipz. 1800. — Briefe an ein Frauenzimmer über die neueſten (wichtigſten) Produkte der ſchönen Literatur in Deutſchland. Berl. 12 Hfte. 1800. Fortgeſ. in den J. 1801 u. 1802. — Erzählungen. Ebdſ. 1800. — Wannem Ymanta; eine lett. Sage. Mit 1 Kpf. Ebdſ. 1802. — Randzeichnungen. 6. Aufl. (in Wirklichkeit war es die erſte und einzige). Ebdſ. 1802. — Ernſt und Scherz; ein Unterhaltungsbl. liter. u. artiſt. Inhaltes. Ebdſ. 1803. — (Mit Aug. v. Kotzebue) Der Freimüthige, od. berliner Zeit. f. gebildete u. unbefangene Leſer. Ebdſ. 1803—1806 (der letzte Jahrg. wurde durch den Krieg unterbrochen). — Der Tempel von Gnidos; von Montesquieu ꝛc. Ueberſ. Wien 1804. — Sämmtl. Schriften. Berl. 1804. — Iſt das ſtete Fortſchreiten der Menſchheit ein Wahn? Sendſchr. an Prof. Dr. Heeren*). 2. Aufl. Riga 1811. — Charaktere u. Anſichten, in Deutſchl. geſammelt. Ebdſ. 1811. — Aufſätze während des Krieges geſchrieben. 3 Hfte. Ebdſ. 1812 f. — Skizzen aus m. Erinnerungsbuche. 4 Hfte. Ebdſ. 1812—16. — Europens Lage u. Ausſichten im Auguſt 1813. Ebdſ. 1813. — Beweis, daß es halb ſo viel koſte, ſeine Ländereien von Taglöhnern, als von leibeigenen Bauern beſtellen zu laſſen. Ebdſ. 1815. — Ueber Deutſchland, wie ich es nach einer 10jähr. Entfernung wiederfand. 2 Bde. Ebdſ. 1818. — Die freien Letten u. Eſthen; eine Erinnerungsſchrift zu dem am 6. Juni 1820 in Riga gefeierten Freiheitsfeſte. Ebdſ. 1820. — In verſchiedenen Zeitſchriften las man von M.: Ueber Dichtergeiſt und Dichtung unter den Letten (Wieland: N. t. Merkur, 1797. Stck. 5. S. 29 ff.) — Briefe über däniſche Literatur. (Ebdſ. 1798. Stck. 1. S. 62 ff.) — Ueber d. dän. Sprache u. Bibliotheken in Kopenhagen. (Ebdſ. Stck. 4. S. 435 ff.) — Sitten Liflands a. d. 1. Hälfte des 16. Jahrh. (Ebdſ. Stck. 11. S. 223 ff.) — Das Leben der Kön. Johanna I. v. Neapel (in der „Aglaja"). — Biographie der Kön. Chriſtine v. Schweden (Ebdſ.) — Was heißt Humanität? Eine Rede (in der „Eunomia" 1801). — Ueber die wichtigſten ruſſ. Reichsgeſetze, die bis jetzt von Alexander I. erlaſſen worden (in Woltmann's: Geſch. u. Politik 1801. Bd. 1. S. 189 ff.) —

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 20. Jahrg. des N. Nekr. S. 217.

Gerichtl. Verhör einiger liefl. Bauern gegen ihren Großherren (Ebdſ. Bd. 2. S. 306 ff.)

B. Hain.

78. Dr. Johann Abraham Küpper,

evangel. Generalſuperintendent der Rheinprovinz, zu Koblenz; geb. den 3. Okt. 1779, geſt. den 1. Mai 1850 *).

K. war zu Ullendahl in der reformirten Gemeinde Elberfeld geboren. Sein Vater, ein wenn auch nicht unbemittelter, doch keineswegs vermögender Bandwirker, ſtand zu dem Pfarrer Eickel, der als der Angeſehenſte unter den gläubigen Geiſtlichen des Wupperthales allgemein verehrt wurde, in einem freundlichen Verhältniß und das Bedauern, das dieſer wohl gegen ihn darüber ausſprach, daß er nicht Theologie ſtudirt habe, rief den Vorſatz in ihm hervor, dieſen ſeinen älteſten Sohn für das Pfarramt zu erziehen. Der Knabe wurde nicht nur von Kindheit an zum Lernen angehalten, ſondern die ganze Erziehung war nach apoſtoliſcher Vorſchrift ein ſtrenges Aufziehen in der Furcht und Vermahnung zum Herrn. Frühe ſchon ward er in die Elementarſchule zu Ullendahl geſchickt und beſuchte dann die ſogenannte lateiniſche Schule zu Gemarke unter dem Rektor Grimm, die zu jener Zeit in einigem Rufe ſtand. Mit welchem Eifer der junge K. die ihm auf dieſe Weiſe gebotene Gelegenheit zu ſeiner Ausbildung benutzt habe, geht daraus hervor, daß er ſchon zu Oſtern 1796 — alſo erſt 16½ Jahre alt — die Univerſität Duisburg zu beziehen von ſeinem würdigen Lehrer für reif erklärt wurde. Von den Profeſſoren der Univerſität zog ihn, wie er ſelbſt in ſpäten Jahren noch äußerte, zuerſt beſonders der Profeſſor J. P. Berg, ſpäter weit ſtärker der Profeſſor Möller (geſt. als Oberkonſiſtorialrath in Münſter) an, und gern ergriff er jede ſich ihm darbietende Gelegenheit, dieſer Männer, beſonders des Letztern, in dankbarer Liebe und Verehrung zu gedenken. Den Sohn das Triennium auf der Univerſität abſolviren zu laſſen, fiel den Aeltern, obgleich ſie von wohlwollenden Gönnern unterſtützt wurden, zu ſchwer und man glaubte damals auch Seitens der kirchlichen Be-

*) Nach der Biographie deſſelben von J. W. Grashof zu Köln in der Monatsſchrift für die evangel. Kirche der Rheinprov. und Weſtphalens. 9. Jahrg. 5. Heft. S. 191 ff.

hörden, daſſelbe unbedenklich abkürzen zu dürfen. Im Herbſt 1798 verließ daher K. die Univerſität und ward ſofort an ſeinem 20ſten Geburtstage, am 3 Oktbr. 1798, von den Predigern der elberfelder Klaſſe zu Gemarke geprüft und bewährte, wie das Zeugniß beſagt, in dieſer Prüfung ſolche Kenntniſſe und Fähigkeiten, daß ihn ſeine Examinatoren mit Freuden unter die Kandidaten des Miniſterium aufnahmen. Die nächſten drei Jahre verlebte der junge Kandidat meiſt in Gemarke, wo er Privatunterricht in verſchiedenen Häuſern ertheilte und faſt ſonntäglich Theils in ſeinem Wohnorte, Theils in der Umgegend, beſonders in Schwelm, Ronsdorf, Kronenberg predigte. Einem ſchon früh an ihn ergangenen Rufe nach Wetter an der Ruhr konnte er nicht folgen, weil die Dispenſation vom kanoniſchen Alter verſagt wurde. Als aber am 21. Okt. 1801 die reformirte Gemeinde zu Mettmann ihn an die Stelle des vermittelſt eines gütlichen Vergleichs von ſeinem Amte abgetretenen Predigers Weſthoff zu ihrem zweiten Prediger erwählte, verurſachte ſeine immer noch große Jugend keine Schwierigkeit mehr; er durfte dieſen Ruf annehmen. Wenngleich der ältere Kollege, Prediger Laufs, den jungen Mitarbeiter Anfangs etwas kalt, wenigſtens nicht zuvorkommend behandelte, ſo ließ ſich dieſer doch nicht zurückſchrecken; er wußte Jenem durch ſeine ſich ſtets gleichbleibende Freundlichkeit, durch die unermüdliche Bereitwilligkeit, die ſchwierigeren und mühevolleren Amtsgeſchäfte auf ſich zu nehmen, ſowie durch die innere Tüchtigkeit ſeiner Amtsführung aufrichtige Hochachtung und in gewiſſer Hinſicht ſogar Zuneigung abzugewinnen, ſo daß im Allgemeinen das kollegialiſche Verhältniß während der ganzen Zeit ſeines Wirkens in Mettmann ein, wenn auch nicht inniges, doch freundliches und friedliches genannt werden darf. Deſto inniger verband ſich K. mit ſeiner großen Gemeinde, der er durch ſeine gediegenen Predigten, durch den gründlichen Religionsunterricht, durch die unermüdlich treue Seelſorge, durch fleißige Pflege des Schulweſens und der äußeren Gemeindeangelegenheiten, ſowie durch einen erbaulichen Wandel ſehr bald, und je länger je mehr, ein wahrer Gehilfe der Freude in Chriſto wurde, zu dem jedes Gemeindeglied, als zum treueſten Freunde und zuverläſſigſten Rathgeber, gern ſeine Zuflucht nahm, wenn irgend ein religiöſes oder Gewiſſensbedenken zu löſen oder auch eine wichtige Familienangelegenheit ꝛc. zu berathen war. Wie groß dieſe Liebe der Gemeinde war, zeigte ſich, als K., der einen zu Ende des J. 1806 an ihn

ergangenen Ruf an die durch Beckhaus' Abgang erledigte reformirte Pfarrstelle in Bergisch-Gladbach abgelehnt hatte, im J. 1815 sich aus Rücksicht auf seine ziemlich zahlreiche Familie veranlaßt sah, dem Rufe als Pfarrer der reformirten Gemeinde in Iserlohn zu folgen. Nachdem nämlich der Versuch, ihn durch ein auf dem Wege freiwilliger Subskription zugesichertes größeres Gehalt — das bisherige war sehr gering — an die Gemeinde Mettmann zu fesseln, gescheitert war, weil K. den Iserlohnern bereits bindende Zusagen gegeben hatte, erklärten die Vorsteher der mettmanner Gemeinde dem Scheidenden, sie wollten dann jedenfalls mit der Wiederbesetzung ihrer Pfarrstelle so lange warten, bis er die Erfahrung gemacht habe, ob es ihm in Iserlohn gefalle oder nicht: im letztern Falle möge er — und zwar unter den erwähnten günstigern Bedingungen — nach Mettmann zurückkehren. Gewiß das beste Zeugniß für die Innigkeit des Verhältnisses, in welchem K. zu seiner ersten Gemeinde gestanden! Er kehrte indeß nicht zurück, obgleich er in Iserlohn ebenfalls nur kurze Zeit bleiben sollte. Schon im J. 1804 war er zum Skriba der düsseldorfer Klasse für zwei Jahre gewählt worden; im J. 1808 wählte ihn, den noch sehr jungen Mann, die Klasse auf zwei Jahre zum Inspektor; als diese verflossen waren, übertrug sie ihm dieses Amt wiederum auf zwei Jahre und nach deren Ablauf ward er auf's Neue als Assessor im Moderamen belassen. Bei der Aufhebung der bisherigen kirchlichen Verfassung im J. 1814 ernannte ihn das damalige Generalgouvernement zum Kreisinspektor (Superintendenten) und Mitgliede der Kandidaten-Prüfungskommission in Düsseldorf. Außerdem war er bei der Organisation der sogenannten Wohlthätigkeitsanstalten im Jahr 1809 zum Präsidenten des Central-Wohlthätigkeitsbüreau's für den Kanton Mettmann Seitens der französ. Behörden ernannt worden und stand als solcher bis zum Frühjahr 1813, wo ihn Gesundheitsrücksichten veranlaßten, dieses Amt niederzulegen, in vielfachem amtlichen Verkehr mit vier Mairien und mit dem Departementspräfekten Grafen v. Spee in Düsseldorf. Endlich wurde er bei der Befreiung des Vaterlandes auch als Schulinspektor desselben Kantons angestellt, da er sich bereits vielfache Verdienste um das Schulwesen jener Gegend erworben hatte. Bei seinem Scheiden aus den bisherigen Wirkungskreisen konnte ihm daher das berg'sche Oberkonsistorium in Düsseldorf am 2. Dec. 1815 das wohlbegründete Zeugniß ertheilen, „daß er sein Predigtamt und sein Inspektorat mit

musterhafter Treue und mit strenger Gewissenhaftigkeit verwaltet habe" und hinzufügen: „Seine seltenen Talente, seine vielfältigen Kenntnisse und sein unermüdlicher Fleiß erwarben ihm das Zutrauen und die Achtung der Behörden, mit welchen ihn seine Amtsverrichtungen in Verbindung setzten. Ungern ihn aus unserm Wirkungskreise entlassend, wünschen wir der Gemeinde Glück, welche in ihm den würdigen Religionslehrer verehren wird u. s. w." Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Aufmerksamkeit der preuß. Behörden, welche sich die Regelung der kirchlichen Angelegenheiten in den neu erworbenen Provinzen ernstlich angelegen seyn ließen, frühzeitig auf diesen ausgezeichneten Mann hingelenkt wurde und schon, als er noch nicht in Iserlohn eingezogen war, eröffnete sich ihm die Aussicht, daß er nicht lange dort werde zu wirken haben, — eine Aussicht, von welcher seine neuen Gemeindeglieder gleich bei seinem Einzuge in Kenntniß zu setzen, ihn seine Gewissenhaftigkeit antrieb. Dieß aber hielt ihn nicht ab, sich der Gemeinde mit ganzer Liebe hinzugeben und in ihr, wie lange oder wie kurze Zeit es ihm vergönnt seyn mochte, mit treuer, gewissenhafter Sorgfalt das Amt eines evangelischen Predigers und Hirten wahrzunehmen. Es gelang ihm dadurch sehr bald, sich die Gemüther, selbst derer, die bei der Wahl nicht für ihn gestimmt hatten, zu gewinnen, und namentlich hat eins der einflußreichsten, ihm anfangs ungeneigten, Gemeindeglieder bis an sein Ende zu seinen vertrautesten, treuesten Freunden gehört und dieß neuerdings gleich nach Empfang der Todesnachricht der trauernden Familie in sehr sinniger Weise dadurch an den Tag gelegt, daß er ihr aus einem Briefe K.'s die erhebenden Trostworte mittheilt, mit welchen dieser ihn einst bei'm Tode seiner Gattin reichlich getröstet hatte. Nach kaum anderthalbjähriger Wirksamkeit in Iserlohn verließ K. im Sommer 1817 diese ihm lieb gewordene Gemeinde, einem Rufe nach Trier folgend, wo er Mittels königl. Kabinetsordre vom 15. März ej. zum Konsistorialrathe bei der k. Regierung und zum Prediger der evangel. Gemeinde ernannt worden war. In dieser ganz katholischen Stadt, wo sich bis dahin nur wenige Protestanten vereinzelt niedergelassen hatten, wohin aber bei der Erhebung derselben zur Hauptstadt des Regierungsbezirks eine größere Anzahl von Beamteten evangelischen Glaubensbekenntnisses versetzt worden war, hatte vor K.'s Eintritt noch kein geregelter evangelischer Gottesdienst Statt gefunden; seit etwa anderthalb Jahren

war zwar von den Militärpredigern auf freiem Felde oder in einem sehr kleinen und ungeeigneten Saale ein solcher gehalten worden; die neu gestiftete Gemeinde aber entbehrte desselben noch längere Zeit. Deshalb mußte K. seine Eintrittspredigt am 31. Okt. 1817 — bei der dritten Säkularfeier der Reformation — in dem zu diesem Feste mit rühmenswerther Gefälligkeit von dem dortigen Appellationshofe eingeräumten, schönen und geräumigen Sitzungssaales dieses Gerichtshofes halten. Die Organisation der Pfarrgemeinde, der noch Alles fehlte: Schule, Lehrer, Kirche, Pfarrhaus, Küster, Presbyterium; die Verwaltung des Pfarramts, die Bearbeitung der evangel. Kirchen- und Schulsachen, die in den Wirkungskreis der königl. Regierung fielen, nahmen ihn so in Anspruch, daß er die Vollendung einer, im ersten Theil erschienenen, Schrift vergeblich versuchte. Mit welcher Treue, mit welchem Eifer, mit welchem Aufwande von Geistes- und Körperkraft K. für das Heil seiner Heerde sorgte; welchen unermüdlichen Fleiß er auf den Katechumenenunterricht verwandte, — er arbeitete in den Jahren 1826 und 1827 zu diesem Zwecke mit großer Sorgfalt ein „Handbuch zum Unterricht im Christenthum" aus —; wie liebreich und väterlich er sich der Kleinen annahm durch treue Ueberwachung und Leitung der von ihm in's Leben gerufenen Elementarschule; wie gewissenhaft er endlich die äußeren Angelegenheiten der Gemeinde, so weit dieß seines Amtes war, besorgt, das hat die Gemeinde selbst, wenigstens in ihrer überwiegenden Mehrzahl und in denjenigen Gliedern, auf die es in solchen Dingen allein ankommen kann, stets dankbar anerkannt, besonders, als ihr Pfarrer und Hirt, dem Rufe zu einer höheren kirchlichen Würde folgend, im J. 1836 sie verließ. Nachdem er am 24. April 1836 zum letzten Male von der ihm so sehr lieb gewordenen Kanzel herab mit Jakob (1 Mos. 32, 10) von der großen Barmherzigkeit und Treue, die der Herr an ihm gethan und deren er in Demuth sich zu gering achtete, Zeugniß abgelegt; nachdem er dann von seiner theuern Gemeinde Abschied genommen hatte, lud ihn das Presbyterium ein, sich am Buß- und Bettage, am 27. April, am Tage vor seiner Abreise, nach dem Vormittagsgottesdienste nochmals zu einer Versammlung in der Sakristei einzufinden. Von hier aus führten ihn die Versammelten in die Kirche vor den Altar. Da empfing ihn die größere Repräsentation der Gemeinde, umgeben von vielen Gemeindegliedern, und Einer aus ihrer Mitte bat ihn, mit

herzlichen und rührenden Worten, zum Andenken an die Gemeinde, der er 19 Jahre lang vorgestanden habe und die ihm so hoch verpflichtet sey, einen silbernen, vergoldeten Becher anzunehmen, auf welchem in einfachen Worten der Scheidegruß der Gemeinde eingravirt ist. Abends versammelten sich auch die Kinder der evangelischen Elementarschule unter Leitung ihrer Lehrer in der Kirche, zogen von dort in das Pfarrhaus und erfreuten den Scheidenden durch Absingung eines eigens für diese Gelegenheit gedichteten Liedes, worauf der ältere Lehrer im Namen der Kinder dem verehrten Gründer der Schule den herzlichsten Dank aussprach. Hiermit endete K.'s Thätigkeit als Pfarrer in Trier, als Pfarrer überhaupt. Er hatte daselbst aber auch noch einen andern, sehr wichtigen Wirkungskreis als geistlicher und Schul-Rath bei der k. Regierung gehabt und diesem nicht minder erfolgreich seine Kraft und seine Liebe zugewandt. Welchen rastlosen Eifer, welche klare und tiefe Einsicht in das, was der evang. Kirche und Schule nicht blos in dem Regierungsbezirke Trier, sondern überall in den Rheinlanden Noth that, welche Entschiedenheit und Energie in Ueberwindung von Schwierigkeiten K. auch auf diesem Gebiete seiner Wirksamkeit entwickelt hat, dafür liegen die aktenmäßigen Beweisstücke vor; dafür zeugen die älteren Geistlichen und Lehrer des Regierungsbezirkes, die ihn in seiner dortigen Thätigkeit beobachtet und die von seiner treuen Fürsorge, von seiner gründlichen und tiefen Gesetzkenntniß, von seiner unparteiischen und gerechten Anerkennung alles Guten in Kirche und Schule, ebenso, wie von seiner rücksichtslosen Strenge gegen Verkehrtes und Schlechtes die manchfaltigsten Beweise in Händen und im Andenken bewahren; gleicherweise die noch lebenden ehemaligen Vorgesetzten, Kollegen und Untergebenen bei der Regierung. Eben das haben denn auch die Vertreter der Kirche vielfach anerkannt. Als im Jahr 1830 die Provinzialsynode der obern Rheinprovinz (Reg.-Bez. Koblenz und Trier) der Einführung der Agende wegen zusammengerufen wurde, erwählte ihn dieselbe zu ihrem Präses. Die erste nach dem Erscheinen der neuen Kirchenordnung vom 5. März 1835 im August desselben Jahres zu Neuwied versammelte rheinische Provinzialsynode erwählte gleich in ihrer ersten Sitzung ihn, der als stellvertretender Superintendent der Kreissynode Wolf anwesend war, zum Mitgliede ihres Moderamen für die Dauer dieser Versammlung, als welches er die Führung des Protokolls übernahm; und demnächst, als zu der de-

finitiven Wahl des Präses der Provinzialsynode für die nächste sechsjährige Periode geschritten ward, fiel die Mehrheit der Stimmen gleichfalls auf ihn, — ein Beweis, daß K.'s vorzügliche Tüchtigkeit zur Leitung der Kirchenangelegenheiten und zur würdigen Vertretung der Interessen der Provinzialkirche eben so von den Synodalen aus dem obern Theile der Provinz, wie von denen aus dem untern Theile derselben erkannt worden war. Unterm 21. Jan. 1836 erfolgte nun zwar die nachgesuchte höhere Bestätigung des Moderamen und K. begann auch sofort mit der ihm eigenen Rührigkeit die Führung der Präsidialgeschäfte; doch konnte er dieses „ihm sehr theure" Amt nur wenige Monate verwalten, weil er, in Folge allerhöchster Ernennung (vom 7. Febr. 1836) zum Vice-Generalsuperintendenten der Rheinprovinz und zum Mitgliede des Konsistorium zu Koblenz, bereits im April 1836 diese neue Stelle antrat, welche mit jenem Amte nicht vereinbar war. Wie erfreulich es auch für K. war, als Stellvertreter seines Jugendfreundes, des Bischofs Dr. Roß, welcher seinen Wohnsitz in Berlin behielt, die Generalsuperintendenturgeschäfte wahrzunehmen, so hatte dieses Verhältniß doch auch manches Beengende und Unangenehme. Man denke sich einen Mann, der, wie K., im vollen Sinne des Wortes auf eignen Füßen stand und in Allem, was sich auf die Leitung der Kirchenangelegenheiten bezog, eine selbständige, wohlerwogene und tiefdurchdachte Ansicht sich gebildet hatte, in allen einigermaaßen wichtigen und einflußreichen Amtshandlungen und Entschließungen abhängig von einem Vorgesetzten, der weit entfernt wohnte, der in der Regel alle Jahre nur einmal und zwar nur auf sehr kurze Zeit in die Provinz kam, der in Folge dessen natürlich mit den laufenden Geschäften und den faktischen Verhältnissen nicht durch und durch bekannt war und der überdieß in manchen wesentlichen Punkten, namentlich was die Kirchenverfassung betrifft, abweichende Grundsätze hatte und befolgt wissen wollte: — man vergegenwärtige sich dieses Verhältniß des Stellvertreters zu dem wirklichen Generalsuperintendenten und man wird sich nicht wundern, wenn K. damit auf die Dauer nicht zufrieden war. Zwar versah er die ihm in dieser Hinsicht obliegenden Geschäfte nach bestem Wissen und so gut es gehen wollte; indessen mußte er es aufrichtig beklagen, daß es ihm so lange Zeit hindurch nicht möglich gewesen sey, das höchst wichtige Amt so wahrzunehmen, wie er selbst gewünscht hatte. Desto eifriger und nachhaltiger aber widmete er seine volle

Kraft den Arbeiten im königl. Konſiſtorium; ja man kann behaupten, daß er mehere Jahre hindurch, während das einzige ihm zur Seite ſtehende Mitglied dieſes Kollegium durch langwierige Krankheit von einer eingreifenden Theilnahme an den Geſchäften abgehalten wurde, faſt ganz allein die volle Laſt der Arbeiten getragen und ſpäter, als der Kollege wieder hergeſtellt war, nur ungern einen Theil der Geſchäfte, in die er ſich mit ganzer, ungetheilter Liebe hineingearbeitet hatte, an jenen zurückgegeben hat. Auch an den Prüfungen der Kandidaten betheiligte ſich K. ſehr thätig, indem er ſtets in der praktiſchen Theologie, beſonders in Katechetik und Liturgik, ſo wie im Kirchenrecht examinirte und dabei auf genaue Kenntniß der Agende und der Kirchenordnung von 1835 drang. Vorzugsweiſe ſtreng und genau und dadurch ſehr lehrreich für die Examinirenden beurtheilte er die von denſelben ſchriftlich ausgearbeiteten und die im Termin mündlich gehaltenen Katecheſen, worin er ſelbſt Meiſter war. Bisweilen und gern übernahm er auch die Prüfung in der Dogmatik, wobei er jedoch mehr auf den kritiſchen und ſpekulativen, als auf den poſitiv-kirchlichen Theil derſelben Rückſicht nahm und mehr auf ein geſundes Urtheil der Examinanden, als auf blos aus Kompendien erlerntes Wiſſen ſah. Dagegen legte er, beſonders im zweiten Examen, großes Gewicht darauf, daß die Kandidaten ſich mit der Bibel vertraut zeigten und eine möglichſt große Anzahl von Kernſprüchen wörtlich getreu nach der kirchlichen Ueberſetzung ihrem Gedächtniſſe eingeprägt hatten, — ein Verlangen, das bei künftigen Predigern des göttlichen Wortes gewiß durchaus an ſeiner Stelle war. Dieſe ſeltene Tüchtigkeit K.'s erkannten der König und die höheren Behörden ehrend und dankbar an. Im J. 1834 ward ihm bei Gelegenheit des Ordensfeſtes der rothe Adlerorden 4. Klaſſe, ſpäter derſelbe Orden 3. Klaſſe mit der Schleife, und bei Gelegenheit der Anweſenheit des jetzt regierenden Königs in der Rheinprovinz, Mittels Ordre d. d. Trier den 20. Sept. 1842 der rothe Adlerorden 2. Klaſſe mit Eichenlaub verliehen. Wenige Wochen darauf wurde ihm eine neue Ehre und Würde zu Theil. Die evangeliſch-theologiſche Fakultät der Univerſität zu Bonn ertheilte ihm nämlich am Geburtstage des Königs 1842 honoris causa die theologiſche Doktorwürde, in dem Diplome ihn bezeichnend als virum post complura ministeria sacra fideliter gesta procurandis regia auctoritate ecclesiis praeclare meritum editisque ad theoriam regiminis ecclesiastici scriptis at-

que egregiis homiliis publice spectatum. Dazu kam endlich, nachdem K. im Sommer 1846 der — leider! faſt erfolglos gebliebenen — Generalſynode in Berlin beigewohnt und der damalige Miniſter der geiſtl. Angelegenheiten ihn hier perſönlich näher kennen gelernt hatte, daß er gleich nach dem Schluſſe dieſer Synode Mittels Kabinetsordre vom 15. Septbr. 1846 in Stelle des auf ſeinen Wunſch von dieſem Amte entbundenen Biſchofs Dr. Roß zum wirklichen Generalſuperintendenten der Rheinprovinz ernannt und in dieſes Amt am 12. Okt. ei. feierlich eingeführt wurde. Den von ihm gehegten Erwartungen entſprach K. im vollſten Maaße. Er konnte, was ihm bis dahin nur theilweiſe möglich geweſen, ſich jetzt dem einflußreichen Amte ganz hingeben; er konnte nun das Ideal eines Generalſuperintendenten, des Pfarrers der Provinzialgemeinde, der beſonders durch die Macht der Perſönlichkeit, nicht durch Reſkripte ꝛc. zu wirken habe, dieſes Ideal, welches ihm lebendig vor der Seele ſchwebte, ungehindert durch perſönliche Beſchränkungen, zu verwirklichen ſich angelegen ſeyn laſſen; und er legte auch wirklich rüſtig und energiſch, als wäre er noch nicht den Siebenzigen nahe, Hand an das Werk. Da brach die Revolution des Jahres 1848 aus und in Folge oder doch auf Veranlaſſung derſelben traten auch in Bezug auf die kirchlichen Verhältniſſe Schwankungen und Verwirrungen aller Art hervor, die ihn auf's Neue in der ruhigen, ſtillen und wahrhaft gedeihlichen Wirkſamkeit, wie er ſie ſich gedacht hatte, hinderten. Die in ihren Folgen noch gar nicht zu überſehende, manchen beſonders vernehmlich hervorgetretenen Wortführern ſchwerlich ganz klar gewordene Forderung einer Trennung der Kirche vom Staate brachte plötzlich, wenn auch nur für kurze Zeit, eine faſt fieberhafte Aufregung in die Gemüther, auch der rheiniſchen Geiſtlichkeit; der Fortbeſtand der kirchlichen Behörden ſchien eine Zeitlang in Frage geſtellt, die Auktorität des Konſiſtorium und der Generalſuperintendenten ward von oben her und von unten herauf in einer Weiſe verkannt, daß K. in dieſer Zeit des Hin- und Herwogens der Meinungen über das, was noch zu Recht beſtehe und was weiter geſchehen müſſe, um die emancipirte Kirche zu verfaſſen und in ſich zu konſolidiren u. ſ. w., wahrlich nicht auf Roſen gebettet war. Er ließ ſich indeß durch das Alles nicht beirren; er achtete ſorgſam auf alle Zeichen der Zeit, mochten ſie ihm gefallen oder nicht, mochten ſie von Berlin her kommen oder aus der Provinzialkirche heraus; er prüfte mit

klarem Blicke die verschiedenartigen Wege, die zur Neugestaltung der kirchlichen Verfassung in Vorschlag gebracht wurden und — hielt nach wie vor fest an dem, was er nach bestem Wissen und Gewissen für recht und heilsam erkannt hatte; er schloß sich keineswegs ab gegen die Forderungen der neuen Zeit; im Gegentheile war er es, der im Namen des Konsistorium einen Grundriß zu einem neuen kirchlichen Verfassungsgebäude entwarf und dasselbe der Provinzialsynode von 1849 zur Prüfung und Berücksichtigung vorlegte; aber, so lange das Neue noch nicht rechtskräftig in's Leben getreten war, so lange hielt er mit aller Kraft darauf, daß der hie und da sich kund gebende Indepententismus in die nöthigen Schranken zurückgewiesen wurde. Und das ist ihm und dem Konsistorium, dessen Mitglieder mit ihm im Ganzen Eines Sinnes waren, zum Heile der rheinischen Kirche gelungen. Als Schriftsteller hat sich K. im Laufe der Jahre auf sehr verschiedenen Gebieten literar. Thätigkeit bewegt. — Es erschienen von ihm: Predigten bei außerord. Gelegenheiten od. über ungewöhnliche Gegenstände. Elberfeld 1805. — *Versuche, eine zweckmäßige Verfassung für den protest. Prediger- u. Schullehrerstand zu entwerfen; mit Rücksicht auf das Herzogthum Berg. 2 Thle. Düsseldorf 1807. — *Alles mit Gott! Lieder, Betrachtungen und Gebete für christliche Soldaten, die für Wahrheit, Recht u. Freiheit kämpfen. Elberfeld 1814. — Die Gestaltung d. evangel. Kirche. 1. Thl. Düsseldorf 1818. — *Sammlung christl. Kirchenlieder. Zunächst für d. evang. Gemeinde zu Trier. 1821. (2. Aufl. 1830.) — *Peter Anton Fonck. Eine getreue u. vollständ. Darstellung seines Processes. Herausgeg. ꝛc. ꝛc. von C. v. F. Braunschw. 1823. — Das Gebet d. Herrn in Predigten. Berlin 1829. — Festpredigten. Trier 1841. — Außerdem erschienen von Zeit zu Zeit in Zeitschriften (z. B. in der Quartalschrift für Religionslehrer, herausgeg. von B. C. L. Natorp) und besonders gedruckt einzelne (jedoch nur wenige) Predigten, nicht zu gedenken der amtlichen Reden, welche z. B. in den Provinzial-Synodalverhandlungen mit abgedruckt sind. Die Liedersammlung für christl. Soldaten im J. 1814 ist „in dem herrlichen, doch zerstreuenden kriegerischen Leben dieser Zeit, zum Theil unter Truppen aller Waffenarten" entworfen worden und mußte in großer Eile ausgeführt werden. Einige ungenannte Freunde Gottes und des Vaterlandes ließen 2000 Exemplare dieses Büchleins für das großh. berg'sche Armeekorps abdrucken und einbinden;

aber — die Kiſte, in der die Bücher der Armee nachgeſandt wurden, ſoll unterwegs verloren gegangen und dadurch alſo der edle Zweck des Herausgebers und jener Freunde vereitelt worden ſeyn. — Obgleich K. die Theils von Natur ihm eigene, Theils durch viele Uebung und langjährige ſorgfältige Vorbereitung ausgebildete und vor Abwegen geſicherte Fertigkeit beſaß, frei zu reden, ſo hatte er es ſich doch zur Regel gemacht, für gewöhnlich und wenn nicht ganz unvorhergeſehene Umſtände ihn nöthigten, ſeine Predigten, meiſtens auf einſamen Spaziergängen, genau zu meditiren, dann die durchdachte Dispoſition ſowohl in ſprachlicher, als in oratoriſcher Beziehung ſorgfältig auszuarbeiten und demnächſt ſtreng, wenn auch nicht ſklaviſch, zu memoriren. Dadurch geſchah es, daß er das zu behandelnde Thema ſtets ſehr gründlich und erſchöpfend verarbeitete und nie ein oberflächliches Gerede, wie es bei'm Extemporiren ſo leicht ſich zeigt, nie bloße Redensarten, nie den Gebrauch gewiſſer ſtereotyper Stichwörter und Floskeln ſich zu Schulden kommen ließ; dadurch aber geſchah es auch, daß ſeine den Gegenſtand nach allen Seiten hin erſchöpfenden, die wahre Erbauung vorzugsweiſe auf dem Wege gründlicher Belehrung erſtrebenden Predigten den Zuhörer, der nur oberflächlich angeregt, oder von der Gefühlsſeite angefaßt, der zu Thränen gerührt oder heftig erſchüttert zu werden liebt, nicht ſelten unbefriedigt und kalt ließen, ihm mehr als Abhandlungen, denn als Predigten erſchienen, denen, wie ich öfter ſagen hörte, das rechte erbauliche Element fehle. Dazu kam, daß K.'s Stimme, obgleich er ſtets ſehr richtig und beſtimmt accentuirte, doch, die Fälle ausgenommen, wo ihn die Begeiſterung ergriff und er mit klarer, kräftiger, ja gewaltiger Stimme die Zuhörer zu ergreifen wußte, für gewöhnlich etwas Eintöniges, faſt Klagendes und dadurch für den nicht auf den innern Gehalt, ſondern auf den äußern Vortrag achtenden Zuhörer etwas Ermüdendes hatte. Am umfangreichſten und in gewiſſer Hinſicht auch am bedeutendſten ſind diejenigen Schriften K.'s, welche ſich auf die Verfaſſung der evangeliſchen Kirche beziehen. Aus denſelben geht hervor, daß ihm das Nachdenken über das, was der Kirche noth thue, von Jugend auf bis in ſein hohes Greiſenalter Lebensbedürfniß und Lebensaufgabe geweſen iſt. Denn während er ſchon als junger Mann von 27 Jahren die erſte bezügliche Schrift verfaßte, nach 10 Jahren eine zweite noch umfaſſendere ausarbeitete, veranlaßte ihn ſeine ſpätere amtliche Stellung und

eigene Neigung, sich fortwährend mit diesem Gegenstande zu beschäftigen und noch als 69jähriger Greis konzipirte er den im Namen des rheinischen Konsistorium unter'm 26. Febr. 1849 veröffentlichten Entwurf einer neuen Kirchenverfassung. Was K.'s wissenschaftliches Streben überhaupt angeht, so zeigen Theils seine Schriften und Predigten, Theils wissen es diejenigen, welche ihn näher gekannt haben, aus eigener Erfahrung, daß er ein sehr vielseitig gebildeter Mann war, der jedoch auf theologischem Gebiete schon frühzeitig aus überwiegender Neigung zu spekulativen Studien sich zu beschränken wußte, um nicht überall ein Wenig, nirgendwo aber etwas Tüchtiges zu wissen und zu leisten. Er beschäftigte sich daher mit Exegese des Alten und Neuen Testaments, so wie mit Kirchengeschichte nur soweit, als dieß für den wissenschaftlichen Theologen ein unerläßliches Bedürfniß ist und er hat vielfache Beweise geliefert, daß er auch in diesen Disciplinen wohlbewandert war. Einestheils aber führte ihn seine amtliche Stellung zu dem genauen und gründlichen Studium der sogenannten praktischen Theologie im weitesten Sinne des Wortes, wie das bereits im Vorstehenden nachgewiesen worden ist; anderntheils zog ihn sein Herz bis in sein spätes Alter zu philosophischen Forschungen hin, welche natürlich auf seine dogmatischen Ansichten von entschiedenem Einflusse seyn mußten. Es leidet keinen Zweifel, daß K. ein gläubiger Christ gewesen ist, aber, wie er selbst es bezeichnet, ein denkgläubiger Christ, und zwar im besten Sinne des Wortes; ein Christ, der durch das Denken und Forschen wohl zu Zeiten namentlich in seiner kant'schen Periode, etwas weit von der kirchlichen Rechtgläubigkeit sich entfernt, auch später sich niemals ganz dem System der Bekenntnißschriften gefügt hat, der aber bei allen etwaigen Heterodoxien in einzelnen Punkten doch im Innersten seines Herzens seinem Herrn und Erlöser treu geblieben ist. Er war eine vorwiegend ethische Natur; weshalb er auch die Dogmatik immer von dieser Seite aufzufassen pflegte und allem bloßen Dogmatismus feind war, der nicht unmittelbar und lebendig auf die Sittlichkeit, auf das Leben einwirkte. Diese ethische Richtung zeigte sich denn auch in seinem ganzen Wesen und Charakter. Wie er den Werth der Nebenmenschen nicht nach Dem zu bemessen liebte, was sie dachten und glaubten, sondern nach dem, wie sie lebten; wie er nur denjenigen für einen wahren Christen hielt, der, wenn auch mit noch irrendem Verstande, sich innerlich „an Christum

hingegeben hatte und sein Leben zu leben" strebte: so war er fortwährend bemüht, sich selbst zu bessern und dem Bilde, das ihm von seinem Erlöser lebendig und klar vor der Seele stand, mehr und mehr zu nähern, und zu dem Ende gewisse Fehler, die ihm von Natur eigen waren, ernstlich zu bekämpfen. Zu diesen Fehlern gehörte namentlich eine Neigung zur Heftigkeit, zum Zorn, die in frühern Jahren oft in einer Weise hervortrat, daß er dadurch die Gemüther erbitterte und für lange Zeit, vielleicht für immer sich entfremdete. In späteren Jahren hatte er sich meistens sehr in der Gewalt und konnte bei amtlichen Verhandlungen mit Personen des verschiedensten Standes und Bildungsgrades mit großer Langmuth stundenlange Kämpfe gegen divergirende Ansichten und Bestrebungen führen; wenn aber alle ruhigen Vorstellungen, alle vernünftigen Gründe erschöpft waren und die ganze mühsame Verhandlung dennoch ohne Erfolg blieb, dann riß ihm wohl mit einem Male der Faden der Geduld und er brauste auf mit einer Heftigkeit, die bei dem sonst so milden, höflichen, besonnenen Manne sehr unangenehm auffiel, die ihn selbst aber hinterher, und zwar sehr bald, am meisten schmerzte. Uebrigens ist hier Zweierlei nicht zu übersehen. Einmal lag die Leidenschaftlichkeit meistens nur in dem Tone und in der lebhaften Gestikulation, oder sie war blos eine augenblickliche Aufwallung eines reizbaren Temperaments, niemals aber beabsichtigte er eine Kränkung und dann war es ihm stets nur um die Sache, nie um die Personen zu thun, weshalb er denn auch immer, selbst wenn er durch ein heftiges Wort Jemand verletzt hatte, dieß nachher durch desto größere Freundlichkeit wieder gut zu machen suchte. Dieses Trennen der Person von der Sache ist ein Grundzug in K.'s Charakter und wer letztern richtig würdigen will, der muß darauf besonders Acht haben. Wer den edeln Mann nur einigermaaßen näher beobachtet hat, wird, auch wenn er dessen Ansichten nicht theilen kann, so gerecht seyn, seine Liebenswürdigkeit im Umgange, seine Milde im Urtheil über Andere, seine aufopfernde, thatkräftige Liebe, seine Ueberzeugungstreue, seinen Pflichteifer, seine Demuth und Bescheidenheit, die es nie, auch den niedrigst Gestellten nicht fühlen ließ, daß er ein hochgestellter Mann war, rühmend anzuerkennen. Daß er seine Fehler, Mängel und Schwächen hatte, wußte Niemand besser und beklagte Niemand tiefer, als er selbst; daß er nicht Allen eine persona grata war, that ihm von Herzen wehe, konnte

ihn, den streng sittlichen Mann, aber nicht bewegen, um die Gunst der Gegner durch Aufgeben seiner Grundsätze zu buhlen. Feinde hat er indeß bei seinem Tode gewiß nicht zurückgelassen; dagegen eine große, große Zahl treuer, inniger Freunde, die um seinen Verlust trauern. Noch ein paar Worte über K.'s Familienverhältnisse. Kurze Zeit nach dem Antritte seiner ersten Stelle in Mettmann hat er sich, am 20. Sept. 1802, mit der Tochter des Kaufmannes Markus in Kronenberg verheirathet, welche er während seiner Kandidatenjahre, wo er, wie bereits bemerkt worden, oft für den dortigen Prediger Brebeck predigen mußte, kennen gelernt hatte. Die treue Lebensgefährtin, die ihm beinahe 48 Jahre lang liebend zur Seite gestanden, Freude und Leid, Glück und Sorgen treulich mit ihm getheilt und seine innige, herzliche, dankbare Liebe zu jeder Zeit reichlich erfahren hat, trauert jetzt, tief gebeugt durch den so unerwartet und so schleunig ihr bereiteten Verlust, dem Geliebten ihrer Jugend nach, mit dem vereint sie die goldene Hochzeit noch feiern zu können gehofft hatte. Beiden Gatten machte es, in den letzten Jahren namentlich, große Freude, sich liebliche Bilder von behaglicher Ruhe nach Niederlegung des beschwerlichen Amtes, mit welchem Gedanken K. sich ernstlich und oft beschäftigte, und von einer stillen Zurückgezogenheit, in der sie ganz und ungetheilt sich und der Familie leben und sich, ungestört durch die Welt und deren Geschäfte, auf den Himmel vorbereiten könnten, auszumalen, und oft dachten sie an die Verwirklichung dieser Bilder, die jedenfalls gleich nach dem nahe bevorstehenden Dienstjubiläum eintreten sollte. Gott aber hatte es anders beschlossen. Sie hatte ihrem Manne im Ganzen sechs Kinder geboren, von denen eins schon früh gestorben ist. Drei Söhne und zwei Töchter hat K. mit großer Sorgfalt und unter bedeutenden Opfern erzogen; die ersteren, von denen der älteste und jüngste dem medicinischen, der mittlere dem geistlichen Stande sich gewidmet haben, hat der Vater im Amte und in segensreicher Wirksamkeit zu sehen die Freude gehabt, aber auch den herben Schmerz erlebt, den ältesten Sohn, der sich in Elberfeld niedergelassen und dort verheirathet hatte, schon nach wenigen Jahren einer vielversprechenden Thätigkeit zu verlieren. Denselben Schmerz verursachte ihm der Tod des liebenswürdigen, sehr tüchtigen und allgemein geachteten Gatten seiner jüngsten Tochter, des Garnisonpredigers Preuße in Saarlouis, der nach nur achtjährigem segensreichem Wirken im J. 1837

ſtarb und die Wittwe mit drei noch ganz kleinen Kindlein hinterließ. Auf einem ſeiner gewöhnlichen Spaziergänge, den er am 22. März d. J. zu ſpäter Stunde ohne Begleitung machte und, meditirend über die zu haltenden Feſtpredigten, übermäßig ausdehnte, holte ſich der körperlich noch ſehr rüſtige Mann, der ſeit 40 Jahren keine ernſtliche Krankheit beſtanden hatte, den Tod. Eine Erkältung rief ſchon am folgenden Tage heftiges Fieber hervor und hatte alsdann eine Bruſtentzündung zur Folge, die zwar anſcheinend gehoben wurde; aber die Gewalt des Fiebers wollte allen ärztlichen Mitteln nicht weichen und verzehrte daher überraſchend ſchnell das kräftige Leben. Anfangs glaubte der Kranke, das Uebel werde ſchnell gehoben ſeyn; bald fühlte er jedoch, daß es ernſtlicherer Art ſey und ſeine Lebenskraft gebrochen habe. Er ſprach daher, wenngleich den Tod noch nicht ahnend, ſchon in den erſten Tagen der Krankheit die entſchiedene Abſicht aus, gleich nach der Geneſung um ſeine Amtsentlaſſung einzukommen und den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zu verleben. Als aber am Nachmittage des erſten Oſtertages die Seinen weinend um ſein Bett ſtanden, als der Sohn aus Köln, überwältigt von ſeinem Gefühle, in die Kniee ſank und in ein inbrünſtiges Gebet ſeine tiefbewegte Seele ergoß, da trat auch dem Kranken der nahe Tod klar vor das innere Auge und, das Gebet des Sohnes mit einem herzlichen Amen bekräftigend, die Fieberphantaſie mit der vollen Kraft ſeines Geiſtes zurückdrängend, ſprach er darauf klar und zuſammenhängend, in begeiſtertem Tone, ſogar in oratoriſcher Form, faſt eine halbe Stunde lang zu ſeinen Lieben, indem er dem Herrn und ihnen für alles Gute, alle Liebe, die ihm im Leben zu Theil geworden, dankte, in rührender Weiſe von Allen Abſchied nahm und ſie der Gnade ſeines Gottes und Heilandes befahl. Alsdann begehrte er, daß ihm das hoheprieſterliche Gebet des Herrn (Joh. 17), der 90. Pſalm und ſein Lieblingslied („Liebe, die du mich zum Bilde ꝛc." von Angelus Sileſius) vorgeleſen werde; — er wollte ſelbſt noch leſen, fühlte ſich aber dazu zu ſchwach und ſein Auge bereits dunkel geworden. Darauf legte er ſich zur Ruhe. Zwar hatte der Körper nun noch einen mehrſtündigen ſchweren Kampf zu beſtehen; endlich aber — in der Nacht auf den 1. April gegen 1 Uhr — hauchte er ſanft und friedlich ſeine Seele aus, um einzugehen zu ſeines Herrn Freude. Die Beerdigung fand, ſeinem ausdrücklich erklärten Willen gemäß, am 4. April früh Morgens in möglichſter Stille und ohne

äußeres Gepränge Statt. Zu der trotzdem ziemlich zahlreich auf dem Kirchhofe versammelten Menge seiner Freunde aus der Nähe und Ferne — selbst von Mettmann war ein alter Jugendfreund herbeigeeilt — sprach der Ortsgeistliche, Pfarrer Schütte, am Grabe, nachdem die Leiche unter Choralgesang eingesenkt worden war, ein sehr erbauliches Wort über Joh. 12, 26: „Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo ich bin, da soll mein Diener auch seyn"; worauf der langjährige Kollege des Seligen, Konsistorialrath Dr. Groos, mit einem aus der Tiefe eines bewegten Herzens sich hervorringenden, ergreifenden Gebete die ernste Feier schloß.

* 79. Dr. phil. Plathner,

königl. niederländ. Domänendirektor zu Göttingen;

geb. im Jahre 1790, gest. den 3. Mai 1850.

Ueber die ersten Lebensverhältnisse wissen wir leider Nichts anzugeben. Wahrscheinlich ist derselbe in Gronau, bei Göttingen, geboren. In den Jahren 1816 bis 1820 hatte derselbe das adelige Gut Ellerburg, im Kreise Lübbecke (Prov. Westphalen) gepachtet und war zugleich Verwaltungsbeamteter des Kirchspiels Alswede. Als dieß Gut verkauft würde, zog P. nach dem Rheine und später nach Göttingen. Er lebte in guten Vermögensverhältnissen, war ein braver, uneigennütziger Mann, dem die Stadt in Folge seiner vielseitigen praktischen Kenntnisse und rastlosen Thätigkeit, namentlich als Bürgervorsteher, die Aufdeckung und Abstellung mancher alten Misbräuche und die nach allen Richtungen hin beharrlich angestrebte Verbesserung der innern Kommunalangelegenheiten zu verdanken hat. Deshalb trauerte die ganze Bürgerschaft um seinen Verlust; denn jene Verdienste gestanden ihm selbst seine politischen Feinde zu. Er war angeklagt wegen versuchten Staatsverraths, auf Denunciation des Bürgermeisters Wuthmann zu Hardegsen. Seine Verhaftung war wegen seiner notorischen Vermögens- und sonstigen Verhältnisse weder vom Amte, noch von der Justizkanzlei als erforderlich erachtet. Das Oberappellationsgericht verwies die Sache an's Schwurgericht und ordnete seine Verhaftung an. Wegen eines Falles des Dr. P. konnte die Verhaftung nicht ausgeführt werden; daher mußte mehere Wochen hindurch ein Gensd'arm in seinem Zimmer Wache halten. Obgleich er mit Ruhe dem Ausgange des Processes entgegensah, so

ſcheint die fortwährende Sicherheitswache ihm doch großen Kummer verurſacht und ſeinen Tod herbeigeführt zu haben. Er ſtarb an der Gehirnentzündung. Es war die erſte Leiche eines Volksmannes in der Stadt Göttingen, wo bis dahin nur die Profeſſorenbegräbniſſe mit ihrem ſorglichen Gepränge Epoche zu machen pflegten. Ueber 1000 Bürger folgten der Leiche. Superintendent Seidel hielt eine angemeſſene Rede am Grabe. P. hat im landwirthſchaftlichen Fache viel geleiſtet. Ob er als Schriftſteller aufgetreten, wiſſen wir nicht *).

80. Dr. Niels Nikolaus Falck,

Profeſſor des Rechtes zu Kiel;

geb. den 25. Nov. 1784, geſt. den 5. Mai 1850 **).

F. war der einzige Sohn eines Landmannes zu Emmerlev im Amte Tondern, welcher früher Schiffer geweſen war, aber ſeiner Frau zu Liebe die Schifffahrt aufgegeben hatte; ſeine Geburtsgegend gehörte zu dem ehemals herzoglichen oder fürſtl. Antheile Schleswigs, der 1721 mit dem Theile, den der König von Dänemark als Herzog an Schleswig hatte, vereinigt wurde. Dieſe Okkupation des fürſtl. Antheils wurde von den Unterthanen um ſo ſchwerer empfunden, da der Herzog von Gottorf auf ſeine Herrſchaft nicht verzichtet hatte. Schon in noch früherer Zeit, 1676 und 1684, war dieſer herzogl. Antheil von Seiten Dänemarks okkupirt, aber beidemal wieder zurückgegeben worden; die damals geforderte neue Beeidigung hatte manche Gewiſſen bedrängt und auch 1721 fehlte es nicht an ſolchen Bedrängniſſen. Trotz der Unordnung, Verſchwendung und Unredlichkeit, die unter Görtzen's Miniſterium an dem vormundſchaftlichen Hofe des jungen Herzogs Karl Friedrich Statt fanden, hingen doch die herzogl. Unterthanen mit ſeltener Treue an ihrem angeſtammten, lange landflüchtigen Landesherrn, wovon der Krieg der Zeit, namentlich die Belagerung Tönnings 1712

*) Dieſer Verewigte darf nicht mit Georg Pl., königl. niederländ. Kammerrath zu Kamenz, früher zu Poſen, welcher allerdings Schriftſteller war, verwechſelt werden.

Die Redaktion.

**) Nach einer Monographie: Zur Erinnerung an Nik. Falck. Kiel 1851. aus der akadem. Monatsſchrift 1850. Hft. 2. — Hiernach ſind die irrigen Angaben der „Illuſtrirten Zeitg. (25. Mai 1850)" über Geburtsjahr und Todestag zu berichtigen.

und 1713 manche Beiſpiele aufweiſt. In ſeiner Jugend hörte F. häufig von den gottorf'ſchen Herzogen, von deren Verluſte des ſchleswig'ſchen Antheils im J. 1721 und von den Drangſalen, die der damalige Krieg mit ſich gebracht hatte, ſowie von der Treue, welche die Unterthanen für ihren Herzog bewahrten. Er hat uns von dieſen Jugenderinnerungen einige Nachricht gegeben in Biernatzki's Volksbuch 1844 und in ſeinem Schlesw.-Holſt. Wochenblatt Nr. 24, 25. Aug. 1848. „Das Brunnenhäuslein bei Hoyer", heißt dieſer kleine Aufſatz von F. Als nämlich 1713 bei dem Eindringen der Dänen in dieſe Gegend die Wohnung des herzogl. Landſchreibers in Flammen aufging, blieb nur das Brunnenhäuslein ſtehen und ſtand noch 1803 als Erinnerungszeichen des J. 1713 und der zunächſt folgenden Zeit. Dieſe Jugendeindrücke laſſen ſich wohl auch in F.'s Schriften wieder erkennen. F. ward ſchon in früher Jugend von dem Vater zu einem Prediger auf der nahen Inſel Sylt gegeben, um dort unterrichtet zu werden; etwas ſpäter genoß F. den Unterricht des Paſtors Paulſen in Heldevad, einem durch den vaterländiſchen Hiſtoriker, Heldvader, bekannten Kirchdorfe bei Apenrade, und beſuchte nachher die gelehrte Schule zu Hadersleben, wo damals Ad. Heinrich Eckermann, ein Sohn des Theologen J. Chr. Rudolph Eckermann, Rektor war. Für dieſen Lehrer bewahrte F. eine große Anhänglichkeit, ſo verſchieden auch ihre, namentlich religiöſe, Denkweiſe war. Auf der Landesuniverſität ſtudirte er Philologie und Theologie und gewann 1806, nachdem Profeſſor Heinrich *) zwei Jahre vorher ſeine philologiſche Wirkſamkeit an der kieler Univerſität begonnen hatte, den erſten Preis, welchen der Holländer, Samuel Schas, aus Liebe zu ſeinem Lehrer, Marquard Gude, 1675 in ſeinem Teſtamente zur Förderung der Studien geſtiftet hatte. Nach vollendeten Studien ging er als Hauslehrer zu dem Grafen Adam Moltke, dem Freunde Niebuhr's **), nach Nütſchau, wo er ſich mit dem Studium der Rechte beſchäftigte. Er bewarb ſich 1808 um die Promotion in der philoſophiſchen Fakultät und ſchrieb die in dieſem Jahre in Kiel gedruckte Abhandlung: „De historiae inter Graecos origine et natura"; 1809 beſtand er ein glänzendes juriſtiſches Examen, worauf er, wie die meiſten ausgezeichneten Juriſten, denen es nicht ganz an Geldmitteln fehlte, nach Kopen-

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 210.
**) — — — 9. — — — — S. 19.

hagen ging, um in der schleswig-holstein'schen Kanzlei — die bis zum 20. Sept. 1806 deutsche Kanzlei hieß — die praktische juristische Laufbahn zu beginnen. Die meisten Juristen, welche aus den Herzogthümern bis zum J. 1848 zur praktischen Ausbildung und zum schnelleren Fortkommen wenigstens eine Reihe von Jahren nach Kopenhagen gingen, kamen wenig mit den dänischen Verhältnissen in Berührung und bekümmerten sich selten genauer um die dänischen Zustände, die Einrichtungen, die Sprache und Literatur der Dänen; sie sahen ihren dortigen Aufenthalt als durchaus transitorisch an, als Vorbereitung für eine Anstellung in den Herzogthümern. Nicht so F.; er war von Jugend an mit der dänischen Sprache bekannt, weil sie, wenn auch in schlechtem Dialekte, in seiner Heimath gesprochen wurde; sein Blick war schon durch sein doppeltes Fachstudium mehr erweitert, als dieß von den meisten jungen Männern, die nach vollendetem Studium nach Kopenhagen gingen, angenommen werden darf. F. studirte die dänische Literatur, drang in die dänischen Zustände und Verhältnisse ein und ward mit den ausgezeichnetsten Männern in Kopenhagen bekannt. Unter den deutschen Familien schloß sich F. am Meisten an die des Leibarztes Brandis an; er hatte den gelehrten Arzt schon in Kiel, wo dieser von 1803 bis 1809 Professor war, kennen gelernt und unterrichtete eine Zeitlang in Kopenhagen einen der jüngern Söhne seines Freundes. Vor dem Verluste Norwegens wollte Dänemark auf den Wunsch des Landes in Christiania eine Universität gründen, damit nicht die entfernten Norweger zur Vollendung ihrer Studien genöthigt wären, sich mehere Jahre in der theuern Residenz Dänemarks aufzuhalten. F. war zum Professor der neuen Universität ernannt, ging aber, da mittlerweile Norwegen abgetreten wurde, nicht dahin, sondern wurde nach hergestelltem Frieden zum ordentlichen Professor des Rechts in Kiel berufen, wo er 1815 seine Thätigkeit begann. Eine in der Zwischenzeit beabsichtigte Reise kam wegen des Kriegs und anderer Verhältnisse nicht zur Ausführung; er überschritt erst viel später die Elbe, lernte erst 1826 das weitere Deutschland aus eigener Anschauung kennen. Ein Jahr vor F. war Dahlmann, den er in Kopenhagen kennen gelernt und im Hause von Dahlmann's Oheim, Fr. Christ. Jensen *), dem Deputirten der deutschen Kanzlei, oft gesehen hatte,

*) Dessen Biogr. siehe im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 1085.

als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Kiel gekommen und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Weggange nach Göttingen. In der juristischen Fakultät waren damals Schrader, der das einheimische Recht der Herzogthümer lehrte, und der auch im Auslande allbekannte A. G. Cramer bis 1815 die beiden einzigen ordentlichen Professoren; Olivarius, der seit 1781 als außerordentlicher Professor für das dänische Recht angestellt war, lebte selten in Kiel; Albr. Schweppe, der mehere Jahre als außerordentlicher Professor des römischen Rechts hier gewirkt hatte, trat mit Falck und Welcker zugleich als ordentlicher Professor ein. Für die Universität geschah damals, im Verhältniß zu den früheren Jahren, viel; auch Twesten wurde 1815 als außerordentlicher Professor berufen. F. las deutsches Recht, Handelsrecht, Encyklopädie, Kirchenrecht, schleswig-holstein'sches Recht und Proceß und öffentlich mehrmal über Tacitus Germania. Seine Ansicht über diese merkwürdige Schrift hat er in den „Kieler Beiträgen" Bd. 2. Schleswig 1821. S. 466 u. ff. dargelegt; er hält die „Germania" wegen der mangelnden Einleitung und anderer Gründe für die Episode eines größeren Werkes und glaubt, daß sie ein Fragment der letzten verlorenen Bücher von Tacitus Historien sey. Für das einheimische Recht trat Ende 1816 M. Tönsen, ein älterer Freund F.'s, als ordentlicher Professor ein und F., der nach Welcker's Weggang in demselben Jahre das Kriminalrecht und den Kriminalproceß übernahm, überließ die Vorlesungen des vaterländischen Rechts und Processes dem praktisch erfahrenen Kollegen Tönsen, der einen ähnlichen Studiengang wie F. von der Theologie zur Jurisprudenz gemacht hatte; er war eine Reihe von Jahren Hardesvogt in der Hoyerharde des Amts Tondern gewesen, mit F. von dessen Heimath her bekannt, und hatte ihn auch bei dessen Privatstudium des Rechts gefördert. Die Vorlesungen über die Geschichte des einheimischen Rechts setzte F. fort und sie wurden sehr viel gehört; er hat durch sie hauptsächlich Einfluß auf die Universität gehabt und hierdurch zum eifrigen Studium des Rechts und der Geschichte des Landes angefeuert. Als 1836 Professor Emil Herrmann nach Kiel kam, übernahm dieser das Strafrecht, den Strafproceß und das Kirchenrecht, obgleich F. wenigstens die erstere Disciplin mit großer Liebe las und sich wohl weniger für den Civilproceß, über den er von nun an wieder Vorlesungen hielt, zu eignen schien. Die weitere Thätigkeit F.'s läßt sich am Besten an seine Haupt-

schriften anknüpfen. Die jüngeren Kräfte der kieler Universität vereinigten sich 1815 mit meheren älteren zur Herausgabe der kieler Blätter, als deren Herausgeber sich Dahlmann, Falck, Twesten und Welcker nannten, an der aber namentlich Franz Hegewisch, A. Niemann *), Chr. Pfaff, Kleuker **) und andere Professoren Theil nahmen. Die Zeitschrift war aus dem neuen Geiste der Zeit hervorgegangen, der damals alle Deutschen belebte, deutsche Sitte, deutsches Recht und deutsche Freiheit durch allgemein verständliche wissenschaftliche Untersuchungen und Darstellungen zu fördern. Der König von Dänemark war als Herzog von Holstein und Lauenburg dem deutschen Bunde beigetreten und Holstein hatte dadurch und durch sein altes Recht gegründete Ansprüche an eine ständische Verfassung, wollte aber diese nur in Gemeinschaft mit dem ihm verbundenen, oder, wie die königl. dänischen Reichsräthe 1580 sagten, incorporirten Schleswig haben. Zu dieser Verwirklichung wirkten die kieler Blätter mit; es kommt außerdem in ihnen Manches über das Verhältniß der Herzogthümer zu Dänemark zur Sprache, wie es nothwendig nach den vorangegangenen Jahren sich zeigen mußte. Daß nach der Verdrängung der Franzosen aus Deutschland gegen die Anmaaßungen, wie sie von einzelnen Dänen, namentlich von Professor Högh-Guldberg, in Bezug auf Einführung der dänischen Sprache durch ganz Schleswig, vorgebracht waren, Entgegnungen folgten, war sehr erklärlich. F. kannte die dänische Sprache und Literatur und wußte sich geläufig in ihr auszudrücken; aber er trat in den kieler Blättern Bd. 2, indem er einen von dem milden und umsichtigen Historiker D. H. Hegewisch 1809 gegen Guldberg erschienenen Aufsatz kommentirte, diesen Anforderungen kühn und offen entgegen, die gegenseitige Anerkennung eines gleichen Rechts sey nothwendig zu einem guten Verhältnisse, man dürfe nicht der Sprache, einem der heiligsten Güter des Menschen, das auf Gleichheit ruhende Recht entziehen. Die Herzogthümer Schleswig und Holstein, sagte F. 1816, sind keine Provinzen von Dänemark in dem Sinne, wie Jütland eine genannt werden kann und sie bilden keine Unterabtheilung des dänischen Reiches. Ebensowenig kann das Reich Dänemark im Gegensatz der Herzogthümer ein Hauptland genannt werden, so daß die Herzogthümer im hochmüthigen

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 420.
**) — — — 5. — — — S. 545.

römischen Sinne des Wortes Provinzen zu nennen und als jenem unterworfen anzusehen wären. Zwar verknüpft ein heiliges und unauflösliches Band, die Einheit des Regenten, beide Länder auf's Engste mit einander; auch müssen wir Alle den Wunsch hegen, daß diese Verbindung nicht eine blos staatsrechtliche Form bleibe, sondern daß sie in den Einwohnern dieser Länder die Gesinnungen der gegenseitigen Achtung, des Wohlwollens und der Gerechtigkeit immer mehr bevestige. Auf die Rechte und Verbindlichkeiten der Länder und ihrer Bewohner aber kann diese Art der Verbindung keinen rechtlichen Einfluß haben. In allem Uebrigen stehen die Herzogthümer mit Dänemark in keiner weiteren Verbindung als Polen und Sachsen, Pommern und Schweden ehedem, jetzt noch England und Hannover, Oesterreich und Ungarn. Daß die Sache sich so verhalte, daß der Regent zu jedem seiner Länder in einem eigenthümlichen Verhältnisse stehe und daß dieses Verhältniß durch keine Inkorporation geändert sey, noch rechtlich ohne Einwilligung der Unterthanen geändert werden könne, brauche man keinem Kundigen zu sagen. Auch ist, sagt F., das Verhältniß Dänemarks und der Herzogthümer gegen einander selbst von dänischen Schriftstellern auf die eben angegebene Weise ausdrücklich anerkannt worden. Bilden aber beide Theile der dänischen Monarchie, fährt F. fort, besondere für sich bestehende und in ihren inneren Angelegenheiten völlig getrennte Staaten, so ist nicht abzusehen, warum der einen Sprache Vorrang und Wichtigkeit vor der anderen beizulegen wäre. F. erkennt an, daß eine Veranstaltung, die Verordnungen für die dänisch redenden Bewohner Schleswigs in dänischer Sprache zu publiciren, nöthig gewesen, wozu aber nicht die 1807 erlassene Bestimmung, die Verordnungen für alle Distrikte in beiden Sprachen bekannt zu machen, nothwendig gewesen sey, zumal da es in diesem Erlasse zugleich heißt, daß diese Veranstaltung getroffen sey, um die Kenntniß der dänischen Sprache in den Herzogthümern mehr auszubreiten. F. mißbilligt die Verordnung von 1807, daß alle Bestallungen in dänischer Sprache zu erlassen, die Anordnung von 1814, daß in den gelehrten Schulen, wie auch in den höheren Knaben- und Mädchenklassen in den Bürgerschulen Unterricht in der dänischen Sprache ertheilt werde; aber er sah die Einführung der Landessprache bei allen öffentlichen Angelegenheiten als eine gerechte Forderung des Volkes an; man müsse der Landessprache in den nördlichen Aemtern ihr altes Recht

und ihre alte Ehre angedeihen laſſen; daß die däniſche Sprache in Gegenden, wo ſie bei dem Volke üblich, allmälig auch zum öffentlichen Gebrauch eingeführt würde, ſey billig; die Kirchenſprache zu verändern, ſey aber nirgends nöthig. Dieſe 1816 von F. dargelegte Anſicht vertheidigte er in der Provinzialſtändeverſammlung und es wurde am 14. Mai 1840 eine dieſer Anſicht entſprechende Verfügung erlaſſen, daß in denjenigen Diſtrikten Schleswigs, wo die däniſche Sprache Kirchen- und Schulſprache iſt, künftig in allen Regierungs- und Rechtsſachen die däniſche Sprache ſtatt der deutſchen gebraucht werde. So billig auch dieſe Verfügung ſcheint und ihr Inhalt dem Weſentlichen nach, wie geſagt, von F. in einer ſchon 1816 gedruckten, gegen übertriebene däniſche Anforderungen gerichteten Abhandlung empfohlen wurde: ſo hat doch gerade dieſe Sprachverfügung ſehr dazu beigetragen, die Differenzen zwiſchen den Herzogthümern und Dänemark zu ſteigern, indem man die Sprache zum politiſchen Vehikel gebrauchte. Man hat F.'s Streben, daß in denjenigen Diſtrikten, wo die Kirchen- und Schulſprache däniſch iſt, auch die Gerichtsſprache allmälig die däniſche werde, vielfach hart getadelt. Die Sprachverfügung von 1840 iſt ſehr gemißbraucht worden, man hat mit ihr Unfrieden geſäet, aber der Mißbrauch trifft F. nicht und es läßt ſich wohl nicht ſo leicht über das, was in den verſchiedenen nördlichen Diſtrikten Schleswigs das Rechte und Angemeſſene iſt, aburtheilen. — Mit dem Streitpunkte der Sprache wurde die Frage über das Verhältniß Schleswigs zu Dänemark und Holſteins zu Schleswig verflochten. Am 17. Aug. 1816 wurden von Friedrich VI. die Landesprivilegien beſtätigt, am 19. Aug. eine Kommiſſion nach Kopenhagen berufen, welche Vorſchläge zu einer zweckmäßigen Organiſation der zukünftigen Verfaſſung Holſteins vorlegen ſolle. Schleswigs war dabei nicht gedacht worden, auch kein Schleswiger zu der Kommiſſion berufen. Schon vor dieſen Verfügungen war das Gerücht verbreitet, daß eine Trennung Schleswigs von Holſtein bezweckt werde, daß Schleswig mit Dänemark zu verbinden ſey. Gegen eine wohlgemeinte aber ſchwache Schrift: „Patriotiſche Gedanken über Landſtände in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein von L – r“ waren 1815 „Patriotiſche Gedanken über Landſtände in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein umgearbeitet und umgeändert von R—l“ erſchienen, worin ausgeführt wurde, daß eine Verfaſſung überhaupt nicht noth noch nützlich ſey, insbe-

ſondere die Herzogthümer keinen rechtlichen Anſpruch darauf hätten. Gegen einen Aufſatz Dahlmann's im erſten Bande der kieler Blätter war eine anonyme Schrift: „Das wahre Verhältniß des Herzogthums Schleswig zum Königreich Dänemark" s. l. 1815 erſchienen, in welcher der ungenannte Verfaſſer behauptete, Schleswig ſey ſeit 1721 dem däniſchen Königsgeſetze unterworfen; die Feder dieſes anonymen Schriftſtellers iſt dabei voll Ingrimm gegen die ſchleswig-holſtein'ſche Ritterſchaft, welche auf die Beibehaltung der Verbindung der Herzogthümer gedrungen hatte und nach gemeinſamer Verfaſſung beider Herzogthümer ſtrebte. F. ſchrieb zu Anfang des J. 1816 mit Berückſichtigung der letzteren Broſchüre und ähnlicher Schriften ſeine Schrift: „Das Herzogthum Schleswig in ſeinem gegenwärtigen Verhältniß zu dem Königreich Dänemark und zu dem Herzogthum Holſtein. Nebſt Anhang über das Verhältniß der Sprachen im Herzogthum Schleswig." Er weiſt nach, daß das Herzogthum Schleswig weder vor noch nach 1721 dem däniſchen Königsgeſetz unterworfen worden, daß es gerechte Anſprüche auf die unzertrennliche Verbindung mit Holſtein und auf eine gemeinſchaftliche Verfaſſung mit Holſtein habe. F., deſſen Wahrheitsſinn und Redlichkeit ſelbſt die bitterſten Gegner kaum zu bezweifeln wagten, ſagt in der Vorrede: Bei allem Intereſſe, welches er (der Verfaſſer Falck) an dem Schickſale des Herzogthums Schleswig nimmt und bei der veſten Ueberzeugung, daß, was bisher die unparteiiſche Prüfung ihm als richtig zeigte, auch in der Folge nicht wird wankend gemacht werden können, will er offen bekennen, daß er vor einem entgegengeſetzten Reſultate der Forſchung auch nicht erſchrecken würde. Ließe ſich darthun, daß Schleswig ſeine alten Verfaſſungsrechte auf eine legale Weiſe eingebüßt habe, daß das Grundgeſetz des Reichs Dänemark und die unbeſchränkte Regierungsgewalt des Königs in Schleswig anerkannt wären, ſo dürfte es natürlich Niemandem einfallen, mit Uebergehung des letzten Aktes, die frühere Verfaſſung als rechtlich beſtehend darzuſtellen. Man könnte die Uebertragung aller Gewalt an den Regenten mißbilligen, aber wie man im Privatleben auch einen nicht vortheilhaften Kontrakt zu erfüllen verpflichtet iſt, ſo muß auch jeder Zuſtand, den das Volk oder eine daſſelbe repräſentirende Verſammlung gewollt hat, z. B. die in Dänemark eingeführte Unumſchränktheit der Regierung, als ein durch den Willen des Volks begründeter und regelmäßiger gelten. In F.'s Schrift iſt S. 85

und 86 das ſpäter ſo viel beſprochene Patent des Königs Friedrich IV. vom 22. Auguſt 1721 ungenau abgedruckt, indem die Worte „und zu inkorporiren" nach den Worten „ſelbigen Antheil mit dem unſrigen zu vereinigen", ausgelaſſen worden, was im J. 1848 und 1849 von Manchen getadelt wurde; es beruht dieſe Auslaſſung, die keinen weſentlichen Einfluß hat, offenbar auf nachläſſiger Korrektur bei'm Drucke. In den kieler Blättern Bd. 3 gab F. Nachträge zu ſeiner Schrift über Schleswig; er reducirt die auch von Friedrich VI. und den folgenden Königen beſtätigten Privilegien der Herzogthümer auf folgende Punkte: 1) die Vereinigung der beiden Herzogthümer; 2) die Beſorgung aller öffentlichen Geſchäfte durch Eingeborne der Herzogthümer; 3) Haltung der Landtage; 4) das Recht der Steuerbewilligung. Er ſieht mit Recht die Privilegien nicht als Vorrechte der Ritterſchaft, ſondern als Freiheiten des Landes an, die eben ſo gut den übrigen Unterthanen Rechte geben, als der Ritterſchaft und den Beſitzern adeliger Güter, und zeigt, daß die Amtsdiſtrikte nicht als Domänen anzuſehen ſeyen (Bd. 3. S. 163, 506; Bd. 4. S. 94). Auf die Berechtigung der kleinen freien Grundbeſitzer gegen willkührliche Beſteuerung kommt F. öfter zurück und vertheidigte nach Michelſen's Schrift: „Die vormalige Landesvertretung. Hamb. 1831" die Rechte des Bauernſtandes wieder 1846 in Biernatzki's Volksbuch gegen demokratiſche Angriffe, welche einzelne Aeußerungen Dahlmann's benutzten, um die Privilegien oder Landesrechte als ariſtokratiſche Vorrechte darzuſtellen. Als einen weiteren Nachtrag zu F.'s Schrift: „Das Herzogthum Schleswig" ſind, außer den erwähnten Aufſätzen in den kieler Blättern auch die Anmerkungen anzuſehen, welche F. zu der Ueberſetzung des däniſchen Staatsrechtslehrers Schlegel Schrift: „Ueber die ſtaatsrechtliche Verbindung der Herzogthümer Schleswig und Holſtein. Aus dem Franzöſiſchen. Kiel 1816" hinzufügte. Auch Schlegel räumte ein, daß 1721 das däniſche Königsgeſetz nicht in Schleswig eingeführt, daß die alte Verfaſſung nicht de jure, ſondern nur de facto aufgehoben ſey; er berichtigte F.'s Darſtellung über die Aufhebung der Lehnsverbindung mit Dänemark. F. geht in ſeinen Anmerkungen und in ſeinem Nachtrage nicht näher auf Schlegel's Behauptung ein, daß in Schleswig die Erbfolge des Königsgeſetzes gelte, in Holſtein aber die agnatiſche und deshalb beide Herzogthümer verſchieden ſeyen. Die Erbfrage ſchien damals noch nicht von praktiſcher Wichtigkeit zu ſeyn und

unſer Freund war offenbar 1816 über dieſe Frage nicht mit ſich ſelbſt im Reinen; er ſagte damals, man könne höchſtens für den nach Kriegsrecht 1721 erworbenen ehemals herzogl. Antheil Schleswigs die Erbfolge des Königsgeſetzes als geltend anſehen, die Zuſtimmung der Agnaten und Stände ſey ſo gut für Schleswig wie für Holſtein zur Aenderung der Erbfolge nothwendig. F.'s Theilnahme an dem nieder-elbiſchen Merkur, der 1815 und 1816 in Hamburg erſchien, iſt wohl gering geweſen. Das Schreiben vom 10. Juni 1815 in N. VIII, in welchem auch von der am 8/9. Jan. 1814 projektirten ſchwed. Proklamation zur Deklaration eines ſelbſtändigen cimbriſchen Reiches die Rede iſt, dürfte nicht von ihm ſeyn. Im J. 1816 vertheidigte F. das Recht der nicht-ritterſchaftlichen Gutsbeſitzer auf gemeinſchaftliche Verſammlungen und zeigte, daß die Güter für die 1802 angeordnete Landſteuer übertrieben, eilig und unzuverläſſig geſchätzt worden. F.'s Schrift: „Das Herzogthum Schleswig" mit den Nachträgen iſt unter ſeinen vielen Büchern diejenige, welche von ſeinen Landsleuten am meiſten geleſen und beachtet wurde. Bei ihrem Erſcheinen freilich war die politiſche Theilnahme in den Herzogthümern keine allgemeine; die meiſten Einwohner hielten ſich an dem holſtein'ſchen Sprichwort: „es hat wohl keine Noth"; von den oberen Beamteten waren manche zu ſorglos und unbekümmert, ſie mochten ſich nicht in die hiſtoriſchen Verhältniſſe verſetzen und man vertraute dem wohlwollenden, gerechten Sinne Friedrich's VI., der die Erbfolgefrage durch den Weg der Verhandlung abgemacht zu ſehen wünſchte. Auch F. hat in ſeiner Gedächtnißrede, die er bei der Todtenfeier König Friedrich's VI. am 16. Jan. 1840 hielt, ſeine Anhänglichkeit, ſeine Dankbarkeit für denſelben ausgeſprochen und Friedrich's VI. Menſchenfreundlichkeit, Humanität und Güte des Herzens gelobt; aber dennoch wollte er das Recht des Landes gewahrt wiſſen und glaubte dadurch dem Rechte des ihm gnädigen Monarchen nicht zu nahe zu treten. Als im J. 1830 durch Lornſen's Auftreten das politiſche Bewußtſeyn allgemeiner wurde, fand F.'s Schrift eine größere Beachtung. Schade iſt es, daß ſein Plan in den letzteren Jahren, ſein „Herzogth. Schleswig" in einer neuen verb. A. erſcheinen zu laſſen, nicht zur Ausführung gekommen iſt. — In dem J. 1821 begann Falck in Verbindung mit dem Advokaten Carſtens eine neue Zeitſchrift: „Staatsbürgerliches Magazin mit beſonderer Rückſicht auf Schleswig, Holſtein und Lauenburg", die er ſpäter allein fortſetzte.

Mit den erſten zehn Bänden wurde eine Reihe dieſer Zeitſchrift geſchloſſen und dazu 1834 von Schröder ein Regiſter geliefert. Eine zweite Reihe von zehn Bänden erſchien in den J. 1833—41 und darnach noch als Fortſetzung unter dem Titel Archiv Bd. 1—4. Kiel 1842—1845. Die Zeitſchrift bezieht ſich größtentheils auf innere Angelegenheiten, namentlich enthält ſie Beiträge zur Kenntniß des Kommunalweſens, der Verwaltung und der Juſtiz der Herzogthümer. Zur Jubelfeier der Reformation ließ Harms fünf und neunzig Theſen drucken und wurde deshalb von Vielen angegriffen. Falck vertheidigte Harms gegen die Angriffe, welche in den Theſen des Propſt Boyſen erfolgten, in ſeinem „Schreiben an Boyſen über ſeine neulich erſchienenen Theſen, Kiel 1818". Einige Aufſätze von Falck wurden in den ſchleswig-holſtein'ſchen Provinzialberichten des J 1818 u. 1819 gedruckt, ſo wie er 1820 in Niemann's Waldberichten zur Geſchichte der Waldungen und Moore, zur Forſtgeſchichte der Herzogthümer und zur Kenntniß der Bauart der Bauernhäuſer in Schleswig und Holſtein Beiträge lieferte. Im ſüdlichen Theil des Herzogthums Schleswig iſt nach F. die Bauart der Häuſer auf dem Lande ſehr verſchieden von der im nördlichen Theile üblichen, die erſtere entſpricht im Ganzen der ſächſiſchen in Holſtein gebräuchlichen Bauweiſe; im Norden dagegen haben die Bauernhäuſer Schornſteine, der Wohnraum iſt geſondert von der Tenne und von dem Stallraum, der Haupteingang iſt zur Seite und die holſtein'ſchen Giebel, mit Pferdeköpfen verziert, fehlen. Im J. 1819 gab er das im Herzogthum Schleswig geltende Jütſche Lov nach Blaſius Eckenberger's plattdeutſcher Ueberſetzung mit einer hochdeutſchen Ueberſetzung heraus und beſorgte eine neue Ausgabe von Anton Heimreich's nordfrieſiſcher Chronik mit Zuſätzen, in 2 Bdn. zu Tondern 1819 gedruckt. Durch die Herausgabe der Sammlungen zur näheren Kunde des Vaterlandes in hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher und ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht, die 1819 bis 1825 in 3 Bdn. erſchienen, machte F. mehere zur Geſchichte der Verwaltung des Landes wichtige Schriften zuerſt bekannt und begleitete ſie mit ſeinen Erläuterungen. Die Verwaltung des ehemals herzogl. Antheils der Herzogthümer wurde durch dieſe Sammlungen beſonders aufgeklärt; des allwaltenden Miniſter's Görtz und ſeines Kollegen und nachherigen Gegners Baſſewitz's Adminiſtration waren ſchon ohnehin verrufen; F. hat gleichzeitige Schriften über ihre Verwaltung abdrucken laſſen und auch nachgewieſen, daß

der im ſiebenzehnten Jahrhundert viel geltende herzogl. Miniſter Kielmannsegge nicht die nöthige Strenge gegen Beſtechungen zeigte. Das Material zur Geſchichte und namentlich der innern Staats- und Rechtsgeſchichte der Herzogthümer wurde durch dieſe Sammlungen zugänglicher gemacht. Noch während dieſe 3 Bände in Altona erſchienen, ließ F. von 1821 an aus den ſchleswig-holſtein'ſchen Anzeigen, die ſeit 1750 erſchienen waren, eine Sammlung der wichtigſten Abhandlungen zur Erläuterung der vaterländiſchen Geſchichte und des vaterländiſchen Rechts mit Anmerkungen in Tondern drucken; der ſechste und letzte Band dieſer Sammlung erſchien 1840. F. hatte, wie man ſchon nach dieſen wenigen Worten über ſeine Studien ſehen kann, vor Allen die Befähigung, das Recht der Herzogthümer darzuſtellen; er hatte eine Detailkenntniß der Verhältniſſe der Herzogthümer, wie ſie ſich nicht leicht Jemand wieder verſchaffen kann, und beherrſchte das Material vollkommen; es drückte ihn nicht, ſondern er überſchaute es mit beſonnenem Blicke. Im J. 1825 begann er ſeine größere, leider nicht ganz vollendete Arbeit: „Handbuch des ſchleswig-holſtein'ſchen Privatrechts." Der Titel entſpricht nicht ganz dem Inhalt des Werks; in den erſten drei Bänden giebt F. nach einer ſtatiſtiſchen Ueberſicht der Herzogthümer eine Staats- und Rechtsgeſchichte dieſer Länder, und enthält die erſte Abtheilung des dritten Bandes die Gerichtsverfaſſung nach ihrer geſchichtlichen Bildung und jetzigen Geſtalt. In dem zweiten Bande dieſes Werks erörtert F. §. 42 und 43 das Erbrecht an den Herzogthümern und behauptete die männliche Erbfolge für beide Herzogthümer, aber nicht mit der Entſchiedenheit, Beſtimmtheit und Ausführlichkeit, wie dieß ſpäter in dem Vorwort der kleinen Schrift: „Die hiſtoriſchen Landesrechte. Kiel 1842" und mehr noch in der 1846 erſchienenen Schrift: „Staats- u. Erbrecht des Herzogthums Schleswig", die F. mit acht ſeiner Kollegen herausgab, geſchehen iſt. Mit dem vierten Bande des Handbuchs beginnt die eigentliche Darſtellung des Privatrechts. Dieſer Band umfaßt das Perſonenrecht, deſſen letzte Abſchnitte in der erſten Abtheilung des 1848 erſchienenen fünften Bandes ſtehen, der außerdem noch die Lehre vom Eigenthum enthält. Es kann nicht fehlen, daß F. für die Fortſetzung ſeines Handbuchs viele Vorarbeiten geſammelt hat, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß das Werk fortgeführt würde. Die drei erſten Bände bilden freilich für ſich ein Ganzes. Als Nachtrag zu den obengenannten Sammlun-

gen F.'s sind die „landrechtlichen Erörterungen" anzusehen, welche ältere Disputationen und andere kleine Schriften zur Erläuterung der schleswig-holstein'schen Landesrechte enthalten; es ist nur ein Band erschienen, Condern 1836. F. hielt, wie erwähnt, Vorlesungen über die juristische Encyklopädie; im J. 1821 ließ er für diese die „Juristische Encyklopädie" drucken, die auf meheren Universitäten Deutschlands als Lehrbuch gebraucht wird und auch in's Französische übersetzt wurde. Die zweite Ausgabe erschien 1825, die dritte 1830, die vierte 1839 in Leipzig; noch in den letzten Tagen vor seinem Tode arbeitete der Verfasser an der fünften Ausgabe, die nun Prof. Ihering vollendet. Das treffliche Buch wurde sehr viel auch von Studirenden in den letzten Jahren ihres Studium auf der Universität benutzt, um sich den Inhalt und Zusammenhang der juristischen Disciplinen zu vergegenwärtigen. Bei dem zwischen Thibaut*) und Savigny geführten Streit über die Abschaffung des römischen Rechts, über die Abfassung neuer allumfassender Gesetzbücher stimmte F. dem letztern bei, so sehr er auch Reformen der Justiz und des Rechts erstrebte. Die von Dalwigk angefangenen Cranien zum deutschen Rechte setzte F. seit der zweiten Lieferung fort. Sein lateinisches Programm bei Burchardi's Promotion im J. 1819 „über den Haß der alten Deutschen gegen das römische Recht" können wir hier wohl übergehen. An der Stiftung der Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer, deren Statuten 1834 bestätigt wurden, hat F. mit dem Oberlandweginspektor von Warnstedt**) wesentlichen Antheil; er ward 1836 zum beständigen Direktor dieser Gesellschaft gewählt und war für diesen Verein sowie für die 1833 durch Professor Michelsen's thätige Anregung gestiftete Gesellschaft für die Geschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg von großer Wichtigkeit; er wurde gleich Anfangs zum Präsidenten dieser historischen Gesellschaft gewählt und trat stets nach Ablauf der vierjährigen Funktionszeit von Neuem ein; er trug durch seine Kenntniß, durch seine Umsicht, durch seine Humanität und durch die allgemeine Achtung, die er genoß, wesentlich zum Bestehen dieser Gesellschaft bei. Zu der Uebersetzung von Gifford's Handbuch des englischen Rechts, die sein Freund Coldiz besorgt hatte, schrieb F. 1822 eine empfehlende

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 356.
**) — —, — — 15. — — — — S. 37.

Vorrede; er gab 1827 einige Aktenstücke über die neue preußische Agende heraus, schrieb 1828 eine Vorrede zu Schirach's Handbuch des schleswig-holst. Kriminalrechts, so wie zu den 1831 u. 1833 erschienenen deutschen Uebersetzungen von David's und Tscherning's Schriften über die preußischen Provinzialstände, und von den Schriften des Grafen Holstein und Professor David über Wesen und Werth berathender Provinzialstände in Dänemark. In der letztern Vorrede dringt F. auf gemeinsame Stände für beide Herzogthümer, und empfiehlt für kirchliche Angelegenheiten die Berufung von Synoden. Die Uebersetzung von Allens Geschichte des Königreichs Dänemark, welche 1841 und wieder 1846 erschien, versah er mit einer Vorrede, und rechtfertigte sich bei der zweiten Auflage wegen der im Texte vorgenommenen, von dem Rechte der Herzogthümer geforderten Veränderungen. In dem Vorworte zu der Uebersetzung von David's Schrift „Ueber die neueren Versuche zur Verbesserung der Gefängnisse, Kiel 1842" gab F. einige statistische Notizen über das Gefängnißwesen in den Herzogthümern. Auf Veranlassung der Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Kiel ließ F. 1847 einige frühere landwirthschaftliche Schriften als „Beiträge zur Geschichte der schleswig-holstein'schen Landwirthschaft" drucken und schrieb in demselben Jahre eine lehrreiche Vorrede zu der Sammlung der wichtigsten Urkunden, welche auf das Staatsrecht der Herzogthümer Schleswig und Holstein Bezug haben. — Aus vorstehender Darstellung über F. und seine literarische Thätigkeit ergiebt sich deutlich, daß F. bei seiner umfassenden Kenntniß doch ein vollkommener Schleswig-Holsteiner war; das engere Heimathsland war das Centrum seines Thuns, deshalb wurde er auch den Herzogthümern so lange erhalten; er lehnte mehere vortheilhafte Anträge, nach preußischen Universitäten zu gehen, in das Oberappellationsgericht der vier freien Städte zu treten, ab. Es sey uns erlaubt, am Schlusse einige Worte zu wiederholen, die hier gleich nach F.'s Tode in dem kieler Korrespondenzblatte erschienen: Wir haben ihn nicht mehr, wir trauern um ihn, der heute um 2 Uhr Nachmittags sanft entschlief! Haben wir denn nicht Grund, zu trauern über Falck's Tod? Auch wer über unser verkanntes, geschmähtes, friedloses Vaterland und über das uneinige Deutschland kümmert, wird die Trauer um diesen Entschlafenen mit uns theilen, er war einer der besten Söhne des Landes; er strebte für Recht, für Frieden und Einigkeit. Es ziemt sich wohl,

um ihn zu trauern und das warme Gefühl nicht zurück zu halten, selbst in dieser gefühllosen und räsonnirlustigen Zeit. Wer von unseren Landsleuten kennt unseren entschlafenen Freund nicht, der so lange für uns, für unser Land gewirkt hat? Unter unseren jetzigen Juristen, Historikern und Theologen giebt es gewiß Wenige, die ihn nicht gehört, noch Wenigere — welcher Wissenschaft sie auch angehören — die nicht von ihm, die nicht aus seinen Schriften gelernt haben. Doch nicht blos Gelehrte und Studirte lernten von ihm und kannten ihn; seine Schriften drangen über diesen Kreis hinaus, sein Name war im engern wie im weitern Vaterlande und im Auslande bekannt. Sehen wir zuerst auf unser Land. So lange die Provinzialstände bestanden, hat er als Mitglied derselben für die Rechte und Interessen des Landes eifrig gestrebt. Nach den allgemeinen Gesetzen wegen Anordnung von Provinzialständen, welche, drei Tage vor Lornsen's Verurtheilung, am 28. Mai 1831 für jedes Herzogthum, für Schleswig und für Holstein, gesondert erlassen wurden, berief die Regierung 1832 zur nähern Regulirung der ständischen Verhältnisse 28 erfahrene Männer aus den Herzogthümern nach Kopenhagen. In den allgemeinen Gesetzen war nämlich weder über das Wahlrecht noch über die Wählbarkeit Etwas bestimmt worden. Unter diesen erfahrnen Männern war auch F.; über die Thätigkeit derselben in Kopenhagen ist bis jetzt nichts veröffentlicht worden, aber man darf annehmen, daß mehere von ihnen das Recht beider Herzogthümer auf Beibehaltung der Gemeinschaft trotz aller Gegenbemühungen geltend zu machen nicht unterlassen haben. An den Provinzialständeversammlungen für das Herzogthum Schleswig, die, von 1836 an, alle zwei Jahre gehalten wurden, nahm F. als von der Regierung berufenes Mitglied der Universität Kiel Antheil, und er wurde von 1838 an bis 1844, also 1838, 1840, 1842 u. 1844, von den Versammlungen zum Präsidenten gewählt. Schon 1836 kam die Frage, ob es angemessen sey, die dänische Sprache als Gerichtssprache in diejenigen Distrikte Schleswigs einzuführen, in welchen die Kirchen- und Schulsprache dänisch sey, zur Erörterung und ward 1838 ausführlich verhandelt. F. erklärte sich für diesen Antrag, der den Volkswünschen entspreche, er berief sich dabei, ohne auf die eingegangenen Petitionen Werth zu legen, auf seine vieljährige Erfahrung, auf seine Kunde der lokalen Verhältnisse; nur sey die sofortige Einführung der dänischen Sprache unthunlich, wenn die Beamteten

ſich nicht gleich zur Ausführung dieſer Maaßregel bereit erklärten, es möge nach einem Zeitraum von 10 Jahren zur Ausführung geſchritten werden. Das ſchon erwähnte Reſkript vom 14. Mai 1840 entſprach im Ganzen dem Antrage, den eine Majorität der Ständeverſammlung von drei Stimmen (von 21 gegen 18) im Jahr 1838 gemacht hatte. Als im Jahr 1844 von einem Deputirten auf die Aufhebung des Sprachreſkripts, welches freilich die Einführung der däniſchen Gerichtsſprache mehr als F. gewünſcht, beſchleunigt hatte, angetragen wurde, enthielt er ſich, nach kurzer Darlegung ſeiner Gründe, der Theilnahme an der Debatte; 33 Stimmen erklärten ſich für die Rücknahme oder doch einſtweilige Suspenſion dieſes Sprachreſkriptes, nur 9 für die Beibehaltung deſſelben. Wie der Sprachſtreit weiter fortging, können wir hier nicht näher erwähnen; in der Landesverſammlung hatte, wenn ein Mitglied derſelben ſich nicht getraute, deutſch zu ſprechen, der Präſident durch Ueberſetzung des däniſch Geſprochenen ausgeholfen, das Protokoll war immer in deutſcher Sprache geführt worden. In der Verſammlung von 1842 hielt der Abgeordnete für Sonderburg, wo Kirchen- und Schulſprache deutſch iſt, Vorträge in däniſcher Sprache, obgleich derſelbe Abgeordnete in den frühern Verſammlungen deutſch geſprochen hatte und ſich gut und geläufig deutſch auszudrücken wußte; derſelbe verlangte auch, daß ſeine däniſchen Vorträge in däniſcher Sprache protokollirt würden, wozu eine zwiefache Geſchäftsſprache nöthig geweſen wäre. Den Anordnungen des Präſidenten der Verſammlung verweigerte dieſer Abgeordnete den Gehorſam; er wurde nach der Verſammlung, trotz oder wegen dieſes ſeines unparlamentariſchen Benehmens, in Kopenhagen belobt und gefeiert. In der Verſammlung des J. 1844 ging der Sprachſtreit fort und wurde durch das Patent vom 29. März 1844 nicht geſchlichtet. Die Ständeverſammlung des J. 1846 für Schleswig übergab die Leitung, welche bisher — mit Ausnahme der erſten Zuſammenkunft von 1836 — F. gehabt hatte, einer jüngern, raſchern Hand; es wurden nach Erlaſſung des offenen Briefes, um deſſen Rücknahme man bat, ſehr wichtige Anträge auf Einführung einer gemeinſamen Verfaſſung, auf den Eintritt Schleswigs in den deutſchen Bund u. ſ. w. gemacht. F. hielt dieſen Eintritt allerdings für wünſchenswerth, aber die ihm entgegenſtehenden Schwierigkeiten für zu groß und zu bedenklich. Die Streitigkeiten dieſer Verſammlung mit dem Regierungskommiſſar, der die Annahme mehrerer Pe-

titionen der Verſammlung verweigerte und ihre Kompetenz beſtritt, führten zur Trennung derſelben. Zu dem Entwurfe des neuen Staatsgrundgeſetzes ward F. von der Regierung nicht zugezogen, obgleich Manche ſeine Theilnahme wünſchten, Viele ſie erwarteten; ſchon zu der vereinigten Ständeverſammlung war er, ein ſo vieljähriges Mitglied der frühern Verſammlungen, nicht berufen worden; aber die Wahlen zu der konſtituirenden Verſammlung fielen dennoch an meheren Orten auf ihn. Das Volk kannte ihn, es vergaß ihn nicht, obgleich er nicht dem huldigte, was vorlaut, unüberlegt geprieſen wurde und als volksmäßig gelten ſollte. Auch im weitern Vaterlande und im Auslande war ſein Name, waren ſeine Schriften bekannt; er war mit den edelſten Männern, mit den ſtrebſamſten Pflegern der Wiſſenſchaft befreundet und ſtand mit Vielen in Briefwechſel; wir erinnern nur an A. Molke, Niebuhr, Dahlmann, Tweſten, Savigny, Eichhorn, Oerſted, Roſenvinge, Pardeſſus. Der Umfang ſeiner ſprachlichen und ſachlichen Kenntniſſe war ſehr groß; er hatte zuerſt Theologie und darauf Jurisprudenz ſtudirt, dieß mußte ſchon den Kreis ſeines Wiſſens ſehr erweitern; dazu kam ſeine perſönliche Neigung, ſein Gefühl der Kraft, das von Schwierigkeiten ſich nicht zurückſchrecken ließ; ihn ſchreckte nicht der Talmud, nicht die ägyptiſchen Hieroglyphen, er wußte die Schwierigkeiten zu überwältigen. Obgleich er nur zweimal die Elbe überſchritten — das letztemal 1849, um ſeine Kräfte in einem deutſchen Bade zu ſtärken —, ſtanden die geographiſchen und hiſtoriſchen Verhältniſſe der nahen und fernen Länder klar vor ſeinem Geiſtesauge. Sein Wiſſen drückte ihn nicht, er beherrſchte es, er hatte es in ſeiner Gewalt. Das Centrum deſſelben war allerdings das engere Vaterland; aber er erhellte dieß durch ſein Eindringen in die deutſchen, durch ſein Anknüpfen an allgemeine Verhältniſſe ꝛc. F. liebte die Freiheit, er erſtrebte eine veſte Begrenzung der Rechte der Regierung und des Volks und wünſchte eine vertragsmäßige Veſtſetzung dieſer Grenzen; aber er war bei ſeinem hiſtoriſch-rationalen Sinn fern von allgemeiner Gleichmacherei und ſtimmte in Manches, was 1848 und 1849 als volksmäßig, als zeitgemäße neue Weisheit hingeſtellt, in Manches, was beſchloſſen und verordnet wurde, nicht ein; er ſcheute ſich nicht, „dem Modeton gegenüber“ ſeine durch Studium und Erfahrung gewonnene Ueberzeugung auszuſprechen. Aber er wurde hierin ſchlecht unterſtützt und ſchrieb: „es fehlt dem Einen an Muth, dem andern an Selbſtändig-

keit." Er ſagte in ſeinem ſchlesw.-holſt. Wochenblatte 1848, „es ſey in bewegten Zeiten Pflicht eines Jeden, ſich offen und entſchieden gegen Alles auszuſprechen, was er für falſch und irrig halte." Wenn man ihm hierin auch beiſtimme, ſo rührte und regte man ſich doch nicht, um der damals auch von der Regierung unterſtützten und nicht beachteten Preſſe und anderm Thun entgegenzuwirken. Auch er, der Vielumfaſſende, ſichtete nun nicht ſtrenge genug und ließ die Sache gehen. Er ſprach ſich gegen die breite Wahlbaſis aus, und wenn man ſieht, daß mehr als der vierte Theil der gezwungenen Anleihe, von vier Millionen Mark mehr als eine Million, von den Gütern der Herzogthümer aufgebracht wird, ſo dürfte man wenigſtens für Steuerverhältniſſe eine andere Baſis gerechtfertigt halten. F. erklärte ſich entſchieden gegen die Centraliſation der freien Aſſociationen, die Regierung und Landesverſammlung überwachen und ergänzen zu wollen ſchienen. Er fand das in Rendsburg beſchloſſene, von Manchen geprieſene Jagdgeſetz nicht blos unvollſtändig und ungenügend, ſondern auf einem Princip beruhend, deſſen konſequente Durchführung zur Ungerechtigkeit führe. F. hielt die Berufung einer konſtituirenden Verſammlung zur Feſtſtellung der ſchleswig-holſt. Verfaſſung für nicht erforderlich, er nahm ſogar an, daß, ohne das Zurücktreten der einzelnen Mitglieder der Ständeverſammlung und ohne ein Aufgeben ihrer Berechtigung, die Berufung einer neuen Ständeverſammlung nicht zuläſſig ſey. Unſer Freund hoffte nicht viel von dem Bundestage. Er erklärte ſchon 1819, was der Bund bisher geleiſtet habe, laſſe ſich ohne Kunſtſtück auf der Fläche eines Schillings niederſchreiben; aber die raſche Beſeitigung deſſelben durch die frankfurter Nationalverſammlung, als er ſo bildſam und ſo heilſam zur Erhaltung des gemeinen Deutſchlands ſchien und man nichts Beſſeres an die Stelle ſetzen konnte, mißbilligte er. Bei allen Reformen hielt er es für nöthig, ſich an das Beſtehende anzuſchließen, weil nur dann ſich auf Verwirklichung und Beſtand der neuen Einrichtung rechnen laſſe. Dieſe Anſicht iſt durch die frankfurter Beſchlüſſe beſtätigt worden und wird ſich wohl in manchen Ländern beſtätigen. Die von dem jenaer Parlamente vorgeſchlagenen Univerſitätsreformen ſchienen ihm ebenfalls das Vorhandene nicht genug zu berückſichtigen und er hoffte wenig von ihnen. Seine Anſichten über Geſchwornengerichte, über neue Landeseintheilungen, über Kataſtrirung des Landes, wie über andere Zeitfragen übergehen wir; ſie

ſtimmten nicht zu dem, was nun einmal Ton und Mode iſt. Ueber die erſtern hat er ſich zuletzt 1843 in den von Carſtens herausgegebenen Neuen kieler Blättern ausgeſprochen. Es ſey des Politiſchen genug. Erwähnen wir mit einem Worte noch ſeine kindliche Gutmüthigkeit und Gemüthlichkeit, die keinen Stolz, kein Vornehmthun kannte. Es war daher das ärgſte Unrecht, wenn ihm politiſche Blätter vorhalten wollten, daß er ſich nicht unter das Volk begeben wolle, ſich vom Volke fern halte. Es kann kaum etwas Unwahreres geſagt werden und läßt ſich nur aus einer Zeit erklären, die mit dem Worte Volk zu ſpielen liebt. Seinen religiöſen Sinn, ſein Intereſſe für kirchliches Leben hat er vielfach bethätigt und mit ſeinem Freunde Harms in dieſer Beziehung für unſere Herzogthümer thätigſt gewirkt; er war ja lange unſer Kirchenrechtslehrer. Um ihn, der nach ſo kurzem Krankenlager durch einen Schlaganfall ſcheiden mußte, weinen mit der Gattin zwei Söhne — einen nahm ihm die Schlacht bei Fridericia — fünf Töchter — eine war vor mehreren Jahren aus dem innigen Familienkreiſe geſchieden — und zwei Enkel. Wir ſchweigen von ſeinem häuslichen Sinn, von ſeiner Anhänglichkeit an die Familie und von deren Liebe für ihn. Es gehört dies nicht vor die Oeffentlichkeit. Wir werden ihn vermiſſen auf unſerer Univerſität als Lehrer nicht blos, auch als Kenner und Schützer der Rechte dieſer Anſtalt, die er vor jeder Willkühr zu wahren ſtrebte; wir werden ihn vermiſſen in unſerem bürgerlichen und öffentlichen Leben, wo ſeine Kunde, ſeine Ueberzeugung, ſeine Toleranz gegen Andersdenkende wohlthätig wirkte. Möge ſein beſonnener Geiſt unter uns walten und zum baldigen dauernden Frieden führen! Seine letzte (freilich ohne ſeinen Namen erſchienene) Schrift ſprach für den Frieden: wie der Friede mit Dänemark herbeizuführen und unter welchen Bedingungen er abzuſchließen iſt. Hamburg 1849; er erklärt ſich gegen die Theilung Schleswigs. Dieſe kleine, vor dem berliner Waffenſtillſtande vom 10. Juli 1849 geſchriebene Schrift hofft, daß der König von Preußen ſein königliches Wort einlöſen werde. Seitdem ſind betrübende Ereigniſſe einander gefolgt, die Schlacht bei Fridericia, der berliner Waffenſtillſtand, der berliner Friede, die Schlacht bei Idſtedt, die Flucht und Vertreibung ſo vieler Schleswiger. Es iſt des Blutes ſchon zu viel gefloſſen, es ſind dem Haſſe ſchon zu viele Opfer gebracht worden! Es iſt zur Ausgleichung und Ausſöhnung die höchſte Zeit.

* 81. Karl Heinrich Ebmeier,

Vice-Präsident des Appellationsgerichts zu Paderborn, Ritter des rothen Adler-Ordens ꝛc.;

geb. im J. 1793, gest. den 7. Mai 1850.

Sein Vater war Pächter der königl. Domaine Schlüsselberg, im Reg.-Bez. Minden. Nach erhaltener Bildung im älterlichen Hause besuchte er das Gymnasium in Minden und studirte dann die Rechtsgelehrsamkeit. Nach bestandenem Examen war er während der französ. Zeit Friedensrichter in Oldendorf. In den östlichen Provinzen mehere Jahre beschäftigt, versetzte ihn der König als Vice-Präsident an das Oberlandsgericht zu Paderborn. Das Kollegium sagt: „wir verlieren in ihm einen eben so streng rechtlichen, als von wahrer Humanität durchdrungenen Freund, Kollegen und Vorgesetzten". Die Justizverwaltung verliert einen mit der Gesetzgebung auf das Genaueste vertrauten, vom lebendigen Rechtsgefühle erfüllten Richter, der König und das Vaterland einen in den Bewegungen der letztern Jahre treu bewährten Diener und Bürger. Unersetzlich ist sein Verlust der Gattin und den beiden Kindern. Er war ein sehr einfacher, anspruchloser Mann, in dem man den tüchtigen Juristen nicht erkannte. Der Kreis Lübbecke erwählte ihn zum Abgeordneten für die Reichsversammlung in Frankfurt. Er gehörte dort zu der gemäßigten Partei. Seinen Wählern gab er wöchentlich Rechenschaft in dem zu Lübbecke erscheinenden Kreisblatte. Er faßte die Verhandlungen klar auf und stellte sie populär dar.

Dr. Arendt.

* 82. Dr. Friedrich Christian Nonweiler,

quiescirter Superintendent für die Provinz Rheinhessen und evangelischer Pfarrer zu Mainz;

geb. den 1. Juni 1778, gest. den 7. Mai 1850.

Geboren zu Gerolsheim bei Worms, wo sein Vater lutherischer Pfarrer gewesen war, bildete sich N. auf dem Gymnasium zu Darmstadt und in den Jahren 1797 und 1798 auf der Universität Halle, ward sodann Pfarrvikar zu Lautersheim in der Pfalz, 1802 evangelischer Pfarrer zu Mainz, 1817 Ritter der 3. Klasse des preuß. rothen Adlerordens, 1822 Mitglied und Rath des evangel. Kirchenrathes für die Provinz Rheinhessen, 1830 Doktor der Theo-

logie, 1833 Superintendent der Provinz Rheinheſſen, Dekan des evang. Dekanats Mainz und Mitglied der Bezirks-Schulkommiſſion für den Kanton Mainz, ſowie auch im December 1836 Ritter 1. Klaſſe des großh. heſſ. Ludwigordens. Dieſes der äußere Lebensgang N.'s. Er war bedeutend und doch ließ ſich noch viel Bedeutenderes über N. ſelbſt ſagen. Denn — wie man bald nach ſeinem Hinſcheiden in geachteten deutſchen Blättern las — er war ein Mann von einfachem, gediegenem, edlem Charakter, großen Geiſtesgaben, gründlicher Bildung, vielſeitigen Kenntniſſen und hohen Eigenſchaften des Herzens. Die evangeliſche Gemeinde in Mainz, die er gleichſam geſchaffen, verdankt ſeiner Hingebung, ſeiner Gewandtheit und ſeinem unermüdeten Eifer ſehr viel. Durch hinreißende Beredſamkeit leiſtete er als Kanzelredner, zumal in früheren Jahren, Ausgezeichnetes; als Superintendent vereinigte er in den Amtsgeſchäften mit ſeinen Untergebenen Ernſt und Gerechtigkeit mit Milde und Humanität. Er war rationeller Offenbarungsgläubiger, der ſeine Forſchungen und Studien, ſo lange ſeine Kräfte andauerten, fortſetzte und in ſeinem Wirkungskreiſe unter Predigern und Lehrern den Fortſchritt zu fördern ſuchte. Groß, ſelbſt aufopfernd und edel, war er im Unglück. Er verlor acht hoffnungsvolle Kinder, theilweiſe ſchon erwachſen, und ſeine Gattin durch den Tod und ertrug dieſe herben Schläge mit einer Ergebung, wie ſie nur wahrhaft frommen Menſchen eigen iſt. Seine Verdienſte wurden durch die Liebe und Anhänglichkeit ſeiner Gemeinde, die Ehrerbietung ſeiner Mitbürger und die Achtung ſeiner Vorgeſetzten belohnt. In den letzten Jahren ſeines Lebens ſchwanden N.'s körperliche Kräfte und mit dieſen ſein Gedächtniß und ſeine Geiſtesthätigkeit ſichtlich, weshalb er genöthigt war, im J. 1849 um ſeine Verſetzung in den Ruheſtand einzukommen, welcher Wunſch ihm in den anerkennendſten Ausdrücken gewährt wurde. — N. ſchrieb: Hauptſätze der chriſtlichen Religions- und Tugendlehre. Mainz 1811. — Wiedererinnerung an Dr. Martin Luther und die Reformation, bei Gelegenheit des 300jährigen Gedächtniſſes, da dieſer Glaubensheld am 17. April 1521 vor Kaiſer und Reich ſtand. Zugleich ein Wort zum Frieden in der evangeliſchen Kirche. Ebdſ. 1821. — Bekenntniß und Gelübde meiner Konfirmanden. Ebdſ.

* 83. Oskar Brehm,

Pharmaceut und Naturforscher zu Neudongola (in Nubien);
geb. den 12. Dec. 1823, gest. den 8. Mai 1850.

Dieser Verewigte würde viel in der Wissenschaft geleistet haben, wenn ihm der Herr über Leben und Tod ein ferneres Ziel gesteckt hätte. Er ist der Sohn von Christian Ludwig Brehm, Pfarrer zu Unterrenthendorf bei Roda im Herzogthum Altenburg, der sich von Jugend auf viel mit Naturgeschichte beschäftigte und als Naturforscher nicht unbekannt ist. Seine Mutter, welche er frühzeitig verlor, — sie starb am 24. April 1826 — war Amalie Wilhelmine, geb. Wachter, die älteste Tochter von Ferdinand August Wachter, Rittergutsbesitzer von Unter- und Oberrenthendorf. Im Herbste des J. 1827 erhielt er eine wahre Mutter wieder in Bertha Reiz, der 3. Tochter des Matthias Reiz, Pfarrers zu Brinnis bei Delitzsch. Er wurde in ländlicher Stille auferzogen, frühzeitig zur Thätigkeit und Arbeit gewöhnt und genoß den ersten Unterricht in der Dorfschule seines Geburtsortes. Als er heranwuchs unterrichtete ihn sein Vater und brachte ihn so weit, daß er, 15 Jahre alt, der Pharmacie sich widmen konnte. Er kam als Lehrling in die Officin zu Münchenbernsdorf und vollendete seine Lehrzeit in Auma, machte ein gutes Examen und kam, nachdem er abermals eine Prüfung mit Ehren überstanden hatte, als Apothekergehilfe in die Officin nach Wolkenstein im Erzgebirge. Hier blieb er nur ein Jahr und trat dann in gleicher Eigenschaft in die Officin des Apothekers Reinhard zu Limbach bei Chemnitz. Hier ging es ihm sehr wohl und er würde länger dort geblieben seyn, wenn diese Apotheke nicht an einen andern Besitzer übergegangen wäre. Er kam nun nach Sandersleben bei Bernburg und blieb dort 2 Jahre, verließ aber zu Ostern 1848 diese Stelle, um in Jena zu studiren. Hier trat er in das pharmaceutische Institut des Hofraths und Professors Dr. Wackenroder ein und machte in Jahr und Tag solche Fortschritte in der Pharmacie, daß er zu Ostern 1849 vom Professor Dr. Artus zu Jena zum Assistenten für sein pharmaceutisches Institut erwählt wurde und dieser Stelle bis zum 15. Okt. desselben Jahres mit Ehre vorstand. Schon in der frühesten Jugend hatte er große Freude an der Naturgeschichte gefunden. Die außerordentlich reiche Vögelsammlung seines Vaters zog ihn sehr an; allein, da er glaubte, nach den Arbeiten

seines Vaters nur Wenig in der vaterländischen Ornithologie thun zu können, legte er sich auf die Insekten und sammelte zuerst Schmetterlinge (Lepidoptera), von denen er die meisten vaterländischen besaß. Allein die ungemein große Zerbrechlichkeit der kleinen Arten derselben, der Microlepidopteru, das Verschießen und die Vergänglichkeit ihrer Farben und der Umstand, daß nach den herrlichen Arbeiten eines Ochsenheimer und seiner Nachfolger ihm wenig Arbeit für die vaterländischen Schmetterlinge übrig zu bleiben schien, wendete er sich zu den Käfern (Coleoptera), und sammelte sie mit einem zur Leidenschaft gewordenen Eifer, welcher auch sehr schöne Früchte trug. Er wurde Mitglied der entomologischen Gesellschaft zu Stettin; früher hatte ihn schon die Isisgesellschaft in Dresden mit einem Diplome erfreut und später wurde er Mitglied der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg und Ehrenmitglied des landwirthschaftlichen Vereins für den neustädter Kreis zu Triptis. Der ausgezeichnete Entomolog, Rektor Lübben zu Aschersleben u. A. unterstützten ihn bei seinen Forschungen und so gelang es seinem brennenden Eifer und eisernen Fleiße, 1,500 genau bestimmte und sehr sorgfältig geordnete Arten europäischer Käfer zusammen zu bringen. Es versteht sich von selbst, daß er als Pharmaceut die Pflanzenkunde nicht bei Seite liegen ließ, und da ein wissenschaftlicher Sinn bei ihm rege war, sammelte er nicht nur die in sein Fach einschlagenden, sondern alle ihm zugänglichen Pflanzen und legte sich ein schönes Herbarium an. Auch die Mineralogie war ihm nicht fremd, und eine kleine Mineraliensammlung zeigt auch in dieser Beziehung seinen Fleiß. Ebenso wendete er seine Aufmerksamkeit auf alle seltenen oder doch interessanten Thiere und sammelte sie, besonders aber Vögel, um seinen Vater damit zu erfreuen. So schickte er diesem allein von Sandersleben über 100 gut präparirte Vögelbälge, unter denen sich viele Gepaarte befinden. Als er so in jeder Beziehung gut vorbereitet war, eröffnete sich ihm eine Aussicht, welche ihm Großes zu leisten versprach. Sein jüngerer Bruder, Alfred, war im J. 1847 mit dem Baron von Müller aus Stuttgart nach Afrika gereist und befand sich noch daselbst, um eine zweite Expedition zur Erforschung von Centralafrika vorzubereiten, an welcher Müller, da er k. k. österreich'scher Konsul für diesen Theil Afrika's geworden war, selbst Theil nehmen wollte. Der Baron von Müller ging im Oktober 1849 nach Triest, um ein Paar herrliche arabische

Pferde, welche ihm der Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali, geſchenkt hatte, in Empfang zu nehmen. Unſer eifriger Naturforſcher, Oskar, beſchloß, den Baron von Müller in Wien aufzuſuchen, mit ihm nach Trieſt zu reiſen und von da mit dem erſten Dampfſchiffe nach Alexandrien zu ſegeln. Er nahm alſo Abſchied in Jena, brachte die ehrenvollſten Zeugniſſe über ſeine Fortſchritte und ſein ſittliches Verhalten von daher mit, und reiſte am 15. Okt. von Renthendorf ab. Seine Mutter war ganz gegen dieſe Reiſe; ſie hatte eine Ahnung, daß er von ihr nicht zurückkehren werde. Allein er ſelbſt war ſo für ſie begeiſtert und knüpfte an ihre glückliche Vollendung ſo ſchöne und ſo ſichere Hoffnungen für die Zukunft, daß auch ſie endlich wie der Vater, welcher ſie ſehr begünſtigte, ihre Einwilligung zu derſelben mit ſchwerem Herzen gab. Er wollte auf ihr nicht nur Thiere und Pflanzen aller Art ſammeln, ſondern von den letztern auch die Sämereien mitbringen, um ſie in Miſt- und Treibbeeten, Gewächs- und Treibhäuſern zu erziehen. Ebenſo hatte er beſchloſſen, alle die Arzneien der Araber und Neger genau zu unterſuchen und ſie ſelbſt und ihre Recepte zur Erweiterung der Pharmacie zu benutzen. Er reiſte heitern Muthes von Renthendorf ab, hatte in Dresden bei'm öſterreich'ſchen Geſandten, um nach Wien gehen zu dürfen, eine ſtrenge Prüfung über ſein bisheriges Verhalten als Student zu beſtehen, fand in Wien den Baron von Müller, ſtudirte dort in dem k. k. Naturalienkabinete eifrigſt die afrikaniſchen Inſekten, reiſte mit dem Baron von Müller und deſſen vortrefflicher Mutter nach Trieſt, begleitete Beide auf einem Ausfluge nach Venedig, ging nach Trieſt zurück, muſterte und beſtimmte dort eine von Schimper eingeſandte Sammlung abyſſiniſcher Vögel und ſchiffte ſich auf dem indirekten Dampfſchiffe — dieſes geht nicht geradezu nach Alexandrien, ſondern erſt nach Smyrna — mit dem Dr. Vierthaler aus Köthen ein und kam glücklich an dem letztern Orte an, deſſen Lage und Umgebungen er ausgezeichnet fand. Er benutzte ſeinen zweitägigen Aufenthalt dort zum Sammeln von Inſekten; allein ſeine Ausbeute fiel, da die Mitte des Novembers ſchon vorüber war, nicht glänzend aus. Am 3. Tage gingen die Reiſenden wieder an Bord und erreichten, nachdem ſie einen Sturm glücklich überſtanden hatten, am 24. November Alexandrien, wo ihm ſein Bruder, ohne ſeine Ankunft zu wiſſen, entgegenkam. Die Freude des Wiederſehens beider ſich innig liebender Brüder in einem fernen Welttheile war ſo groß,

daß keine Feder sie schildern kann. Im December schiffte die Reisegesellschaft, welche aus 9 Personen bestand, den Nil hinauf. Beide Brüder sammelten sehr eifrig und unsern Oskar hielt auch die Furcht vor Skorpionen nicht ab, überall Steine aufzuheben, um die unter ihnen verborgenen Käfer aufzusuchen. So kamen sie nach Tajum, in eine von den 7 mahomedanischen Städten, welche Allah lieb hat, und wurden dort, wohin seit vielen Jahren kein Europäer gekommen war, als Wunderthiere angestaunt. Hier sahen sie auch die Rosa moschata, von welcher das kostbare Rosenöl gewonnen wird, und wurden von den dort wohnenden Christen sehr gastfrei aufgenommen. Von Kairo aus reisten sie nach den Pyramiden, und Oskar war unter der Gesellschaft der Erste, welcher, von zwei Beduinen unterstützt, den Gipfel der Cheops, bekanntlich der größten von allen, in 15 Minuten erreichte. So kamen sie immer sammelnd nach Neudongola, wo ein frühzeitiger dort und in Deutschland allgemeine Theilnahme erregender Tod ihn ereilte. Ueber diesen und über die traurigen Umstände, unter denen er erfolgte, lassen wir seinen Bruder sprechen, welcher am 28. Juni 1850 Folgendes an seine Aeltern schrieb: „Wenn ich über 1½ Monate vergehen ließ, ehe ich Euch eine Begebenheit mittheile, deren traurige Schilderung den Inhalt dieser Zeilen ausfüllen wird, so rechnet dieß meinem Schmerze zu, welcher mich bis jetzt unfähig machte, ein Ereigniß zu schildern, das mich sehr, sehr unglücklich machte. Auch wünschte ich, daß Euch der bittere Kelch zuerst von fremder Hand gereicht würde und hoffe so, daß jene Trauerkunde meinen Worten schon vorausgeeilt seyn wird. Unser theurer Oskar wird nicht mit mir zur Heimath zurückkehren, wird die Freuden des Wiedersehens der Theuern im Vaterlande nicht mit empfinden, — er ist nicht mehr! Das unerbittliche Geschick raubte mir den treuesten, besten Bruder, raubte mir einen unersetzlichen Freund! Ach! das Unglück schreitet schnell, so schnell, daß das arme Herz seine harten Schläge noch immer nicht zu fassen, nicht zu glauben vermag, nachdem der erste herbe Schmerz schon ausgetobt. Es gehört ein felsenvester Glaube an das heilige, ewige Walten des Herrn der Natur dazu, um bei so großem Unglücke nicht zerschmettert zu Boden zu sinken und noch Kraft genug zu behalten, sich muthig den tobenden Wogen des Lebens entgegen zu stämmen. Noch heute ist mir der große Verlust, den ich, den wir Alle erlitten, wie ein schwerer, schwerer Traum; mir ist, als ob der theure

Todte nur eine kleine, nicht jene große Reiſe unternommen hätte, bei der des Grabes eherne Pforten jede Rückkehr verſchließen. — Doch nein! — es iſt nur zu wahr! — Wir haben ihn ja begraben! — wir haben ein treues Herz gebettet in den glühenden Sand der Wüſte; — er wird nimmer, nimmer wiederkehren! — nimmer, nimmermehr die theure Heimath ſchauen! — Es war am 8. Mai, Mittwochs vor dem Himmelfahrtsfeſte, als wir Beide, Oskar und ich, nach recht ermüdender Arbeit, bei der mir der liebe Bruder immer treulich half, nach einem Bade im Nile verlangten. Möchte der Menſch doch nie eine warnende prophetiſche Stimme in ſeinem Innern verachten, die dem harten Spruche des Geſchickes entgegenwirkt! Möchte er nie im ſtolzen Wahne ſeiner eignen Untrüglichkeit den Träumer belächeln, der aufmerkſam die Stimme der ſorgenden, mütterlichen Natur beachtet und an Ahnungen glaubt, die ein guter Genius, ein Gott in die Bruſt gelegt! So kam mir heute ganz ohne Veranlaſſung aus dem Liede: „Morgenroth, Morgenroth! leuchteſt mir zum frühen Tod“ ꝛc. die Stelle in den Sinn: „Prahlſt du gleich mit deinen Wangen, die wie Gold und Purpur prangen; ach! die Roſen welken bald!“ Und als wir dann frohgemuth zum Bade gingen und eine Stelle fanden, wo Oskar früher nicht gebadet hatte, wurde er plötzlich leichenblaß und ſagte: „Mein Gott! ich werde doch nicht ertrinken, ich habe eine ſchreckliche Angſt.“ Ich beruhigte ihn jedoch, da ich nicht die geringſte Unruhe hatte, weil wir an einer Stelle badeten, die von oben keinen Zufluß und ſo gar keine Strömung hatte und wir hier auch keine Furcht vor Krokodilen zu haben brauchten. Ich hatte mich ausgekleidet und unterſuchte die Tiefe des Fluſſes, und ihm zurufend: „Gehe nicht weiter, als bis hierher, und bleibe hart am Ufer; denn wo ich jetzt bin, findeſt Du ſchon keinen Grund mehr!“ verließ ich ihn und ſchwamm der Mitte des Fluſſes zu. Ich ſah Oskarn auch noch lange zu, wie er am Ufer ſtand und ſich wuſch und ich wollte eben zurückkehren, als ich einen Taubſtummen, dem wir öfters Eſſen gereicht hatten, einen Schrei ausſtoßen hörte und mit Angſtgeberden auf das Waſſer deuten ſah. Ich eilte ſo ſchnell, wie nur immer möglich, dem Ufer zu. — „Oskar! Oskar!“ — keine Antwort. Sollte er ſchon herausgeſtiegen ſeyn? Unmöglich; da ſtanden ja ſogar ſeine Schuhe noch, und wie ein Blitzſtrahl durchzuckte mich die Ahnung eines geſchehenen Unglücks, deſſen ſchaudervolle Wahrheit mein Geiſt noch nicht zu er-

faſſen vermochte. Ich ſandte Aly Aga, der gerade herzukam, nach Leuten, und verſuchte ſelbſt in die Tiefe zu tauchen. Allein nicht den Grund konnte ich erreichen; wie einen Luftball ſchleuderte mich das tückiſche Element in die Höhe. Ich ſetzte mich verzweifelnd an das Ufer und mußte den Arabern das Suchen überlaſſen, von denen 15—20 herbeigekommen waren; dieſe tauchten unaufhörlich in die Tiefe. Minute auf Minute verſtrich, meine Angſt verwandelte ſich in eine gräßliche Wuth; ich hätte die Araber umbringen können, die nicht mehr tauchen wollten, weil ſie nicht mehr konnten. — Wie gelähmt ſaß ich am Ufer, es waren Minuten, die keine Feder beſchreiben kann, die keine Worte auszudrücken im Stande ſind. Ich machte mir die bitterſten Vorwürfe, daß ich den allein gelaſſen hatte, den ich jetzt nicht einmal retten konnte. Es war mir zu Muthe, wie einem Verzweifelten, wie Einem, der eine Mordthat begangen hat. Mittlerweile war eine Barke herbeigeſchafft worden und endlich nach einer qualvollen halben Stunde brachte man den Verunglückten zum Vorſchein. — Wir trugen ihn nach unſerm Zimmer; 4—6 Menſchen rieben und arbeiteten; alle Belebungsverſuche wurden gemacht; der Doktor öffnete zuerſt am rechten Arme eine Ader — kein Blut! — dann am linken, wo wenig dickes und ſchwarzes Blut heraustropfte. Mir rieſelte der Angſtſchweiß eiskalt von der Stirne; ſo lange ich konnte, rieb ich mit — zuletzt fiel ich wie ohnmächtig zuſammen, während der Doktor noch die Luftröhre öffnete, um Luft in die Lungen zu blaſen. Es war zu ſpät, — das Leben war entflohen; er hatte ſein Schickſal erfüllt und wir beweinten einen Todten. — Nie werde ich das verklärte, ruhige, ſtille Antlitz des Theuern vergeſſen, der jetzt regungslos auf ſeinem Lager ruhte. Er war todt! todt! todt! — O! es iſt ein gräßliches Wort „todt!“ Für mich vereinigte es in jenem qualvollen Augenblicke alles, alles unnennbar Schreckliche; es gab für mich auch keinen andern Gedanken mehr, als den: „Dein Bruder iſt todt! Man brachte mich weg, man verſuchte mich zu tröſten; es war Alles umſonſt. Die ganze Nacht kam kein Schlaf in meine Augen und wenn ich den Schein der Lichter ſah, die man dem theuern Todten angezündet hatte, kam die ſchreckliche Wahrheit mir wieder in ihrer ganzen furchtbaren Größe vor die Seele, und Thränen ſtürzten unaufhaltſam aus den Augen, wie ſie jetzt noch auf dieſe Zeilen fallen. — Was ich in jener Nacht gedacht, empfunden und gelitten habe, das wird

Der beurtheilen, welcher bedenkt, daß ich in ihr Alles verlor, Alles, worin ſich meine Gedanken vereinigten, — meinen Bruder. — Unſer Hauswirth, der Herr Marpurger und die beiden Adjutanten des Gouverneurs, zwei brave Türken Abd-el Wahal Efendi und Halil-Efendi beſorgten das Nöthige zum Begräbniſſe des theuern Todten. Man fertigte aus 2 Kiſten einen rohen Sarg, der die Ueberreſte des edeln Mannes bergen ſollte, deſſen Verluſt wir beweinten. Der Gouverneur hatte auf meine Bitte ein Fähnlein Soldaten zur Begleitung des Leichenzuges geſchickt und die Einwohner der Stadt gaben uns von allen Seiten ihr Beileid zu erkennen. Der Doktor ließ die Leiche waſchen und ihr ein weißes Gewand anlegen und gegen Mittag legten wir ſie in den Sarg auf eine öſterreich'ſche Flagge und deckten ſie mit einem weißen Tuche zu, nachdem wir die Hände auf der Bruſt gefaltet hatten. — Da lag denn der Todte ſtill und ruhig, und der, welcher geſtern noch mit ſeinem Bruder gearbeitet und Pläne für die Zukunft entworfen hatte, lag heute im Sarge kalt und leblos und mit jener Seelenruhe im Geſichte, die uns vom Antlitze der edeln Todten ſo wunderbar ergreifend entgegenſtralt. Er war über die Leiden der Erde hinaus und eingegangen in jenen ewigen Frieden, den kein Sturm des Lebens mehr ſtört, kein Weinen mehr trübt. — Es war ein harter Verluſt; er raubte mir den beſten treueſten Bruder und Freund, mit dem ich in 6 Monaten eines glücklichen und fröhlichen Zuſammenſeyns kein Wort des Streites oder Zwiſtes gewechſelt hatte. Er war immer ſo froh, einer Welt entflohen zu ſeyn, in der man ihm viel Böſes gethan hatte. Wie fühlte er ſich glücklich, hier für die Wiſſenſchaft zu arbeiten und Liebe zu ernten, wo er Liebe ausgeſäet! Möchten Diejenigen, welche ihm Böſes gethan, einſehen lernen, wie der Menſch an ſeinem Bruder frevelt, der ihm ein böſes Wort nur giebt, ihn nur eine Stunde traurig macht! Es iſt ein großer Troſt für mich, daß ich mir das Zeugniß geben kann, ihm ſeinen Aufenthalt hier in Afrika ſo angenehm als möglich gemacht zu haben, ſo daß er immer ſehr zufrieden war. Zu Mittage bedeckten wir den geſchloſſenen Sarg mit unſerer größten Flagge und ich legte 2 Zweige von den Palmen, bei welchen wir oft zuſammen geſtanden hatten, gekreuzt darauf. Wir verließen unter Begleitung der Soldaten, 4 Sabaſſen des Divans und den beiden wackern Adjutanten die Stadt und wandten uns dem chriſtlich-koptiſchen Friedhofe zu. Dem Sarge folgten unſer Haus-

wirth, der Hawadjo Hanna Sabuaeh, der Doktor, ich, Aug. Tiſchendorf, Aly-Aga, und die Diener des Hauſes. Der Zug verließ die Stadt und ging in weſtlicher Richtung dem Friedhofe zu, wo man noch am Grabe arbeitete, um einen Felſen zu durchbrechen, der den Sarg aufnehmen ſollte. Nachdem das Grab fertig war, die Kopten ihre Gebete verrichtet und die Geiſtlichen den Todten geweiht hatten, ſenkte man den Sarg in die Gruft und wir Deutſche warfen dem theuern Verblichenen nach vaterländiſchem Gebrauche 3 Hände voll Erde hinab, die dumpf auf den Sarg ſchlagend auf jeder Seite des Herzens ſchmerzvoll wiedertönten. Es iſt ein eigner Trauerklang, wenn die erſten Schollen auf einen Sarg rollen; als Kind hat es mich ſtets tief gerührt, heute preßte es mir Thränen aus. Jene ſtumme Trauerſprache der letzten Hand voll Erde, die wir einem theuern Freunde nachwerfen, verſteht nur Der in ihrer ganzen Tiefe, der ſie geworfen hat. Sie bringt ihm den ganzen Verluſt, den er erlitten, noch ein Mal vor die Seele und ſpricht ſo ergreifend zum Innern, daß das arme Herz nur in Thränen Erleichterung findet. Man umlegte den Sarg mit Ziegelſteinen und fertigte aus demſelben Material einen einfachen Grabhügel. Zu Dreien waren wir in die Wüſte hinausgegangen, nur Zwei kehrten wieder. Ihn, der ſich ſo ſehr auf die Rückkehr nach dem Vaterlande gefreut hatte, umſchloß jetzt das Grab; er wird nie wiederkehren. In der Wüſte, weſtlich von Neudongola, 1000 Schritte von der Stadt, deckt ein einfacher Grabhügel die Aſche unſeres theuern Oskar! Sein Blick iſt dem Morgen zugekehrt, und ſeine Füße ſtoßen an das einzige Gebäude des Friedhofes der koptiſchen Chriſten. Am 13. Mai, Montags, machten wir noch einen Beſuch am Grabe Oskars, es war gegen Abend, die Sonne ſandte uns ihre letzten Stralen zu, und die Wüſte war ſtill und ruhig, wie der theure Leichnam, den ſie in ihrem Schooße barg ꝛc." So weit ſein Bruder. Wir bemerken nur noch, daß er mehere Aufſätze naturhiſtoriſchen Inhalts für die naturhiſtoriſche Zeitung der Iſisgeſellſchaft in Dresden geſchrieben und in Afrika manche neue Inſekten und Pflanzen aufgefunden hat, deren Bekanntmachung redlich beſorgt werden wird. Er war von mittlerer Größe, ſchlank gewachſen mit länglichem Geſichte, blauen Augen, einer Habichtsnaſe und hatte trotz ſeinem blonden weichen Haupthaare einen ſo ſtarken Bart, daß er wegen des letztern in Afrika für einen großen Arzt und Sterndeuter gehalten wurde.

84. Theodor Wilhelm Danzel,

Privatdocent der Philosophie zu Leipzig;

geb. den 4. Januar 1818, gest. den 9. Mai 1850*)

D., zu Hamburg geboren, war der älteste Sohn eines dortigen Arztes. Außer einem Bruder, der jetzt dort als Arzt lebt, hatte er keine Geschwister, und vielleicht trug der Mangel an Schwestern, den er bisweilen schmerzlich empfand, mit bei zu dem blöden, eckigen Wesen des Knaben Danzel, das freilich jedenfalls seinen Hauptgrund hatte in seiner Kränklichkeit — er litt in seiner Jugend an einem Knochenschaden — und wesentlich befördert wurde durch den einsamen Privatunterricht, den er bis zu seiner Aufnahme in die Tertia der Gelehrtenschule genoß. Diese Kränklichkeit aber, die ihn linkisch machte, die ihm seine Jugend raubte, gab ihm zum Ersatz eine desto größere geistige Regsamkeit; indem sie ihn ausschloß von der Unmittelbarkeit des Lebens, machte sie ihn um so geneigter und um so fähiger, die Dinge objektiv zu nehmen und das Gedankenmäßige, das Bleibende in ihnen zu erfassen. Schon in Tertia gab sich diese reflektirende philosophische Tendenz in ihm kund, und während seine Mitschüler Anfangs über den kleinen Mann, der ihnen mit seinem steifen Röcklein und seiner gekrümmten Haltung schon leibhaftig wie ein kleiner Professor erschien, zuweilen sich einen Scherz erlaubten, empfanden sie bald vor ihm eine gewisse achtungsvolle Scheu. In Sekunda und Prima vollends wurde D. von Lehrern und von Schülern hoch geachtet, und seine Superiorität von den letztern um so mehr ohne Neid und Eifersucht anerkannt, da er sie niemals geltend machte und nicht nur Talent, sondern auch Charakter zeigte. Sein Talent bewies sich namentlich in seinen deutschen Aufsätzen, die zugleich Zeugniß gaben von seltener Belesenheit. Vor Allen erfüllten ihn Wieland und Jean Paul**). Die moralphilosophischen Reflexionen des erstern bestimmten damals sein Denken nach Form und Inhalt und führten ihn unvermerkt über die specifisch christliche Glaubensweise hinaus; Jean Paul influenzirte nicht nur auf lange Zeit seinen Styl (noch in seinen letzten Schriften finden sich leichte Spuren), sondern auch

*) Auszug aus der Beilage zu Nr. 202, 1850 der „Allgemeinen Zeitung."

**) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 1085.

ſein Gemüth und ſeine Phantaſie in dem Maaße, daß es ihm ſpäter einige Mühe machte, ſeine Vorliebe für den Humor zu überwinden und dieſen in die Vorſchule zur Kunſt zu verweiſen. Und ſelbſtverſtändlich verhielt er ſich nicht blos receptiv zur Poeſie; wie Jeder in ſeinem Alter dichtete er in Verſen und Proſa. Vom Johanneum, der hamburger Gelehrtenſchule, ging D. auf das akademiſche Gymnaſium über, und lieferte hier eine größere Abhandlung über die in Platon's Phaidon und Phaidros enthaltene Lehre vom Leben der Seele, die einſt der jetzige roſtocker Profeſſor Krabbe als eine Arbeit bezeichnete, welche an Intenſität des Denkens alle derartigen Leiſtungen weit übertreffe. Es lag in der Natur der Sache, daß er ſeinem großen Ziel gegenüber etwas kleinmüthig wurde. Dennoch war er weit entfernt, ſich aufzugeben, oder vielmehr er giebt ſich nur auf im Sinn der wahren Reſignation. Dieſe Reſignation trägt nie einen unwilligen oder elegiſchen Charakter, und ſo auch nicht bei D.; das „vivere memento" war ſo gut ſein Wahlſpruch wie der des Spinoza, an den er auch ſonſt in mancher Beziehung erinnert. Er war dieſem ähnlich in ſeiner Frugalität und dem zurückgezogenen Leben, und wenngleich er keine Verfolgung zu dulden hatte, ſo waren doch auch ſeine Tage trübe genug und nie von einem Sonnenblick des Glücks beglänzt. Was ſie erhellte, war der ſtille Schein, der des Denkers Stirn ſo gut wie die des Heiligen umzieht; die einzige Freude, die D. koſtete, war die intellektuale Freude des Spinoza. Wie ſeine Kränklichkeit ihn um die Freuden der Knabenzeit betrogen hatte, ſo verſagte ſie auch dem Jünglinge, was das Jünglingsalter Glückliches hat, und die Jahre, die man als die ſchönſten des Lebens anſieht, die Studentenjahre, verfloſſen für D. auf trübſelige und abnorme Weiſe. Gleich in ſeinem erſten Univerſitätsjahre in Leipzig, wohin er 1837 abging, kränkelte er nicht nur fortwährend, ſondern erkrankte an einer Herzentzündung (oder wahrſcheinlicher an demſelben Lungenübel, das ſeinem Leben ein Ende gemacht hat) ſo gefährlich, daß er, halb geneſen, einem hamburger Freunde ſchreibt: „Ich habe zwar nicht den Tod gekoſtet, aber das Sterben." Er fügt hinzu: „Ich geſtehe, ich war in gewiſſer Beziehung ärgerlich darüber, daß das Leben nun doch wieder von vorn angehen ſollte", und wenn dies auch nicht ernſt gemeint iſt, ein bischen Wahrheit lag doch darin; denn er krankte nicht nur phyſiſch, ſondern auch pſychiſch, und das Gefühl der Einſamkeit drückte ihn nieder. Im Begriff,

von Leipzig nach Halle überzuſiedeln, wie ihm Weiße gerathen hatte, richtete er um Oſtern 1838 an Profeſſor Wurm die Bitte, ihm zu Bekanntſchaften an ſeinem neuen Aufenthaltsorte zu verhelfen — eine Bitte, die er damit motivirt, daß er nicht Gelehrſamkeit ſondern Ausbildung ſuche. In Halle verkehrte er mit Wilda und Erdmann, und die Vorſtellung des Letztern, daß die Neigung zu äſthetiſchen Dingen Jeden, der nicht wenigſtens in einer der ſchönen Künſte ausübender Liebhaber von Talent ſey, auf völlig unwiſſenſchaftliche Wege zu führen drohe, brachten ihn zu dem Entſchluß, den er Wurm mittheilt, von dem äſthetiſchen Studium zu den Naturwiſſenſchaften überzugehen. Von dieſem Entſchluß kam er jedoch bald zurück, vielleicht mit durch Ruge, dem er wenigſtens in Halle ziemlich nahe ſtand, und deſſen Jahrbücher damals noch eine Richtung trugen, die D.'s Weſen homogen war. Als dritte Univerſität beſuchte D. Berlin, wo er faſt nur mit einigen hamburger Freunden verkehrte; ſeine Doktorwürde erwarb er in Jena mit einer Diſſertation: „Plato quid de philosophandi methodo senserit," in welcher er nachzuweiſen ſucht, nicht nur welche Methode Plato gehabt habe, ſondern daß er überhaupt zuerſt unter den Griechen eine Methode hatte und zuerſt der Philoſophie ein eigenes Gebiet erwarb. Von der Univerſität kehrte D. 1841 nach Hamburg zurück. Ueber das äußere Leben das er hier führte, iſt wenig zu ſagen. Es war nach gewohnter Weiſe ſtill und zurückgezogen; außer mit Profeſſor Peterſen und mit Wurm, deſſen geiſtreiche Frau er beſonders ſchätzte, hatte er nur mit einigen Jugendfreunden und wenigen Verwandten Umgang. Um ſo eifriger verkehrte er mit ſich ſelbſt und mit den Büchern, um möglichſt bald ein Specimen ſeines Fleißes zu geben. Im Winterhalbjahr 1841 bis 1842 hielt er am Gymnaſium Vorleſungen über Aeſthetik und gleichzeitig in der „Union", einem Verein von jungen Leuten, der zugleich Geſelligkeit und Ausbildung bezweckte, Vorträge über Schiller und Goethe*), welche ſchon darum wichtiger waren, als jene Vorleſungen am Gymnaſium, weil aus ihnen ſeine Erſtlingsſchrift: „Ueber Goethe's Spinozismus" hervorging. Es verträgt ſich nicht mit dem Zwecke des Nekrologs, die Anſchauungen D.'s über Kunſt zu entwickeln; nur ſoviel ſey bemerkt, daß in ihnen die Emancipation von der hegel'ſchen Aeſthetik liegt, die D. mit ſeinem Büchlein:

*) Deſſen Biogr. ſ. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

„Ueber die Aeſthetik der hegel'ſchen Philoſophie“ (1844) vollzog. Wenn hier insbeſondere zur Geltung gebracht werden ſoll, daß der Künſtler nichts ſey, als das Kunſtwerk, daß nothwendig die allerweſentlichſte Beſtimmung darin beſtehe, durchaus Kunſtwerk zu ſeyn: ſo findet ſich in dieſen und den ſonſtigen Ausſtellungen jene Auffaſſung, obgleich in präciſerer Form, gerade ſo darin, als ſie in einer ferneren Abhandlung ſich erkennen läßt, die D. in demſelben Jahr, aus welchem ſeine Schrift über die Aeſthetik Hegel's datirt, begann und ſpäter in Leipzig fortſetzte und vollendete. Sie erſchien in der fichte'ſchen Zeitſchrift für Philoſophie und ſpekulative Theologie (Bd. 12, 14, 15), und führt den Titel: „Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Philoſophie der Kunſt und ihre nächſte Aufgabe.“ Schon in dem Büchlein über Hegel's Aeſthetik wird bemerkt, daß Kant in einer Beziehung viel weiter war als Hegel, und es wird als eines ſeiner größten Verdienſte hervorgehoben, daß er, um die beſtimmt und einzeln vorliegende Einheit des Kunſtwerks wiſſenſchaftlich begreiflich zu machen, die Annahme einer dritten Sphäre (der Anſchauung) als nothwendig erkannt habe. Die Andeutung erhält ihr volles Licht in dem erſten Artikel der letztgenannten Abhandlung, denn derſelbe erörtert Kant's und Schiller's äſthetiſche Theorie, und zeigt, wie Kant vermöge ſeines ſondernden Scharfſinns, den D. im Gegenſatz zu der hegel'ſchen Vermiſchung von Kunſt und Religion ſcharf betont, die Anſchauung als totale Sphäre erfaßte und den eigenthümlichen Charakter der Aeſthetik in der reflektirenden Urtheilskraft, d. h. in der Ergreifung der Erkenntnißkräfte als ſolcher beſtehen laſſen wollte. Aber allerdings irrte er ab von dieſer urſprünglichen Intention; er nahm in die Erkenntnißkräfte den Inhalt auf, und indem er ſomit den Akt des Schönen überſah, liegt darin gerade Schiller's Fortſchritt, daß dieſer von der vollſten Erfahrung der That ausging. Auch Schiller's Philoſophiren war jedoch ein praktiſches, das die eigene Kunſtübung fixirte und reinigte; es bleibt daher die Frage, was das künſtleriſche Schaffen denn an und für ſich ſey? und an dieſe Frage knüpft D. im zweiten Artikel die Erörterung deſſen, was Fichte, Schelling und Hegel für die Aeſthetik geleiſtet; worauf er im dritten Artikel eine Darſtellung Solger's folgen läßt. Man ſieht aus den wenigen Anführungen, daß die genannten drei Schriften (über Goethe, Hegel und die zuletzt gewählte Abhandlung) in gewiſſer Weiſe ein Ganzes bilden, wobei freilich ein in-

nerer Fortschritt sich keineswegs verkennen läßt; und nimmt man hierzu noch dasjenige, was D. anderweit über frühere ästhetische Theorien vorgebracht hat, so wird man zugeben müssen, daß er eine ziemlich zusammenhängende Entwickelung der Kunstphilosophie, die überhaupt diesen Namen führen kann, gegeben habe, eine Entwickelung, die zwar nicht umfangreich, aber desto intensiver ist, und mehr Beachtung verdienen möchte, als sie bisher gefunden zu haben scheint. Ohne Zweifel würde D. seine kunstphilosophischen Ansichten bei längerem und — sorgenfreierem Leben erweitert haben bis zum System? Allerdings in Hamburg konnte er selbst ein geringeres Ziel nicht erreichen, und es war hohe Zeit, daß er sich im Februar 1845 auf der leipziger Universität habilitirte. Doch war andererseits sein Aufenthalt in Hamburg nichts weniger als verloren. Die genannten Arbeiten zählen nicht nur unter seinen Schriften, sondern in der Literatur vollgiltig mit; außerdem schrieb er noch manche kleinere Artikel, z. B. einen Artikel über Voz in die „Blätter für literarische Unterhaltung"; auch beabsichtigte er eine Zeit lang über Shakspeare zu schreiben, und seine Vorstudien sind nicht unbedeutend. So erwarb er gerade in Hamburg jenes philosophische Kunstbewußtseyn, dessen der Literarhistoriker nimmer entbehren darf, und seine Bemerkung, daß Gottsched Das, was die Grundlage seiner Thätigkeit ausmachte, schon nach Leipzig mitbrachte, läßt sich um so vollständiger auf ihn selbst anwenden, als er schon in Hamburg den Entschluß gefaßt hatte, eine Biographie Lessing's zu schreiben. Auf diese Biographie koncentrirte sich von vornherein seine leipziger Thätigkeit, und der veste Blick auf dieses nächste Ziel hob ihn hinaus über die Schwierigkeiten seiner äußern Stellung und das Einsame seiner Lebensweise. Er war hoffnungsvoll, ja er nahm selbst so weit Theil am Leben, daß er 1848 dem „deutschen Verein" beitrat. In diesen Hoffnungen aber sieht er sich getäuscht, als er sein Ziel zum guten Theil mit dem ersten Bande des Lessing erreicht hat. Zwar hatte er seine Stellung durch seinen außerordentlichen Fleiß in einer Beziehung sehr verbessert; er fand außerdem von manchen Seiten für seinen Lessing die gebührende Anerkennung; er war mit Mommsen und mehr noch mit Jahn befreundet; er traf bei Dr. Härtel einen geselligen Kreis, den die freundliche Wirthin, eine Schwester des Dr. Baumeister zu Hamburg, auf die liebenswürdigste Weise belebte und in dem er sich sehr wohl fühlte. Aber andererseits

hatte er Trotz seines Lessing und Trotz der Vorstellung der Fakultät an das Ministerium, ihm in Anbetracht, daß er an der Universität die Literaturgeschichte in gründlicher und ihm eigenthümlicher Weise lehre, eine Professur zu ertheilen, keine wirkliche Stellung gefunden; er war Privatdocent wie zuvor, und damit, meinte er einmal, habe man's doch gar zu wenig weit gebracht. Dazu verlor er, nachdem 1847 sein Vater gestorben war, im August 1849 seine Mutter, die er ungemein liebte und achtete, und selbst der kleine Wunsch war ihm nicht erfüllt worden, daß sie wenigstens noch das Erscheinen seines Lessing erleben möchte. Und endlich noch machte er bald nach dem Tode seiner Mutter die schmerzliche Erfahrung, daß es ihm nicht vergönnt seyn sollte, diesen Verlust in einer Weise zu ersetzen, die allein Ersatz bieten konnte. So erklärt es sich, wenn ein Brief, den er Weihnacht 1849 an seinen Bruder schrieb, recht trübselig lautet. „Es ist eine schwere Zeit", schreibt er, „die mich seit dem Tode unserer Mutter getroffen hat, und ich weiß manchmal nicht, was daraus werden soll." Er fürchtet, er sey in Gefahr zu ermatten, und glaubt, dies lasse sich nur dadurch verhindern, daß er sich neue Lebenshoffnungen schaffe, wenn sie sich nicht von selbst darböten. Er erinnert sich, daß er als Knabe, als Jüngling doch so gar keine Freuden hatte, mit einem Worte, er fühlt sich unglücklich, oder wenigstens nicht befriedigt, nicht glücklich. Freilich fühlt man in diesem Briefe schon die nicht ferne Krankheit einigermaßen heraus, trotzdem daß er schreibt, seine Gesundheit sey verhältnißmäßig sehr gut. Auch noch am 26. Febr. d. J. schreibt er: „Mein Befinden ist wieder ganz vortrefflich" und am Schlusse des Briefes, der dieses Datum trägt, sagt er: „So wäre auch der Winter wieder überstanden, und wenn mein Leben in dieser Beziehung aus lauter Wundern zusammengesetzt ist, so ist dieses wahrlich nicht das kleinste gewesen." Der Winter freilich war überstanden, aber das Frühjahr brachte ihm den Tod. In den letzten Tagen seiner Krankheit reiste sein Bruder von Hamburg zu ihm hinüber. Er fand ihn todesmuthig und völlig klar. Daß seine alte Mutter ihn nicht überlebt hatte, gereichte dem Sterbenden zur größten Beruhigung. Kurz vor seinem Ende ward er hoffnungsvoll und erwartete seine Genesung. Aber sie war unmöglich — er starb am 9. Mai. Sein „Lessing" bildete, wie gesagt, den Mittelpunkt und die Spitze seiner literarischen Thätigkeit in Leipzig; außer diesem Werke verdient jedoch auch

ſeine Diſſertation, mit der er ſich dort habilitirte, einige Berückſichtigung, und ſein „Gottſched“ recht viele. Was er nebenher für manche Journale ſchrieb, hat ſchon darum geringere Bedeutung, weil es meiſt nicht aus innerm Antrieb, ſondern aus ſeiner Stellung hervorging, die ihm nicht erlaubte, blos zu leben, um zu ſchreiben, ſondern ihn nöthigte, zu ſchreiben, um zu leben. Er ging dabei ſo weit, daß er ſich zu der Ueberſetzung eines bekannten franzöſiſchen Romans verſtand, die er in der Weiſe anfertigte, daß er ſeinen gewöhnlichen und unerläßlichen Spaziergang nach Tiſch nicht im Freien, ſondern im Zimmer hielt und auf- und abgehend einem Schreiber diktirte. Wenige wiſſen hiervon, denn der Verſtorbene hielt es geheim; wir glauben jedoch keinen Grund zu haben, dieſen ſeinen Fleiß und ſeine Selbſtverläugnung zu verſchweigen. Die erwähnte Diſſertation trägt den Titel: „Plato philosophiae in disciplinae formam redactae parens et auctor,“ und ſtützt ſich auf D.'s frühere Diſſertation über Platen's Methode; aber ſie geht weiter und tiefer als dieſe und enthält in der That eine völlige Revolution innerhalb der Geſchichte der griechiſchen Philoſophie, indem ſie dieſe mit Platon, als Demjenigen, der zuerſt ein Bewußtſeyn der Wiſſenſchaft hatte, begonnen wiſſen will und Die, welche vor ihm philoſophirten, in die Kulturgeſchichte verweiſt. Das Buch über Gottſched wurde, ſo zu ſagen, auf dem Wege zu dem über „Leſſing“ geſchrieben; es ſteht mit dieſem letztern in genauem Zuſammenhang, und iſt wie dieſes eine Oppoſition gegen die Literaturgeſchichte von Gervinus, die inſofern eine Aehnlichkeit hat mit derjenigen Oppoſition, welche gegen Hegel auftrat, als auch das Werk von Gervinus einigermaaßen Anſpruch macht, ſeinen Gegenſtand ausreichend behandelt zu haben und fortan als Auktorität zu gelten. Wie wenig dies wirklich der Fall iſt, hat gerade D. bewieſen; er hat im vollſten Gegenſatz zu jenem dargethan, daß ſowohl an Gottſched, dem Verachteten, als an ſeiner Umgebung Vieles anzuerkennen ſey. Dieſes ächt leſſing'ſche Verfahren lag überhaupt in D.'s Weſen, und hing, wenn auch nicht ſo ganz wie bei Goethe, doch einigermaaßen mit ſeiner äſthetiſchen Richtung zuſammen. So wie er es dem Kunſtwerk gegenüber für die nächſte Aufgabe hielt, ſich in daſſelbe ſtill zu verſenken und den Spuren des künſtleriſchen Schaffens nachzugehen, ſo trat er auch überhaupt an die menſchliche Individualität nicht ohne Weiteres mit der Kritik heran, und gerade durch

dieſe Objektivität, die keineswegs alle Kritik und Vergleichung ausſchließt, war er befähigt zum Hiſtoriker, ſofern dieſer unſtreitig die Pflicht hat, die hiſtoriſchen Erſcheinungen in ihrer eigenthümlichen Entwicklung, nach ihrer Zeit und Umgebung aufzufaſſen. Noch ſey bemerkt, daß Profeſſor Jahn gemeinſam mit dem Verleger eine Veranſtaltung getroffen hat, um Mittels des von Danzel nachgelaſſenen Materials dem Publikum den zweiten Band des „Leſſing zu verſchaffen.

* 85. Johann Anton Wachenhuſen,

großherzogl. mecklenb. Kanzleidirektor zu Schwerin;

geb. den 4. Juli 1791, geſt. den 9. Mai 1850.

W. war zu Schwerin geboren, wo ſein Vater den Poſten eines Vicedirektors bei der Juſtizkanzlei bekleidete. Da dieſer bereits im J. 1793 verſtarb und eine große Familie, aber kein Vermögen hinterließ, ſo nahm ein beſonderer Freund deſſelben, der geheime Hofrath Francke zu Schwerin, das damals zweijährige verwaiſte Kind zu ſich und ſorgte mit väterlicher Theilnahme für deſſen Erziehung und wiſſenſchaftliche Ausbildung, bis er zum Abgange nach der Univerſität gereift war. W. widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft und ſtudirte von Oſtern bis Michaelis 1809 zu Göttingen, wanderte aber bei den damaligen dortigen Studentenunruhen mit den übrigen Mecklenburgern aus und ging nach Jena, wo er zwei Jahr bis Michaelis 1811 blieb, dann aber nach Heidelberg bis Michaelis 1812. Nachdem er bald nach ſeiner Rückkehr nach Schwerin das vorſchriftsmäßige Examen gemacht, ward er Advokat und Notarius, arbeitete Anfangs, bis er ſich hinlängliche eigne Praxis erworben, viel für ältere Advokaten und gewann ſich ſchon damals den Ruf eines ebenſo einſichtsvollen, als geſchickten und tüchtigen Juriſten. Auf ſeine Bewerbung ward er von der auf dem mecklenburg'ſchen Landtag im Herbſt 1819 verſammelten Landſchaft zur Beſetzung der erledigten dritten Rathsſtelle bei der Juſtizkanzlei zu Schwerin mit präſentirt, unter'm 19. Decbr. 1819 von dem damaligen Großherzoge Friedrich Franz I.*) bei der Wahl unter den Präſentirten dazu erwählt und, nachdem er das vorſchriftsmäßige Juſtizrathsexamen bei dem Oberappellationsgericht zu Parchim rühmlichſt beſtan-

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 553.

den, unter'm 30sten März 1820 zum Justizrath ernannt, noch am 10. April d. J. als solcher bei der Justizkanzlei zu Schwerin eingeführt. Bereits im Jahr 1821 rückte er zum zweiten, im J. 1833 zum ersten Justizrath auf und ward unter'm 25. Juni 1836 zum Kanzleidirektor dieses Obergerichts ernannt. Auch diesem Posten stand er mit Auszeichnung vor und betrieb die Pflichten seines Berufs fortdauernd mit Eifer, Lust und Liebe, bis das verhängnißvolle Revolutionsjahr 1848 hereinbrach. Dieses Jahr, welches so manche Verhältnisse umschuf, brachte auch in der schweriner Justizkanzlei wesentliche Veränderungen hervor. Es traten nämlich mehere Mitglieder derselben in andere schnell geschaffene Aemter, oder in die neue Kammer der Abgeordneten. Hierdurch häufte sich die Arbeit für die verminderte Zahl der Zurückbleibenden, insbesondere aber für den Direktor, da dieser, um das Ansehen des seiner Direktion anvertrauten Gerichts aufrecht zu erhalten, über seine Kräfte arbeiten mußte, sich auch dann noch keine Ruhe gönnen wollte, als schon der Arzt ihm das Schlimmste vorhersagte, wenn er diese Lebensweise nicht ändere. Endlich schwanden seine Kräfte gänzlich, ein älteres Gichtübel trat hinzu und er starb im noch nicht vollendeten 59. Lebensjahre, den Ruf eines allgemein anerkannten verdienstvollen und braven Mannes hinterlassend. Im Jahr 1818 verheirathete er sich mit Mariane, ältesten Tochter des vormaligen Kammerdirektors Brüning zu Schwerin und ist die aus dieser Ehe am 30. April 1819 geborne einzige Tochter, Ottilie, an den Domänenrath H. Satow auf Hägerfelde in Mecklenburg verheirathet. —

* 86. Ludwig Joseph August, Reichsgraf von Wackerbarth,

Johanniterritter, auf seinem Weinberge zu Zschieschewitz bei Dresden; geb. den 7. März 1770, gest. den 10. Mai 1850.

Geboren zu Kaschendorf in der Nied.-Lausitz, empfing dieser Verewigte schon früh, zuerst auf dem Gymnasium zu Kamenz, dann auf den Universitäten zu Wittenberg und Göttingen eine ausgezeichnete Bildung und eine hohe Empfänglichkeit für Werke der Wissenschaft und Kunst. Seine Familie stammte aus Niederdeutschland und er selbst war ein Großneffe des berühmten Feldmarschall-Lieutenant und Besitzers der Herrschaft Kogel bei Ratzeburg, Freiherrn v. W. Aus diesem Besitzthume seiner Familie erwuchsen

ihm Ansprüche an Hannover, die er schon früher bei'm Reichskammergerichte zu Wetzlar vergeblich verfolgt hatte und bei Napoleon immer auf's Neue geltend zu machen suchte. Der Proceß glich der Schraube ohne Ende und ist bis auf den heutigen Tag unerledigt geblieben. Dem Grafen W. erwuchsen aber daraus unsägliche Mühen und Verluste an Zeit und Geld. Nach seinem Abgange von Göttingen hatte er noch ziemlich ein Jahr in Leipzig zugebracht, war dann über England nach Amerika, dann nach Ostindien gereist und über London nach Deutschland zurückgekehrt. Nach einem kurzen Aufenthalte, bald zu Wien, und zwar als kurf. sächs. Legationssekretär, bald zu Dresden ergriff ihn auf's Neue die Reiselust und er durchzog namentlich Italien und die Türkei. Im Jahr 1801 kehrte er zurück und wohnte seitdem abwechselnd zu Hamburg und zu Ratzeburg. Später erkaufte er ein reizend gelegenes Weinbergsgrundstück bei Zitzschewig in der meiß'ner Elbgegend und blieb, wie immer, bis in sein hohes Alter literarisch thätig und ein Wohlthäter seiner Umgebung. Bei mancher Sonderbarkeit seines äußeren Lebens besaß er eine so feine Bildung, eine so edle Sitte, eine so reine Herzensgüte, daß ihm überall die innigste Verehrung entgegenkam. — Von seinen Schriften kennen wir: Parallele zw. Peter d. Gr. u. Karl d. Gr. Gött. 1792. — Parall. zwischen Leopold II. u. Albrecht II. Leipz. 1793. — Schilderung d. Kaisers Aurengzeb. Ebds. 1793. — Vergleich. zw. Hakem u. Nero. Gött. 1793. — Morgenblicke in die leipziger Allee; meinen Freunden u. Freundinnen gew. am 9. Juni 1793. Berl. — Vorlesungen üb. schriftl. u. mündl. Vortrag von Dr. Joh. Priestley; n. d. neuesten engl. Ausg. deutsch m. Anmerkk. Ebds. 1793. — Rheinreise. Halberst. 1794. — Vergleich. Züge zw. Ant. Raph. Mengs u. Jos. Reynolds. Lond. 1794. — Ein Blick auf das Leben des J. E. F. Freih. v. Wackerbarth in Kogell. 1794. — Denkmal der Gräfin Lina v. Oertzen. Lpz. 1794. — Drei Königinnen. Ebds. 1795. — Die Erober. v. Sibirien. Wien 1796. — Reklamationen. Hamb. 1815. — Zuruf an den zu Wien sich bildenden Kongreß. Ebds. 1815. — Der erste Feldzug der osman. Türken auf europ. Boden. Ebds. 1819. — Flüchtige Schilderung d. Grafen von Wackerbarth. Ebds. 1820. — Merkwürd. Gesch. des weltberühmten Gog und Magog. Ebds. 1820. — Die früheste Gesch. d. Türken bis zur Vernicht. des byzantin. Kaiserthums im J. 1453; dann fortgeführt bis z. Tode Kaisers Muhamed II. im J. 1481. Ebds. 1821. — Die Gesch. der

großen Teutonen. M. d. Bildn. d. Verfaſſ. Ebdſ. 1821. — Die Geſch. der letzten großen Revolution in China im J. 1644. Ebdſ. 1821. — Walhalla od. wunderb. Begebenheiten außerordentl. Menſchen. Ebdſ. 1829. — Außerdem einige unbedeutende Aufſätze in der „Teutſchen Monatsſchrift“ 1793 u. 1794. —

* * *

87. Dr. Juſtus Friedrich Karl Hecker,

geh. Medicinalrath und ordentl. Profeſſor der Medicin zu Berlin;
geb. d. 5. Jan. 1795, geſt. d. 11. Mai 1850 *).

H. iſt mit vollem Rechte zu den hochbegabten Denkern zu zählen, welche, vom Geiſte der ächten Wiſſenſchaft erfüllt, an ihrer lebendigen Fortbildung den thätigſten Antheil nehmen und ſich dadurch in ihren Annalen einen unvergänglichen Namen erringen. Durch ſeinen Beruf zunächſt der Heilkunde angehörig, empfing er aus ſeiner ausgebreiteten klaſſiſchen Gelehrſamkeit die Weihe zu jener freien und allſeitigen Lebensanſchauung, welche als die Grundlage ſeiner Forſchung ihr eine tiefere philoſophiſche Bedeutung verlieh und ihn dadurch befähigte, mit der Fackel der Kritik das noch ſo wenig entwirrte Geheimniß zu beleuchten, welches das Band des Geiſtes mit dem Körper verhüllt. Frühzeitig erkannte er daher, daß von der Löſung dieſes Räthſels nicht nur die wiſſenſchaftliche Begründung der Heilkunde, ſondern auch das Gedeihen aller menſchlichen Angelegenheiten abhängig ſey, jene, weil Geiſt und Körper an Geſundheit und Krankheit faſt den gleichen Antheil nehmen, dieſe, weil jede einſeitige Kultur des Geiſtes auf Koſten des Körpers den Keim der Selbſtzerſtörung in ſich zur Reife bringt. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß alle wahre Erkenntniß nur auf dem Boden hiſtoriſch begründeter Thatſachen fußen könne, hat er der Geſchichtsforſchung einen raſtlos angeſtrengten Eifer zugewandt und ihr die reichſten Ergebniſſe abgewonnen, welche um ſo ſchmerzlicher den großen Verluſt empfinden laſſen, den die Wiſſenſchaft durch ſeinen Tod in dem kräftigſten Mannesalter erlitten hat. Außer ſeinen größeren Werken über die Geſchichte der Heilkunde müſſen hier vornämlich ſeine Schriften über die Tanzwuth, den ſchwarzen Tod, den engliſchen Schweiß, ſeine Ab-

*) Erſte Beil. zu den Berl. Nachrichten v. Staats ꝛc. 1850. Nr. 127.

handlungen über die Kinderfahrten, die Sympathie und über die Viſionen genannt werden, welche zum größten Theil in mehere fremde Sprachen überſetzt, ihm eine weit verbreitete Anerkennung ſeiner Verdienſte erwarben und das lebendigſte Intereſſe in allen Kreiſen der Gebildeten erregten. Denn ein Meiſter der Rede, entrollte er in jenen Schriften ein geiſtreiches und ſeelenvolles Gemälde der furchtbaren Schickſale, von denen die Völker heimgeſucht werden, wenn Leidenſchaften, namentlich die Dämonen des Aberglaubens mit Drangſalen und leiblicher Noth aller Art zuſammentreffen, um das Leben in ſeinen innerſten Tiefen dergeſtalt zu erſchüttern, daß ein verheerender Sturm mit gleicher Gewalt den Geiſt wie den Körper durchtobt und mit der Verwüſtung beider endet. Er ſelbſt faßte dieſe Forſchungen, bei welchen der Philoſoph, der Geſchäftskundige, der Arzt gleich ſehr betheiligt ſind, in dem Begriffe der hiſtoriſchen Pathologie zuſammen und brach damit die Bahn zu einer ganz neuen Wiſſenſchaft, durch welche er weſentlich zur Umgeſtaltung der Heilkunde beitrug und viele Räthſel der Weltgeſchichte richtig deutete. Denn er hatte ſich ſeine Aufgabe ſo hoch geſtellt, daß er, mit ſeiner Forſchung den ganzen Menſchen umfaſſend, den freien Ueberblick über alle Richtungen und Wechſelwirkungen des geiſtigen und körperlichen Lebens gewann und in den inneren Zuſammenhang ſeiner Erſcheinungen eindringend, die vielfachen Fäden auffand, in deren Gewebe das Schickſal der einzelnen Menſchen und der Völker verflochten iſt, wie es in ihren wechſelnden Zuſtänden von Geſundheit und Krankheit, von Kraft und Schwäche, von Gedeihen und Verfall in die Wirklichkeit tritt. Werden in dieſem Sinne der Geiſt und die Bedeutung ſeiner verdienſtvollen Leiſtungen gedacht, ſo greifen ſie weit hinaus über die Grenzen der Heilkunde, um im innigen Bunde mit jeglichem andern geiſtigen Streben jene allgemeine Wiſſenſchaft zu gründen, welche den Streit der Fakultäten ſchlichten, die geſpaltenen Intereſſen aller Art mit einander verſöhnen und dadurch erſt die höchſte Kultur in der Harmonie des geiſtigen und körperlichen Lebens ermöglichen ſoll. Es iſt hier eben ſo wenig der Ort, dieſen Grundgedanken durch alle ſeine Schriften zu verfolgen, als eine ausführliche Schilderung ſeines wiſſenſchaftlichen Bildungsganges zu geben. In Erfurt geboren, der Dritte von fünf Geſchwiſtern, folgte er ſeinem Vater, welcher im J. 1805 als Profeſſor an das Collegium medico-chirurgicum nach Berlin berufen wurde, dorthin-

Letzterer, welcher sich durch zahlreiche ausgezeichnete Werke einen bleibenden Namen in der medicinischen Literatur erworben hat und als Gelehrter hochgeachtet im Jahr 1811 starb, weckte dadurch unstreitig seine Nacheiferung und flößte ihm eine entschiedene Vorliebe für das Studium der Heilkunde ein, welches er gleichzeitig mit seinem in Bergen auf Rügen als Kreisphysikus verst. Bruder auf der berliner Universität im J 1812 begann. Aber schon im nächsten Jahre griff er, dem Rufe des Vaterlandes folgend, zu den Waffen, trat als Freiwilliger in das Garde-Jägerbataillon ein, focht in den Schlachten von Lützen, Bautzen, Leipzig und Paris und begeisterte sich auf diesem Siegeszuge zu dem patriotischen Hochgefühl, welches stets einen stark ausgeprägten Zug seines Charakters bildete und namentlich während der politischen Unruhen der letzten Jahre ihm im Kampfe der Parteien eine Achtung gebietende Persönlichkeit verlieh, mit welcher er für die gesetzliche Ordnung gegen die Umsturzmänner auftrat. Aus dem Kriege nach Berlin zurückgekehrt, setzte er sein akademisches Studium mit solchem Eifer und so glänzendem Erfolge fort, daß er nach abgelegten Staatsprüfungen nicht nur am 12. Juli 1817 die medicinische Doktorwürde erlangte, sondern schon am 15. Nov. desselben Jahres sich als Privatdocent bei der medicinischen Fakultät habilitirte. Bereits im J. 1822 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor, auf welche er sich durch den gleichzeitig erschienenen ersten Theil seiner Geschichte der Heilkunde den gerechten Anspruch erworben hatte. Zwei Jahre später schloß er mit seiner ihn betrauernden Gattin, der Tochter des geheimen Obersinanzrathes Paalzow, den Bund der Ehe, welche, in reiner, gegenseitiger Neigung begründet, durch alle häuslichen Tugenden und durch höhere Bildung geadelt, ihm ein reiches Gemüthsleben eröffnete und die schönsten Hoffnungen seines Herzens durch zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, befriedigte, von denen ersterer vor zwei Jahren die medicinische Doktorwürde sich erwarb. Einen ausgebreiteten Wirkungskreis für seine historisch-kritische Gelehrsamkeit fand er in den von ihm seit dem J. 1825 herausgegebenen und mit vielen eigenen Abhandlungen bereicherten Annalen der gesammten Heilkunde, welche ein Jahrzehend hindurch fortgesetzt einen bedeutenden Einfluß auf den Entwickelungsgang der medicinischen Literatur ausübten. Zum Mitgliede der medicinischen Obereraminations-Kommission im Jahr 1827 ernannt, machte er mit ernstem Eifer die Forderungen der

Wissenschaften an die Prüfungskandidaten geltend, damit nicht der ärztliche Beruf durch unwissende und gedankenlose Routiniers herabgewürdigt werde. Seine akademischen Vorträge vereinigten in hohem Grade die Vorzüge einer geistvollen, lebendigen, klaren, ächt philosophischen, praktisch gediegenen, mit historischer Gelehrsamkeit ausgestatteten Darstellung und erwarben ihm die wohlverdiente Anerkennung, daß er, im Jahr 1834 zum ordentlichen und öffentlichen Professor ernannt, zweimal das Dekanat der medicinischen Fakultät verwaltete und im J. 1844 zum Rektor der Universität erwählt wurde. An der medicinisch chirurgischen Militärakademie hatte er bereits seit einer Reihe von Jahren gelehrt, bis er 1840 als außerordentlicher Professor in dieselbe eintrat. Ein nach so vielen Richtungen ausgebreitetes, rühmliches und erfolgreiches Wirken wurde denn auch durch die manchfachsten Auszeichnungen belohnt; eine Menge gelehrter Akademieen und Gesellschaften des In- und Auslandes übersandte ihm ihre Diplome, der rothe Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife, der russische Wladimir- und Stanislausorden, sowie der belgische Leopoldsorden schmückten seine Brust und seine im J. 1846 erfolgte Ernennung zum geheimen Medicinalrath erhob ihn zu dem Range der vornehmsten Aerzte des Landes. Leichter läßt sich einigen Zügen die großartige Bedeutung seines wissenschaftlichen Strebens, wenn auch nur ganz allgemein bezeichnen, als ein treues Bild seines von rein sittlichen Grundsätzen beherrschten Charakters entwerfen, welchen er zu einer ganz entschiedenen Gestalt ausgeprägt hatte und in den verwickelten Verhältnissen des Lebens und Berufs beharrlich geltend zu machen wußte. Diejenigen, welche ihm näher standen und die eigentlichen Motive seines Handelns richtig zu würdigen vermochten, werden stets die Erinnerung an ihn mit dem Gefühle der Hochachtung und Anerkennung seines Verdienstes paaren, welches zu der Hoffnung fernerer vorzüglicher Leistungen berechtigte, wenn ihm eine längere Dauer seines Wirkens gegönnt gewesen wäre *).

*) Noch einige Schriften H.'s sind: Antiquitates hydrocephali. 1817. — Sphygmologiae galenicae specim. 1817. — Geschichte der Heilkunde. 2 Bde. 1822—29. — Hippocratis aphorismi ad optimor. libror. fidem ed. 1822. — De peste Antoniniana. 1835. — Gesch. der neueren Heilkunde. 1839. — Ueber Sympathie. 1846.

Die Redaktion.

* 88. Dr. med. Karl Auguſt Ferdinand Rumpelt,

Arzt zu Dresden;

geb. den 22. Nov. 1768, geſt. den 11. Mai 1850.

Ohne daß R. gerade zu den ſogenannten Modeärzten gehört, oder eine hervorragend bedeutende Stellung in der mediciniſchen Welt eingenommen hätte, war er doch nicht allein in Dresden als ein äußerſt erfahrener, ſorgfältiger Arzt angeſehen und geſucht, ſondern auch im Auslande durch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit im Fache der Medicin und Naturwiſſenſchaften, ſowie durch ſeine vieljährige Theilnahme an den Geſellſchaften der Naturforſcher und Aerzte ziemlich gekannt. Was ihn aber am Meiſten auszeichnete und ihn in ſeiner nähern und weitern Umgebung eine Achtung und Ehrfurcht gebietende Stellung gab, das war die ſeltene Konſequenz, die zwiſchen ſeiner Lebensweiſe und ſeinem Charakter obwaltete und der ſeltene Einklang, in dem wieder ſein ganzer Charakter mit ſeinem wiſſenſchaftlichen Berufe ſtand; und in dieſer Beziehung verdient der Name dieſes Mannes wohl eine genauere Würdigung in den Annalen der Geſchichte der Deutſchen. R. wurde zu Pirna bei Dresden, wo ſein Vater Wundarzt war, geboren. Er war der älteſte von drei Brüdern, von denen der nächſtfolgende noch gegenwärtig in Dresden als Arzt lebt, der jüngſte aber, der ſich der Mathematik gewidmet hatte, bereits in jüngern Jahren in Folge eines Herzſchlages ſtarb. Ueber die Art, wie er ſeine frühere Jugendzeit verlebte, iſt wenig oder nichts zu ermitteln geweſen, da er ſelbſt ſich nie über ſeine Jugenderinnerungen ausſprach; es iſt möglich, daß ſie nicht eben ſehr erfreulich geweſen ſind, da ſein Vater frühzeitig ſtarb und ſeine Mutter ſich nachher zweimal weiter verheirathete; doch ſprach er ſtets mit großer Achtung und Dankbarkeit von ſeinen Aeltern und der Strenge, mit welcher er erzogen worden ſey. R. erhielt ſeine Schulbildung auf der Kreuzſchule zu Dresden unter dem Rektor Olpe und begann dann an der damaligen chirurgiſchen Lehranſtalt daſelbſt ſeine mediciniſchen Studien, die er von 1789 an auf der Univerſität zu Leipzig fortſetzte. Hier waren es vorzüglich die Vorleſungen des berühmten Phyſiologen und Philoſophen Platner, die ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen und die einen entſcheidenden Einfluß auf ſeine weitere wiſſenſchaftliche

Entwickelung hatten. Bis in sein hohes Alter begleitete ihn die begeisterte Anhänglichkeit an die Lehren dieses Mannes. Leider! wurden seine Universitätsjahre durch Krankheit und andere Unfälle sehr getrübt und machten es ebenso, wie seine Kinderjahre unmöglich, daß sein Gemüth die heitere und freudige Färbung bekommen konnte, die auch seine wärmsten Freunde in seinen spätern Jahren schmerzlich bei ihm vermißten; allein gerade diese so sehr verbitterte Jugend mag auf der andern Seite auch wohl sehr viel zur Entwickelung seines so überaus energischen und vesten Charakters beigetragen haben, der ihn später auszeichnete. Durch einen traurigen Zufall hatte er als Student das Unglück, sich auf der Jagd durch eine freiwillige Entladung des Gewehrs durch das Gelenk der rechten Hand zu schießen, so daß dieselbe für seine Lebenszeit unbrauchbar und steif wurde. Dieser Verlust ließ ihn jedoch nicht verzweifeln; er gewöhnte sich mit der linken Hand zu schreiben und erlangte überhaupt mit dieser eine solche Geschicklichkeit, daß er sich über den Verlust der rechten zu trösten wußte. Auch ein Faulfieber warf ihn in dieser Zeit lange auf's Krankenbett, aber trotzdem vollendete er bis 1793 seine Studien, schrieb seine Dissertation Pathologia epilepsiae und erlangte darauf unter Platner's Präsidium die akademische Doktorwürde. Nach Dresden zurückgekehrt widmete er sich ganz der ärztlichen Praxis und gehörte daselbst bald zu den geachtetsten und gesuchtesten Aerzten; doch beschäftigte er sich nebenbei vielfach mit dem Studium der französischen und italienischen Sprache und der Mathematik, die er stets als die Grundlage aller Wissenschaften ansah. Seine Neigung für Physiologie und Naturwissenschaften steigerte sich dabei immer mehr und wahrscheinlich würde er sich diesem Studium ganz uneingeschränkt hingegeben haben, wenn nicht seine Privatverhältnisse ihn genöthigt hätten, den einmal betretenen Weg der ärztlichen Praxis in Dresden nicht zu verlassen. Die unglücklichen Kriegsjahre kamen dann hinzu und er mußte sich begnügen, die Naturwissenschaften nur als Hilfsmittel für seinen ärztlichen Beruf zu betrachten. Dieß hat er denn auch im vollen Sinne des Wortes gethan; davon zeugen nicht allein seine Schriften, die er in den 56 Jahren seiner ärztlichen Praxis in Dresden veröffentlichte, sondern auch die Art und Weise, wie er seinem Berufe oblag und als Arzt am Krankenbette verfuhr. Ohne sich von irgend einer der verschiedenen in dieser Zeit nach und nach auftauchenden sogenannten Heilmethoden irre leiten

zu lassen, folgte er streng seiner rationellen aus der empirischen Wissenschaft geschöpften Ueberzeugung und hielt den Grundsatz vest: Alles zu prüfen und das Gute zu behalten. Dadurch erlangte er denn auch eine solche Sicherheit und Ruhe, daß seine Patienten größtentheils mit blindem Vertrauen an ihm hingen; aber er war zugleich auch ein sehr strenger und gefürchteter Arzt, da er rücksichtslos die pünktlichste Befolgung seiner ärztlichen Verordnungen verlangte und von seinen Patienten auch in gesunden Tagen eine so peinlich streng geregelte Lebensweise forderte, wie er selbst sie zu führen gewohnt war. Hahnemann*) selbst, gegen dessen Lehre der Homöopathie er als entschiedener Widersacher auftrat, konnte nicht strengere diätetische Grundsätze aufstellen, als er sie sowohl für seine eigne Person befolgte, als auch bei seinen Patienten befolgt wissen wollte. Er selbst verhehlte nie seine Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der ärztlichen Wissenschaft und stellte es immer als einen Hauptgrundsatz hin, daß man Krankheiten durch seine Lebensweise zu vermeiden streben müsse, indem der Patient meistens selbst die Schuld seines Erkrankens trüge. So bestand denn auch in seinen letzten Lebensjahren seine Praxis meistens aus solchen alten Leuten, denen er durch einen langen Zeitraum von Jahren als ärztlicher Berather zur Seite gestanden hatte und an denen sich seine diätetischen Grundsätze der Makrobiotik auf das Sichtbarste, wie an ihm selbst bewährten. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß eine so streng geregelte, jede Freude des Genusses ausschließende Lebensweise nur einem Charakter möglich war, dessen ganzes Streben sich lediglich auf den einzigen Punkt koncentrirt hatte, in dem er seinen wahren menschlichen Beruf erkannte. Dr. R. war durchweg Arzt und Naturphilosoph; in Allem was ihn umgab, was andere Menschen zu Lust und Freude, oder Leid und Kummer stimmt, sah er nur das Objekt seiner wissenschaftlichen Forschung. Der abnorme Lebenszustand des Geschöpfes war das, was ihn am meisten interessirte, mochten es nun kranke Menschen oder kranke Thiere seyn. Für die bildenden Künste hatte er nur geringe Vorliebe und nahm nur oberflächlichen Antheil daran; doch hörte er gern Musik, namentlich die italienische, aber auch sie vermied er in spätern Jahren gänzlich, weil sie ihn von seinem Beruf abzöge. Dagegen war die Beschäftigung mit Poesie und schöner Lite-

*) Dessen Biogr. siehe im 21. Jahrg. des N. Nekr. S. 630.

ratur in seinen Augen ein arger Zeitvertreib; er meinte dazu immer: „Was sind alle Poeten gegen das große Dichterwerk der Natur!“ — Nur Shakespeare erfreute sich aus einer frühern Periode her noch seiner hochachtungsvollen Erinnerung. Bis zu dem Tage vor seinem Tode begann er jeden Morgen sein Tagewerk damit, ein Kapitel aus Seneka's philosophischen Werken laut in der Ursprache zu lesen. Das war sein Morgengesang und die Erhebung seiner Seele! Die Werke dieses freudlosen finstern Moralisten waren und blieben sein ganzes Leben hindurch seine treuen Begleiter, er las sie wieder und immer wieder. Gesellschaftliche Zerstreuungen, wenn sie nicht wissenschaftliche Zwecke verfolgten, vermied er gänzlich; außer seinen nächsten Angehörigen und seinen Patienten sah er Niemand in seinem Hause und die Stunden, wo er seiner Praxis nachging, nannte er seine Erholungsstunden. Außerdem war er stets an seine Studien gefesselt, die ihn bereits schon von früh 4 Uhr an beschäftigten. Dabei war er jedoch keineswegs unzugänglich und hatte ein offenes Herz für wahrhaft Hilfsbedürftige, besonders wenn sie krank waren; nur war es nicht zu leugnen, daß er namentlich von jungen Leuten einen ebenso asketischen Lebenswandel forderte, als er selbst ihn zu führen gewohnt war und daran freilich scheiterte Mancher, dessen er sich anfänglich mit großer Hingebung angenommen hatte. Unermüdlich war er stets, wo es galt einen ärmern jungen Mann zu unterstützen, der sich dem medicinischen Berufe widmen wollte; da scheute er keine Mühe und kein Opfer, um ihm den Weg zu bahnen. Wie seine ganze übrige Lebensweise eine ärztlich streng berechnete war, so machte er auch in den letzten 25 Jahren, wo seine Verhältnisse es gestatteten, alljährlich zur Kräftigung seiner Gesundheit eine kurze Erholungsreise auf wenige Wochen; aber auch hierbei folgte er nie der Laune des Vergnügens, sondern verband stets einen wissenschaftlichen Zweck damit. So waren es denn die Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte, die er alljährlich besuchte und es werden nur zwei oder drei seyn, die er in diesem langen Zeitraume versäumte, weil seine Berufsgeschäfte ihn verhinderten. Hier machte er die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten deutschen und außerdeutschen Gelehrten, betheiligte sich selbst bisweilen durch eigne Vorträge über naturhistorische Gegenstände in den einzelnen Sektionen und kehrte nie von einer solchen Reise zurück, ohne ein gesteigertes Interesse für die neuen Entdeckungen im Ge-

biete der Medicin und Naturwiſſenſchaften. Auf dieſe Weiſe hat er Deutſchland nach allen Richtungen hin durchreiſt und noch in ſeinem 80. Jahre wohnte er auch der großen Verſammlung der italieniſchen Gelehrten in Venedig bei. Wer dieſen rüſtigen thatkräftigen Greis damals ſah, hielt ihn für wenigſtens 20 Jahre jünger. Leider! blieb ſein ſehnſüchtiger Wunſch, vor ſeinem Ende noch Paris zu ſehen und dort die bedeutenden Männer der Wiſſenſchaft kennen zu lernen, unerfüllt. Anfangs des J. 1850 begannen ſich bereits Krankheitserſcheinungen bei ihm einzuſtellen, welche ſeine Angehörigen befremdeten, da ſie gewöhnt geweſen waren, ihn eigentlich nie krank zu ſehen; doch war Niemand von den Seinen darauf gefaßt, daß der Tod hier ſobald ſeine Rechte geltend machen würde, weil er die Quelle ſeines Uebels, deſſen gefährlichen Zuſtand er ſelbſt recht wohl begriff, den Seinen früher ſtreng verbarg. So quälte er ſich ſechs volle Wochen unter fortwährend ſchlafloſen Nächten, die er meiſtens ſitzend oder umhergehend zubringen mußte, mit den ſchrecklichſten Bruſtkrämpfen und Rückenſchmerzen, die nach ſeiner Erklärung die Folge eines organiſchen Herzübels waren; der Tod kämpfte hier ſeiner kräftigen Mannesnatur das Terrain faſt Linie für Linie ab! Dabei aber empfing er fortwährend ſeine Patienten, ſetzte ſeine gewohnten Studien fort und nichts durfte in ſeiner gewöhnlichen Lebensordnung geſtört werden. In der Nacht vom 10. zum 11. Mai verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand jedoch ſo ſichtbar, daß er ſelbſt ſeinem Diener die Nähe ſeines Todes anzeigte und nun traf er ſelbſt auch alle darauf bezüglichen Anſtalten mit der pünktlichen Ordnung, die er ſein ganzes Leben hindurch in jeder Beziehung beobachtet hatte. Mit vollem klaren Bewußtſeyn, obgleich von entſetzlichen Schmerzen und einer beſtändigen Herzensangſt hin- und hergetrieben, ließ er das Lager vor ſeinen Augen bereiten, auf dem er wünſchte, daß ſeine entſeelte Hülle ruhen ſolle, darauf verſammelte er alle die Seinigen um ſich, richtete an Jeden noch ein bezügliches Wort der Liebe und der Ermahnung und ſagte ihnen die Stunde voraus, in welcher er auf ſeine Erlöſung hoffe. Den Finger am Pulſe, das Auge ſtarr auf den Weiſer der Uhr gerichtet verfolgte er Schritt für Schritt den Gang ſeiner entſchwindenden Lebenskräfte und hauchte ſeinen letzten Seufzer kurz vor 7 Uhr Abends aus, genau in der Stunde, die er ſelbſt in den Morgenſtunden, als die Grenze ſeines Lebens bezeichnet hatte. Genau wie ſein ganzes Leben geregelt und

berechnet war, war es auch sein Tod und der lange Kampf, der ihm voranging, gab ein treues Bild der großen Selbstbeherrschung, die er sein ganzes Leben hindurch geübt hatte. — Streng rechtlich und peinlich gewissenhaft als Mensch, war er unermüdet in seinem Berufe und lebte allein für ihn; es galt ihm als vorzüglichster Grundsatz, nie etwas vom Schicksal oder andern Menschen zu erwarten, aber Alles, was die Kräfte ihm erlaubten, zum Wohle Anderer zu vollbringen. Jedes Zeichen von Ostentation vermied er sorgfältig, er verachtete alle sogenannten Ehrenzeichen und war stets der Meinung, daß, was der Mensch thun könne, er auch thun müsse. Dabei hielt er jedoch sehr auf eine gewisse Sorgfalt und Eleganz in seiner Erscheinung, sowie auf ein strenges Festhalten an den hergebrachten Sitten und Höflichkeitsbeweisen in seiner Umgebung; er war ein Feind aller Vernachlässigung des Ceremoniels, wie es in den letzten Decennien in der Gesellschaft anfing herrschend zu werden. Dr. R. war zweimal verheirathet und hinterläßt außer seiner zweiten Gattin*) und dem obengenannten Bruder noch aus erster Ehe eine Tochter, die gegenwärtig an den Dr. med. Karl Horack in Dresden verheirathet ist, und aus der zweiten einen Sohn, den jetzigen königl. sächs. Hofschauspieler, E. A. F. Rumpelt, gen. Emil Walther. Am 16. Mai 1850 fand sein Begräbniß auf dem Eliaskirchhofe in Dresden statt und ein einfacher Denkstein bezeichnet dort die Grabstätte eines Mannes, dessen ganzes Leben nur dem einen Berufe gewidmet gewesen war, dem Tode seine Opfer so lange als möglich vorzuenthalten. Seine schriftstellerische Thätigkeit eröffnete Dr. R. durch eine Menge von Abhandlungen, die in verschiedenen Zeitschriften zerstreut sind, namentlich in Froriep's**) Notizen, Rust's***) Magazin, in der salzburger medicin. Zeitschrift u. s. w. Von Monographieen erschienen nach und nach folgende: Die Heilwissenschaft aus dem Gesichtspunkte d. Zuverlässigkeit betrachtet. Stuttgart 1829. — Ueber den Ursprung der sogen. freiwilligen Knochenbrüche. Berlin 1834. — Ueber den thierischen Magnetismus. Dresden 1840. — Ueb. d. Blei in seinen Wirkungen auf den thier. Körper.

*) Die Schwester des 1845 verstorbenen Buchhändlers und Stadtraths Moriz Walther zu Dresden. Vergl. Nekrolog der Deutschen. 23 Jahrg. S. 900.

**) Dessen Biogr. siehe im 25. Jahrg. des N. Nekr. S. 521.

***) — — — — 18. — — — — S. 1306.

Ebdſ. 1845. — Außerdem eine Menge phyſiol. u. anatom. Abhandlungen, von denen beſonders die über die Gefühlsnerven und die pacciniſchen Körperchen zu erwähnen ſind. Auch mit der Kranioſkopie beſchäftigte er ſich lange Zeit und gehörte zu den eifrigſten Anhängern der gall'ſchen Lehre; von rein naturhiſtor. Gegenſtänden richtete er dagegen ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf die Sinneswerkzeuge und Monſtroſitäten der Fiſche. In ſeinem Nachlaß fand ſich unter andern auch eine ſehr ausführliche Abhandlung über die aſiat. Cholera, die er ſelbſt während ſeines Aufenthaltes in Wien, wohin er zu dem Endzwecke mit dem geh. Medicinalrath Dr. v. Ammon zu der Zeit, wo die Epidemie dort am Heftigſten wüthete, gereiſt war, beobachtet hatte.

* 89. Heinrich Auguſt Pierer,

herzogl. ſachſen-altenb. Major a. D., Inhaber der königl. preuß. Feldzugsmedaille, des Dienſtkreuzes für 25jährige Militärdienſte, des ſilbernen Verdienſtkreuzes und Verlagsbuchhändler zu Altenburg;

geb. im Jahre 1793, geſt. den 12. Mai 1850.

Er war ein Sohn des am 21. Dec. 1832 zu Altenburg verſt. Obermedicinal- und Hofraths Dr. Joh. Fr. Pierer*). Die Familie Pierer ſtammt aus dem Voigtlande, wo der Stammvater Simon Pierer im 17. Jahrhunderte Bürgermeiſter in Lengefeld war. Unſer P. bezog im J. 1811 als 18jähriger Jüngling die Univerſität Jena und ſtudirte Medicin, ging aber 1813, an den Freiheitskriegen theilnehmend, unter das lützow'ſche Korps und nahm thätigen Antheil an der Schlacht bei Leipzig. Später ſtand er bei dem kön. preuß. 19. Regiment in Magdeburg und Poſen, an welchem letzteren Orte er an der Diviſionsſchule unterrichtete. Im J. 1820 ſchied er vom Militär und übernahm die väterliche Druckerei und Buchhandlung in ſeiner Vaterſtadt; 1821 trat er als Hauptmann der Jägerkompagnie wieder in vaterländiſche Militärdienſte und erhielt endlich 1831 für immer den gewünſchten Abſchied mit dem Charakter eines Majors. Von dieſer Zeit an arbeitete er unermüdlich an der Redaktion ſeiner Encyklopädie. 2. Aufl. Univerſallexikon, welche er ſchon 1824 übernommen hatte.

D.

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 823.

* 90. Johann Jakob Wolfensberger,

Aquarellmaler zu Zürich;

geb. im J. 1797, geſt. den 15. Mai 1850.

Sohn eines wenig bemittelten Bauren zu Rumlikon, einem zürich'ſchen abgelegenen Dorfe, mußte W. die Müllerſäcke mit Zeichen und Zahlen bemalen und wurde in ſeinem 16. Altersjahre in die Kunſthandlung von H. Füßli, geſchickt, damit er ſein tägliches Brot als Koloriſt verdienen lerne. Sein einziger Freund war ein alter Holzhauer, der ihm Koſt und Logis für ein Jahr unentgeltlich gab. Drei Jahre ſpäter machte W. ſeinen Weg ganz allein zu Fuß nach Neapel, wohin er von H. Füßli in das Atelier des Kunſtmalers Huber geſchickt wurde; allein ſein Unabhängigkeitsſinn ließ ihn nicht lange die Tyrannei ſeines Lehrmeiſters ertragen, ſo daß er ſich bald von ihm trennte und beinahe ohne Geld und Bekanntſchaft, mit wenig Kenntniß der italieniſchen Sprache, aber geſtützt auf ſeine moraliſche Kraft und ſeine Talente ſeinen Weg allein in dieſem fremden Lande fortſetzte, indem er zeichnete und in Aquarell nach der Natur malte. Da W. hierbei zuſehends vorwärts ſchritt, ſo erhielt er von dem Herzog von Berwich im J. 1821 den Antrag, Sicilien zu bereiſen und Anſichten der ſchönſten Gegenden aufzunehmen; die Koſten dieſer Reiſe wurden ihm zwar wegen eingetretener unglücklicher Verhältniſſe nicht erſetzt, allein ſeine zurückgebrachten Arbeiten fanden Beifall. W. wurde dem Könige von Neapel vorgeſtellt und ſchon glaubte er ſeine Exiſtenz für immer geſichert, als die ausbrechende Revolution ſeine Hoffnung zernichtete. Indeſſen gingen ihm in Rom, wohin er mit vielen Künſtlern von Neapel auswanderte, doch wieder erfreuliche Tage auf; Ruf und Geſchäfte mehrten ſich, der Umgang mit ausgezeichneten Männern würzte ſein Leben, er genoß die Freundſchaft von Horace Vernet, die beſchützende Königin Hortenſe von Holland und der Marquis von Northampton bewunderten ſeinen edlen Charakter und ſein Talent und begünſtigten ſeine rühmlichen Fortſchritte. Im J. 1830 reiſte W. nach Athen, das damals nur ein Haufe von Ruinen war. Glücklicher Weiſe war er einer der erſten, der nach jenem verheerenden Kriege ſie beſuchenden, Künſtler und die Beurkundung ſeiner Talente erwarb ihm bald den Beifall des Hofes von König Otto und den der fremden Geſandten. Mehere Jahre verweilte er auf den

Trümmern Athens, wo er seine unten berührte Sammlung anlegte, reiste 1834 nach Konstantinopel und Kleinasien, kehrte zurück über die griechischen Inseln nach Neapel und Rom und langte dann im J. 1838 in Zürich an, wo er zum ersten Mal eine öffentliche Ausstellung von mehr als 200 seiner Zeichnungen anordnete. Unterstützt von einem großsinnigen Kunstfreund in Zürich machte er dann eine weitere Reise nach Wien, wurde dort an den Fürsten Metternich empfohlen, von diesem sehr günstig aufgenommen und zuletzt auch dem Kaiser und der Kaiserin vorgestellt. Seine Werke wurden allgemein bewundert. Im J. 1839 reiste W. nach England, wo eine schöne Auswahl seiner Zeichnungen gestochen und von Fischer ausgegeben wurde. Im J. 1841 verheirathete er sich in London mit der geistreichen und liebenswürdigen Miß Burdon, Tochter von William Burdon Esq., der Verfasserin von Material for Thinking. Sein nur der Kunst und der Familie gewidmetes Leben endete er in Zürich nach einer langwierigen Gehirnkrankheit. — W., ein Mann voll Phantasie und praktischen Blickes, ein Original als Maler wie als Mensch, faßte er jeden bedeutenden wie den geringsten landschaftlichen Gegenstand mit warmer Empfindung auf und gab ihn in poetisch-plastischer Form wieder. Nur ein Beispiel. Wie oft ist nicht schon die Linde bei dem Tiefenhof in Zürich abkonterfeit worden. Es wurde daraus meist ein schöner einzelner Baum; aber W. wußte aus dieser landschaftlichen Einzelfigur ein charakteristisches Gemälde zu machen, wie ein geschickter Bildhauer einer Statue die Wirkung einer ganzen Gruppe zu geben versteht. In technischer Beziehung haßte W. alles Gekünstelte, zuweilen ließ er seinem Pinsel vielleicht nur allzu freien Lauf. Schade, daß er ausschließlich in Aquarell malte. Um übrigens W. recht beurtheilen zu können, muß man seine zahlreichen im Orient aufgenommenen Bilder, ein reiches Besitzthum, wie es selten bei einem Künstler getroffen wird, sehen. Erst im Orient hat er den Stein der Weisen gefunden, die Natur schloß sich ihm dort ganz auf, er nahm mit einem Mal einen totalen Umschwung. Ueber seine in Zürich 1838 mit allgemeinem Beifall ausgestellten Gemälde enthielt ein Journal (Schweiz. Republikaner. Zürich 1838. Nr. 69) folgendes Urtheil: „Bei den Gletschern suche die Alpenrosen! Auf den Trümmern des alten Roms, in der Todtenstadt Pompeji, an den buchtigen Küsten von Großgriechenland, auf der Dreiangelinsel, so reich an mächtigen dorischen

Tempelruinen, auf dem heiligen Boden von Olympia und Delphi, von Isthmos und der steinigen Attika muß man die Geschichte, die Alterthümer und die Kunst der Hellenen studiren; sonst bleiben sie ein Adyton, auf welches die falschen Lichter der Studirlampe fallen. Und darin nun, daß wir lernen Geschichte und Kunst der Hellenen mit dem Lande in Verbindung setzen, liegt für den Verehrer des klassischen Alterthums das Verdienst der wolfensberger'schen Blätter; wir sehen Mycena, Thäler in Thäler geschoben, Bergzüge durchschneiden Bergzüge; da begreifen wir wie die Sterblichen darauf kamen, die cyklopischen himmlischen Mauern aufzuthürmen. Der Künstler zeigt uns Sunium. Ja, hier mußte der Minerventempel stehen, damit der Synopeer, der Ephesier, der aus Aegypten Kommende, — sie alle schon vom Bord des Schiffes sehen konnte; hier ist das der Pallas Athene heilige Land. Von dem eingeengten Passe an der peloponnischen Akropolis, von Akrokorinth, von Ithaka könnte man so viel sagen; doch von Athen, was uns der Künstler von hundert Standpunkten aus darstellt, können wir uns nicht losreißen; klar sind die Farben seines Meeres, seiner Bäche, seiner Inseln und schön geformten Berge, herrlich die Lage seiner überall her gesehenen Akropolis."

(Nach W. Füßli.)

* 91. Johann Franz Wilhelm Moriz Hopp,

k. bayer. Rath zu Ansbach;

geb. den 3. Juli 1760, gest. den 16. Mai 1850.

Hopp, zu Hamm in Westphalen geboren, war kaum 1 Jahr alt, als seine Mutter Witwe wurde, und von da an sich einzig der Pflege und Erziehung des lieben Sohnes widmete, den sie bald möglich in die deutsche Schule des Orts schickte, dann auch 2 lat. Schulklassen durchgehen ließ. 10 Jahr alt bestand er die Blatterkrankheit mit Lebensgefahr. Gern hätte sich der Sohn dem Studium eines gelehrten Faches hingegeben; allein der Mutter gingen die Mittel dazu ab und andere Unterstützung lag fern. Sie brachte deshalb den zwölfjährigen Knaben in dem Städtchen Unna als Schreiber unter, wobei er zugleich den Unterricht im Lateinischen und in der christlichen Religion fortsetzen konnte. Am Charfreitag 1776 erhielt er in der reformirten Kirche daselbst seine Konfirmation, und machte sich von da an in dem gewählten Berufe so brauch-

bar, daß er, das Jahr darauf nach Hamm zurückgekehrt, 1780 als Rechenkammer-Aſſiſtent und 1783 bei der Acciſekaſſe zu Soeſt unerwartet als Kontroleur angeſtellt wurde, zum Lohne ſeiner Treue und Pünktlichkeit, wie zur Freude und Stütze ſeiner lieben Mutter, deren Andenken er lebenslänglich im dankbaren Herzen trug. 1789 trat ihm eine würdige Gattin zur Seite, Sara Aleyda Schalenkamp, eines Kaufmanns Tochter aus Kleve, mit welcher er 45 beglückte Ehejahre verlebte. 1795 wurde H. als wirklich expedirender Kammerſekretär bei der königl. preuß. Kriegs- und Domänenkammer nach Ansbach verſetzt; 1806 zum k. preuß. Kammer-Kanzlei-Direktor und 1808, nachdem indeſſen das Land an die Krone Bayern gekommen war, zum Sekretär bei der k. bayer. Finanzdirektion daſelbſt im damaligen Regenkreis ernannt. 1826 wählte ihn der k. bayer. Regierungspräſident zu Ansbach, Graf Drechſel*), aus beſondern Vertrauen zum Präſidialſekretär. Dieſen Poſten verſah der rüſtige Greis, ſo zufrieden als thätig, bis in das Jahr 1838, wo er nach 60 redlich vollbrachten Dienſtjahren, mit Belaſſung ſeines vollen Gehaltes neben Verleihung des Titels als königlicher Rath, in den wohlverdienten Ruheſtand verſetzt wurde. Wie als Beamteter, ſo war H. auch als Familienvater ein Ehrenmann. Seine im Segen geführte Ehe gab ihm 4 Söhne und 2 Töchter. Die eine, das letzte Kind, ſtarb bald wieder, von jenen der dritte Sohn, als Geometer 1819 in München; 3 noch in ihren Aemtern mit Ehre ſtehende Söhne, in Burk, München und Würzburg, ſowie eine als Gattin eines k. preuß. Beamteten in Magdeburg bereits 1819 verſtorbene Tochter erfreuten den theuern Vater mit 13 Enkeln und 3 Urenkeln. Nach dem 1834 erfolgten Ableben ſeiner theuren Lebensgefährtin übernahm eine Enkeltochter, Emeline, mit ſorgſamer Treue die Pflege des lieben Großvaters, der langhin mit nachhaltiger Kraft eines alten Deutſchen aushielt, bis endlich, beſonders in den letzten 2 Jahren, eine fühlbare Abnahme ſeines ſonſtigen Wohlſeyns auch ihn mit Ernſt erinnerte, daß wir alle hier eine bleibende Stätte nicht haben. Zeitenweiſer Beſuch theurer Söhne und Schwiegertöchter, ſowie lieber Enkel und Urenkel, namentlich aus dem Pfarrhauſe des nächſtgelegenen Burk, brachte dem ehrwürdigen Greiſe manche beſonders erheiternde Stunde. Nicht blos den Seinen, ſondern Allen,

*) Deſſen Biogr. ſ. im 16. Jahrg. des N. Nekr. S. 180.

die ihn kannten, schätzten und liebten, unvergeßlich, ging der Edle nach kurzem Krankenlager zur ewigen Ruhe ein.

* 92. Dr. philos. Eucharius Ferdinand Christian Oertel,

quiesc. Gymnasialprofessor zu Ansbach;

geb. den 13. Mai 1765, gest. den 16. Mai 1850.

Sein Vater, Sohn und Enkelsohn würdiger Geistlichen, war Pfarrer in Streitberg, der seine Mußestunden kunstsinnig und als Gartenfreund auszufüllen wußte. Seine Mutter, früher Erzieherin in adligen Häusern fand in ihrer zweiten Ehe mit Oertel's Vater einen Ersatz für die Leiden ihrer unglücklich gewesenen ersten ehelichen Verbindung. Oertel war das jüngste von 4 Geschwistern und wurde als Knabe am rechten Fuße von einem verwachsenen Zustande durch einen zweckmäßigen Lederverband befreit, den ihm sein kunstsinniger Großvater anlegte, welcher als Hofsattler zu Erlangen durch Vorrichtungen für verwachsene Kinder sich weit und breit einen guten Namen machte. Die erste Unterweisung empfing Oertel vom Vater selbst und in der Dorfschule von einem wackern Lehrer. Aber der gute Vater starb bald und der neunjährige Sohn, dem die Mutter für seine zweckmäßige Beschäftigung um so weniger gewachsen war, als derselbe auch jugendlichen Schelmenstreichen nicht fremd blieb, kam in die altberühmte Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch, wo sein älterer Bruder schon war und ihm den Anfang im Lernen sehr erleichterte. Pedantisch zum Theil behandelt, erfuhr Oertel manches Unliebliche, was ihm Talent und Fleiß hätte verkümmern müssen, wenn es länger so fortgegangen wäre. Seiner humanern Lehrer gedachte Oertel stets mit Dank und Achtung. Zu seinem Uebertritt auf die Hochschule zu Erlangen erhielt Oertel ein sehr empfehlendes Zeugniß. Mit unermüdetem Eifer studirte er Theologie und Philologie, hörte auch medicinische Vorlesungen; nebenbei nahm er das Arabische, Englische, Italienische und Spanische mit. Sein Fleiß war Allem gewachsen. An Seiler's noch jetzt brauchbarem Erbauungsbuche arbeitete er nach Diktaten mit. 1789 erwarb er sich durch eine Disputation den Doktorgrad und wurde zunächst Hauslehrer bei dem damaligen Hauptmann Freiherrn von Seckendorf in Oberzenn. General-Superinten-

dent Junkheim in Ansbach war nicht bloß als Verwandter, vielmehr aus Achtung für Oertel's Kenntnißreichthum sein besonderer Gönner, der 1790 zu früh für ihn starb. 1795 erhielt er die dritte Lehrerstelle am Gymnasium zu Ansbach, die er 32 Jahre lang bekleidete, worauf er 1827, obwohl noch rüstig genug, in Ruhestand gesetzt wurde. 1795 ging er die erste Ehe mit einer würdigen Gattin ein, die ihm 3 Söhne gab. Nach deren Ableben wählte Oertel 1818 eine zweite liebe Hausfrau, die mit 3 Söhnen und 4 Töchtern dem theuren Geschiedenen lebenslang ein dankbares Andenken weiht. Oertel als Mensch, als Gatte und Vater, dem die Sorge für 10 Kinder oblag, bleibt achtbar den lieben Seinen, achtbar Allen, die ihn kannten. Nach seinem wissenschaftlichen Stand und Berufe bezeichnet sich Oertel selbst in seiner Biographie in dreifach verschiedener Beziehung als Theolog, Philolog und Hydrolog, wie seine zahlreichen Schriften auch das Nähere kund geben. In ersterer Beziehung ist es nun besonders merkwürdig, wie er mit 75 Jahren noch selbst gesteht, daß ihm früh die „Religion" verleidet wurde, und zwar durch seine eigene Mutter, welche ihn als Knaben zu streng mit Aufgaben aus Luther's Katechismus tagtäglich angezogen habe. Sollte da nicht zu bedauern sein, daß diesem ausgezeichneten Kopfe nicht auf der Schule, nicht in Erlangen die Idee des Wortes „Religion" schöner und richtiger aufging? Von seiner ersten, durch Dr. Pfeiffer gutgeheißenen Predigt rühmt Oertel nur, daß er sie gehalten habe, ohne stecken zu bleiben oder das Vaterunser zu vergessen, und sagt von seiner 1789 gehaltenen Disputation, er sey mit römischen Waffen bestürmt worden. Der Geist jener Zeit, der dem Nachbarvolke über dem Rhein jene erste ungeheure Umwälzung zuführte, kam in Schriften, wie „das Zeitalter der Vernunft" auch in unser liebes Deutschland herüber, nahm wohl auch manchen Katheder ein. Alle Autorität aufheben, hieß denken; das Wesen mit der Form, den Kern sammt der Schaale über Bord werfen, hießen die Leute Aufklärung. Konnte doch im goldenen Kalbe des edeln Benzel-Sternau*) versichert werden, es sey eine Zeitlang dahin gestanden, ob ein Apollonius von Thyana, oder ein Jesus von Nazareth in der allgemeiner werdenden Glaubensmeinung die Oberhand gewinne; und fand sich eines Licht liebenden Josephs Schützling, Blumauer,

*) Dessen Biogr. s. im 27. Jahrg. des N. Netr. S. 635.

gegen Alles, was des Geiſtes Licht hemmen wollte, arg die Geiſel ſchwingend, dennoch veranlaßt, mit einer Art von frommem Zuge zum Himmel zu beten: Nimm mir den Glauben oder den Verſtand! Die Verſöhnung zwiſchen beiden war für Viele verſchwunden; und je größer der Fleiß eines offenen Kopfes, je reicher ſein Sprachſchatz war, je ausgebreiteter ſein übriges Wiſſen, deſto leichter konnte ihm die Grundidee entgehen, die ſich durch den Weltſpiegel der Bibel durchzieht. Daraus ſcheint ſich unſeres gelehrten, ſcharfſinnigen und redlich forſchenden Oertel von ihm ſelbſt ſogenannte Theologie erklären zu laſſen. Die Beurtheilung ſeiner einzelnen Produkte in dieſem Fache gehört der Literatur an und würde hier vom Zweck abführen. Als Philolog iſt Oertel erſt in ſeiner rechten Auszeichnung. Wie machte er ſchon als Jüngling eine reiche Phraſenjagd aus dem ihm anvertrauten Latinitätſchatz von Geßner! wie emſig hob er ſich die ſcheinbaren Germanismen aus! wie bewußtvoll ſprach er ſpäter in zwei Programmen davon! Mit welchem Scharfſinn, mit welcher Gewandtheit drückte er ſich nicht nur überhaupt, beſonders in der lateiniſchen Sprache, im horaz'ſchen Versmaaß, auch in, den deutſchen Liedern nachgeahmten, Reimen aus! Wie wußte er Perſonen und Orte mit griechiſchem Klang zu benennen! Wahrlich ein Mann, ein Lehrer, ein Gelehrter von hoher Achtbarkeit! Wie konnte er ſeine Schüler in Beugung und Sylbennoth nicht oft vorkommender Wörter einführen und dem Forſcherzwiſte, dem tiefern Studium der Fähigern unter ihnen Anregung und Nahrung gewähren! Einem Manne von ſolcher Sprachfülle wäre es auch gewiß leicht möglich geweſen, jungen Köpfen hauptſächlich durch Sprachübungen, namentlich im Lateiniſchen, eine Geläufigkeit des Ausdrucks zu gewähren, ohne ſie durch die manchmal wie dürren Steppen der Grammatik ſo langweilig als pedantiſch durchzuführen, wenn ſein Anerbieten Gehör gefunden hätte. Der vorgeſchriebene, auf methodiſche Gründlichkeit dringende Schul- und Studienplan hieß ihn von dieſer Idee abſtehen, wenn er ſie anders nicht an ſeinen eigenen glücklich begabten Kindern verfolgen wollte, was uns bisher nicht zur Kunde kam. Auch als Hydrolog nimmt Oertel eine vorzügliche Stelle ein. Sein Blick in das phyſiſche Bedürfniß des Menſchen, den er ohne Zweifel durch einige mediciniſche Kollegien, die er gehört, gewonnen hatte, brachte ihn wohl früh zu der Ueberzeugung: je einfacher und naturgemäßer der Menſch lebe, deſto ſicherer könne er Gefah-

ren vor Krankheiten bestehen und seine Dauer bis zum höchstmöglichen Ziel ausdehnen. Wie vor etwa 60 Jahren ein geringer Bauer durch ein uraltes geometrisches Paradiesgärtlein, das er bei einem Käshändler für wenige Kreuzer erstand, ein Feldmesser wurde, dessen Dienste weit und breit in seiner Umgegend nützlich, ihm selbst auch lohnend wurden, so bedurfte es für den sinnigen, gelehrten, in die Heilkunst theilweise eingeweihten, aber auch mit deren Schranken nicht unbekannten Oertel um so mehr einer nur kleinen Anregung von außen, um mit der ihm eigenen Lebendigkeit der Wunderkraft des reinen, farb- und geschmacklosen Wassers, wie es frisch von der Quelle herkommt, vor aller Welt das Wort sprechen, und seine Anpreisung aus griechischen und römischen Aerzten, selbst aus Homer, Sueton und Horaz zu belegen. Es war im Anfang dieses Jahrhunderts, als ihm das damals schon alte Büchlein von Dr. Hahn „über Kraft und Wirkung des kalten Wassers" um 3 kr. zum Eigenthum wurde. Dieser kleine Umstand wurde durch Oertel's umsichtige Benutzung wie ein Quell, aus dem für Tausende froheres Leben und längere Dauer hervorging. Von fern und nahe strömten ihm beifallende Zuschriften zu, ehrend und ermunternd zugleich, selbst von Staatsbehörden und ausgezeichneten Aerzten. Und obwohl er auch manche Urtheile wider sich hatte, so hat doch sein Aufruf gar weithin das gewirkt, daß mit der Anwendung des kalten Wassers als Bad und Trank auch eine naturgemäßere Lebensordnung in die durch viele selbstverschuldete Beschwerden heimgesuchte Generation einkehrte. Ein ausschließliches Universalmittel konnte auch Oertel nicht einführen wollen, so wenig als der zu seiner Zeit verkannte, aus seinem, lieben Deutschland verdrängte, und nun erst zu größerer Geltung gelangende Hahnemann mit seinem dem bestehenden Innungsgrundsatze geradezu widersprechenden, Heilgedanken. Soweit bleibt unserm Oertel in dreifacher Beziehung ein unvergänglicher Name im großen Leben der Menschheit. Blieben seinem Ehrgefühl und seinem redlichen Streben, zu nützen, die Beifallsbezeugungen, die ihm von so vielen Seiten zukamen, auch meist nur bei Worten stehen; mußte der allerdings originelle Mann in dem ihm eigenthümlichen Humor seine Klage darüber selbst aussprechen, und ließ er sich wie viele Opfer gefallen, die häuslichen Eintrag thaten; stand er bei seinem innigsten Bewußtseyn, es gut zu meinen, vielleicht auch mancher einflußreichern Persönlichkeit zu Zeiten schroffer gegenüber, als

die Tüncherart weltlicher Klugheit etwa geboten hätte; hat er wohl auch hie und da geirrt, so wollen wir, die Anklage wider Jeden von uns einſchließend, bedauern, daß auch er nur ein Menſch war; bedauern, daß ein edles Roß wohl größere Fehler machen kann, als ein ſeiner Laſt ſich duldſam fügender Eſel, und anerkennen, Theils daß die größte Gehrſamkeit vor Wahn und Irrthum oft am wenigſten ſchütze, Theils aber auch, daß bei einer wie im böſen, ſo auch im beſſern Sinne auffallenden Perſönlichkeit wir Vieles, wo nicht das Meiſte, der körperlichen Anlage, dem Boden und der Umgebung zuzurechnen ſey, wo ſie gleich einer Pflanze heranwuchs. Oertel's Selbſtbiographie von 1840 verdient wegen ihrer Originalität, Funken von Gelehrſamkeit und Laune ſprühend, von Allen, denen ein nach dem, wenn auch hienieden unerreichbaren, Höchſten ringendes Leben ſchätzbar iſt, geleſen zu werden. — Die zahlreichen Schriften des unermüdet fleißigen Mannes ſind folgende: Novae versionis germanicae Pauli ad Romanos Epistolae Specimen, praemisso Meletemate super loco Rom. VIII. 26. 27. Diss. philol. theol. praef. Harlesio habita. Erl. 1789. — Der Teufel in ſeiner Ohnmacht. Ein Fragment von einem Antidiabolikus. Erlangen 1790. — Chriſtologie, oder die Reſultate der neueſten exegetiſchen Aufklärungen über den Artikel von der Gottheit Chriſti. 2 Theile. Leip. 1792. — Antijoſephismus, oder Kritik über eines Ungenannten ſchriftmäßigen Beweis, daß Joſeph der wahre Vater Chriſti ſey. Erl. 1792. — Verſuch einer philoſophiſchen Bibelerklärung, welcher Pauli Brief an die Römer, philoſophiſch geprüft, überſetzt und erläutert, enthält. Nürnberg 1793. — Johannis drei Briefe, hebraismenfrei überſetzt und philoſophiſch erläutert. Frankfurt und Leipzig 1795. — Johannis Evangelium, hebraismenfrei überſetzt und philoſophiſch erklärt. Görlitz 1795. — Programma De Germanismis L. L. apparentibus (seu falso suspectis) Partic. I. et II. Ansbach. 1796. 1801. — Wörterbuch über Phäder's Fabeln zur Präparation für die Schüler. Nürnberg 1798. — Griechiſch-deutſches Wörterbuch des Neuen Teſtaments. Göttingen 1799. — Griechiſche Formenlehre für Anfänger. Frankfurt u. Leipzig 1800. — Lateiniſche Chreſtomathie. Die leichteſten und ſchönſten Stücke aus Cornelius, Juſtinus, Cäſar, Curtius; mit einem Wortregiſter. Für die mittlern Klaſſen. 2 Theile. Ansbach 1800. — Phäder's äſopiſche Fabeln, proſaiſch überſetzt und mit c. antiquar. Wörterb. für die Jugend. Ebdſ. 1802. —

Phaedri Fabular. Aesop. Libri V. cum append. Fabb. XXXIV. cum notulis ingenio acuendo inservient. Ansb. 1807. — Gemeinnütziges Fremdwörterbuch, zur Erklär. und Verdeutschung der im gem. Leben vorkomm. fremden Ausdrücke ꝛc. 2 Bde. 1804. 5. Aufl. Erl. 1839—40. — Dr. Mart. Luther's Katech. nach seinen 6 Hauptstücken umgearb. u. erklärt. Ansb. 1808—10. — Katechismus, d. i. kurzer Inhalt der christl. Lehre, wie sie in der Kirche fragweise am nützlichsten abgehandelt werden kann. Neue, durchaus verb. Aufl. Ebds. 1811. — Lehrbuch der klass. Alterthumskunde (auf höh. Befehl) nach Eschenburg für Gymnasien u. Univers. bearb. 2 Thle. Ebds. 1809. (Die Mythologie ist hieraus bes. abgedruckt.) — Die Bibel od. die ganze h. Schrift des A. u. N. Test. aus den Grundsprachen übers. u. durch die nöth. Anmerk. erl. Eine gemein verständl. Hausbibel für Jedermann ꝛc. I. Bd. welcher die 5 B. Mos. enth. Auch unt. d. Tit.: Die 5 Büch. Mos. Ebds. 1817. — Die allerneuesten Wasserkuren. Eine Heilschrift für Jedermann. Heft 1—27. Nürnb. 1829—39. Heft 1—19, neu aufgelegt. — Cicero's Kato der Aelt. od. Abhandl. vom Greisenalter. Lat. u. deutsch. Ansb. 1820. Das Lat. wie das Deutsche ist auch bes. abgedr. — Grammat. Erklärungsbuch üb. Cic. Cato Major. Zur gründlichen Erlernung des Lateins. München 1821. — Gramm. Erklärungsb. zum Vorkursus des lat. Elementarb. von Jacobs und Döring. Bamb. 1821. — Titus Livius Röm. Gesch. übers. u. erl. 10 Bde. München 1822—33. — Homer's Ilias pros. übers. u. kurz erl. 2 Bde. Ebds. 1822—23. — Die Presbyterien der Hrn. Lehmus, Fuchs, Kaiser, Beillodter, Pflaum, Stephani, nach Schrift u. Vernunft, nach Gesch. u. Recht geprüft. Nürnb. 1822. — Sendschreiben an die Hrn. Archipresbyter Diak. Beck in München u. Dek. Pflaum in Baireuth. Nürnb. 1822. — Calendarium Rom. parietinum (altröm. Wandkalender 1822.) — De aquae frigidae usu Celsiano. Diss. philol. in qua praecipuos A. Corn. Celsi locos illustrare conatur etc. Monachii 1826. — Lat.-deutsch ABC- u. Lesebuch nebst nöth. Copia Vocabulos. Zur Erleicht. des Lateinlernens. Nürnb. 1829. — Gramm. Wörterbuch der deutschen Sprache, wobei zugleich Abstammung, Laut- u. Sinnverwandtschaft, Sprachreinigung u. Wortneuerung beachtet wird ꝛc. 2 Bde. in 4 Abth. München 1829—30. Dritte verb. Aufl. 1837—38. — Gesch. der vornehmsten Reformatoren u. der Folgen ihrer Bemühungen, von J. Chr. bis auf Luther u. den 30jähr. Krieg. Zur Konfessions-

feier am 25. Juni 1830. Mit Luthers Bildniß. Nürnb. 1830. — Kritik der Augsb. Konfeſſ. nebſt Vorſchlag zu einer neuen Konfeſſion. Baireuth 1831. — Taubmanniana od. des launigen Wittenberger Profeſſor Friedrrich Taubmann, Leben, Einfälle und Schriftproben. Mit Taubmann's Bildniß. München 1831. — Dr. Johann Sigm. Hahn's Unterricht von der wunderb. Heilkraft des friſchen Waſſers. Neu bearb. Mit einem Titelkupf. Ilmenau 1831. 5. Abdruck 1839. — Die indiſche Cholera einzig und allein durch kaltes Waſſer vertilgbar. 1., 2. u. 3 Aufl. Nürnb. 1831. — Viktoria! Kaltwaſſer hat die Cholera beſiegt! Ein thatſächlicher Bericht. Ebdſ. 1831. — Mediciniſche Böcke von Aerzten, welche ſich für infallible Herren über Leben u. Tod halten, in der Cholera geſchoſſen. XXXX — weniger I. Bocksdorf u. Schußbach 1831. — Kritik der bisher. Cholera-Kuren nach den Berichten der Hrn. Dr. Radius u. Kleinert. Sulzbach 1832. — Hydropathiſcher Geſundheitsverein nach ſeinen Statuten von Oertel, Kolb u. Kirchmeyer. In Ansb., Würzb. u. München. Würzb. 1832 u. 1835. — Aeſchyli Agamemnon, für junge Studirende, aus dem Griech. wortgetreu überſ. u. in der Grundſprache grammatiſch erl. Sulzb. 1832. — Aeſchyli Prometheus, für junge Stud. aus dem Griech. wortgetreu überſ. u. in der Grundſpr. gramm. erl. Ebdſ. 1832. — Euripidis Helene, für junge Stud., aus dem Griech. wortgetreu überſ. u. in der Grundſpr. gramm. erl. Ebdſ. 1832. — Clavis Homerica, od. gramm. Erkl. der Hom. Gedichte, nach der Folge der Geſänge u. Verſe für junge Stud. 1. Bd. Ilias, Geſang I—VIII. Leipz. 1834. (Habe ich nicht weiter fortſetzen mögen, weil mir der Verleger vorknickerte, es fänden ſich in Leipzig Zehn für Einen, welche ihm den Druckbogen für 3 Thlr. anſtatt 5 Thlr. mit Vergnügen liefern würden!!) — Wie dem Dr. Naſſe 25mal der Kopf gewaſchen wird! Von Dr. Trocken, Prof. der Waſſerheilkunde in Waſſerburg. Nürnb. 1834. (Nach dem Entw. des Dr. Bock in Berlin.) — Dr. John Floyer, von den herrl. Wirkungen des kalten Waſſers. Aus dem Engl. neu bearb. Nebſt den Heilkräften des Eſſigs u. d. Milch. Stuttg 1834. — Dr. John Huncocke, v. d. gem. Waſſer als dem beſten Fiebermittel. Aus d. Engl. neu bearb. Ebdſ. 1834. — Dr. Friedr. Hoffmann, vom Waſſer als Univerſal-Medicin. Aus d. Lat. neu bearb. ꝛc. Ebdſ. 1834. — Dr. John Smith, über die heilſame Kraft des gem. Waſſers. Aus d. Engl. neu bearb. Nürnb. 1834. — Dr. Joh. Sigm. Hahn's Unter-

richt von d. Heilkraft des frischen Wassers. Nach Ausdruck u. Inhalt völlig umgestaltet. Mit einem Register. Ebds. 1834. — Pater Bernhard, ein Kapuziner, als weltberühmter Eiswasser-Doktor. Neu dargestellt. Leipz. u. Naumb. 1834. — Vincenz Prießnitz, od. Aufruf an alle Staatsreg. Deutschlands zur Errichtg. v. Wasserheilanstalten. Leipz. u. Neuenbg. 1834. — Anweisung zum heils. Wassergebrauche für Menschen u. Vieh ꝛc. Von Oertel, Kolb u. Kirchmeyr. Nürnb. 1834. 2. verb. Aufl. 1835. — Kurzer Bericht von den zeither. Wasserkuren an Menschen u. Vieh ꝛc. Ebds. 1835. — Gesch. der Wasserheilkunde, von Moses bis auf unsere Zeiten, zum Beweise, daß das frische Wasser ein Allheilmittel ist. Leipz. 1835. — Der neue wartburger Kampf zwischen Medicaster u. Doktor Aquarius. Mit artigen Figuren. Nünb. 1835. — Rück- u. Vorblick auf Luther's Bibelübersetzung, oder Beweis, daß sie für unsere Zeiten nicht mehr brauchbar ist. An alle protest. Oberkonsistorien. Straubing 1835. — Euripidis Medeia, für junge Studir., aus d. Griech. wortgetreu übers. und in der Grundspr gramm. erläut. München 1835. — Euripidis Orestes, für junge Studir., aus d. Griech. wortgetreu übers. u. in der Grundspr. gramm. erläut. Ebds. 1835. — Homer's Odyssee, für junge Studir., aus dem Griech. wortgetreu übers. u. in d. Grundspr. gramm. erl. Augsb. 1836. — Offenb. Joh. erklärt. Dresden 1835—1836. — Einfache u. schnelle Hülfe in d. Cholera. Nürb. 1836. — Oeffentl. Beschwerde üb. d. unglückl. Behandlung d. Cholera in München. Ebds. 1836. — Die Cholera od. Brechruhr in ihrer allopath. und hydropath. Behandlung vergegenseitigt. Ebds. 1837. — Meine Land- u. Wasserreise von Ansb. über München, Passau, Wien, Brünn u. Olmütz nach Gräfenberg zum Wasserdoktor Vincenz Prießnitz. Im Juli u. Aug. 1836. Ebds. 1837. — Georg Ludwig Oeder, der erste Rektor bei der Einweihung des neuen Gymnasium in Ansb. am 12. Juni 1737. Dargestellt bei dessen heur. Jubelfeier am 12. Juni 1837. Nebst einer Chronik der Stadt Ansbach. Selbstverlag 1837. — Warum sterben so gar viele Kinder schon im ersten Lebensjahre? Und wodurch kann man dieses Uebel verhüten? In Bezug auf die russ. Preisfrage 1834. Eine Lehrschrift für Mütter. Nürnb. 1838. — Die Freuden und Leiden der Wasserheilkunde. Ein Spiegel für Aerzte und Nichtärzte. Ebds. 1838. — Blancardi Lexicon Medico-Chirurgicum, nach Isenflamm, Kletten u. Kühn auszüglich für angehende Mediciner und Chirurgen bearb.

Grimma 1840. — Bibliotheca Stieberiana etc. 1838. — Die allerneueſten Waſſerkuren. 30 Hefte bis 1841. — Die Offenb. Joh., ein himml. Drama od. Schauſpiel ꝛc. Dresden 1835—36. — Prof. Dr Oertel als Theolog, Philolog u. Hydrolog, von ihm ſelbſt geſchildert. Nebſt Bildniß u. Handſchrift. Erl. 1840. — Prachtausgabe meines überſ. Livius. Mit 9 Stahlſtichen. 8 Bde. Stuttg. 1841. — Auswahl der ſchönſten lat. Denkſprüche ꝛc. Nürnb. 1842. — Die unglückliche Fahrt u. Kur des Herzogs v. Orleans. Nürnb. 1842. — Erlanger Hochſchul-Jubelfreude u. Burſchikoſitäten. In lat. u. deutſchen Reimen. Selbſtverlag. Ansb. 1843. — Ueber die Vorzüglichkeit der Waſſerheilkunde. An den Bundestag. 1844. — Aufruf zu einer großartigen Waſſerheilanſtalt. 1845. — Klaglied über die unglücklichen Arzneikuren. 1846. —

* 93. Dr. Johann Nikolaus Schuſter,

Redakteur mehrerer Zeitblätter zu Frankfurt am Main;

geb. im Jahr 1799, geſt. den 20. Mai 1850.

S. erhielt den erſten Unterricht in der als Pflanzſchule vieler tüchtigen Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt noch in verdientem Andenken ſtehenden jüdiſchen Lehranſtalt von Jakob Sachs. Im 13. Lebensjahre, nicht eben im Einklang mit den eignen Neigungen, trat er in einer bedeutenden Weinhandlung für das Handelsgeſchäft in die Lehre. Als er nach vollbrachter Lehrzeit in Köln Kondition nahm, fand er Muße, ſich den Lieblingsſtudien zu widmen, auf die er vor dem nur mit ſchwerem Herzen verzichtet hatte. Er beſchäftigte ſich mit ſchöngeiſtiger Literatur und Sprachen, und ergriff die erſte Gelegenheit, nach Bonn überzuſiedeln, um ſeine ganze Thätigkeit wiſſenſchaftlichen Studien, namentlich der Philoſophie zu widmen. In Gießen vollendete er dieſelben und kam, im Beſitz der Doktorwürde, im J. 1821 nach Frankfurt zurück. Hier übernahm er ſofort die Redaktion der „Didaskalia" des literariſchen Beiblattes zum frankfurter Journal, und im J. 1834 die Redaktion des „Konverſationsblattes" (belletriſtiſches Beiblatt zur „Oberpoſtamts-Zeitung"). Im J. 1845 ſah er ſich veranlaßt, die Redaktion abzugeben, und in ein verändertes Kontrakts-Verhältniß zu dieſem Zeitungs-Unternehmen zu treten. Wenn die Literatur von den eignen Geiſtesprodukten des S. nicht beſonders viel aufzuweiſen vermag, obſchon er in jeder Branche

Beweise seiner Befähigung geliefert, so besaß S. dagegen in hohem Grade — wenn es so genannt werden darf — das eigentliche Redaktionsgeschick. Unter seiner Leitung nahmen „Didaskalia" und „Konversationsblatt" einen raschen Aufschwung; in überaus glücklicher Auswahl der Artikel machte S. seinen Leserkreis in pikantester Weise mit dem bekannt, was die Literatur an unterhaltender und belehrender Lektüre bot. Daß ihm auch die politische Schriftstellerei nicht fremd war, geht daraus hervor, daß er nahezu ein Jahr lang (unmittelbar vor dem Tode des Hofrathes Berly) neben der Redaktion des Konversationsblattes, auch die der Oberpostamtszeitung führte, wie er denn in den Jahren 1848 und 1849 für mehere bedeutende Zeitschriften in der Paulskirche als Berichterstatter thätig war. Diese anstrengende Thätigkeit, im Zusammenhange mit den betrübenden Erfahrungen, welche er in den vorangegangenen Jahren bezüglich seiner Dienstverhältnisse machen mußte, brachen seine Gesundheit; am 19. Mai 1849 ergriff ihn ein heftiges Nervenfieber, dessen Nachwirkungen er erlag. Im J. 1838 ging S. zur katholischen Kirche über.

* 94. August Gotthilf Back,

Kantor und Schullehrer sen. zu Gödern bei Altenburg; geb. ums Jahr 1773, gest. den 21. Mai 1850.

Er war ein Sohn des Schullehrers Joh. Andr. Back in Corbußen bei Altenburg, welcher 1744 in Prösdorf bei Lucke geboren, die Schule zu Halle besucht, als preußischer Husar den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, seit 1763 Schreiber bei dem Hofadvokat Dr. Gerstenbergk in Ronneburg war, 1765 aber zum Schullehrer berufen, 46 Jahr als solcher in Corbußen segensvoll gewirkt hatte bis zu seinem am 4. Juli 1811 erfolgten Tode. Unser B. wurde zu Anfange dieses Jahrhunderts Schulsubstitut zu Gödern, erhielt 1807 das volle Amt und nimmt ebenfalls, wie der Vater und der ihm 1834 im Tode vorangegangene Bruder, gewesener Kantor in Monstab, das Lob eines pflichtgetreuen Jugendbildners mit in's Grab.

95. Konstantin Freiherr d'Aspre,

k. k. Feldzeugmeister zu Padua;

geb. im Jahr 1789, gest. den 22. Mai 1850 *).

d'A., einer der tapfersten Heerführer Oesterreichs, welcher fast ein halbes Jahrhundert die Waffen getragen und noch in den letzten 2 Jahren an den Kämpfen des österreich'schen Heeres Antheil genommen hat, Sohn des k. k. Generals d'Aspre, der in der Schlacht bei Wagram tödtlich verwundet worden war und bald darauf starb, im J. 1789 zu Brüssel geboren, da Belgien noch zu Oesterreich gehörte. Im J. 1806 trat er in das Infanterieregiment Fürst Karl Auersperg, dann unter die tyroler Jäger. Im Feldzuge von 1809 war er schon Oberlieutenant im General-Quartiermeisterstab und nahm seitdem an allen Kriegsarbeiten Oesterreichs den rühmlichsten Antheil, besonders in Illyrien und Italien. Im J. 1820 machte er die österreich'sche Promenade nach Neapel, zehn Jahre später den Zug gegen die Aufständischen in den Legationen mit. Im J. 1833 ward er zum General und Brigadier in Böhmen ernannt, 1835 kam er nach Innsbruck, 1840 ward er Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär in Italien, 1846 Kommandant des zweiten Armeekorps im Venetianischen, wo sein Hauptquartier in Padua war. Hier überraschte ihn die Revolution. In welcher Weise er an deren Unterdrückung in den Jahren 1848 und 1849 mit gearbeitet und wie er sich an den siegreichen Kämpfen von Vicenza, Custozza, Volta, Mortara, Novara, Livorno glorreich betheiligt, wird in Oesterreichs Kriegsannalen unvergessen bleiben.

96. Gustav Adolph Textor,

Regierungs- und Schulrath zu Stettin;

geb. den 4. Aug. 1805, gest. den 25. Mai 1850 **).

T. wurde zu Langenberg bei Stettin geboren, wo sein Vater Prediger war. Schon 1810 starb dieser und hinterließ eine Wittwe mit 6 unmündigen Kindern in bedrängten Verhältnissen. Bis zum 14. Jahre genoß der

*) Illustrirte Zeitung 1850. Nr. 364.

**) Nach „Monatsblatt f. Pommerns Schullehrer". Juli u. August 1850.

Knabe, welcher seine Zeit meistens in Feld und Wald oder an der selbstverfertigten Drechselbank verbrachte, einen spärlichen und dürftigen Unterricht, welcher sich auf die ersten Anfänge der lateinischen und französischen Sprache, Rechnen, Lesen und Schreiben beschränkte. Im Sommer 1819 ward er zu einem Verwandten, einem Rektor an der Schule einer kleinen Stadt, gegeben, unter dessen Leitung er bis Weihnachten 1820 fleißig lernte, still hoffend, er werde Theologie studiren können. Da es aber hierzu an Mitteln fehlte, so wurde er einstweilen für den Kaufmannsstand bestimmt, und es fand sich, nachdem er konfirmirt und wieder ½ Jahr auf Selbstbeschäftigung im mütterlichen Hause angewiesen war, ein Lehrherr, dem die vorangeschickten zierlichen Handschriften sehr wohl gefielen, der aber den ungelenkigen, still-ernsten Knaben bei seinem Erscheinen für untauglich zum Geschäft erklärte. In dieser Verlegenheit und ermuthigt durch einen scheinbar zufälligen Umstand, beschloß ein Onkel, der bisher väterlich für die Familie gesorgt und gearbeitet hatte, Alles aufzubieten, um den Neffen auf einer Hochschule zu erhalten, und so trat dieser im Herbst 1821 in die Quarta des stettiner Gymnasium ein, dessen höhere Klassen er schnell durchlief. So gern der Verstorbene noch oft bei der Erinnerung an jene Zeit verweilte, wo sich zuerst seinem Wissensdrange ein weites Feld eröffnete und er sich seiner Kräfte bewußt wurde, so schmerzlich war ihm der Rückblick auf die für seine geistige Ausbildung verlornen Kinderjahre. Im Herbste 1825 ging er, ausgestattet mit 40 Thalern auf die Universität Greifswald, wo er, zwar nach Kräften von den treuen Verwandten unterstützt, alle Stadien des Lebens eines armen Studenten durchzumachen hatte, welchem es neben den pekuniären Mitteln auch noch an Muth gebricht, sich fremden, gebildeten Familien anzuschließen. Neujahr 1828 erhielt er ein Familienstipendium von 50 Thalern, und Michaelis desselben Jahres ging er als Hauslehrer und zur Unterstützung im Predigen zum Pastor Franke nach Bobbin auf Rügen, wo sich ihm, besonders im Umgange mit einer geistreichen hochgeachteten Greisin, zuerst das höhere christliche Leben erschloß. Weihnachten 1832 berief ihn das königl. Konsistorium als Prediger nach Sarnow bei Wollin, wo er sich 1836 verheirathete und bis Michaelis 1837 unter großem Segen seiner Gemeinde ein treuer Hirte war. Ein zweiter Zuruf des königl. Konsistorium überwies ihm dann das Archidiakonat am Dom zu Cammin, wo ihm später die Ein-

frisch und lebendig, kräftig und innig, immer das alte seligmachende Evangelium enthaltend und immer eine neue Seite der himmlischen Lehre enthüllend. Wie verstand es der Selige doch so meisterhaft, dem Menschen zu zeigen, was er von Natur ist und was er durch Christi Gnade werden kann; wie ging ihm sein Mund in Strömen über von der in der Sendung seines Sohnes uns bewiesenen Liebe Gottes, deren sein Herz voll war; wie dringend pries er den Reumüthigen an, was er an eigener Seele erfahren hatte, den unerschöpflichen Trost der Sündenvergebung; wie gelehrt war seine Zunge, das aus Gottes Wort an's Herz zu legen, was den Pilgern auf dem schmalen Wege ihrer Läuterung und Befestigung dient. Merkwürdig war in T.'s Predigten der Wechsel der schlichtesten Darlegung der christlichen Wahrheiten mit dem hohen Fluge, den die Rede zuweilen nahm, besonders gegen das Ende des Vortrags. Mächtig hoben ihn dann die Schwingen des Geistes und zogen die Herzen der Versammlung nach. Niemals wurde seine Rede zum Sturm und wilden Feuer, sondern allezeit erwies er sich als ein Kind des Geistes, dessen Wehen innig wohlthut und dessen Flamme mild erwärmt. Und dann zum Schlusse des Gottesdienstes sein würdevoller, klangreicher Gesang des Dankgebets und des Segens, welcher vom Altare her durch alle Räume der herrlichen Kathedrale tönte und ergreifend in die Herzen drang. Wahrlich es waren reich gesegnete Stunden, welche die Gemeinde fest an die Kirche fesselten. „Was auch die Separatisten uns vorreden mögen, wir kommen nächsten Sonntag wieder", das war, wenn auch ihnen unbewußt, die Stimmung bei'm Heimgange aus der Kirche. Nachdem dem Vollendeten im zweiten Jahre seiner Wirksamkeit in Cammin zu seinem geistlichen Amte noch das Direktorat an dem neuerrichteten Schullehrer-Seminar übertragen worden war, hatte er alle Hände voll zu thun, und als sich bald darauf ein körperliches Leiden einstellte, das fast sein beständiger Begleiter zu werden anfing, war es nur einem Manne von seinem Geist und Gaben möglich, mit so gesegnetem Erfolge weiter zu wirken. Unter dem Kreuze der Kränklichkeit, welche seinen äußerlichen Menschen zuweilen sehr hart angriff, ward der innerliche von Tage zu Tage herrlich verneuert. „Ich habe meine Rechnung auf wenig Jahre gestellt", sagte er einst zum Schreiber dieses, und man merkte es seinem ganzen Verhalten an, daß Gedanken an den nahen Tod ihn ernsthaft beschäftigten und seinen Umgang mit Gott immer

inniger und beſtändiger machten. Wenn man der Gnade des Höchſten zum Preiſe von T. ſagen muß, daß er zu einer tiefen Erkenntniß des uns durch Chriſtum bereiteten Heils gekommen war, daß er wußte, an wen er glaubte, daß er mit Treue dem Heilande nachfolgte und das Kreuz nachtrug, daß er als Prediger und Lehrer, als Gatte und Vater, als Freund und Kollege, und in allen andern Verhältniſſen des Lebens zum Wohlgefallen Gottes zu wandeln eifrig beſtrebt war, ſo iſt dieß freilich das Beſte und Schönſte, was man einem Menſchenkinde nachrühmen kann; allein es ſind Dinge, welche ſich an jedem Jünger Chriſti in irgend einem Maaße finden müſſen. Darum ſey außer dem großen Worte, daß T. ein Chriſt war, noch Etwas von ſeiner beſondern Eigenthümlichkeit geſagt. Gar merklich unterſchied er ſich von der Mehrheit anderer Leute durch eine ſich ſtets gleichbleibende Ruhe und Gemeſſenheit, welche ſich bis zum Auffallenden ſteigern konnte und öfters durch Schweigſamkeit drückend wurde. War gleich dieſe Seite ſeines natürlichen Weſens durch den Geiſt von oben geheiligt worden und wurde ſie dadurch ein Quell bedeutender Vorzüge, ſo gelang es ihm doch nicht, dieſe abſonderliche Mitgabe in dem Grade abzuſtreifen, wie es zu wünſchen geweſen wäre. Sein Schweigen, wenn man erwartete, daß er reden würde, ſeine Unbeweglichkeit, wenn man Entgegenkommen gehofft hatte, haben mehrfach zu falſchen Urtheilen über ihn Anlaß gegeben. Die Freunde wußten mit ihm Beſcheid, machten auch wohl dieſe ihm eigne Weiſe bisweilen zum Gegenſtande der Heiterkeit, was er ſtets mit ſtillem, freundlichen Lächeln hinnahm; aber die Fernerſtehenden ſtießen ſich nicht ſelten und ſuchten den Fehler da, wo er am allerwenigſten lag, in der Geſinnung und im Gemüthe. Denen, welche gelernt hatten, mit ihm umzugehen und ihm den Mund zu öffnen, wird unvergeßlich bleiben, mit welcher mittheilenden Lebendigkeit und mit welcher liebenswürdigen Heiterkeit er die Seele des Kreiſes wurde, der ihn umgab. T.'s Bedächtigkeit und Ruhe trugen im Dienſte deſſen, dem er ſein Leben geweihet hatte, die trefflichſten Früchte. Zwar langſam, aber feſten und gewiſſen Schrittes ging er ſeinen Weg. Wenn Freude oder Schmerz ſein Inneres bewegten, ſo waren die Aeußerungen dieſer Gefühle immer gehalten. Dieſe ſtets gleiche und ebene Stimmung ſeines Geiſtes brachte ihm und dem Werke, das er trieb, großen Gewinn. Von Uebereilungen, zu denen ſich manche für die Ausbreitung des Reiches Gottes eifrige Prediger zuweilen

hinreißen laſſen, war bei ihm nicht die Rede. Wenn er Etwas unternahm, bauete er erſt veſten Grund und ſo leicht kam ihm keine Schwierigkeit unerwartet. Durch Geduld und Ausdauer, durch Stilleſeyn und Harren überwand er die Hinderniſſe. Die Sicherheit, welche ſich in allen ſeinen Reden und Thun kund gab, flößte Wohl- und Uebelgeſinnten Reſpekt ein. In keinen Kampf ging er raſch hinein, darum ging er auch aus jedem ſiegreich hervor. Wenn er erregten Menſchen gegenüberſtand, etwa wenn er mit ſeparirten Lutheranern zuſammentraf, oder wenn aufgebrachte Aeltern ſein Einſchreiten als Stadtſchul-Inſpektor forderten, leiſtete ſeine unverwüſtliche Gelaſſenheit treffliche Dienſte. Gar manches erhitzte Gemüth hat er abgekühlt, manches wogende beſänftigt. Vor Allem aber war er ein Meiſter, in allerhand ſchwierigen Lagen guten Rath zu ertheilen. Doch gemeiniglich kam er mit demſelben nicht ſogleich, ſondern erſt am andern Morgen zum Vorſchein. Es konnte nicht fehlen, daß T. bei dem göttlichen Grunde ſeiner Geſinnung und bei ſolchen Gaben des Geiſtes jede Stellung, welche ihm anvertraut wurde, auf ausgezeichnete Weiſe behauptete. Als Prediger wurde er von ſeiner Gemeinde je länger je mehr geehrt und geliebt, und unter ſeinen Amtsbrüdern gewann er ſolches Anſehn, daß ſie ſeinem Rathe überall folgten. So wurde er vornämlich der Leiter der kamminer Synode, welche während der acht Jahre ſeiner Mitgliedſchaft die ſchwerſten, durch die konfeſſionellen Wirren herbeigeführten Kämpfe, zu beſtehen hatte. Seine klare Einſicht in die verwickelten kirchlichen Verhältniſſe beſtimmte die Schritte der untereinander innig verbundenen Geiſtlichen und ſeine Entſchiedenheit in dem Feſthalten und Geltendmachen des reinen lutheriſchen Bekenntniſſes gegenüber den unklaren Unionsbeſtrebungen ſtärkte mächtig die Amtsbrüder in gleicher Ueberzeugung. So weit ꝛc. Mila. — Wie als Prediger, ſo bewahrte der Vollendete auch in den ſpäteren Aemtern als Schul- und Konſiſtorialrath ſeine Eigenthümlichkeit und bewies hier dieſelbe Treue und völlige Hingabe an die manchfachen, oft ſehr verſchiedenartigen Arbeiten ſeines Berufs. Er umfaßte das Kleinſte wie das Größte mit gleicher Liebe und Sorgfalt, handelte ſtets aus wohl überlegten Gründen und verfolgte das vorgeſteckte Ziel mit veſtem Schritte, unbekümmert um die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, wie um die Gunſt oder Ungunſt der dabei betheiligten Perſonen. Was er war und that, das war und that er ganz; jede Halbheit war ihm verhaßt. In der Arbeit war er unermüdlich

und wußte die Zeit weise auszukaufen, so daß er in seinem Amte außerordentlich viel leisten und doch noch einige Zeit erübrigen konnte, die er den Seinigen und den freien Vereinen zur Beförderung des Reiches Gottes widmete. Schon in Kammin hatte er der Bibelgesellschaft und dem Missionsverein mit thätiger Liebe angehört; beiden Vereinen trat er bald nach seiner Ankunft in Stettin auch hier bei und übernahm willig die Mitgliedschaft in dem Komité des letzteren, als er durch die Generalversammlung im Mai 1848 dazu gewählt worden war. Mit besonderer Liebe bemühte er sich um die Gründung des dasigen Vereins für die innere Mission, von dem er für die Zukunft reichen Segen für die Stadt und Provinz hoffte. Er brachte diesem Verein große Opfer an Zeit und an Geld, bekümmerte sich sorgsam um die Thätigkeit des Kandidaten Schwenker und wohnte mit Theilnahme wiederholt den Kindergottesdiensten bei, die durch den Lehrer Rüter in dem Saale der Friedrich-Wilhelm-Schule sonntäglich gehalten werden. Er war innig erfreut, als er die von ihm gewünschte enge Verbindung dieses Vereins mit dem Verein zur Erziehung sittlich verwahrloseter Kinder erreicht sah und durch seine Wahl in den Vorstand des letzteren sich unmittelbar bei der Leitung des Rettungshauses in Züllchow betheiligen konnte. Als Präses dieses Vorstandes lag es ihm besonders am Herzen, für jenes Haus einen tüchtigen Vorsteher zu gewinnen, und mit froher Hoffnung schloß er den Kontrakt mit dem dazu erwählten Kandidaten Quistorp ab, der zu Michaelis in dieses Amt eingetreten ist. Die Verheirathung des Hausvaters Beckemeier mit einer ganz zur Hausmutter geeigneten Jungfrau war ihm eine besondere Freude und die Erweiterung der Anstalt in Züllchow einer seiner Lieblingswünsche. Der Beschluß zu dem Bau des neuen, jetzt schon bis zum zweiten Stockwerk aufgeführten Hauses, das 24 Knaben aufnehmen und einen geräumigen Saal enthalten soll, war der letzte Gegenstand, der unter seinem Vorsitz in dem Vorstande verhandelt wurde. Endlich widmete er auch dem Monatsblatte für Pommerns Volksschullehrer, dessen von Köslin her ihm angetragene Redaktion er erst nach langem Zögern mit dem Beginn des J. 1848 übernommen hatte, viele Sorgfalt und manche Mußestunde. Unter seinen nachgelassenen Papieren finden sich noch zwei angefangene Aufsätze „Aphorismen über den Religionsunterricht" und „das Vergessen".

* 97. Bernhard Knauff,

königl. Baumeister zu Danzig;

geb. den 1. Mai 1819, gest. den 27. Mai 1850.

K. war der älteste Sohn sehr rechtlicher Aeltern und wurde zu Danzig geboren. Seine erste Bildung genoß er in der Petrischule, die er 1836 als bereits zweijähriger Primaner verließ, um noch ein Jahr lang, da er viel natürliche Anlage für Handzeichnen und Modelliren entwickelte, die Kunstschule ebendaselbst zu besuchen. Im J. 1839, als er noch ein Jahr mit vielem Fleiß und großer Ausdauer, unter der vorschriftmäßigen Leitung eines Bauführers praktisch gearbeitet hatte, wurde er als Feldmesser vereidet. Da seine pekuniären Verhältnisse sehr beschränkt waren, wurde ihm, da ehrenvolle und gerechte Zeugnisse seiner Lehrer ihn empfahlen, von Seiten des Königs eine hinreichende Unterstützung während der drei Jahre seiner Studienzeit auf der Bauakademie zu Berlin zu Theil. Ebenso ward ihm durch den Ausschuß der Friedensgesellschaft in Danzig ein anerkennenswerthes Stipendium bewilligt. Im J. 1841 bestand er die Vorprüfung als Land- und Wegebaumeister und nachdem er in demselben Jahr als Mitglied des Architektenvereins zu Berlin aufgenommen war, begann schon jetzt seine thätige und ehrenvolle Bahn. Beseelt von dem größten Eifer zu wirken, erlaubte er sich nur den einen Genuß, der auch für ihn der liebste war, während einigen Wochen jedes Sommers eine Reise in die besuchtesten Theile von Sachsen, Böhmen, Schlesien, Tyrol und der Schweiz zu machen. Nachdem er 1842 für die Vorprüfung als Land- und Wasserbau-Inspektor gehörig qualificirt war, reiste er zurück in seine heimathliche Provinz und beschäftigte sich während der folgenden drei Jahre mit der Ausführung verschiedener Bauten, von denen außer Brücken, Chausseen und Dammbauten die Kirche in Sokowitz und die pockenhaus'sche Schleuße bei Danzig die bemerkenswerthesten sind. 1845 beendete er seine Examen durch eine vorschriftmäßige Nachprüfung und trat als Baumeister in den Staatsdienst. Nachdem er das Ziel, das er sich gesteckt, in heiterer Jugend erreicht hatte, brachte er die fünf kurzen Jahre, die er jetzt bestimmt war zu leben, in unausgesetzter Thätigkeit, und mit ganzer Hingebung an seinen Beruf hin. Ein weites Feld für seine Kenntnisse wurde ihm durch die specielle Uebertragung eines großartigen

Baues eröffnet, des Schleußen-, Brücken- und Kanalbaues des Weichsel-Haf-Kanals, mit allen seinen vielen und weitläufigen Einzelnheiten. Im ersten Jahre seines Aufenthalts hier, hatte er die Freude, sich nach seinem Geschmack ein Häuschen zu bauen, worin er nach Beendigung des Baues eine eigne Häuslichkeit einführte, die wohl zu den glücklichsten gehörte. Im letzten Jahre seines Aufenthalts hier hatte er sich Theils aus Anstrengung in seinem Berufe, Theils aus Erkältung einen chronischen Lungenkatarrh zugezogen, der bei ungünstiger Witterung mit überraschender Schnelle um sich griff. Da man an einer gänzlichen Wiederherstellung der Gesundheit nicht zweifelte, besonders wenn rechtzeitige Vorkehrungen getroffen wurden, so besuchte er noch denselben Sommer die Heilquelle in Salzbrunn, wo er die glücklichste Brunnenkur durchmachte, leider! aber ohne das gehoffte Resultat. Doch auch in dem letzten halben Jahre seines Lebens, indessen sich seine Gesundheit immer mehr und mehr zerstörte, war er nicht ohne Beschäftigung, sondern leitete den Bau der berent-bylower Chaussee mit gewohnter Genauigkeit und Pünktlichkeit. Bis zu diesem unglücklichen Abschnitte hatte er die kräftigste Gesundheit besessen; denn als im J. 1844 er sich gerne seiner Verhältnisse wegen Urlaub zum einjährigen Freiwilligendienst erbitten wollte, erhielt er vom Regimentsarzt ein völliges Gesundheitsattest, und wurde sogar im Laufe desselben Jahres Second-Lieutenant im 5. Landwehr-Regimente. Im Frühjahr 1850 brach der Tod unbewußt und sanft ein Herz, daß mit den letzten Zuckungen zugleich erst seine glühende Lust zum Leben und zum Wirken aushauchte. Sein Leben berechtigte zu den frohesten Hoffnungen; sein Tod erregte bei Allen, die ihn gekannt, geachtet und geliebt, die aufrichtigste und innigste Theilnahme.

* 98. Dr. Julius Bürkner,

Arzt zu Breslau;

geb. den 6. Febr. 1809, gest. den 28. Mai 1850.

B. starb an Leberzersetzung. Als Arzt gesucht, als Mensch hochgeachtet, ein braver Gatte und Vater, stets bereit, zu rathen und zu helfen, wo er es vermochte, nie ermüdend in seinem wissenschaftlichen Streben und stets danach trachtend, die Eroberungen der Wissenschaft dem lebendigen Gebrauch zuzuführen, hatte er sich ein weites Feld

J. 1836 Mitglied des breslauer Gewerbvereins, bei welchem er zu Folge einer von Seiten des Direktorium an ihn ergangenen Aufforderung in den Jahren 1836, 1837, und 1838 Vorträge über technische Chemie (Populäre Chemie und ihre Anwendung auf das Gewerbe, vorgetragen im breslauer Gewerbverein. Briez 1828. 10 Hefte.) hielt und im J. 1839 das ihm übertragene Amt des ersten Sekretärs übernahm. Als solcher lieferte er die Jahresberichte des breslauer Gewerbvereins und zwar vom zehnten an, welcher 1839 in Breslau erschien. Für diesen Verein blieb er bis an sein Lebensende thätig. Noch im Winter 1849 hatte er durchgesetzt, daß der Verein zur Unterstützung des bedrängten Gewerbestandes eine Gewerbehalle errichtete und noch wenige Wochen vor seinem Tode machte er im Auftrage des Vereins eine Reise nach Berlin, um von dem Ministerium eine Unterstützung für die Gewerbehalle zu erbitten. Auch war er im J. 1848, dessen politische Bewegung ihn mächtig ergriff, der bürgerlichen Schützengilde als Hauptmann beigetreten und war für deren Interessen vielfach thätig. Namentlich interessirte ihn das Projekt eines Landesschützenbundes und seine letzte schriftliche Arbeit, zwei Tage vor seinem Tode, betraf dieses Institut. B. hatte sich im J. 1843 mit einem Fräulein Wünnenberg, Tochter des Major Wünnenberg, verheirathet und fand in dieser Verbindung, welche die zärtlichste Liebe gestiftet hatte, das größte Glück seines Lebens, welches durch die Geburt eines Sohnes im J. 1847 die erwünschte Vollendung empfing. Leider! war es ihm nicht vergönnt, sein häusliches Glück lange Zeit, selbst nicht einmal es während seiner kurzen Dauer ungetrübt zu genießen. Ein Leberleiden, welches ihn schon 1845 befallen, verbitterte ihn durch häufige Wiederkehr den friedlichen Genuß seiner Tage und gewann im J. 1849 eine solche Intensität, daß schon damals an seinem Aufkommen gezweifelt wurde. Ein Gebrauch der Wasserkur in Gräfenberg stellte ihn soweit wieder her, daß er mit den besten Hoffnungen für die Zukunft im Spätherbst desselben Jahres nach Breslau zurückkehrte und auch in den Herzen seiner Angehörigen und Freunde eine tröstliche Zuversicht erweckt ward. Sie sollte leider! auf's Bitterste getäuscht werden. Mitten in den Vorbereitungen zu einer neuen Badereise ergriff ihn Anfang Mai 1850 ein neuer schmerzhafter Anfall der Krankheit und warf ihn auf das Krankenbett, welches diesmal sein Sterbelager ward. Das ungewöhnlich zahlreiche Geleit, welches seiner Bahre folgte,

war ein Beweis, in welcher Achtung er geſtanden, wie ausgedehnt ſein Wirken geweſen war.

* 99. Theodor Mattenheimer,

quiescirter Konſervator der königl. Gemäldegallerie zu München;

geb. im J. 1787, geſt. den 28. Mai 1850.

M., der Sohn eines Malers zu Bamberg, widmete ſich von früher Jugend an der Malerei unter der Leitung ſeines Vaters. Im J. 1810 bezog er die Akademie zu München, um ſich weiter auszubilden. Gemälde von ihm, faſt durchgängig Frucht- und Blumenſtücke, ſind in allen größeren Gallerien des In- und Auslandes, ein Beweis, daß ſeine Arbeiten einen nicht gewöhnlichen Kunſtwerth haben. Und in der That, ſie verdienen alle Anerkennung. Er machte auch Reiſen und beſuchte namentlich die Akademie und die vorzüglichſten Privatſammlungen zu Wien. Im J. 1814 trat er zur Bekämpfung der Franzoſen in die Mobilen-Legion als Lieutenant ein, zog ſich jedoch wieder nach dem zweiten pariſer Frieden zurück, um von nun an ganz und ausſchließend ſeiner Kunſt zu leben. Auch als Reſtaurateur hatte er einen ſehr bedeutenden Namen. Er erhielt Aufträge aus den entfernteſten Gegenden und leiſtete in dieſem Fache in der That Außerordentliches. Im J. 1816 wurde er Inſpektor der Gemäldeſammlung zu Bamberg, im J. 1823 Gallerie-Inſpektor zu Augsburg, ſpäter in München. Verehlicht war er mit der Tochter des herzogl. Saalmeiſters Maurin zu Bamberg.

Kupferberg. G. A. Thiem.

* 100. Dr. Anton Leopold Buchmüller,

Mag. der Geburtshülfe und Augenheilkunde, Mitglied der medic. Fakultät und Profeſſor der Phyſik, Chemie, allgem. Pathologie und Heilmittellehre am Thierarznei-Inſtitute zu Wien;

geb. den 16. Juli 1782, geſt. den 30. Mai 1850.

Der Sohn eines damals in Wien ſehr beliebten praktiſchen Arztes, widmete ſich B. den mediciniſchen Studien, einem Fache, welches die Lieblingswiſſenſchaft der meiſten Glieder dieſer Familie war. Sein Vater ſtarb zu früh, um den Ruf, welchen er genoß, auf den Sohn übertragen zu können. Dieſer Umſtand, und noch mancherlei

andere Zeitereigniſſe waren Urſache, daß B. nach mehrjährigem glücklichen und thätigen Wirken für die leidende Menſchheit, ſich einem Zweige der Arzneikunde widmete, für welchen er längſt die wärmſte Vorliebe gehegt hatte: der Thierheilkunde. Im J. 1813 als Penſionär am wiener thierärztlichen Inſtitute aufgenommen, lebte er von nun an dieſem Fache mit raſtloſem Fleiße und reger Thätigkeit ſo, daß er nach kaum zurückgelegten Penſionärjahren ſchon als Profeſſor der Seuchenlehre nach Lemberg berufen wurde. Dieſem Amte lag er durch ſechs Jahre mit dem ihm eigenen Eifer ob. Zugleich trat er dort neuerdings als praktiſcher Arzt auf und erwarb ſich durch ein Unternehmen, das trotz ſeiner glücklichen Erfolge, dennoch bald ſeinen Gegnern unterliegen mußte, allgemeine Anerkennung und den Dank vieler Leidenden. Es waren dieß die Schwefelräucherungen, von Dr. Gallée in Paris erfunden, die B. zuerſt in Lemberg einführte. Mit vielem Zeit- und Koſtenaufwande ſchaffte er ſich den erforderlichen Apparat an, wofür ihn dann die allgemeine Theilnahme und die guten Erfolge entſchädigten. Bald jedoch wurde er dort ſeiner praktiſchen Thätigkeit entriſſen, denn ſeine Ernennung im J. 1823 zum Profeſſor der Phyſik, Chemie, allgem. Pathologie und Heilmittellehre am thierärztl. Inſtitute zu Wien, machte ſeinem Unternehmen, und man könnte ſagen, ſeinem Wirken für die kranke Menſchheit ein Ende. Die Gegenſtände, denen er in ſeinem neuen Lehramte vorzuſtehen hatte, mit Kürze und Faßlichkeit dem wenig gebildeten Auditorium vorzutragen, war nun ſeine Hauptaufgabe, welche er auch vollkommen löſ'te. Die Werke über Phyſik, Chemie, allgem. Pathologie und Heilmittellehre, die während der Dauer ſeiner Lehrthätigkeit aus ſeiner Feder floſſen, wurden ſämmtlich von der hohen Landesregierung als Lehrbücher anerkannt und für den Zweck, den ſie zu erfüllen hatten, als vollkommen entſprechend allen Lehranſtalten empfohlen. So war ſein Leben ein fortwährend thätiges und nützliches zu nennen bis zu dem Augenblicke, wo ein beginnendes Gehirnleiden ſowohl ſeine geiſtigen als körperlichen Kräfte ſichtlich ſchwächte. In Folge der Zunahme dieſes Leidens, einer Gehirnerweichung, wurde er im J. 1849 in den Penſionsſtand verſetzt.

* 101. Christian Wilhelm Hecht,

Diakonus zu Lübben;

geb. den 18. Januar 1780, gest. den 31. Mai 1850;

H. war zu Groß-Leuthen, einem Dorfe der jetzigen preuß. Niederlausitz geboren; sein Vater, ein unbemittelter Schullehrer, ließ gleichwohl zwei Söhne sich dem Studium der Theologie widmen, konnte ihnen aber natürlicherweise bei seinen beschränkten Mitteln keine Unterstützung zukommen lassen. Schon von frühester Jugend, vom 9. Jahre an, wo H. auf das Lyceum in Lübben kam, war er auch auf sich selbst angewiesen. Seine Studien vollendete er in Leipzig, nahm späterhin eine Hauslehrerstelle bei einem polnischen Grafen an und ging von dort aus in gleicher Stellung zu dem Graf Haeseler, dem Besitzer von Groß-Leuthen, durch dessen Vermittelung er 1811 die Kollaborator- und späterhin die Diakonatstelle zu Lübben erhielt. 40 Jahre lang war er in seiner amtlichen Thätigkeit, und hatte sich in diesem Zeitraume die Achtung und Liebe aller Derer, die mit ihm in Berührung kamen, erworben. Viel zu früh für die Seinigen und aufrichtig betrauert von allen Denen, die ihn kannten, entriß ihn der Tod seiner Wirksamkeit. Er starb, treu im Glauben an seinen Erlöser, dessen Wort er verkündigt.

102. Wilhelm Julius Crüsemann,

Stadtrath zu Berlin;

geb. im J. ...., gest. den 1. Juni 1850*).

C. gehörte einer wohlhabenden und geachteten Familie Berlin's an und widmete eine lange Reihe von Jahren, namentlich seit dem Jahre 1837, der Kommun seine umsichtige und erfolgreiche Thätigkeit, die sich in den verschiedensten Zweigen der Verwaltung bewährte, bis ein, seine Gesundheit in den letzten Jahren untergrabendes organisches Leiden ihn in der rüstigsten Kraft des Mannesalters arbeitsunfähig machte. Er hatte der Armenverwaltung die wesentlichsten Dienste geleistet und den größern städtischen Anstalten eine ganz besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge gewidmet. Gewiß werden seine große Thätigkeit, seine Gediegenheit, seine Leistungen, sein bie-

*) Nach öffentlichen Blättern.

derer, humaner Sinn und seine treue, ausdauernde Hingebung unvergeßlich bleiben; denn durch seine nützliche Thätigkeit, sein gründliches Wissen, seinen ruhigen, klaren Verstand, seinen unermüdlichen Fleiß und insbesondere durch das als Grundzug seines Charakters hervortretende Wohlwollen gegen Jedermann erwarb er sich überall Zuneigung und Hochachtung. Besonders zeichnete ihn ein ruhiges, klares Urtheil neben strengem Arbeitsfleiß rühmlichst aus, weßhalb er bei seinen Kollegen in hoher, ungetheilter Achtung stand, die wohl Ursache hatten, seinen Verlust schmerzlich zu beklagen. Man wird daher seiner stets mit Liebe gedenken. Von dem Könige hatte er den rothen Adlerorden 4. Kl. als anerkennendes Zeichen empfangen. Er hinterließ eine Gattin, Marie geb. Rimpler. Seine Beerdigung erfolgte am 4. Juni. Es fanden sich dabei außer einer Deputation der Stadtverordneten sämmtliche Mitglieder des Magistratskollegium in ihrer Amtstracht ein. Auch geleitete ihn außerdem ein hohes zahlreiches Gefolge zu seiner Ruhestätte.

103. Johanna Größer,

Schauspielerin zu Braunschweig;

geb. im J. 1812, gest. den 4. Juni 1850 *).

Die Verstorbene betrat 1830, als Schülerin des Dr. Klingemann, die braunschweiger Bühne und gehörte während ihres fast 20jährigen Wirkens nur dieser Bühne an, von der sie jedoch manchfache Ausflüge zu Gastspielen machte. Sie hatte von der Natur Anlagen empfangen, um zu den Bedeutendsten gezählt zu werden. Ihre erste Rolle war die „Jungfrau von Orleans", ihre letzte wollte sie im „Maximilian Robespierre" zu ihrem Benefiz geben. Joh. Größer hatte eine edle Gestalt und seelenvolle, nur etwas manirirte Sprache; sie starb an der Schwindsucht.

104. Karl Otto von Madai,

Professor zu Gießen;

geb. d. 29. März 1809, gest. d. 4. Juni 1850 **).

v. M., dessen Familie ursprünglich aus Siebenbürgen stammt und später nach Ungarn einwanderte, war auf

*) Nach öffentlichen Blättern.

**) Nach der Augsb. Allg. Zeitung 1850, Nr. 174. u. a. Blättern; mit besonderer Berücksichtigung der von dem Oberbibliothekar, Hofrath Preller zu Weimar verabfaßten Monographie. Lpz. 1850.

dem Gute seines Großvaters, Zscherben bei Halle, geboren. Da sein Vater, A. v. M., als Steuerbeamteter vielfach versetzt wurde, besuchte auch der Sohn zuerst das Gymnasium zu Thorn von 1821 bis 1825, dann das zu Potsdam 1826—1828. Im Herbste letztgenannten Jahres bezog er die Universität Halle, wo ihm ein Oheim, Dr. K. v. Madai, lebte, um Theologie zu studiren, ließ sich aber von dem Professor Pernice für die Rechtswissenschaft bestimmen. Schon im 23. Lebensjahre ward er Professor zu Halle. Nachdem er sich im J. 1836 mit der liebenswürdigen Tochter eines Gasthofbesitzers zu Halle, der später eins der vorzüglichsten Hotels in Hamburg besaß, Emilie Reuter, verheirathet, folgte v. M. 1837 einem Rufe an die kaiserliche Universität zu Dorpat, wo er sechs Jahre ehrenvoll wirkte; er nahm jedoch 1843 nebst einigen andern Professoren seinen Abschied, da er, wie verschiedene seiner Kollegen, mit dem Kultusministerium Uwaroff in Differenzen gerathen war und es seinem lebendigen Rechtsgefühle widerstrebte, sich gewissen Anforderungen der Regierung zu fügen. v. M. privatisirte nach seinem Abgange von Dorpat einige Zeit in Preußen, während seine Frau mit ihrem Töchterchen im älterlichen Hause zu Hamburg weilte. Aus Rücksicht auf das befreundete russische Gouvernement glaubte man ihm dort keine Anstellung anbieten zu dürfen. Im Bade zu Reval hatte v. M. die Großfürstin Helene von Rußland kennen gelernt und diese ihn hochschätzende geistvolle Frau, deren Tochter später Herzogin von Nassau wurde, veranlaßte 1843 v. M.'s Berufung als Rath an den Hof ihres Schwiegersohnes. Die Herzogin von Nassau starb 1845 und so sehr auch der Herzog das Verweilen des ausgezeichneten Mannes in seiner Nähe wünschte, zog v. M.'s Trieb zur vollen Ausübung seines Berufes ihn doch wieder nach einem öffentliche Lehrstuhle der Rechtswissenschaft; er entsprach mit Freuden einem wiederholten Rufe nach Kiel, während er zwei Berufungen, die von Jena und Rostock bei Lebzeiten der Herzogin an ihn ergangen waren, abgelehnt hatte. Als am 8. Juli 1846 der offene Brief Christian's VIII. erschienen war und die Herzogthümer Schleswig-Holstein in die größte Aufregung versetzt hatte, wirkte von M., nebst den meisten kieler Professoren, im ächt deutschen Sinne und war auch an einer Schrift betheiligt, welche sehr bedeutsam ward für die Beststellung der Verhältnisse Schleswig-Holsteins gegenüber Dänemark. Bald nach Ausbruch der Märzbewegung ging Professor v. M. als Bevollmächtigter Hol-

steins nach Frankfurt a. M., erhielt nach Einsetzung der Centralgewalt einen Ruf nach Freiburg, wo er lehrte und wirkte, bis 1849 im Mai der Ausbruch der badischen Revolution ihn nach der Schweiz flüchten ließ. Wenn auch von dem freisinnigsten Geiste beseelt und denselben überall in seinem öffentlichen Wirken bethätigend, konnte er es doch nicht mit seinem Rechtsbewußtseyn vereinbaren, der provisorischen Regierung Badens den Eid der Treue zu leisten. Schon im vorigen Jahre, während seines Aufenthalts in der Schweiz, stellte sich das Leiden ein, das seinen Tod im kräftigsten Mannesalter, im 41. Jahre, herbeiführte. Er nahm indessen einen Ruf nach Gießen an, wo er den Verpflichtungen seines Amtes mit der äußersten Anstrengung und Selbstverleugnung nachzukommen suchte. Unter den größten Schmerzen arbeitete er seine Vorträge aus und hielt sie, so lange die mehr und mehr sinkenden Kräfte es irgend gestatteten. Er beabsichtigte noch eine Reise nach Hamburg zu den Seinigen, aber der Tod trat immer näher zu dem kräftigen, klaren Geist und zerstörte bald gänzlich das siechende Leben. — v. M. verband mit seltenem Wissen, dem eindringlichsten Vortrag und den sonstigen Eigenschaften, die ihn in seinem Berufe so glänzend auszeichneten, den biedersten Charakter und eine mit größter Bescheidenheit gepaarte persönliche Liebenswürdigkeit. Sein Andenken wird Allen, die ihn auch nur flüchtig gekannt, werth bleiben, seinen näheren Freunden aber unvergeßlich. — Seine Schriften sind: De vi publica et privata. Comment. praemio reg. ornata. Hal. 1832. — De stellionatu scriptio. Ibid. Eod. — Die Statuliberi des röm. Rechts. Ebds. 1834. — Die Lehre von der Mora, nach den Grundsätzen des röm. Rechts. Ebds. 1837. — Beiträge zur Dogmengeschichte des gem. Civilrechts. Riga u. Lpz. 1839. — Das Obligationenrecht Esth-, Liv- und Kurlands. Lief. 1. Dorp. 1841. — Außerdem besorgte er die vierte Aufl. von Mühlenbruch's*) Pandekten nach des Verf. Tode, lieferte in das „Archiv für die civilistische Praxis", gab mit F. G. v. Bunge „Theoretisch-praktische Erörterungen aus den in Liv-, Esth- u. Kurland geltenden Rechten". Dorp. u. Lpz. 1839 ff. heraus und schrieb Recensionen und Artikel für die „Allgem. Literat.-Zeitung und die „Encyklopäd." von Ersch**) und Gruber.

---

*) Dessen Biogr. siehe im 21. Jahrg. des N. Nekr. S. 653.
**) — — — — 6. — — — — S. 48.

105. Karl Gottl. Plaſchnick,

Univerſitätsgärtner zu Leipzig;

geb. den 28. Juli 1795, geſt. den 7. Juni 1850 *).

P. war zu Pretzſch a. d. Elbe, wo ſein Vater herrſchaftlicher Gärtner war, geboren. Nach ſeiner Lehrzeit konditionirte er im Garten zu Schwetzingen, ſpäter in meheren Gärten in Bayern und Oeſterreich und beſuchte die Gärten in Frankreich und Holland. Seit 1823 war er als Gehilfe im königl. botaniſchen Garten zu Berlin angeſtellt und 1837, als Profeſſor Kunze die Direktion des botaniſchen Gartens der Univerſität Leipzig erhielt, wurde P. zum botaniſchen Gärtner daſelbſt ernannt und trat im Juli deſſelben Jahres ſein Amt an, um den auf das Aeußerſte vernachläſſigten Garten zu übernehmen. P. erwarb ſich während einer Reihe von Jahren als erſter Gehilfe des berliner botaniſchen Gartens das unbedingteſte Vertrauen ſeiner Vorgeſetzten. Er verband mit einer ungemein praktiſchen Thätigkeit geſunde theoretiſche Anſichten und war ein glücklicher Pflanzen-Kultivateur, namentlich in Bezug auf exotiſche Pflanzen, ſo daß ihm auch die Zucht der ſeltenſten Pflanzen übertragen wurde, zu denen beſonders die Orchideen, Farrn, Palmen und andere mehr oder minder ſchwer zu kultivirende Pflanzen zu rechnen ſind. Ueber die Kultur der Farrnkräuter und deren Erziehung aus Sporen ſchrieb P. eine eigene Abhandlung **). Nur ſehr ungern wurde er zur damaligen Zeit aus dem botaniſchen Garten entlaſſen, indeß geſchah es in Betreff ſeiner Verbeſſerung in gelblicher Hinſicht. Durch unermüdliches einſichtiges Arbeiten hat er ſich um den leipziger botaniſchen Garten das Verdienſt erworben, bei nur ſpärlich gewährten Mitteln, denſelben in einen ſeinem Zwecke entſprechenden und lobenswerthen Zuſtand gebracht zu haben. Die Farrn-Sammlung daſelbſt iſt jedenfalls eine der vollſtändigſten, welche exiſtirt; denn nach einer im vergangenen December vorgenommenen Reviſion waren mehr als 500 beſtimmte Arten vorhanden. Eine große Menge hat P. aus wildgewachſenen Pflanzen durch die Sporen erzogen. Im Januar d. J. brauchte er ein Mittel gegen Magenkrampf, an welchem er öfters litt, das

*) Nach öffentlichen Blättern.

**) Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den königl. preuß. Staaten. VII. p. 365.

ihm aber nicht sein Arzt empfohlen. Bald darauf klagte er, daß es ihn zu sehr ergriffe, und wurde er auch immer kränker und schwächer, bis er es ganz aufgab, und den Hofrath Dr. Oppolzer, jetzt in Wien, zu Rathe zog, welcher seinen Zustand schon sehr gefährlich fand. Jedenfalls hatte sich ein unheilbares Magenübel gebildet, wozu noch Brustleiden kam. So starb er ohne Schmerzen an Schwäche.

F. O—o.

106. Johann Paul Huber, Freiherr von Pennig,

k. k. pensionirter Oberst zu Innsbruck;

geb. den 22. Okt. 1771, gest. den 8. Juni 1850 *).

Dieser Veteran im ruhmgekrönten kais. Heere, welcher mit allen äußeren militärischen Ehren und allen Zeichen innerer Hochachtung im Militär-Friedhofe zu Innsbruck zur Erde bestattet wurde, verdient ehrenvollen Nachruf. Zu Würniz im V. U. M. B. Niederösterreichs dem dortigen k. k. Kreis-Sekretär, Johann Huber, geboren, war Johann Paul unter 21 Kindern, aus welchen 12 die greisen Aeltern überlebten, der älteste Sohn. Durch innern Beruf unwiderstehlich zum Waffendienste hingedrängt und darum schon als Knabe sich freiwillig dafür abhärtend, ward er im noch nicht vollendeten 16. Lebensjahre, Anfangs ohne, bald aber mit Beistimmung der verständigen Aeltern am 10. Febr. 1787 zu Kinsky-Chevaurlegers assentirt, und diente dort als Gemeiner und Unterofficier durch 9 Jahre und 5 Monate. Bei dem Infanterie-Regimente Erzherz. Karl Nr. 3 verfolgte Paul Huber durch alle Rangstufen seine Laufbahn durch 24 Jahre und 3 Monate, ward vom Grenadier-Hauptmann im genannten Regimente zum Major bei Liechtenstein-Infanterie Nr. 12 befördert, und diente bei diesem Regimente und zuletzt bei Strauch-Infanterie Nr. 24 in gleicher Eigenschaft durch 6 Jahre und 4½ Monate. In dieser Dienstes-Epoche, d. i. vom J. 1787 bis einschlüßig 1827, machte der Verewigte alle gegen die Türken und Franzosen vorgefallenen Feldzüge mit — in Allem 18 Kampagnen — und erhielt in denselben 3 Wunden, und zwar bei der Bestürmung von Mannheim, die letzte aber in der Schlacht von Aspern,

*) Nach einem Sonderdruck.

wo er bis zum Moment der Verwundung mit dem Reste seines fast aufgeriebenen Bataillons den tapfersten Widerstand leistete. Vorzüglich aber zeichnete er sich im Jahre 1793 in dem Gefechte von Arlon aus, wo er als Chevaurlegers-Korporal seinen Lieutenant aus der feindlichen Gefangenschaft befreite, und dafür mit der silbernen Tapferkeits-Medaille belohnt wurde. Die glänzendste Waffenthat vollführte er im Feldzuge 1813, wo er die vom Feinde besetzte Stadt Pennig (Penig) und die Mulden-Brücke in Sachsen durch einen Ueberfall mit stürmender Hand eroberte und dadurch das gehemmte Vorrücken der alliirten Hauptarmee zur siegreichen Schlacht bei Leipzig eröffnete, weswegen ihm auch unterm 9. Mai 1815 der militärische Maria-Theresia-Orden verliehen und er nach den Statuten dieses Ordens unterm 1. April 1817 in den Freiherrnstand mit dem Prädikate: v. Pennig, erhoben wurde. Im December 1827 zum Platzmajor von Innsbruck ernannt, in dieser Anstellung unterm 29. Okt. 1838 zum Oberstlieutenant befördert, hat Freiherr von Huber bis zum 25. Juni 1847, also abermals durch 19 Jahre 5 Monate sich dem allerh. Dienste mit treuer Hingebung und rastlosem Eifer, ungeachtet zunehmender Körperleiden, gewidmet, und somit eine Dienstzeit von 59 Jahren 5 Monaten und 19 Tagen erfüllt; daher ihm der Kaiser bei Versetzung in den Ruhestand in gnädiger Anerkennung seiner ungewöhnlich langen, stets eifrigen und ausgezeichnet tapfern Dienste den Charakter eines Obersten mit der entsprechenden Pension zu verleihen und außerdem zu bewilligen geruhte, daß derselbe für den zunächst sich erledigenden Elisabeth-Theresianischen Stiftungsplatz in Vorschlag gebracht werde. Und wirklich ward schon in demselben Jahre mit allerh. Entschließung vom 10. Dec. 1847 dieser neue Beweis allerh. Gnade und Anerkennung ihm durch Verleihung eines solchen Stiftungsplatzes zu Theil und das Kreuz eines Ordens zugesendet, dessen Stiftungsbrief von der Kaiserin Maria Theresia vom 16. Nov. 1771 beiläufig 1 Monat nach seiner Geburt ausgefertigt worden ist, während noch wenige Wochen vor seinem Tode er auch noch die Freude hatte, das von dem jetzigen Kaiser gestiftete Militär-Dienstzeichen 2. Klasse zu erhalten, so daß ihm die seltene Auszeichnung zu Theil wurde, in einem Alter von beinahe 80 Jahren sämmtliche militärischen Ehrenzeichen des österreichischen Kriegers auf seiner treuen Brust zu vereinigen. Aber schon seit vier Jahren verbanden sich Schwächen des Alters mit den Nach-

wehen der erhaltenen Wunden zu ſelten unterbrochenen und immer ſteigenden körperlichen Leiden, die der ehrwürdige Greis mit dem Muthe eines Kriegers auch auf dem Krankenbette und mit der Ergebung eines Chriſten ertrug. Eine liebende Gattin, mit der er ſich bereits vor 44 Jahren, d. i. im J. 1806 als Oberlieutenant, verbunden hatte, nun ſelbſt eine greiſe Wittwe, pflegte bis zur eigenen Erſchöpfung den geliebten Gatten und machte dadurch die — wenn ſchon kinderloſe — Ehe nichtsdeſtoweniger zu einer der glücklichſten. Kein Truppendurchmarſch fand ſtatt, wo nicht ehemalige Kameraden dieſes würdigen Kriegers, mittlerweile zu hohen militäriſchen Würden erhoben, ihn beſuchten und die gemeinſchaftlich mit ihm durchlebten Zeiten und Kriegs-Scenen beſprachen. Mit Wehmuth wünſchte er dann an ihrer Seite noch kampffähig zu ſeyn und mit theilnehmender Freude verfolgte er ihre glänzendere Laufbahn und jedes Avancement verdienter Officiere. So war er in der That von Allen geachtet und geliebt, den Gleichzeitigen ein lieber Gefährte, den jungen Kriegern ein würdiges Muſter und den Bewohnern Innsbrucks aller Klaſſen eine ehrwürdige Erſcheinung. Von zwanzig Geſchwiſtern haben ihn nur ein Bruder und zwei Schweſtern überlebt.

* 107. John Veit,

Privatmann zu Hamburg;

geb. im J. ...., geſt. den 11. Juni 1850.

V. war ein höchſt braver Mann; ihm war das Wohlthun, wie häufig auch ſein edler Sinn in Anſpruch genommen wurde, wahres Bedürfniß des Herzens. Er war ſtets bereit zu helfen und, abgeſehen von den zahlloſen Wohlthaten, die er im Stillen übte, konnte man ſicher ſeyn, ſeinen Namen unter den Erſten zu finden, wenn es galt, ein gutes Werk durch Zuſammentreten Gleichgeſinnter in's Leben zu rufen. Der Verſtorbene gehörte eine Zeitlang zum Vorſtande der israelitiſchen Gemeinde in Hamburg; er hatte ſich ein bedeutendes Vermögen durch angeſtrengte Thätigkeit, wozu in früheren Jahren ſogar derbe Schmiedearbeiten gehörten, erworben. Aus dem bekannten Silberſchmelzgeſchäft zog er ſich vor etwa 6 Jahren zurück und ſtarb in Hamm, wo er ſeit längerer Zeit wohnte, nach längerer Krankheit.

* 108. Dr. phil. Friedrich Erdmann Petri,

kurhessischer Konsistorialrath zu Fulda;

geb. den 20. Okt. 1776, gest. den 11. Juni 1850.

Johann Samuel Petri, ein Schüler des großen Sebastian Bach, der musikalischen Welt durch seine, zu Leipzig 1782 in zweiter Auflage erschienene „Anleitung zur theoretischen und praktischen Musik“ rühmlich bekannt, zuerst in seiner Vaterstadt Sorau, dann in Lauban und zuletzt am Gymnasium zu Bautzen, als Kantor, Musikdirektor und vierter Lehrer angestellt, war der Vater, Viktorie Henriette Schmidt aus Sebnitz die Mutter des Verewigten. Den ersten Unterricht bis zum Eintritt in das Gymnasium erhielt er von seinem Vater. Der zeitigen Theilnahme an dem, von diesem geleiteten, damals vorzüglichen Singchore verdankte er die besondere Klarheit und Stärke seiner Stimme. Schon als Kind erwarb er sich durch sein offenes muntres, Benehmen und die frühe Entwickelung seiner manchfachen Fähigkeiten die Zuneigung nicht nur seiner Lehrer, sondern auch sonst von Hohen und Niedern. Der Rektor des Gymnasium, Christoph Jeremias Rost, ließ sich gern von dem immer heitern und wißbegierigen Knaben auf seinen Spaziergängen begleiten, wozu er, bei'm Vorübergehen unter den Fenstern der Kantorswohnung, denselben mit dem Rufe: „Petreje vade mecum!“ aufzufordern pflegte*). Noch in späten Jahren erinnerte sich Petri dieser Geist und Herz bildenden Spaziergänge mit Rührung und der Schattenriß des geliebten Lehrers mit der Umschrift: „Extinctus amabitur idem!“ hing fortwährend über seinem Schreibtische. Nicht minder gewogen war und blieb ihm Rost's Nachfolger, der alterthumskundige Polyhistor Karl August Böttiger**), der ihn auch an den Privatstunden Theil nehmen ließ, in welchen derselbe die Pensionäre seines Privatinstituts und einige Lieblingsschüler mit Begeisterung für das klassische Zeitalter, dessen Geschichte, Bildung und Sprache, zu erfüllen wußte. Und als, nach kaum zwei Jahren, Böttiger dem Rufe nach Weimar folgte, nahm der aus Breslau an dessen Stelle berufene Ludw. Fr. Ernst Gedicke***)

*) Rost rief seine Schüler gern bei einem ihren Namen gleich oder ähnlich lautenden aus dem Alterthume.

**) Dessen Biogr. siehe im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 1011.

***) — — — — 16. — — — — S. 672.

unſern Petri ebenfalls in den Kreis ausgezeichneter Schüler auf, den er wöchentlich einmal, zu Beförderung einer allſeitigen literariſchen Bildung und Erweckung des Intereſſes an den neueſten Erſcheinungen derſelben in den Abendſtunden um ſich verſammelte. Aber auch öffentlich wurde das Wohlverhalten und der raſtloſe Fleiß des Verewigten hervorgehoben, indem er nicht nur vorzügliche Cenſuren, ſondern auch mehrmals Bücherprämien und zuletzt die ſilberne Ehrenmünze mit der Inſchrift: Discipulis recte facientibus offert senatus Budissinus, erhielt. Von der Beharrlichkeit, mit welcher Petri ſchon damals gefaßte heilſame Vorſätze verfolgte, nur ein Beiſpiel. Derſelbe hatte an dem Knöchel der rechten Hand ein ſogenanntes Ueberbein, welches ſich zu vergrößern ſchien, und er befürchtete, daß es ihn ſpäter, oder wenn er ſich einer Operation unterwerfen müſſe, am Schreiben hindern werde. Er beſchloß daher, ſich im Schreiben mit der linken Hand zu üben, und ſchon nach vier Wochen unabläſſiger Anſtrengung ſchrieb er mit derſelben faſt ſo gut wie mit der rechten. Zu Oſtern 1796 bezog Petri die Univerſität Leipzig, ausgerüſtet mit nur ſehr wenigen Geldmitteln, aber mit guten Kenntniſſen, einem Feuereifer für die Erreichung ſeiner Beſtimmung und einem heitern und zufriedenen Sinne. Eingedenk ſeiner Voräl tern aus dem Geſchlechte der berühmten ſchwediſchen Reformatoren und Bibelüberſetzer, Klaus und Lorenz Petri oder Peterſen*) und aus eigner freier Neigung, widmete er ſich den theologiſch-philoſophiſchen Studien. Er ſchloß bei ſeinen Studien nichts aus, was ſeines Erachtens zu einer vollſtändig humanen Bildung gehörte, ohne jedoch dabei in Oberflächlichkeit und Vielwiſſerei zu verfallen. So z. B. beſuchte er in der Idee, daß er, wenn ihm etwa eine Landpfarrerſtelle zu Theil werden ſollte, wenigſtens prophylaktiſch oder in plötzlichen Fällen davon Gebrauch machen und Nutzen ſtiften könne, auch einige mediciniſche Kollegien. Die akademiſchen Ferien benutzte er mehrmals, um benachbarte Hochſchulen und berühmte Lehrer perſönlich kennen zu lernen; namentlich 1797 Halle, 1798 Jena und 1799 Wittenberg. An letzterem Orte erhielt er, nach Einreichung einiger lateiniſchen und deutſchen Abhandlungen unter Böhmer's Rektorate und Meerheim's Dekanate, die philoſophiſche Doktorwürde. Mit einem eiſernen Fleiße und weiſer Eintheilung der Zeit verband er eine ſtrenge

*) S. Schirmeier's Leben derſelben. Lübeck 1783.

Sparsamkeit. Sein Vater konnte, da er noch mehere Kinder zu erziehen hatte, nur Weniges für ihn thun. Eine für die Universitätsjahre sichere Einnahme gewährten ihm jedoch einige Stipendien. Außerdem fand er noch, durch die Freundschaft des Professors Carus und die ihm von demselben übertragenen und honorirten literarischen Arbeiten, sowie durch Aufsätze für einige Zeitschriften und hie und da als beliebter Gelegenheitsdichter eine Beihilfe. Auch erfreute ihn sein Hauswirth, der als Dichter und Metriker bekannte Dr. Johann August Apelt, nicht nur durch seinen aufmunternden Umgang, sondern auch einigemale, wie aus Andeutungen des Verewigten zu entnehmen war, durch Unterstützungen, die er ihm auf die schonendste und edelmüthigste Weise zukommen ließ. Doch flossen alle diese Quellen nicht sehr reichlich. Unter diesen Umständen sah Petri sich genöthigt, dem Wunsche, als Docent in Leipzig bleiben zu können, zu entsagen und kehrte gegen Ende des Jahres 1799 in das väterliche Haus zurück. Schon vorher waren ihm durch Lehrer und Gönner Hauslehrerstellen angetragen worden. Darunter wählte er die ihm von seinem lieben Rektor Gedicke vorgeschlagene, bei dem kursächsischen geheimen Rathe Grafen von Riesch, dessen Neffe Franz*), ein Sohn des k. österr. Brigade-Generals Grafen von Riesch, ihm als Zögling anvertraut wurde. Mit diesem wahrhaft gebildeten Hause, welches mit regem Interesse an allen Denkwürdigkeiten der Literatur und Kunst Theil nahm, verlebte er die Sommermonate auf dem Majoratsgute Neschwitz bei Bautzen, die Wintermonate in Dresden und bewährte sich nicht nur als Erzieher, sondern auch als allezeit wohl unterrichteter Referent über die neuesten Erscheinungen im Reiche der Künste und Wissenschaften, womit er, sowie als Vorleser, um so willkommner war, als der Graf oft an hypochondrischen Verstimmungen litt und die zarte Gesundheit der Gräfin, einer gebornen von Klür, ihr nur selten den häuslichen Kreis zu verlassen gestattete. Er selbst, unser Petri, lernte dabei die feinere Sitte der höhern Stände kennen und schätzen und in der Gräfin — ein Lied von Salis ist ihr gewidmet — der frommen Dulderin, der stillen Wohlthäterin vieler Armen, der zärtlichen Pflegerin fremder Kinder, — denn eigne waren ihr nicht beschieden — ein Muster der edelsten Weiblichkeit tief verehren. Eines

*) Von demselben sind Blüthenkränze der Phantasie. Berlin 1818, und Bühnenspiele. Wien 1820 flgde. erschienen.

Gottl. Meißner, veranlaßten Petri, um eine Professur an dem eben daselbst neu zu bildenden Lyceum anzuhalten, obwohl Reinhard ihn wohlwollend ermahnte, im Vaterlande, wo er weiter für ihn sorgen werde, zu bleiben. Am 20. März 1805 vollzog der damalige Erbprinz von Nassau-Oranien und Fürst zu Fulda*), der ihn sehr bald besonderer Gewogenheit würdigte, die Berufung Petri's zu der gesuchten Stelle. Schon im folgenden Jahre wurde ihm die Verwaltung der daselbst erst 1802 für die Protestanten beider Konfessionen neu begründeten evangelischen Pfarrei übertragen, vermöge deren er alle Sonn- und Feiertage zu predigen hatte, und gleichzeitig übernahm er auf Verlangen auch noch den Unterricht des Prinzen Friedrich, zweiten Sohnes seines erhabenen Gönners, der unserm Petri bis in sein hohes Alter Beweise der besondern Werthschätzung zu geben und, auf seine Fürsprache oder Vermittelung, so manchem frühern fuldaer Unterthan Anstellung oder Unterstützung zu gewähren fortfuhr. Bald trat jedoch, in Folge der für Preußen so unglücklichen Schlachten bei Jena und Auerstädt, auch für Petri mancherlei Mißgeschick und Ungemach ein. Fulda kam unter französische Administration und wurde methodisch ausgesaugt. Mehere seiner Freunde wanderten aus. Meißner, mit dem er immer im freundlichen kollegialen Vernehmen gelebt hatte, starb 1807. Die Deputate und Besoldungen blieben bei ihm, wie bei den meisten Angestellten, zurück, so daß er zuletzt einen neunmonatlichen Gehaltsrückstand zu fordern hatte. Dabei betrafen ihn, gleich Andern, Kontributionen und Einquartirungen hin- und zurückmarschirender Truppen. Ueberdies war, am 15. April 1808, sein hochbetagter Vater mit Tode abgegangen und die Hinterlassenen bedurften nunmehr seiner Beihilfe. Auch diese gewährte er nach besten Kräften, arbeitete unter mancherlei Einschränkungen und Entbehrungen, treu und fleißig in seinem zwiefachen Berufe fort und suchte durch angestrengte schriftstellerische Thätigkeit das Mangelnde zu erwerben. Einigermaßen kam ihm zu statten, daß er der französischen Sprache vollkommen mächtig war und, besser als Andere, mit den fremden Behörden auszukommen wußte. So z. B. als der französische General-Intendant Gentil seine Erinnerungen an die Gehaltsrückstände Anfangs, um auszuweichen, mit feinen Lobeserhebungen über seine Predigten erwidert und Petri lächelnd entgegnet hatte:

*) Dessen Biogr. siehe im 21. Jahrg. des N. Nekr. S. 1049.

mais, Monsieur! pour prêcher il faut dîner! bewirkte diese seine heitere Antwort eine abschlägige Zahlung. Eine günstigere Lebensperiode für ihn schien im J. 1810 zu beginnen. Julie Amalie Fischer, die einzige Tochter seines gewesenen Kollegen und Freundes, des im J. 1821 verstorbenen Kantors und Musikdirektors Fischer zu Dresden, wurde seine treue Lebensgefährtin, mit der er bis zu seinem Tode in der glücklichsten Ehe lebte. Fulda gelangte wiederum an einen humanen und wohlwollenden Fürsten, den Primas Karl von Dalberg, der auch hier einen bessern Zustand herbeizuführen suchte und Petri mehrmals durch Beweise vorzüglicher Achtung erfreute. Gleich nach der Huldigung, als ihm Petri auf Verlangen die zu Fulda in Gegenwart des Staatsraths Molitor gehaltene Huldigungspredigt übersendet hatte, ließ er ihn durch denselben freundlich grüßen und schreiben, daß er den Druck dieser so gut gefaßten, mit Würde und Anstand gehaltenen Rede gern genehmige und den Verfasser um so höher schätze, als er darin mit Dankbarkeit und schuldiger Achtung von dem Prinzen von Oranien und dessen fürstlichem Hause gesprochen habe. Bald darauf ward Petri vom großherzogl. Ministerium des Innern und des Kultus, dem damals die Freiherrn von Albini und Eberstein vorstanden, zum Provinzial-Kommissär der beiden evangelischen Konsistorien zu Hanau und Fulda und zum Inspektor der evangel. Kirchen und Schulen im Deparment Fulda ernannt. Die dabei nöthigen Revisionen eröffneten seiner gemeinnützigen Thätigkeit ein neues, von ihm mit besonderer Vorliebe bearbeitetes Feld. Auch mußte er sich nunmehr zum Behufe der häufigen Inspektionsreisen ein Reitpferd halten, welches zugleich zu seiner Gesundheit und Erheiterung diente. Endlich wurde er, unterm 5. Juli 1813, „in Erwägung seiner ächt religiösen Eigenschaften und seiner bewiesenen Geschicklichkeit“ Mittels einer vom Großherzoge selbst unterzeichneten Bestellungsurkunde zum Kirchenrathe ernannt. Das frühere Anerbieten, dem Großherzoge in der Eigenschaft eines Sekretärs der Studienkuratel nach Frankfurt zu folgen, hatte Petri abgelehnt. Indessen dauerte auch diese bessere Zeit nicht lange. Der Fürst Primas resignirte; die letzten Kriegsjahre traten ein. Vom Novembermonate 1812 an bis 1816 hörten die Truppenmärsche durch Fulda nicht auf. Petri hatte allein vor und nach den Schlachten bei Leipzig und Hanau innerhalb 1¾ Monate über 1000 Mann zu verpflegen. Außerordentliche Kriegs- und Einkommensteuern mußten erlegt wer-

den. Das öſterreich'ſche und preußiſche Gouvernement ſetzte die Deputate und Gehalte herab; dennoch blieb Beides im Rückſtande, obwohl ihm, ſowohl von Seiten der ihm in Frankfurt vorgeſetzten Kommiſſion, als der Civil- und Militär-Behörden erfreuliche Anerkennungen ſeiner achtungswerthen amtlichen Thätigkeit und literariſchen Verdienſte zu Theil wurden. Zudem mehrte ſich die Familie, die häuslichen Bedürfniſſe ſtiegen und ſtatt der Autorhonorare wurden Bücher angeboten. Dennoch verließ ihn der Muth nicht. „Beſoldungsrückſtände und Einquartirungen", ſchrieb er an einen Freund, „ſind das Uebelſte, worüber ich zu klagen, Geſundheit, Munterkeit und Hausfreude das Beſte, deſſen ich mich zu erfreuen habe. Zwar werde ich Bautzen und Dresden und meine dortigen unerſetzlichen Freunde immer vermiſſen, doch lieb' ich auch mein fernes Neſt und will, bis wir in einem oder dem andern Vaterlande verſammelt werden, mit Gottes Hilfe fortfahren zu leiſten, zu helfen und zu beſſern, was ich vermag und dankbar das mir Beſchiedene genießen." Doch mit dem Jahre 1816, „nach langen Entbehrungen, empfindlichen Aufopferungen bei vermehrten Hausbedürfniſſen und einem zehnjährigen Leben unter vielerlei Hoheit und Botmäßigkeit", wie er ſchrieb, — hörte der traurige interimiſtiſche Zuſtand auf. Fulda gelangte unter die Regierung des Kurfürſten, Wilhelm I., deſſen beſonderer Gunſt, ja perſönlicher Zuneigung unſer Petri ſich wiederum ſehr bald erfreuen durfte. Oft hatte er ſich in den vergangenen Jahren nach einer ungeſtörten ruhigen Thätigkeit geſehnt. Dieſe wurde ihm nun zu Theil. Zugleich mangelte es ihm auch in dieſer Zeit nicht an aufmunternden Beweiſen der Werthſchätzung ſeiner erfolgreichen Wirkſamkeit. Er wurde im Jahre 1824 der Inſpektion des Schullehrerſeminars in Fulda zugeſellt, ferner im Januar 1826 zum Mitgliede des dortigen Schulvorſtandes, hierauf im December deſſelben Jahres zum Mitgliede der Prüfungskommiſſion der Bewerber um Schullehrerſtellen, und zuletzt im Jahre 1834 zum Metropolitan der Klaſſe Fulda und Inſpektor der ſämmtlichen evangeliſchen Schulen in den Kreiſen Fulda und Hünfeld ernannt. Ungeachtet dieſer, ſeitdem er nach Fulda berufen worden, fortwährenden Ausbreitung ſeines amtlichen Wirkungskreiſes, hatte Petri ſeine frühere literariſche Thätigkeit in keinem Jahre aufgegeben. Wer kennt nicht ſein Verdeutſchungs-Handbuch für Fremdwörter, welches ſeit 1806 zehn jedesmal ſtärkere verbeſſerte und — wie der Titel der ehelezten

sagt — „über tausendfältig vermehrte“ Auflagen erhielt, wovon eine eilfte in 2 Bänden sich so eben wieder unter der Presse befindet? Diesen so außerordentlichen Absatz verdankte das Buch dem dem Verfasser inwohnenden richtigen Erkennen des Bedürfnisses, seinem Streben nach Gemeinnützigkeit und der praktischen Tendenz, welche er bei Abfassung aller seiner Schriften, sowie bei seiner amtlichen Thätigkeit immer vor Augen hatte. Wo er eine Lücke in den zur deutschen humanen Bildung nöthigsten Kenntnissen bei seinen Untergebenen oder bei dem Publikum überhaupt wahrnahm, da suchte er ab- und nachzuhelfen, jedoch nur mit dem, was ihm unentbehrlich erschien, um nicht der oberflächlichen Vielwisserei Vorschub zu leisten. Daher die Menge der von ihm herausgegebenen Leitfäden, Handbücher, Denk- und Lehrtafeln *).

*) Namentlich erschienen, nachdem Petri in Fulda eine feste Stellung erlangt hatte, außer dem eben erwähnten Verdeutschungswörterbuche, von ihm folgende Schriften: 1805 die Abendmahlsfeier als Fest der Sittsamkeit, und: deutsche Homöophonik; 1806 eine kleine Schriftkürzungslehre; 1807 in drei Bänden die Uebersicht der pädagogischen Literatur, wofür er schon in Leipzig vorgearbeitet hatte; 1808 eine Vorschule der Sprachlehre, eine Anleitung zum deutschen Richtigschreiben nebst den mehrmals aufgelegten Lehrtafeln des deutschen Richtigschreibens und mit Petri's Beihilfe, die vom geh. Hofrath Dr. Hand in Jena in 7 Bänden besorgte Ausgabe der Werke des 1807 zu Leipzig verstorbenen Professors Dr. Friedrich August Clarus; 1809 ein Lehrbuch der städtischen Gewerbkunde, ein Leitfaden zur Kenntniß und Erhaltung des Menschenkörpers und Vorkenntnisse der deutschen Verskunst; 1811 Grundsätze der Wohlredenheit oder Theorie des Styls für Gelehrtenschulen; 1812 eine zweite stark vermehrte Auflage dieses Buchs; 1813 Erinnerungen an meine Konfirmation; 1815 unsers Vaterlandes Gefahr und Errettung, eine Rede; 1816 ein kleines Musterbuch der deutschen Prosa, und Kronos, das Nöthigste aus der geschichtlichen Zeitkunde; 1817 Opitz, über Dichtkunst und ihre Geschichte und Lehrtafeln der Rechtschreibung; 1818 Hellas, eine gedrängte Uebersicht der griechischen Staaten und Gelehrtengeschichte, so wie: Nur drei Kirchenreden; 1819 der Grundriß einer Geschichte der Deutschen, welche später noch zweimal aufgelegt wurde; 1820 Denk- und Lehrtafeln der griechischen und römischen, mittlern und neuern, so wie der bayer'schen und hessen-kassel'schen Geschichte; 1822 2 Bände Klio und Kalliope, Geschichte und Dichtung in zeitfolgig geordneten Darstellungen mit Anmerkungen; Erinnerungen an Napoleon Bonaparte und Philipp den Macedonier, und, nach Harles, Uebersichten der altgriechischen und römischen Literaturgeschichte für Gymnasiasten; 1823 Reden aus altrömischen Geschichtschreibern mit Vorträgen über das Geschichtsstudium, und die Hellenen, eine geschichtlich dichterische Perlenschnur; 1824 ein Handbuch deutscher Geschichte; 1825 die Geschichtspforte zu Begründung des geschichtlichen Unterrichts; 1827 dreihundert Geschichtsaufgaben mit Andeutung ihrer Ausführung; 1828 in vier Bänden Eichenkränze, dichterische Darstellungen aus deutscher Geschichte zu Gedächtniß- und Vortrags-Uebungen, und der Morgen des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland, beides mit vielen eignen Gedichten des Verewigten; 1828 bis 1830 drei Bände Nationalkalender der Deutschen, oder Tagebuch deutscher Ge-

Denn schriftstellerische Thätigkeit, sowie bei ausgezeichneten Gelegenheiten öffentlich zu sprechen, welches ihm immer auf ergreifende Weise gelang, war und blieb ihm Bedürfniß. In beiden Beziehungen wurden ihm, auch außer den schon erwähnten, manchfache erfreuliche Beweise der Werthschätzung zu Theil. Als in Fulda zum erstenmal des Fürsten Primas Geburtsfest gefeiert worden war, erhielt er für die dabei gehaltene Rede ein eigenhändiges Danksagungsschreiben desselben und ein gleich gnädiges Schreiben von dem greisen Kurfürsten Wilhelm I. nach der Huldigungspredigt. Das fünfte schlesische Landwehr-Kavallerie-Regiment verehrte ihm einen schönen silbernen Becher, nachdem er eine vom Könige demselben, wegen der an der Katzbach und späterhin in Frankreich bewiesenen Tapferkeit, geschenkte Ehrenstandarte auf dem fuldaer Domplatze öffentlich eingeweiht hatte. In den Jahren 1817 und 1818 wurde er von den Gesellschaften für deutsche Sprachforschung zu Frankfurt und zu Berlin zum Mitgliede, 1826 von der oberlausitz'schen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz zum Ehrenmitgliede, 1835 von dem Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde, und 1843 von der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig zum ordentlichen Mitgliede ernannt. Im J. 1839 erhielt er nebst einem eigenhändigen Schreiben des vorigen Königs von Preußen*) die goldne preußische Medaille für Verdienste um Kunst und Wissenschaft, und zu verschiedenen Zeiten von den königl. niederländischen Majestäten, der Kurfürstin Auguste von Hessen, der Königin Therese von Bayern und Andern mehere zum Theil sehr köstliche

---

schichte; 1831 rhetorisches Wörterbüchlein; 1833 Lehrsätze der Redekunst für Gelehrtenschulen und Tafeln der alten, der mittelaterlichen, der griechischen, der weströmischen und der hessischen Geschichte, sowie: Tafeln der neuern u. der Geschichte Bayerns; 1834 ein Grundriß d. Dichtungslehre; 1835 des Q. Horatius Flaccus Sendschreiben von der Dichtkunst, ferner Lautverwandtschaften deutscher Sprache und Rudimenta rhetorica in usum scholarum deposita; 1836 Maria, evangelisch betrachtet und verehrt; sowie die zweite Auflage der Vorschule der Literaturgeschichte von Griechen, Römern und Deutschen und zuletzt 1847 Sinnverwandtschaften der deutschen Sprache; nicht zu gedenken der einzelnen gedruckten Reden und Gedichte, sowie der mancherlei Beiträge zu Schleb's Denkfreunde, Luden's Nemesis, Wachler's theologischen Annalen, Rousseau's rheinischer Flora, den Didaskalien, den Blättern für Vergangenheit und Gegenwart, dem Spiegel der Geschichte, Voigt's Nekrolog der Deutschen, der Nationalzeitung, dem allgemeinen Anzeiger, der Sonntagsfeier, und wie schon erwähnt worden, zur leipziger Literaturzeitung, zu Guthsmuth's pädagogischer Bibliothek, Augusti's theologischen Blättern u. s. w., woran er bis in sein hohes Alter thätigen Antheil nahm.

*) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

Geschenke und Andenken, die er gern seinen Freunden vorzeigte. So wurde er noch im J. 1846 durch den Prinzen Friedrich, den Bruder des jetzigen Königs der Niederlande, höchlich erfreut, indem derselbe als er auf einer Durchreise durch Fulda unter den spatzieren Gehenden unsern Petri erblickte, vom Wagen sprang, ihn umarmte und mit ihm gehend, sich dankbar der Zeit, wo er sein Schüler gewesen war, erinnerte. Auch in dem häuslichen Leben im Kreise seiner geliebten Frau und wohlgerathenen Kinder, gab es für P., mit Ausnahme der erwähnten, durch die Zeitereignisse veranlaßten, nur wenige trübe oder gar schmerzliche Stunden. Zu den letztern gehörte der Verlust seines Sohnes, August, der 1838 im ersten Halbjahre seiner akademischen Studien zu Marburg am Nervenfieber mit Tode abging, und seiner verheiratheten Tochter Emma, welche 1848 im ersten Wochenbette starb. Von seinen übrigen sechs Kindern wurden die drei Töchter noch bei seinen Lebzeiten glücklich verheirathet und ein Sohn, Heinrich, wurde im J. 1847 als Lehrer bei'm Gymnasium zu Kassel angestellt, nachdem er vom Ministerium in Anerkennung seines Fleißes und seiner Tüchtigkeit zu Vollendung seiner Studien nach seinem Wunsche in die Schweiz geschickt worden war. Ein zweiter, Friedrich, hat sich, nach längerm Reisen in Afrika, als Apotheker in Baltimore niedergelassen und der jüngste, Karl, denkt, ihm als Gehilfe dahin zu folgen. An seinem Vaterlande, Sachsen, hing er fortwährend mit Liebe. Auch besuchte er von Fulda aus dreimal seine Heimath, erfreute sich dabei herzlich des Wiedersehens seiner Geschwister, Freunde, Schul- und Universitätsgenossen und stand im J. 1816 nahe daran, die Stelle eines Direktors des zu Budissin für die sächsische Oberlausitz errichteten Schullehrer-Seminars zu übernehmen. Allein es konnte ihm keine nur einigermaaßen angemessene Entschädigung für das, was er solchenfalls hätte aufgeben müssen, gewährt werden und ganz davon abzusehen gestattete ihm die Sorge für seine Familie nicht; auch fürchtete er für undankbar geachtet zu werden. Weiterhin fesselten ihn zu viele und enge Bande an sein neues Vaterland. Fulda war ihm lieb geworden. Indessen verflossen doch seine spätern Jahre nicht ganz ungetrübt. Bei den mancherlei Bevorzugungen, die ihm zu Theil geworden waren, konnte es ihm nicht an Neidern und auch wohl heimlichen Widersachern fehlen. Für seine ächte Religiosität zeugten seine Reden, seine Schriften und sein Leben; aber Frömmelei war ihm zuwider, und Wahrheit

gegen Freund und Feind, ohne Unterſchied des Standes oder Glaubens, immer ſein Wahlſpruch geweſen, dem er auch im Leben mit freudiger Offenheit treu blieb, aber nicht allezeit ohne herbe Erfahrungen durchzuführen vermochte. Im letzten Decennium klagte er einigemale über Krypto-Jeſuiten. „Ich hätte“, ſchrieb er da an einen Freund, „in Sachſen bleiben ſollen; Dinter's Stelle wäre mir nicht entgangen, auch ein Weiteres hätte ſich vielleicht gefunden, oder ich hätte meine Tage in Ruhe als Landpfarrer beſchließen können.“ „Doch“, ſetzte er hinzu: „non agimur tumidis velis aquilone secundo; nec tamen adversis aetatem ducimus austris“. Als er daher am 6. Mai 1839, mit Beibehaltung ſeines ganzen Gehalts und des Prädikats Konſiſtorialrath, auf die ehrenvollſte Weiſe in den Ruheſtand verſetzt wurde, erkannte er dieß mit Dankbarkeit, predigte aber, bis zu ſeinem letzten Lebensjahre, noch oftmals. Doch nahmen in dieſem ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte immer mehr ab. Auch da gelang es vornämlich der treuen Pflege ſeiner Gattin dann am beſten ihn zu erheitern, wenn ſie der Vergangenheit, ſeiner Jugendjahre und ſeiner zahlreichen Freunde gedachte. Er verſchied nach nur viertägigem Krankenlager, an Altersſchwäche, ohne Schmerzen und Todeskampf, im 74. Lebensjahre. Ein unüberſehbarer Zug folgte ſeiner Leiche. Non omnis mortuus est! M. P.

* 109. Johannes Becker,

großherzogl. heſſ. Hauptmann und Kommandant der reitenden Artillerie zu Darmſtadt;

geb. den 13. April 1797, geſt. den 16. Juni 1850.

B. war geboren zu Großgerau im Großherzogthum Heſſen, wo er auch bis zu ſeiner Konfirmation die Schule beſuchte. Schon als Knabe zeigte er einen ſcharfen Verſtand, einen beharrlichen Eifer und einen mächtigen Drang zu wiſſenſchaftlicher Ausbildung, ſo daß er den Entſchluß faßte, Philologie zu ſtudiren. In Folge deſſen ging er nach zurückgelegtem 14. Jahre nach Darmſtadt, wo er an dem dortigen Gymnaſium das Examen in die zweithöchſte Klaſſe beſtand. Nachdem er das Gymnaſium durchlaufen hatte und im Begriff ſtand, die großherz. Landesuniverſität Gießen zu beſuchen, erweckten die kriegeriſchen Ereigniſſe der damaligen Zeit in ihm einen mächtigen Drang, ſeine Kräfte dem Wohle des Vaterlandes zu widmen, und ſo trat er nach zurückgelegtem 16. Lebensjahre am 1. Mai

1813 als Freiwilliger in das großherz. Artilleriekorps ein. Tüchtigkeit im Dienste, wissenschaftliche Thätigkeit und ein offener, biederer Charakter erwarben ihm bald die Achtung seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Kameraden. In Folge dessen wurde er am 1. December desselben Jahres zum Oberkanonier, am 1. Jan. 1815 zum Bombardier und am 6. April 1815 zum Korporal ernannt, in welcher Charge er den Feldzug von 1815 in Frankreich mitmachte. Am 6. Mai 1817 wurde Becker zum Sergeanten, am 11. Mai 1818 zum Feuerwerker und am 11. Mai 1820 zum Oberfeuerwerker befördert. Bald darauf, am 12. März 1821 avancirte er zum Secondlieutenant und am 21. März 1828 zum Premierlieutenant, in welcher Charge er am 29. Juni 1831 von seinem Chef zum Korps-Adjutanten erwählt wurde. Zu derselben Zeit war B. auch Sekretär an der großherz. Militärschule zu Darmstadt, an welcher er bereits seit seiner Ernennung zum Officier als Lehrer wirkte. Am 10. Febr. 1843 erhielt er den Charakter als Hauptmann und zugleich das Kommando der Train-Artillerie-Kompagnie, rückte am 1. April 1845 als wirklicher Hauptmann in die 2. Klasse, wobei er das Kommando der reitenden Artillerie übernahm, und am 1. April 1849 in die 1. Klasse seines Grades vor. Während seiner 37jährigen Dienstzeit wirkte er im Dienste und als Lehrer der Mathematik und des technischen Zeichnens an der Militärschule, mit großem Erfolge. Seine Umsicht, sein Muth und seine Entschlossenheit zeigten sich in den ereignißvollen Jahren 1848 und 1849 in vollem Lichte. Am 18. Sept. 1848 wurde ihm der ehrenvolle Auftrag, an der Spitze seiner reitenden Batterie, bestehend aus zwei 6pfünd. Kanonen und zwei 7pfünd. Haubitzen in Begleitung zweier Eskadronen hessischer Reiterei zur Dämpfung des Barikadenkampfes nach Frankfurt zu eilen. Mit der Führung seiner Truppen vertraut, legte er die 6 Wegstunden von Darmstadt nach Frankfurt in der für Artillerie unerhört kurzen Zeit von 2 Zeitstunden zurück. Sachsenhausen wurde verbarikadirt angetroffen, und es war somit unmöglich, die Mainbrücke zu gewinnen; doch die Umsicht und Entschlossenheit ließen den Führer nicht lange im Zweifel. Rasch wurde auf Feldwegen die Eisenbahn erreicht, der hohe Damm erstiegen und der Main über die noch offen liegenden Schwellen der noch unvollendeten Eisenbahnbrücke passirt. In starkem Trabe gelangte B. mit seiner Batterie durch die Zeile an die Konstabler-Wache, wo er, von der preußischen, öster-

reich'schen und hessischen Infanterie mit donnerndem Hurrah empfangen, durch seine Kartätschen die Hauptbarrikade an der Allerheiligengasse räumte und so den Kampf rasch entschied. Dieselbe Raschheit, Umsicht und Entschlossenheit zeichnete B. im Juni 1849 in den Gefechten bei Käferthal, Großsachsen, Sinsheim und Gernsbach aus. Sein Verhalten in Frankfurt lohnte am 21. November 1848 das Ritterkreuz des Verdienstordens Philipps des Großmüthigen, das in Baden am 30. Okt. 1849 der königl. preuß. rothe Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern, sowie am 30. März 1850 die großherz. bad. Gedächtnißmedaille; während schon seit dem 21. September 1831 das Ritterkreuz 1. Klasse des hess. Ludwigsordens, seit dem 14. Juni 1837 das Militärdienst-Ehrenzeichen für 25 Jahre treuer Dienste und seit dem Juni 1840 das hess. Felddienstzeichen seine Brust schmückten. Auch der frankfurter Bügerverein ehrte ihn im Juli 1849 durch die Aufnahme als Ehrenmitglied. Nach längerem Leiden, den Folgen seiner Anstrengungen im baden'schen Feldzuge 1849 starb B., an dem Jahrestag des Gefechts von Großsachsen, zu Michelstadt im Odenwald, wo er in der dortigen Kaltwasserheilanstalt Rettung zu finden gehofft hatte. Seine Leiche wurde nach Darmstadt gebracht und daselbst am 17. Juni mit allen militärischen Ehren feierlichst beigesetzt. Ein braver Soldat, ein wissenschaftlich gebildeter Officier, ein Mann von offenem biedern Charakter, treu dem Fürsten und Vaterland und dabei von heiterer Geselligkeit, ein guter Familienvater und zuverlässiger, redlicher Freund, für Alles Gute empfänglich und eifrig thätig, hinterläßt B. ein gesegnetes Andenken.

110. Heinrich Graf Reventlow-Criminil,

gew. Oberpräsident zu Altona;

geb. im J. 179., gest. den 16. Juni 1850*).

Er war zu Schleswig geboren, ein Bruder des bekannten dänischen Ministers a. D., Joseph Graf R.-Cr. und war vor wenigen Jahren dem Grafen von Blücher-Altona**) in dem Oberpräsidium zu Altona gefolgt. Vorher war er ständischer Kommissar in den Herzogthümern gewesen; die Meinungsdifferenz indeß, die in Folge des

*) Nach öffentlichen Blättern.
**) Dessen Biogr. s. im 23. Jahrg. des N. Nekr. S. 637.

von Christian VIII. im Jahre 1846 erlassenen „Offenen Briefes“ zwischen dem Grafen einer- und dem dänischen Ministerium sowie der schleswig-holstein-lauenburg'schen Kanzlei andererseits entstand, veranlaßte ihn, ungeachtet er fortwährend das Vertrauen des Königs genoß, die hervorragende Stellung, die er inne hatte, aufzugeben. Er wartete treu seines Amtes, hatte aber vor einiger Zeit die Absicht, sich ganz in's Privatleben zurückzuziehen und starb auf seinem Gute Emkendorf (zwischen Rendsburg und Kiel) an einem Schlagflusse.

111. Dr. Friedrich Jakob Schmitthenner,

großh. hess. Regierungsrath, Professor der Staats- und Kameralwissenschaften zu Gießen;

geb. den 17. März 1796, gest. den 19. Juni 1850*).

Schm., geboren zu Oberdeis im Fürstenthum Wied am Rhein, wo sein Vater damals Pfarrer war, und dem er nebst seiner trefflichen Mutter seine erste Erziehung und Bildung verdankte. Seine weitere Vorbildung erhielt er später auf dem Gymnasium zu Idstein, worauf er im Frühjahr 1813 die Universität Marburg bezog, um sich dem Studium der Medicin zu widmen. Hier begeisterte ihn das Privatstudium der schelling'schen Philosophie dermaaßen, daß er sich entschloß, sich gänzlich der Philosophie zu widmen. Ein Oheim, der auf ihn großen Einfluß hatte, billigte zwar diesen Entschluß, verlangte dabei aber dringend auch das Studium eines bestimmten Faches, welches in subsidio Brod zu gewähren vermöchte. Er hörte daher auch theologische und philologische Vorlesungen sowohl in Marburg als im Sommer 1815 zu Gießen und unterwarf sich in der Folge Prüfungen in beiden Wissenschaften. Im Begriffe sich als akadem. Docent zu Bonn zu habilitiren, erhielt er 1815 von dem Fürsten K. v. Wied den Ruf als Rektor nach Dierdorf, mußte aber, um als Rheinpreuße der Konskriptionspflicht zu genügen, bald die Stelle wieder niederlegen. Die Gnade jenes Fürsten rettete ihn indeß von der Unannehmlichkeit 3jährigen Dienstes als gemeiner Soldat. Doch mußte er über die Grenze und ward Pfarrer zu Dreifelt im Nassau'schen. Mit erlangtem Abschiede aus dem Militärdienste, legte er 1808 auch sein Pfarramt wieder nieder,

*) Nach der Oberpostamts-Zeitung 1850 Nr. 147 Beilage; Justi: Grundlage ꝛc. S. 590 u. Scriba: Schriftstell.-Lexikon ꝛc. S. 650 ff.

um ſich bei ſeinem Vater zu Urbach von Neuem für die akadem. Laufbahn vorzubereiten. Hier erhielt er den Ruf als Prorektor nach Dillenburg, dem er auch im Februar 1819 folgte. Im Herbſte 1827 wurde er hierauf in gleicher Eigenſchaft nach Wiesbaden verſetzt und im Frühjahr 1828 als Seminardirektor nach Idſtein befördert. In letzterem Amte blieb er indeß nur etwa ein Jahr, indem er ſchon im Herbſte deſſelben Jahres einem Ruf als Profeſſor der Geſchichte nach Gießen folgte. Seine Vorleſungen fanden hier vielen Beifall und er eröffnete ſpäter (ſeit 1830) auch ſolche über Staats- und Finanzwiſſenſchaften. Bei der neuen Organiſation des Schulweſens wurde er am 20. Auguſt 1832 als Oberſtudien- und Oberſchulrath, ſowie (ſeit 25. Sept. d. J.) als Mitglied der Prüfungskommiſſion für das Juſtiz- und Regierungfach nach Darmſtadt verſetzt. Da ihm die Geſchäfte dieſer Aemter zu ſehr von ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen abzogen, das trockne Aktenleſen überhaupt ihm nicht zuſagen konnte, ſo kehrte er im März 1835 mit dem Charakter eines Regierungsrathes als Profeſſor der Staats- und Kameralwiſſenſchaften nach Gießen zurück, woſelbſt er auch von Michaeli 1836—1837 das Rektorat der Univerſität bekleidete und bis vor Kurzem als einer der tüchtigſten und gefeiertſten Docenten in den ihm anvertrauten wichtigen Fächern gewirkt hat. Mit dem obigen Lebensgang übereinſtimmend behandeln ſeine Schriften Philoſophie im engern Sinne, Schulwiſſenſchaft ebenfalls im engern Sinne, namentlich Forſchungen über deutſche Sprache, Geſchichte und Politik. Sein Lebensgang zeigt, daß er ſich von den mehr gelehrten Studien mehr und mehr den öffentlichen, unmittelbar in's praktiſche Leben eingreifenden, Fragen zugewendet hat, und in der That mögen Gelehrte ſelten ſo viel praktiſche Talente in ſich vereinigen, als dieſer Verſtorbene. Darum erwarb er ſich denn auch bald für die wichtigern Fragen über die Intereſſen Theils der Univerſität, Theils der Stadt Gießen, Theils des engern und weitern Vaterlandes das allgemeine Vertrauen und rechtfertigte es als Deputirter des Wahlbezirks Gießen auf den Landtagen in glänzender Weiſe. Aber nicht nur die Univerſität, ſondern auch die ganze Stadt Gießen verdankt dem Verſtorbenen ſehr viel, indem er gerade als Mitglied der Ständekammer, nicht wie manche ſ. g. Volksvertreter leeren Träumereien folgend, ſondern die wahren Intereſſen der Stadt im Auge behaltend, gerade die Anlagen und Bauten mächtig gefördert hat, die wirklich wichtig ſind,

wie die Erbauung der neuen großartigen Brücke über die Lahn, die Richtung der Eisenbahn über Gießen ꝛc. Ein geborner, ausgezeichneter Redner, hat er sich doch bei der neuen Bewegung nicht praktisch betheiligt. Die Verwirrung der Begriffe, welche in den Köpfen der meisten Freiheitsmänner geherrscht hat, daß man „das organisch gegliederte Volk", das „wirkliche Volk" mit rohen tumultuirenden Volkshaufen, den wahren Volkswillen, der sich in wirklicher Intelligenz nach den wirklichen Rechten (die am Meisten auf dem Besitz ruhen, je nach den Leistungen) aussprechen müsse, mit dem Geschrei des Pöbels verwechselte: Alles das war seiner klaren Einsicht herzlich zuwider. In der Nationalversammlung in Frankfurt dürften Wenige gewesen seyn, die über das Wesen und den Charakter des falschen Freiheitsgötzen, der s. g. Volkssouveränität, so entschieden richtig gedacht und es in so ausgezeichnet klarer Weise ausgesprochen haben, als es der Verstorbene gerade in der „Oberpostamts-Zeitung" in den vortrefflichen Artikeln „Von der Lahn" gethan hat. Schon diese Artikel würden dem Verstorbenen ein ehrenvolles Andenken sichern. Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Mann, ein so entschiedener Gegner der sogenannten „demokratischen" oder „republikanischen" Freiheit er auch war, eben so entschieden ein Freund des wirklichen Fortschritts auf dem geistigen, wie auf dem materiellen Gebiete des Lebens und der wirklichen oder wahren Freiheit, die nur in der Unterordnung unter die Gesetze möglich ist, war. Schm. war ein wahrer Politiker, der den Staat und die Freiheit nur auf sittlicher Grundlage ruhend dachte, und dem die aufgeblasenen Freiheitsmänner ein Greuel waren. Im Besitz der freiesten geselligen Formen war er stets geistreich, die Seele der wahrhaft gebildeten Gesellschaft, und der sonst so ernste Denker im Umgange von dem heitersten Humor, indem er den alten Weisen gleich die Thorheiten der Neuzeit belächelte. So hat denn sein Hintritt auch nicht nur die Mitglieder der Universität, sondern auch die Bürger Gießens tief berührt, und auch die zahlreichen fernen Schüler und Verehrer des Verstorbenen werden diese Trauerkunde nicht ohne innige Theilnahme vernehmen. — Seine Schriften sind: *Fernando. Wiesb. 1820. — Deutsche Schreibungslehre. Herb. 1821. — Deutsche Sprachl. f. Gelehrtenschulen. Ebds. 1822. — Thomson's Jahreszeiten, metr. übers. 2 Bdchen. Zwick. 1822. — Elementarb. d. deutsch. Sprache. Hadam. 1823. — Gesch. der Deutschen. Hamb. 1824. 2. Aufl. Kassel 1837. —

Theorie der Satzzeichnung, nebſt einer kurzen Satzlehre. Frankf. 1824. — Roth's deutſche Grammatik. 3. Aufl. Gieß. 1825. — Urſprachlehre. Frankf. 1826. — Teutonia od. ausführl. deutſche Sprachl. 2 Bde. Ebdſ. 1828. — Methodik des Sprachunterr. Ebdſ. 1829. — Die Jahreszeiten, ein lyr.-didakt. Gedicht. 1. Thl. der Frühling. 1829. — Grundriß der polit. und hiſtor. Wiſſenſchaften. 2 Bde. Gieß. 1829 u. 1830. — Ueber den Charakter u. die Aufgabe unſerer Zeit, in Bezieh. auf Staat u. Staatswiſſenſchaft. Ebdſ. 1832. — Lehrb. d. Weltgeſchichte. Ebdſ. 1832. — Beitr. zur deutſch. Philol. u. Geſchichte. 1. Bd. a. u. d. T.: deutſche Etymologie. 1. Abth. Theorie der Wortbild. u. Wurzelverzeichniß von A—W. Darmſt. 1833. — Kurzes deutſches Wörterb. f. Etymologie, Synonymik und Orthographie. Ebdſ. 1834. 2. Aufl. 1837. — Die Main-Weſer-Eiſenbahn. Staatswirthſchaftl. Gutachten ꝛc. Gieß. 1838. — Zwölf Bücher vom Staate, oder ſyſtem. Encyklop. der Staatswiſſenſchaften. 1. Bd. Ebdſ. 1839. 2. Aufl. 1841. — Fragmente üb. Kultur- u. Schulweſen. 1. Hft. die Kulturverfaſſ. d. weſtdeutſchen Staaten u. ihr Therſites in Bayern. Ebdſ. 1839. — Außerdem Aufſ. in Pölitz's u. Bülau's Jahrbücher für Geſchichte u. Politik.

* 112. Wilhelm Adolph Ritter,

Rath bei'm königl. preuß. Kreis- und Schwurgericht zu Kottbus; geb. den 10. Jan. 1812, geſt. den 21. Juni 1850.

Er hatte das Gymnaſium zu Prenzlau, ſeiner Geburtsſtadt, und zu Stettin beſucht und bezog demnächſt die Univerſität zu Berlin, wo er ſich dem Studium der Jurisprudenz widmete. Als Auskultator in Prenzlau, als Referendarius zu Frankfurt a. d. O. arbeitend, vermochte er es durch ſeinen Fleiß, unterſtützt von herrlichen Anlagen, bereits am 26. Sept. 1837, alſo in einem Alter von 25 Jahren die große Staatsprüfung mit Auszeichnung zu beſtehen. Wie es die damaligen Verhältniſſe erforderten, trat R. hierauf als unbeſoldeter Aſſeſſor bei'm Oberlandesgericht zu Frankfurt ein, wo er als Referent im Appellationsſenate durch ſcharfen Verſtand, Kenntniſſe und eminenten Fleiß allgemeine Anerkennung fand. Ein angenehmer Lohn ward ihm nach Jahresfriſt dadurch, daß er zur kommiſſariſchen Verwaltung einer Richterſtelle bei'm Land- und Stadtgericht zu Kottbus beſtimmt wurde. Hier verband er ſich am 12. Oktober 1838 mit der Tochter des

Fabrikbesitzers W. Lutze. Im J. 1840 erhielt Ritter die Stelle eines Gerichtskommissarius zu Jessen in der Provinz Sachsen. Sein gern erfüllter Wunsch führte ihn nach 6 Jahren nach Kottbus zurück und unter'm 19. April 1847 wurde er zum Rath des dortigen Gerichtskollegium ernannt. Leider sollte der Tod nur zu rasch seine Thätigkeit beenden; ein durch die Heilkraft des Eger-Franzensbrunnen schon einmal beseitigtes Uebel erwachte im Frühjahr 1850 von Neuem und entriß in jenem Bade den Gatten seiner Gattin und seinen zwei Kindern.

* 113. Hans Karl Freiherr von Thüngen,

quiesc. Präsident des Appellationsgerichtes von Unterfranken, zu Aschaffenburg;

geb. d. 6. Mai 1804, gest. d. 23. Juni 1850.

Der Verewigte war ein Sohn des königl. Kämmerers, Frhrn. v. Thüngen zu Thüngen und dessen Gattin, Natalie, einer Tochter des bekannten Dichters, Moriz August v. Thümmel. Früh schon zeigte der Knabe ausgezeichnete Fähigkeiten, die bei dem trefflichen Unterrichte, den er im Hause seiner Aeltern durch mehere Hauslehrer empfing, rasch ausgebildet wurden. Zu Ostern 1818 kam er auf das Gymnasium zu Baireuth, wurde jedoch, da die eigentliche Aufnahme erst im Herbst stattfinden konnte, nicht als Schüler, sondern nur als Hospitant zugelassen. Bei seiner im Herbst desselben Jahres erfolgten Aufnahmeprüfung wurde er als fähig für die damalige Obermittelklasse befunden und erhielt in derselben den ersten Platz, den er auch mit gleicher Auszeichnung bis zu seinem Abgange vom Gymnasium behauptete, obgleich Schüler mit ihm wetteiferten, die jetzt als Männer europäischen Ruf genießen. Nachdem er zwei Jahre die Obermittelklasse besucht hatte, hielten seine Lehrer ein Uebertreten in die Oberklasse für unnöthig, indem seine Kenntnisse ihn vollkommen zum Besuch der Universität befähigten. Er studirte demnach vom Jahr 1820 bis 1826 nach einander auf den Universitäten Berlin, Heidelberg, Erlangen und Würzburg und besuchte außer den Kollegien seines Fachs mit gleichem Eifer die Hörsäle der Philosophen, Mediciner und Theologen, wodurch seine Ausbildung die Vielseitigkeit erhielt, durch die er sich später auszeichnete. Im J. 1828 machte er sein Staatsexamen und erhielt hierbei Note I. Nummer 1 in allen Fächern. Seine erste An-

ſtellung erhielt er hierauf am 21. Dec. 1832 als Aſſeſſor des Kreis- und Stadtgerichts Würzburg, wurde am 26. Jan. 1835 Landrichter zu Kiſſingen, am 21. Auguſt 1838 Appellationsrath zu Aſchaffenburg, am 29. Oktbr. 1840 Oberappellationsrath, am 2. Okt. 1842 Direktor des Appellationsgerichts zu Aſchaffenburg und am 14. Oktbr. 1843 Präſident deſſelben Gerichts. Der ausgezeichnete für das höchſte Wirken befähigte und offenbar auch für daſſelbe beſtimmte Mann hatte leider! von München den Keim einer tödtlichen Krankheit mitgebracht. Dort hatte er nämlich während ſeiner Beſtallung bei'm Oberappellationsgericht das Schleimfieber zu überſtehen, ſeine raſtloſe Thätigkeit und Berufstreue erlaubten ihm aber nicht, ſich nach gehobener Krankheit gehörig zu ſchonen. Erſt halb geneſen, widmete er ſich mit voller Kraft den Arbeiten, die ihm als einem jungen und höchſt fähigen Mitgliede des Kollegium in großer Menge zugetheilt wurden und ſo blieb der Stoff zu einer neuen Krankheit in ihm, die im J. 1845 ſchon eine Lähmung der Beine herbeiführte und ihn nöthigte, vorerſt Urlaub, dann aber ſeine Quiescenz zu nehmen. Viel Kummer hatte ihn auch in ſeinem häuslichen Leben getroffen. Aus ſeiner Ehe mit Auguſte Gräfin von Bismark waren 3 Kinder entſproſſen, die aber alle frühzeitig in's Grab ſanken. Der Schmerz über dieſe ſchweren Verluſte verließ ihn nie. Er ſelbſt aber unterlag trotz der treuſten Pflege ſeinem langen ſchmerzvollen Leiden. Er ſtarb auf ſeinem Gute Thüngen als Chriſt, ergeben in den Willen Gottes, der ihm die Kraft verliehen hatte zum ausgebreiteſten ſegenreichen Wirken, ihn aber aufhielt mitten in ſeiner Laufbahn und ihm ein Kreuz auflud, das faſt zu ſchwer war für menſchliche Kräfte. Was der Staat, was ſeine Familie und was ſeine vielen Freunde und Verehrer an ihm verloren, empfinden alle Diejenigen, die Gelegenheit hatten, ihm näher zu ſtehen und ſeine raſtloſe umfaſſende Thätigkeit, die ihn auch während der ſchwerſten Leiden nicht verließ, ſeine umfaſſenden Kenntniſſe und ſein freundliches anſpruchloſes Gemüth kannten.

114. Christian Ernst Fischer,

königl. hannover'scher Hofrath und Arzt zu Lüneburg;

geb. d. 26. Febr. 1772, gest. d. 24. Juni 1850*).

F. war zu Lüneburg geboren, wo sein Vater am 3. Febr. 1796 als Ober-Postmeister im 68. Jahre verstorben war. Dieser zu seiner Zeit ausgezeichnete Mann verdiente es wohl, daß der Sohn mit kindlicher Pietät dessen Andenken durch ein öffentliches, schriftliches Denkmal ehrte — unter dem Titel: Denkmal des weiland kön. großbrit. kurhannover'schen Ober-Postmeisters, Joh. Ernst Fischer, von seinem Sohne, C. E. Fischer, Doktor der Arzneiwissenschaft. Lüneburg 1798. Nach vollendeten Schuljahren studirte F. in Göttingen Medicin, wo er 1793 die Doktorwürde erwarb, nicht ganz übereinstimmend mit den Wünschen seines Vaters, wie er solches in der Dedikation seiner Reisebemerkungen über London an denselben anführt. Nach vollendeten Studien lebte er in dem letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts als praktischer Arzt in Braunschweig und in Lüneburg, worüber sich jedoch die bestimmten Jahre nicht genau angeben lassen. In Braunschweig war er im Jahre 1795 bei'm fürstl. Gebärhause angestellt und in einer dieser Städte hat er auch allen Umständen nach eine Zeitlang die Armenpraxis besorgt, worüber er im J. 1799 folgendes Werk herausgab: Dr. Christian Fischer's Versuch einer Anleitung zur medicin. Armenpraxis. Göttingen 1799. Als Anhang sind in diesem Buche noch besonders abgehandelt: eine bösartige Ruhrepidemie in Lüneburg im Monat September 1798; von der Gehirnwassersucht (hydrops ventriculorum cerebri); von der häutigen Bräune (angina membranacea), vom Nutzen der gratiola, besonders in der Melancholie, und vom Nutzen des Queckſilbers in der sogenannten falschen Peripneumonia (Peripneumonia notha). Dieses ist unstreitig die werthvollste literarische Arbeit, welche der Verstorbene geliefert hat. Das Ganze ist aus eigenen sorgfältigen Beobachtungen hervorgegangen und bietet besonders über medicinische Armenpraxis Erfahrungen und Rathschläge, welche stets Beachtung verdienen werden. In diese Lebensperiode fallen zwei Reisen Fi-

*) Medicin. Konversat.- und Korrespondenzblatt für die Aerzte im Königreich Hannover 1851. Nr. 4. Die Biographie ist vom Hofrath Dr. Münchmeyer zu Lüneburg.

ſcher's. Die erſte nach England zu weiterer wiſſenſchaftlicher Ausbildung, aber zugleich von deſſen Vater begünſtigt, um ihn von der Neigung zu einem liebenswürdigen Mädchen abzuleiten, welche letzterem nicht völlig genehm war. Eine ſpätere Heirath entſprach jedoch ganz den Wünſchen des Sohnes. Durch dieſe Reiſe veranlaßt, ſchrieb er: Mediciniſche u. chirurgiſche Bemerkungen über London und die engliſche Heilkunde überhaupt von Dr. C. E. Fiſcher, der medicin. Geſellſchaft der Aerzte zu London korreſpondirendem Mitgliede. Göttingen 1796. Die zweite Reiſe unternahm er nach dem Tode der vorhin erwähnten, zärtlich geliebten Gattin, mit welcher er nur wenige Jahre verbunden war, nach verſchiedenen Punkten Deutſchlands, namentlich nach München und nach Wien, um ſeinen Gram über den Verluſt zu erleichtern. Auf dieſer Reiſe traf er mit dem leider! ſehr früh verſtorbenen hoffnungsvollen Sohne des ehemaligen Leibmedikus Lentin zuſammen. In dieſem Verhältniſſe wird von ihm gerühmt: Mediciniſche Bemerkungen auf einer literariſchen Reiſe durch Deutſchland, in Briefen vom Dr. J. F. Lentin. Berlin 1800. Einleitung p. 5) „Er, nämlich Lentin, hatte das Glück in Dr. Fiſcher einen vortrefflichen Reiſegefährten zu finden, deſſen angenehmem und lehrreichem Umgange er viel verdankt. War gleich deſſen Reiſe die Folge höchſt trauriger Ereigniſſe, ſo war ſie doch im Stande, den der Welt Abgeſtorbenen der Welt wieder zuzuführen, und hatte von dieſer Seite einen Erfolg, der des Verfaſſers kühnen Wünſchen beinahe gleich kam.“ Nach dieſen Reiſen weilte F. als praktiſcher Arzt in Lüneburg bis zum Jahre 1804, wo er eine Profeſſur auf der Univerſität Jena übernahm und dabei den ſächſiſchen Hofrathstitel erhielt. In dieſer Stellung ſcheint er ſich jedoch nicht behaglich gefühlt zu haben, denn ſchon nach zwei Jahren legte er dieſe Profeſſur wieder nieder. Dann lebte er ſeit jener Zeit bis an's Ende ſeines Lebens als praktiſcher Arzt in ſeiner Vaterſtadt. Hier erhielt er nach Jugler's Tode das Phyſikat in dem Diſtrikte des daſigen Kloſters St. Michaelis und noch ſpäter wurde er mit den Geſchäften eines Medicinalbeamteten bei der daſigen königl. Landdroſtei betraut. Während dieſes Zeitraums erhielt er zuerſt den Titel eines Medicinalraths, ſpäter den eines Hofraths und bei Veranlaſſung ſeines vor meheren Jahren gefeierten 50jährigen Doktorjubiläum die 4. Klaſſe des hannover'ſchen Guelphenordens. In dieſer Zeit machte F. noch ein Mal eine ſehr angenehme Exkurſion nach Peters-

burg. Es war nämlich die Gemahlin des hochgeſtellten ruſſ. Generals Tchéffkin auf der Durchreiſe zu ihrem Gemahle nach Paris, im Jahr 1830, hier in der Nähe von einer Niederkunft überraſcht worden, wobei F. ſie ärztlich beſorgt und ſich dabei ſo beliebt gemacht hatte, daß er ſpäter von dieſer Familie eine dringende Einladung nach Petersburg erhielt. In Folge davon unternahm er dieſe Reiſe im Monate Juni und Juli 1835 unter ſo angenehmen Verhältniſſen und bei ſo freundlicher Aufnahme in jener Stadt, daß er ſich noch immer mit dem größten Vergnügen daran erinnerte. Zugleich hatte er hierbei die beſte Gelegenheit, intereſſante Beobachtungen über Petersburg zu machen, welche er als Reiſebemerkungen eines Hannoveraners über Petersburg im hannov. Magazine von 1835 Nr. 93 – 97 mitgetheilt hat. Die literariſchen Arbeiten des Verſtorbenen in dieſer ſpätern Lebensperiode beſtanden in kurzen Aufſätzen in dem damals von Hufeland*) herausgegebenen Journale für praktiſche Heilkunde, durch eine Folge von meheren Jahrgängen deſſelben. Namentlich in einer Reihe von Beobachtungen, unter dem Titel: Auszüge aus den Jahrbüchern der Krankheiten Lüneburgs, angefangen im 44. Bande jenes Journals, 1817, und fortlaufend durch verſchiedene Bände dieſer Zeitſchrift, bis in den 71. Band. Dann in einem Aufſatze, betitelt: das Jahr 1819, meteorologiſch-mediciniſch dargeſtellt von F., im 63. Bande des Huf. J. und in einem Aufſatze, betitelt: die epidemiſche Konſtitution der Jahre 1829 und 1830 zu Lüneburg beobachtet, nebſt einem Vorworte über epidemiſche Konſtitution und Heilſyſteme überhaupt, in demſelben Journale. Dieſe ſämmtlichen Aufſätze ſind meiſt etwas rhapſodiſch und flüchtig aufgefaßt und es dürfte ihnen theilweiſe nur ein beſchränkter wiſſenſchaftlicher Werth beizulegen ſeyn. Im bürgerlichen und Familienleben hatte der verewigte F. viele Freuden, aber auch herbe Leiden zu beſtehen. Er war drei Mal verheirathet, zuerſt mit zwei Töchtern des vormaligen daſigen Superintendenten Möller, mit welchen beiden er nicht ſehr lange verbunden blieb und dabei das Unglück hatte, die zweite Gattin durch einen ſchnellen Tod am Kroup zu verlieren. Die dritte Verheirathung mit einer Tochter des verſt. daſigen Stadtſekretär Selig, die mit zahlreichen Kindern geſegnet war, iſt bis zu deſſen Tode nicht unterbrochen, da die trauernde Wittwe ihn überlebt hat. Mehere von ſeinen Kindern ſind ihm in die

*) Deſſen Biogr. ſ. im 17. Jahrg. des Nekr. S. 404.

Ewigkeit vorangegangen und einige davon unter ſehr betrübenden Umſtänden. Im J. 1815 bei meiner Verſetzung nach Lüneburg, machte ich zuerſt die Bekanntſchaft F.'s, lebte ſeit jener Zeit kollegialiſch mit ihm zuſammen und bin nicht ſelten mit ihm am Krankenbette gemeinſchaftlich beſchäftigt geweſen. Er war als Menſch von ſehr biederm, redlichen Charakter, zuweilen allerdings in eine etwas ſchroffe, rauhe Außenſeite verhüllt, wobei er dennoch ein ſehr weiches Gemüth beſaß. Er hatte lebhaftes Intereſſe nicht allein für ſein Fach, ſondern auch für Literatur und Politik überhaupt und für ſchöne Künſte, namentlich für Muſik; zugleich war er ein großer Liebhaber der Jagd, wodurch er ſich bis in ſein ſpätes Alter in Mußeſtunden gern Erholung ſchaffte und gewiß auch ſeinen kräftigen Körper fortwährend geſtählt hat. Seine geiſtige Konſtitution ſchildert er ſelbſt in der Vorrede zu der Anleitung zur mediciniſchen Armenpraxis ſehr treffend: „man muß bei mir manches unnütze Wort überſehen, welches darin ſeinen Urſprung hat, daß ich bei'm Denken und Schreiben, durch eine Menge lebhafter Ideenaſſociationen veranlaßt, leicht weitläuftig werde u. ſ. w.“ Dieſe Eigenthümlichkeit blieb ihm bis an's Ende und hatte ſich wo möglich mit den Jahren noch geſteigert. Er war ein ausgezeichneter, genialer Mann, ausgerüſtet mit vielfachen Kenntniſſen; aber ſein Geiſt und ſeine Rede brauſten und ſprudelten oft dermaßen umher, daß es ſchwer hielt, den Faden zu behalten und das richtige Reſultat daraus zu gewinnen. Als Arzt genoß er große Achtung und Liebe und wußte ſein Publikum bis an's Ende mannhaft zu beherrſchen. Bei einer höchſt robuſten Konſtitution litt F. ſeit langen Jahren an habituellen Obſtruktionen, wobei er von Zeit zu Zeit ausleerende Mittel zu Hülfe nehmen mußte. In Folge davon und mehr noch durch traurige äußere Einwirkungen hatte er ſchon früher zuweilen an ſehr trüben Stimmungen und an gemüthlicher und geiſtiger Aufregung gelitten, die völlig in's Krankhafte hinneigte. Eine ſolche Verſtimmung fand ſich auch wieder in den letzten Monaten ſeines Lebens, nach einem traurigen Todesfalle eines Sohnes, bei ihm ein, mit Obſtruktionen, ſchlechter Verdauung, Schlafloſigkeit, Beängſtigungen und einer ſolchen Schwermuth begleitet, daß nichts mehr ihn zu erheitern vermochte, und er beſtändig von ſeinem nahe bevorſtehenden Tode ſprach. Doch war er nicht bettlägerig, beſuchte wenige Tage vor ſeinem Ende noch einige Kranke und Freunde; am frühen Morgen ſeines Todestages war er

freilich im Bette geblieben, doch hatte aber ohne große Klage Kaffee getrunken und eine Pfeife geraucht, dann aber gewünscht, zu seiner Erholung allein zu bleiben. Nicht lange darauf hört die in der Nähe befindliche Gattin ein röchelndes Athmen und als sie darauf schnell herbeieilt, findet sie ihn schon völlig in die Arme des Tods versunken. Ein Nervenschlag hatte ihn schnell und sanft aus der Welt abgerufen.

* 115. Johann Michael Heckner,

königl. bayer. Gymnasialprofessor zu Dillingen;

geb. den 23. Juli 1783, gest. den 24. Juni 1850.

H. war zu Weichering geboren. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, trat er zur Zeit der Freiheitskriege, am 7. Juli 1813, in die bayer. Armee ein, avancirte bereits am 10. August desselben Jahres zum Lieutenant in dem damals noch bestehenden 16. Linien-Infanterieregimente und diente in dieser Eigenschaft zur allerhöchsten Zufriedenheit bis zum 28. Jan. 1816, wo er die erbetene Entlassung erhielt. Er bestand hierauf die Prüfung für das höhere Lehramt, wurde sogleich im Studienjahre 1816 bis 1817 in dem königl. Erziehungsinstitute für Studirende in München als Lehrer der 1sten Klasse verwendet und durch allerhöchstes Reskript vom 23. Okt. 1817 als wirklicher Lehrer in derselben Klasse bestätigt. Hierauf wurde H. am 25. Okt. 1818 als Vorbereitungslehrer in Dillingen, am 15. Novbr. desselben Jahres als Unterprogymnasiallehrer und am 10. Okt. als Gymnasialprofessor daselbst ernannt, in welcher Eigenschaft er, so wie als Lehrer der französ. Sprache, nach Kräften und mit allem Eifer bis zu seinem Lebensende wirkte. Am 28sten April 1850 wurde H. plötzlich von einer schweren Athemnoth befallen, erholte sich aber nach einigen Tagen so, daß er seinem Amte wieder vorstehen konnte. Doch schwanden seine Kräfte zusehends und in Folge eines wiederholten Erstickungsanfalles am 13. Juni desselben Jahres ward er gezwungen, sich von Geschäften zurückzuziehen und endigte fast plötzlich sein von Mühen und Sorgen gedrücktes Leben.

J. B. v. D.

* 116. Frau Dorothea Eleonore Richter, geb. Deahna,

zu Meiningen

geb. d. 25. April 1775, geſt. den 25. Juni 1850.

„Wirken, unermüdlich wirken, ſo lange es Tag iſt", das war der Wahlſpruch der Frau, aus deren Lebensbilde wir hier einige Züge mittheilen wollen. Freundlich und heiter war der Morgen und Mittag, von vielen Leiden getrübt der Nachmittag, reich an ſegensreichem Wirken der Abend ihres Lebens. Sie war in Meiningen geboren als älteſte Tochter des daſigen herzogl. Rathes und Kammerkonſulenten Deahna. Am 8. Febr. 1791 verheirathete ſie ſich mit Anton Gottlieb Richter, Rentkommiſſär zu Oepfershauſen. Lebendig erinnern ſich noch Viele der heitern Stunden, die ſie in ihrem durch Gaſtlichkeit, geſellige Bildung und geiſtige Anregung weithin wohlbekannten Hauſe verlebten. Sie verſtand es ſo ganz, als freundliche Wirthin mit ihrem heitern Sinn die Kreiſe der Freunde zu beleben und Frohſinn und Freude zu verbreiten. Wie glücklich fühlte ſie ſich in dem immer zahlreicher werdenden Kreiſe ihrer Kinder. Sieben Söhne und zwei Töchter bildeten dieſen Kreis, alle geiſtig gewandte, friſche und kernhafte Naturen. Leider! wurde dieſes Glück vielfach ſchmerzhaft getrübt. Fallen ſah ſie Zweig auf Zweig — und von Allen blieben ihr nur zwei Söhne. Doch ſie wußte, wo am Beſten Troſt und Friede zu ſuchen iſt in Leidensſtürmen. Sie ſuchte und fand Beides, von dem warmen Gefühle des Mitleids und aufopferungsfreudiger Menſchenliebe geleitet, im unermüdeten Wirken für die leidende Menſchheit, für Arme und Kranke. In dem weiteſten Kreiſe ward ſie auf's Schmerzlichſte vermißt, nicht blos in dem engern ihrer Familie; denn nicht blos dieſem, ſondern Allen, die ſie bedürftig ſah, war ſie eine freundliche Helferin und Stütze. Warm und richtig zeichnete dieß der Redner an ihrem Grabe in den Worten: „Ihr Armen und Kranken, Ihr Mühſeligen und Beladenen, Ihr einſam Weinenden und Bekümmerten, die Ihr Euch nach freundlicher Zuſprache und Fürſorge ſehnt, ich weiß, was Ihr an der Dahingeſchiedenen gehabt und verloren habt, und unſere hochverehrte Landesmutter, ſie weiß es auch und wird, ich bin es überzeugt, ihrem Hingang eine Thräne des Mitgefühles und ihrem treuen unermüdlichen Wirken ein ſtets dankbares Andenken wei-

hen.“ *) Der Frauenverein von Meiningen war der Hauptwirkungsplatz ihrer Thätigkeit. Sie war Vorsteherin desselben und durch ihre genaue Kenntniß der Verhältnisse der Stadt und ihre gesunde praktische Beurtheilungsgabe unterstützt, eines der tüchtigsten und brauchbarsten Mitglieder. Viele Jahre hindurch hatte sie das eben so mühsame als oft mit Undank lohnende Geschäft der Flachsvertheilung an die armen Spinnerinnen und dann bei der Krankenpflege den Besuch der Wöchnerinnen. Doch genügte dieß ihrer Unermüdlichkeit nicht; sie besuchte auch andere arme Kranke und verfuhr in allen diesen Kreisen des Wirkens mit eben so viel Umsicht als Aufopferungsfreudigkeit. In diesem Bewußtsein bewahrte sie sich aber selbst bei dem vielfachen Leid, welches sie getroffen, die innere Freudigkeit des Gemüthes, lebendigstes Interesse für alle sie umgebenden Verhältnisse und heitere Jugendfrische des Geistes bis zum höchsten Alter. „Nur kein langes Krankenlager“, das war ihr innigster Herzenswunsch. Er ward ihr erfüllt. Bis wenige Tage vor ihrem Tode war sie noch in ihrem segensreichen Berufe geschäftig. Ihr Krankenlager war kurz, ihr Ende sanft und ruhig. Friede mit ihr! Wie die Sonne, wenn sie Abends gesunken ist, noch segensreich fortwirkt durch wohlthuende und fruchtbringende Wärme, so auch die Dahingeschiedene. Sie wird fortwirken durch das Vorbild, das sie hinterließ, und fortleben in dankbarster Erinnerung.

Meiningen. A. Müller.

* 117. Sophie George, geb. Paalzow,

zu Pr.-Minden;

geb. den 6. Mai 1788, gest. den 27. Juni 1850.

Diese Frau, ein Ideal edler Weiblichkeit, wie Jean Paul **) sie schildert, wurde in einem kleinen Städtchen der Altmark geboren. Ihr Vater war Justizbeamteter, ein genialer, gebildeter Mann und großer Musikfreund. Er pflegte die Liebe zur Harmonie in seinen Kindern und

*) Bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des erhabenen Fürstenpaares ward sie dazu ausgewählt, der Durchl. Herzogin im Namen des Frauenvereins mit einer sinnigen Gabe die Glückwünsche darzubringen. Sie that es in so herzlicher Weise, daß die gütige Fürstin in innigster Rührung ihr dankte.

**) Dessen Biogr. siehe im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. 1085.

Sophie hat auch in einem Leben voller Mißklänge immer nach Harmonie gestrebt und sie sich in ihrem Innern erhalten. Ihre Jugend war sehr heiter; im Kreise liebenswürdiger Schwestern, unter der Leitung einer trefflichen Mutter und eines geistreichen Vaters, unter gebildeter Gesellschaft, vertraut mit Musik und Literatur, war sie in ihrem zwanzigsten Jahre ein reizendes liebenswürdiges Wesen, wie ihr Lieblingsschriftsteller, Jean Paul, in seinen Lianen, Natalien, Klotilden u. a. m. sie erschuf. In dieser Zeit wurde sie verheirathet, nach dem Willen ihrer Aeltern, ohne eigene Neigung. Die Ehe ist ein Erziehungsinstitut, ein Probirstein für innere Trefflichkeit, kein Paradies. Sophie empfand dieß bald. Von den geschwärmten Idealen ihrer Seele wurde keins zur Wirklichkeit. Ihr ganzes eheliches Leben war ein Kampf mit harten Bedingungen; aber in ihm bewährte sich ihre Tugend und ihr Gottvertrauen. Die Poesie war ihr eine milde Trösterin. Sie schrieb in dieser Zeit reizende, schwermuthsvolle Gedichte und prosaische Aufsätze, die 1818 im mindener Sonntagsblatte manches Herz erfreuten; auch die folgenden Jahrgänge enthielten Vieles von ihr*). Ein größeres Publikum zu suchen, war ihrem bescheidenen Sinne zuwider. Doch fand sie ihren Platz in dem Schriftstellerinnenlexikon von Schindel. Sophien's Gemahl stand als Postbeamteter in Arensberg und endete plötzlich sein Leben, seine Gattin mit zwei Kindern ganz hilflos hinterlassend. Sophien's unabhängiger Sinn sträubte sich gegen die Unterstützung von Freunden; sie vertraute Gott und ihrer eigenen Kraft. In dieser Zeit machte sie die Bekanntschaft der Dichterin Elise v. Hohenhausen, die damals in Pr. Minden wohnte, und gleiche Sinnesweise bildete hier eine innige Freundschaft. Durch sie wurde Sophie mit dem angesehenen Obergerichtsadvokaten in Altona, Dr. Jacobsen, bekannt, der ein leidenschaftlicher Verehrer Lord Byron's war und als solcher mit Elisen in Verbindung trat, die damals Byron's Dichtungen übersetzte. Er vertraute Sophien sein Hauswesen und seine Kinder, da er kürzlich seine Gattin verloren hatte. Sie lebte dort thätig und hochgeachtet; aber ihr Mutterherz konnte die Trennung von ihren Kindern, die bei ihren Verwandten

*) Wir bemerken, daß die Verewigte Gedichte zu Raßmann's „Rheinwestphäl. Musenalmanach" (1821) und in Philippi's „Merkur" (1823) lieferte.

Die Redakt.

untergebracht waren, nicht länger ertragen. Sie strebte nach einer unabhängigen Existenz und gründete mit geringen Mitteln eine Erziehungsanstalt in Bückeburg, wo sie allmälig 50 junge Mädchen zu edler Weiblichkeit heranbildete. Hier hatte Sophie die Freude, daß ihre Tochter von dem angesehensten, reichsten und edelsten jungen Manne der Stadt, nachmaligen Kabinetsrath Heuser, zur Gattin gewählt wurde. Die durch gegenseitige Liebe beglückten Ehegatten bestanden nun darauf, daß die Mutter ihr mühsames Erziehungsgeschäft aufgebe und in ihrem Hause lebe. Aber nur kurze Zeit dauerte Sophiens Glück; es warteten ihrer noch schmerzliche Prüfungen: ihre glückliche Tochter starb und mit tiefer Wehmuth, aber frommer Ergebung übernahm die Mutter die Erziehung ihrer Enkelkinder und die Pflege ihres kränklichen, tief gebeugten Schwiegersohnes. Sie waltete hier noch 14 Jahre, als auch er starb und zog nun nach Erfurt mit ihren Enkeln zu ihrem einzigen Sohne, der dort als preuß. Officier stand, und später nach Pr. Minden, wohin er versetzt wurde. Aeußerer Wohlstand, da sie Vormünderin ihrer Enkelkinder war und vom Fürsten von Bückeburg dieselbe Pension erhielt, die die Wittwe ihres Schwiegersohnes erhalten haben würde, erhob sie über alle früher empfundene Lebenssorgen und das Wiedersehen ihrer Freundin Elise v. Hohenhausen erfreute sie sehr. Sie hoffte noch glückliche Tage zu sehen; aber ihre Zeit war um. Die unendlichen Leiden und Anstrengungen, die diese zarte Organisation erdulden mußte, hatten sie zerstört. Sie starb an einer nervösen Auszehrung in den Armen ihres Sohnes, schmerzlich betrauert von ihrer Freundin und wie die Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff sagt:

Nun bist Du hin, von Gottes reinstem Bild
Ist nur ein grüner Hügel uns geblieben.

Ihr Geist schwebte getrosten Muthes zu seiner Heimath. Sie hatte gelebt und geliebt, geduldet und segensvoll gewirkt.

Pr. Minden. Elise v. Hohenhausen,
geb. v. Ochs.

* 118. Ludwig Friedrich Graf von Kielmansegge,

königl. hannov. Oberſtallmeiſter, Großkreuz des königl. Guelphenordens ꝛc. Erbherr auf Gülzow, Collow, Haſenthal, zu Hannover;

geb. im Jahr ...., geſt. den 29. Juni 1850.

Seinen Aeltern, dem Landdroſten Graf Kielmansegge zu Ratzeburg im Herzogthum Lauenburg und einer geborenen v. Spörken wird noch jetzt wegen der Biederkeit ihrer Geſinnungen und wegen ihrer Tugenden in der Gegend, wo ſie gelebt haben, ein ehrendes Andenken bewahrt. Der Sohn erhielt, nach Beendigung ſeiner akademiſchen Studien zu Göttingen, am 21. Febr. 1787, eine Anſtellung als Auditor bei der königl. kurfürſtl. Juſtizkanzlei in Hannover, begleitete im Jahre 1790 die diesſeitigen Botſchafter v. Beulwitz und v. Ompteda als Geſandtſchaftsattaché zur Krönung Kaiſer Leopold II. nach Frankfurt, ward nach der Rückkehr von dort im J. 1794 zum Kriegsrath in Hannover ernannt, im J. 1795 aber vom Feldmarſchall von Freitag, der bei Famars bleſſirt, ſich nach England zurückgezogen hatte, dorthin berufen, um Inſtruktionen über die Verpflegung der hannov. Truppen, Organiſation von Feldhoſpitälern ꝛc. in Flandern zu empfangen. Während er mit der Ausführung dieſer Aufträge in Flandern beſchäftigt war, ging das Kommando der hannov. Truppen auf den Feldmarſchall Graf von Wallmoden über, in deſſen Hauptquartier er als Kriegsrath während der ganzen übrigen Dauer der unglücklichen Feldzüge in den Niederlanden und Brabant verblieb. Nachdem er ſich im J. 1796 mit der durch Geiſt, Liebenswürdigkeit und Bildung gleich ausgezeichneten Tochter des Feldmarſchalls, Graf Wallmoden, vermählt hatte und dadurch zugleich Schwager des Miniſter v. Stein *), welcher ſich mit einer ältern Schweſter vermählt hatte, geworden war, ward er von ſeinem Schwiegervater fortwährend zu den manchfachſten Miſſionen und Aufträgen, namentlich was die Verpflegung und Armatur der Truppen anlangte, gebraucht. Nach dem Einzuge der Franzoſen in die hannov. Kurlande im Juni 1803 begleitete er den Feldmarſchall Wallmoden auf's Neue, folgte den hannov. Truppen über die Elbe, war Zeuge des Abſchluſſes der ominöſen artlenburger Konvention und ward dazu

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 9. Jahrg. des N. Nekr S. 572.

ausersehen, dieselbe nach England zu überbringen; welchen Auftrag zu vollführen demselben um so mehr Ueberwindung kostete, als leider! diese Konvention das nächste beklagenswerthe Schicksal des Vaterlandes schon damals entschied. Aufgefordert, in England zu bleiben, dort das Loos Derer zu theilen, welche auf fremdem Boden für die Befreiung des Vaterlandes schon damals zu kämpfen sich entschlossen, zog er, durch seine Familienbande doppelt an den vaterländischen Boden gefesselt, es vor, die Drangsale der Mehrzahl seiner Landsleute zu theilen, kehrte deshalb im Oktober 1803 in das Vaterland zurück, ward aber im November 1803 auf's Neue dazu ausersehen, Manches, was den Händen der Franzosen in Hannover noch entzogen worden, nach England zu überbringen. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland im Juni 1804 unterbrach erst die im J. 1806 erfolgende Besetzung Hannovers durch die Preußen die öffentliche Wirksamkeit aller Derer, die gleich ihm in unerschütterlicher Anhänglichkeit an das angestammte Regentenhaus jedem andern Fürsten zu huldigen verschmähten und es war namentlich nach der im J. 1808 erfolgten Errichtung des Königreichs Westphalen die fernere Unterhaltung einer engen Verbindung mit allen wahren Patrioten und dem fortwährend in England für die Interessen des Vaterlandes wirkenden hannov. Minister, Grafen von Münster*) das Streben Aller, welche die Hoffnung auf eine Wiederherstellung der rechtmäßigen Verfassung nicht aufgaben. Wie lange diese Hoffnung auch unerfüllt blieb, so gab der Brand von Moskau doch endlich das Signal zu neuem thätigen Wirken und nach dem Erscheinen des 29. Bülletins erkannte der Kriegsrath Graf Kielmansegge diesen Zeitpunkt als den geeignetsten, um der Wachsamkeit der ihn stets beaufsichtigenden und oftmals verfolgenden französ. Polizei von Hamburg aus, nach manchen gefahrvollen, gescheiterten Versuchen, im December 1812 nach England zu entkommen. Dort mit besonderer Auszeichnung von dem damaligen Prinzen Regenten aufgenommen und zum Generalmajor ernannt, gab er durch sein Beispiel und seine Verbindungen den ersten Anstoß zu einer Vereinigung und Bewaffnung mehrerer Patrioten in den nördlichen Provinzen der hannover'schen Lande und kehrte im Anfang des Jahres 1813 mit ausgedehnten Vollmachten und hinreichenden Mitteln zur Errichtung und Verpflegung eines Truppenkorps, wel-

*) Dessen Biogr. siehe im 17. Jahrg. des N. Nekr. S. 490.

ches den Kampf gegen die franzöſ. Fremdherrſchaft an den Grenzen des Vaterlandes ſelbſt wieder beginnen konnte, auf das Feſtland zurück, ſetzte ſich mit ſeinem, die ruſſ.-deutſche Legion kommandirenden Schwager, dem damaligen k. ruſſ. Generallieutenant Grafen von Wallmoden, in Verbindung, vermochte denſelben, ſein ihm untergebenes Korps zunächſt auf die Bewachung und Beſetzung der hannov. Grenzen zu verwenden und wirkte, in Gemeinſchaft mit dieſem, thätig zu den Erfolgen mit, welche längs der Elbe vor Hamburg und bei der Göhrde errungen wurden und die hannov. Erblande im Oktober 1813 endlich vom fremden Joche mit befreien halfen. Nach der Rückkehr in das befreiete Vaterland beſchloß Graf K. ſeine, wenn auch nur kurze, doch nicht minder thätige, militäriſche Laufbahn mit den erſten Einleitungen zur Organiſation der hannov. Landwehr und ward im J. 1814 zum Oberſtallmeiſter ernannt, welchen Poſten er bis zum Jahre 1839 mit großer Thätigkeit und nicht ohne weſentliche Verdienſte um die Verbeſſerung der Pferdezucht im Lande bekleidete. Nachdem er bereits im Jahr 1837 ſein 50jähriges Dienſtjubiläum gefeiert und bei ſolcher Gelegenheit vielfache Beweiſe beſondern Wohlwollens des damaligen Vicekönigs von Hannover, des Herzogs von Cambridge, ſowie anderer Mitglieder des königl. Hauſes, nicht minder aber auch die unzweideutigſten Beweiſe allgemeiner Achtung und Anhänglichkeit ſeiner zahlreichen Freunde und Untergebenen empfangen hatte, zog er es vor, ſich, bald nach dem Regierungsantritte des Königs Ernſt Auguſt von Hannover, aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Seitdem lebte er vorzugsweiſe auf ſeinem Gute Gültzow im Herzogthum Lauenburg, für welches er bis an ſein Lebensende eine beſondere Vorliebe bewahrt hatte und erwarb ſich durch ein ſtetes liebenswürdiges, leutſeliges Benehmen die Zuneigung und Achtung aller Derer, welche mit dem rüſtigen, bis zum 83. Lebensjahre ſich noch als Reiter und Jäger bewährenden Greiſe in Berührung kamen. Auch in anſcheinender Abgeſchiedenheit von der Welt nahm er ſtets regen Antheil an dem Gange der Zeit und deren Ereigniſſen und verfolgte mit beſonderem Intereſſe in den Jahren 1848 und 1849 die Kämpfe der öſterr. Heere in Italien, in welchen ſein jüngſter Sohn als Obriſt eines k. k. Infanterieregiments ſich rühmlichſt auszeichnete. Das im Mai 1849 erfolgte Hinſcheiden dieſes Sohnes an den Folgen einer in der Schlacht von Novara erhaltenen Wunde, verurſachte dem

hochbetagten Greise einen Kummer, welchen er noch mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings empfunden hat. Dieser Kummer blieb auch nicht ohne Rückwirkung auf seine Gesundheit und setzte schon in dem darauf folgenden Jahre eine Lungenlähmung seinem eben so bewegten als thätigen Leben ein Ziel. Die Treue der Gesinnung, welche der Verewigte stets für's deutsche Vaterland wie für sein angestammtes Fürstenhaus bewahrte, die ritterliche Großherzigkeit und das unerschöpfliche Wohlwollen, die sich von früher Jugend an bis in's höchste Alter nie bei ihm verläugnet haben, werden sein Andenken lange in erfreulichster Weise fortleben lassen und sichern ihm einen ehrenvollen Platz unter den Zeitgenossen.

* 119. Johann Hans Cord Eggers,

Professor und Direktor am Gymnasium zu Altona;

geb. d. 27. Febr. 1780, gest. d. 30. Juni 1850.

Sein Geburtsort war Altona. Den dortigen Lehranstalten verdankte er seine Elementarbildung. In der Philologie legte er einen tüchtigen Grund. Kaum 20 Jahre alt, ging er (1800) nach Kiel, wo er an der dortigen Stadtschule als dritter Lehrer angestellt ward. Dem Unterrichte der Jugend unterzog er sich mit großem Eifer. Im März 1802 erwarb er sich die philosophische Doktorwürde und das Recht, akademische Vorlesungen zu halten. Er habilitirte sich zu Kiel als Privatdocent. Unter vortheilhaften Bedingungen erging an ihn im August 1809 ein Ruf nach Husum. Er erhielt das Rektorat an der dortigen Schule, deren innere Einrichtung er 1812 in einer eigenen Schrift schilderte und in einer andern interessante Notizen über die ältere Verfassung jener Lehranstalt mittheilte. 1815 ward er zum Mitgliede des neu errichteten Schulkollegium in Husum und 1818 zum vierten und 1824 zum dritten Lehrer ernannt. Er erhielt zugleich den Charakter eines Professors. Schon einige Jahre früher (1822) war er Bibliothekar geworden. Aus seinem bisherigen Wirkungskreise schied er im Februar 1827. Er ward um diese Zeit erster Professor und Direktor des Gymnasium zu Altona. Um diese Lehranstalt, wie um das Schulwesen überhaupt machte er sich als ein Mann von gründlichen Sprachkenntnissen und vielseitiger wissenschaftlicher Bildung vielfach verdient, daneben auch als Autor durch zahlreiche Schulprogramme: Probe einer

Erklärung des Oedipus Tyr. von Sophokles. Kiel 1802. (Eine deutsche Uebersetzung des sophokleischen Trauerspiels König Oedipus. Kiel 1803. wird ihm irrig zugeschrieben.) — Animadversionum in Sophoclis Oedipum Regem, Spec. I. Kilon. 1805. — Husum'sche Schulsachen. 32. Sammlung. Schleswig 1810. (kleine Zusätze zu Schneider's griechisch-deutschem Wörterbuche enthaltend). — Polybius von den Fackelzeichen. X. 42—46. Schleswig 1811. — Gegenwärtige innere Einrichtung der Hauptschule zu Husum. Ebds. 1812. — Ein kleiner Beitrag zu Schneider's griech.-deutschem Wörterbuche, aus Platon's Dialogen. Ebds. 1813. — Aelteste Verfassung der Stadtschule zu Husum, ein Beitrag zur Geschichte derselben. In 2 Abtheilungen. Husum 1814—15. — Broederum et Goerenzium de sono exponentes, breviter inter se comparat. Husum 1816 — Darstellung der innern Einrichtung der Stadtschule zu Husum im J. 1632. In 2 Abtheilungen. Husum 1817. — Hermanni Tasti memoriam renovat. Husum 1817. (Programm zur Reformationsfeier.) — Hermann Tast (aus dem Festprogramm der husumer Gelehrtenschule) im husumer Wochenblatt 1817. S. 269 u. f. — Er besorgte auch die Darstellung des öffentlichen Unterrichts in der kieler Stadtschule von 1801 und die Anordnung der Lehrgegenstände von Ostern 1806 und 1808. Die von ihm bei der Säkular-Geburtsfeier Klopstock's in Altona, dargestellt von F. K. J. Schütz Hamb. 1824. S. 15—24. Auch besorgte E. das altonaer Programm von 1827. Altona 1827. (Der Aufsatz S. 3—20 ist von J. Struve *).

Jena. Dr. Heinrich Döring.

---

*) Außer diesen führt das Schulprogramm (Einladung zur Osterprüfung 1851) noch folgende an: Vortrag in der 15. Generalversammlung der schlesw.-holst. patriot. Gesellschaft (Provinzialberichte 1827. Heft 3. S. 475 ff.) — Lykophron's Kassandra V. 1—51. (metrisch übersetzt mit erklär. Anmerkk.) Alt. 1828. — Darstell. der gegenwärt. Einrichtung des Christianeum. Ebds. 1829. — De aula Homerica. Ibid. 1830. — Gesch. der ehemal. lat. Schule in Altona. Ebds. 1831. — De aedium Homericar. partibus Comment. 1833. — De orco Homerico. Ibid. 1836. — De particula „cum" Comm. grammat. Ibid. 1838. — Orat. saecul. hab. in Christ. Alt. 19. Sept. 1838, abgedruckt in der Säkularfeier des alt. Gymnas. Alt. 1839. — Gesch. des alt. Gymnas. u. des damit verbund. Pädagog. 3 Abth. 1835. 38. 44. — Abhandl. über d. latein. Pronomen. Ebds. 1840. — Quaestion. Tullianar. Spec. Ibid. 1842. — Abhandl. über d. ursprüngl. Gebrauch d. griech. Präposit. Ebds. 1846. — Nachrichten vom Gymnas. Ebds. 1849.

Die Redakt.

Wir können des verdienstvollen E. Biographie nicht abschließen, ohne noch aus anderer Feder einige markirte Züge zur Vollendung seines Bildes hinzuzuthun: „Versuchen wir jetzt noch seine vieljährige Wirksamkeit als Lehrer, Erzieher und Direktor kurz zu schildern, so bildete der eigene eigentliche Unterricht immer den Mittelpunkt seiner Wirksamkeit. Durch seinen eignen Unterricht und durch sein Beispiel wollte er vor Allem wirken wie auf die Bildung der einzelnen Schüler, so auf die Leitung der ganzen Anstalt. Und wie sein reiches Wissen ihm die Fülle des Stoffs für jede Lehrstunde darbot, war seine regelmäßige Vorbereitung immer darauf gerichtet, denselben seinen Schülern in einer möglichst einfachen, klaren, ihrem Bildungsstande zugänglichen Form darzubieten. Und wie mehere seiner Programme davon Zeugniß ablegen, so war und blieb das auch das Lob des Verstorbenen von Anfang an auf den verschiedenen Lehranstalten, aus dem Munde der verschiedensten Schüler: Er sey der Lehrer, bei welchem man in jeder Stunde was Rechtes lerne. Zu diesem Zweck ließ er sich aber auch keine Mühe verdrießen. Bis an sein Ende unterließ er es z. B. nie, mit den sorgsamsten Korrekturen der Schülerexercitien eine eigne von ihm selber verfaßte Uebersetzung in's Lateinische oder Griechische zu verbinden und diese schließlich den Schülern vorzulesen. „Nur was der Lehrer selber dem Schüler als gut ausgeführt und vollendet vorzeigen könne, lerne dieser bei ihm besser machen.“ Eben daher denn auch die große Achtung, in welcher derselbe, zum Theil unter den schwierigsten Verhältnissen, immer bei seinen Schülern gestanden. Denn auf die übrigen sogenannten Hilfsmittel der Disciplin gab er im Ganzen wenig. Harte Strafen verhängen, ja selbst der Gebrauch harter Worte widersprach seiner Natur. Namentlich war er von der Richtigkeit jenes griechischen Sprichworts überzeugt: Wen das Wort nicht schlägt, den schlägt der Stock auch nicht! Wie dennoch freundliche Milde in seinem Verhalten gegen die Schüler vorwaltete, so in besonderm Maaße im Verhältniß gegen seine Kollegen. Auch hier war ihm jeder Schein lästiger Präponderanz, zudringlicher Inspektion zuwider; auch hier wollte er vor allen Dingen durch sein Beispiel und seine Gründe und Erfahrungen wirken und überzeugen. Ein bloßes Nachgeben war ihm hier in dem Maaße lästig und unangenehm, daß er selbst in den Lehrerkonferenzen das eigentliche Abstimmenlassen möglichst vermied und immer vor Allem auch in ihnen auf eine allseitige Verständigung

hinzuwirken bemüht war. Anderweitigen Mahnungen gegen seine Kollegen konnte er sich aber im Vertrauen auf sein eignes Beispiel um so leichter überhoben glauben, da dasselbe ihnen ein seltnes Vorbild der exaktesten Treue in allen amtlichen Obliegenheiten darbot. Auch nur eine einzige Stunde auszusetzen hat ihm bis zum Eintritt seiner Todeskrankheit jedesmal einen nicht geringen Kampf gekostet. Bei dieser Treue gegen die seiner Obhut zunächst anvertraute Anstalt verfolgte er mit gleichem Interesse sämmtliche Erscheinungen, Veränderungen und Reformpläne, welche das Wesen unserer Gymnasien in den vielen Jahren seiner Wirksamkeit berührt und betroffen hatten. Nicht leicht mochte irgend ein Fachlehrer ihn bis in die spätesten Jahre auf eine neue beachtungswerthe Erscheinung im Gebiete der Literatur seines Unterrichtszweiges aufmerksam machen, ohne zu bemerken, wie der Verstorbene dieselbe auch bereits selber für sich beachtend erwogen hatte. Gab es doch kaum einen Unterrichtsgegenstand auf dem Gymnasium, in welchem er nicht selber Jahre hindurch unterrichtet hatte. So wenig er sich aber in der früh gewonnenen Ueberzeugung je beirren ließ, daß die Gymnasien ihrer hauptsächlichsten Wirksamkeit nach vor allen Dingen formelle Bildungsanstalten seyn und bleiben und demnach ihr ganzer weiterer Ausbau wesentlich auf einem klaren, sichern, grammatischen Unterricht in den klassischen Sprachen, wie auf einem vesten Unterbau ruhen müßte, so war er dabei doch von jeder einseitigen Schätzung der klassischen Philologie als Unterrichtsgegenstand der Gymnasien weit entfernt. Im Gegentheil hatte er von jeher namentlich die mathematischen Wissenschaften neben der Philologie schon in der Zeit mit Eifer auf seiner Schule getrieben, als ihr Studium auf den Schulen der Herzogthümer im Allgemeinen darniederlag. Und als in den Bewegungen der letzten Jahre auch in diesen Landen Reformpläne zur Sprache kamen, welche von den bisherigen Einrichtungen zum Theil weit abwichen und der Gründung allgemeiner Nationalgymnasien das Wort redeten, zeigte er sich unter den Gegnern derselben als den besonnensten, umsichtigsten Beurtheiler. Wie er denn auch selber noch in seinem letzten Programm von 1849 namentlich für Altona die Vereinigung einer höheren Realbildungsanstalt mit dem Gymnasium in der Weise wünschte, daß erstere sich von letzterem am Abschluß durch die Ausscheidung von einer oder höchstens von zwei separirten Klassen trennen."

120. J. A. Gräf,

Apotheker zu Erlangen;

geb. den 20. Febr. 1818, geſt. d. 4. Juli 1850 *).

G. war der älteſte Sohn des praktiſchen Arztes, Dr. Andreas Gräf in Schnaittach. Den erſten Jugendunterricht erhielt er in dem älterlichen Hauſe; ſpäter ſorgte ſein Oheim, Phyſikus Dr. Gräfe in Sulzbach, für die wiſſenſchaftliche Ausbildung des jungen Mannes und veranlaßte den Beſuch der lateiniſchen Schule zu Amberg. Am 20. Sept. 1836 trat er als Penſionär in mein Haus, wo er drei Jahre verweilte. Der Beſuch der Kollegien bei Kaſtner und Koch wurden von dem jungen Manne mit Fleiß und Aufmerkſamkeit beſucht und in meinen Vorleſungen war er mir in der ſpäteren Zeit ein treuer Gehilfe. Seine Freundlichkeit, Dienſtfertigkeit und ſein Wohlwollen verſchafften ihm das Vertrauen und die Achtung aller Hausgenoſſen und ſein Fleiß, ſeine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit und ſeine unausgeſetzte Thätigkeit waren Veranlaſſung, daß er ſein Gehilfenexamen rühmlichſt beſtand. In der Apotheke des Dr. Klinckſieck **) in Nürnberg und ſpäter während eines Aufenthaltes bei Hofapotheker Henking zu Heidelberg fand er Gelegenheit zu weiterer praktiſchen Ausbildung. Von da begab er ſich nach München, um an der dortigen Univerſität die nöthigen Vorſtudien zu ſeinem Enderamen zu machen. Eine gefährliche Krankheit, welche ihn hier dem Tode nahe brachte, veranlaßte ihn, die Geneſung im Vaterhauſe abzuwarten, worauf er an der Univerſität Erlangen ſeine Studien vollendete und das pharmaceutiſche Schlußexamen in Bamberg am 3. Mai 1842 rühmlichſt beſtand. Schon im 26. Lebensjahre gründete er ſich durch Ankauf der daſigen Mohrenapotheke einen eigenen Heerd und am 2. Okt. 1843 verheirathete er ſich mit Fräulein Eliſe v. Gohren. In den angenehmſten und glücklichſten Lebensverhältniſſen lebend, waren es drei Kinder, die das häusliche Glück des Verſtorbenen im hohen Grade erhöheten. Schon ſeit Monaten bemerkten ſeine Freunde mit banger Sorge, daß ein Bruſtleiden an dem Leben des Dahingeſchiedenen nage. Er trug die Schmerzen eines langen Siechthums mit jener Ruhe und Milde, welche ihm in ſo hohem Grade eigen

*) Nach dem „Archiv des Apothekervereins".

**) Deſſen Biogr. ſ. im 27. Jahrg. des N. Nekr. S. 204.

war und endete ohne Kampf. — G. war ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Apotheker. Die Kardinaltugenden eines Apothekers: Gewiſſenhaftigkeit, Nüchternheit, Reinlichkeit und Ordnungsliebe waren ihm eigen und dabei beſaß er einen hohen Grad von wiſſenſchaftlicher Bildung. Seinen Freunden war er treu und ergeben; im Urtheil über Andere mild, dabei von großer Wahrheitsliebe und unbeugſamer Rechtlichkeit.

Erlangen. Martius.

121. Dr. Friedrich Auguſt Dryander,

Juſtizrath zu Halle a. d. S.;

geb. den 25. Juli 1782, geſt. den 5. Juli 1850 *).

D. wurde zu Halle ſelbſt geboren. Sein Vater war der Hofrath Dr. Benjamin Hermann Dryander, ſeine Mutter, Johanne Friederike Jetzke, eine Tochter des Konſiſtorialraths und Paſtors an der Hauptkirche U. L. Fr. Die günſtige Lage, in der ſich ſeine Aeltern befanden, erleichterte die Jahre der Jugend und ſchaffte dem Knaben eine tüchtige Erziehung. Nachdem er den erſten Unterricht in einer Privatſchule erhalten hatte, wurde er ſchon in ſeinem achten Jahre, am 31. März 1790, in die letzte Klaſſe des luther'ſchen Gymnaſium aufgenommen. Mit emſigem Fleiß arbeitend und durch gute Fähigkeiten unterſtützt machte er ſchnelle Fortſchritte und er würde ſehr früh die Univerſität haben beziehen können, wenn nicht der Vater es Behufs einer gründlicheren Ausbildung für gerathener gehalten hätte, ſeine beiden Söhne dem königl. Pädagogium zu übergeben, welches ſie von Michaelis 1796 an als Stadtſcholaren beſuchten. Den guten Hoffnungen, welche die günſtigen Zeugniſſe ſeiner bisherigen Lehrer von D. erweckt hatten, ſuchte er zu entſprechen. Fleiß und Aufmerkſamkeit, pünktlicher und regelmäßiger Schulbeſuch, ſtrenge Ordnungsliebe werden in allen Quartalcenſuren gerühmt und ſchon bei dem Knaben zeigen ſich die rühmlichen Eigenſchaften, die wir Alle in ſpätern Jahren an dem Manne bewundert haben. Am 15. und 16. Septbr. 1800 beſtand er die ſchriftliche, am 18. Sept. die mündliche Prüfung und mit dem Zeugniſſe vollkommener Reife bezog er die Univerſität ſeiner Vaterſtadt, an welcher ſeit 1787 ſein Vater die Stelle eines Syndikus bekleidete, um die Rechte zu ſtudiren. Die drei erſten Semeſter wurden

*) Nach dem „Halle'ſchen patriot. Wochenblatt." 1851. St. 27.

einzig und allein den allgemeinen Wissenschaften gewidmet. Erst in dem vierten Semester begann er eigentliche juristische Vorlesungen zu hören, ohne daneben die übrigen Vorlesungen zu vernachlässigen. Bei diesem umfassenden Studienplan ist es nicht zu verwundern, daß aus dem dreijährigen akademischen Kursus ein vierjähriger wurde und daß er erst am 27. Oktober 1804 seine Prüfung als Auskultator bei der Landesregierung zu Magdeburg bestand und am 2. Nov. desselben Jahres als solcher vereidigt wurde. Seine praktische Laufbahn begann D. im November 1804 bei der magdeburg'schen Landesregierung; jedoch genügten ihm die dort übertragenen Arbeiten nicht. Um auch das Verfahren bei den unteren Gerichten kennen zu lernen, arbeitete er vier Monate bei dem Stadtgerichte zu Magdeburg und längere Zeit in der Möllenvoigtei. Nach 1½ Jahren meldete er sich zu der Referendariatsprüfung, welche am 7. Juli 1806 veranstaltet wurde und namentlich in dem Urtheile über die Proberelation, die einen verwickelten Fall aus dem Lehnrechte betraf, glänzend ausfiel. Er blieb noch ferner in Magdeburg, wo er gegen Ende des Jahres 1807 auch die zu der Anstellung als Justizkommissarius erforderliche Prüfung bestand, weil er nach dem Wunsche seines Vaters eine solche in Halle antreten sollte. Inzwischen war hier der Stadtgerichtsassessor Kornmann verstorben, um dessen Stelle sich D. bewarb, ohne indeß einen bestimmten Bescheid zu erhalten, weil bereits im Februar 1808 der westphälische Justizminister Simeon ihn zum Richter bei dem Distriktsgerichte zu Halle ernannt und ihn hatte anweisen lassen, am 1. März sein Amt bei dem neu errichteten Tribunale anzutreten. So war er der theuern Vaterstadt wiedergegeben, wo sich ihm seitdem in den verschiedensten Kreisen ein Feld der Thätigkeit eröffnete, wie es in gleichem Umfange bei *einem* Manne nur selten sich finden möchte. Während die amtliche Wirksamkeit bei der völlig neuen Organisation der Gerichte, bei den neuen Gesetzbüchern und dem ganz veränderten Prozeßverfahren rastlose Thätigkeit erforderte und D. seinem schwierigen Berufe mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit oblag, konnte er am 16. Nov. 1808 nach dem Tode des Stiftsamtmann Büttner die Stelle eines pfännerschaftlichen Syndikus übernehmen, zu der ihn die Societät, welcher er seit dem Jannar 1807, dem Pfännerjubiläum seines Vaters, bereits selbst angehörte, gewählt hatte. Da auch diese Stelle mit einem Einkommen von 300 Thalern verbunden war,

ſo ſchritt er unbedenklich zu der Begründung eines eigenen Hausſtandes. Er verheirathete ſich am 24. Februar 1809 mit Karoline Wilhelmine Baſſenge, der Tochter des Kaufmanns und Aſſeſſors bei'm Almoſenkollegium Baſſenge in Halle. In der Zeit der weſtphäliſchen Fremdherrſchaft ſehen wir D. nicht weiter hervortreten; jedenfalls hat ihn ſein Beruf als Tribunalsrichter ganz in Anſpruch genommen. Ihm verdankte er die genaue Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen der Bürger, die bei ihm wie bei ſeinem Freunde und Amtsgenoſſen Belger wahrhaft bewundernswürdig war, ihm das unerſchütterliche Vertrauen, mit dem ihn ſpäter ſeine Mitbürger beehrten und das ihn bis an ſein Lebensende als den beſten Berather der Wittwen und Waiſen, als den geſuchteſten Ordner von Teſtamenten und Nachlaßregulirungen erſcheinen ließ. Als aber die glänzenden Siege des Jahres 1813 den fremden König vertrieben hatten und Halle wieder unter preuß. Scepter gelangt war, richtete das Civilgouvernement zu Halberſtadt alsbald ſeine Blicke auf ihn und berief ihn am 5. Juli 1814 in Türk's Stelle zum Präſidenten der Einquartierungskommiſſion, die mit der Aufrechthaltung und Berichtigung der Einquartierungsliſten, mit der Unterſuchung und Entſcheidung der Reklamationen und andern für jene Zeit beſonders ſchwierigen Arbeiten betraut war. Inzwiſchen lehnte er dieſen Ruf ab. Ihm erſchien es geeigneter, auch ferner bei den Gerichten zu arbeiten, deren neue Organiſation gleichfalls von Halberſtadt aus betrieben wurde. Schwierige Fragen waren damals zu entſcheiden, namentlich machte die Wahl einer Stadt zum Sitze eines neuen Oberlandesgerichtes für die ehemals ſächſ. Landestheile viel Mühe. Auch Halle war dazu in Ausſicht genommen, bis gewichtige Rückſichten für Naumburg entſchieden. Halle erhielt nur ein Stadtgericht, zu deſſen drittem Rathe D. bereits am 19. Januar 1815 mit einem Gehalte von 800 Thalern ernannt wurde. Schon am 1. Auguſt 1816 wurde er als Landesgerichtsrath nach Naumburg berufen; allein der am 16. Juni 1816 erfolgte Tod ſeines Vaters, dem er bereits am 28. Febr. 1815 als Syndikus der Univerſität mit Hoffnung auf Nachfolge adjungirt war, das Syndikat der Pfännerſchaft und die Vorliebe für Halle veranlaßte ihn zu der Bitte ihn in ſeinen bisherigen Dienſtverhältniſſen zu laſſen, was ihm auch gewährt wurde. Und ſelbſt in dieſen blieb er nicht mehr lange. Am Ende des Jahres 1816 reichte er ſeine Entlaſſung als Stadt-Juſtizrath ein und erhielt dieſelbe

„unter Bezeugung der Zufriedenheit mit seiner treuen und gewissenhaften Dienstführung in diesem Amte“ am 16. Jan. 1817. Das Amt eines Syndikus bei der Universität, welches D. nach dem Tode seines Vaters allein verwaltete, legte ihm nicht blos die Vertretung der Hochschule vor Gericht, sondern auch die Verwaltung der akademischen Gerichtsbarkeit auf. Die bis dahin bestandenen Verhältnisse wurden durch die Verordnung des Oberlandesgerichts zu Naumburg vom 1. Juli 1819, noch mehr aber durch die Einsetzung der außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten bei den Universitäten und das Reglement für die Verwaltung der akademischen Disciplin und Polizeigewalt bei denselben wesentlich umgestaltet und die Einsetzung eines besonderen Universitätsrichters angeordnet. Nach den Wünschen der Universität und in Uebereinstimmung mit den Absichten der Staatsregierung entschloß sich D. dieses Amt zu übernehmen, das ihm am 31. Decbr. 1819 mit einem Gehalte von 1500 Thlr. übertragen wurde. Erwägt man, daß derselbe daneben die Rendantur und die Kassengeschäfte der Universität allein verwaltete (erst im J. 1825 wurde ein eigener Beamteter für diesen Dienstzweig angestellt), daß er das Syndikat der Pfännerschaft fortführte, 1817 zum beständigen Rechtskonsulenten der franke'schen Stiftungen, am 6. Dec. desselben Jahres zum ordentlichen Assessor bei dem dasigen Schöppenstuhl ernannt war und zu gleicher Zeit durch die einstimmige Wahl des Gemeinderathes als Bezirksvorsteher für das erste Revier des Morizviertels Sitz und Stimme in dem neuen Almosenkollegium erhalten hatte (er blieb in demselben bis zum August 1819), dann wird man die Arbeitskraft des rüstigen Mannes bewundern müssen, der allen diesen Geschäften zu genügen im Stande war. Am mühevollsten blieb freilich das akademische Amt, in welchem nicht blos die große Zahl der damals hier anwesenden Studirenden, sondern auch die Zeitverhältnisse viele und schwere Sorgen bereiteten. Denn es fallen in jene Jahre die burschenschaftlichen Verbindungen der Studirenden, gegen welche wegen der angeblichen Gefahren für die Wohlfahrt des Staates die Regierungen mit nachsichtsloser Strenge einschritten, zahlreiche Verhaftungen und nächtliche Transporte der Betheiligten und in Folge davon der von der aufgeregten Jugend am 16. Dec. 1823 beabsichtigte Sturm auf das Rathhaus; es fällt in jene Zeit die dreitägige Auswanderung der Studirenden auf die benachbarten Dörfer im Februar 1822, der am 4. Aug. 1824 gegen den

Hofrath Schütz *) verübte Frevel und eine Menge von Händeln, welche die Thätigkeit des Universitätsrichters ganz besonders in Anspruch nahmen und bei aller Gewissenhaftigkeit es schwierig machten die volle Zufriedenheit der vorgesetzten Behörde zu erwerben. So sehr auch die Mitglieder der Universität in D.'s Amtsführung eine kräftige Stütze fanden und selbst die Studirenden den rechtlichen Mann mit seinem Wohlwollen schätzten und verehrten, so sehr verleideten ihm doch jene äußeren Verhältnisse seine Stellung und er entschloß sich gegen das Ende des Jahres 1824 dieselbe ganz aufzugeben. Inzwischen stellte er den darauf gehenden Antrag erst nach völliger Beendigung der schwebenden Untersuchungen und nach eingetretener Ruhe. Er konnte seine durch die anhaltenden Arbeiten geschwächte Gesundheit als Grund des Entlassungsgesuches anführen und nicht minder den Wunsch geltend machen, daß es ihm einmal vergönnt werden möchte, Muße zu wissenschaftlichen Beschäftigungen zu gewinnen. Hatte die juristische Fakultät schon am 18. Jan. 1818 an D. ob eximiam in jure dexteritatem et scientiam die Doktorwürde honoris causa ertheilt, so erließ jetzt am 12. Jan. 1825 Prorektor und Senat der Universität ein anerkennendes Danksagungsschreiben an ihn und auch die studirende Jugend ehrte den scheidenden Richter durch Veranstaltung eines Fackelzuges, der zu den glänzendsten jener Jahre gehörte. Die Muße, welche D. durch diesen freiwilligen Rücktritt aus dem Staatsdienste gewonnen, sollte bald wieder für andere Geschäfte vielfach in Anspruch genommen werden. Noch ehe er die Kassenverwaltung der Universität übergeben hatte, war er bereits im Januar 1825 zum Vertreter der Stadt Halle bei dem Provinzial-Landtage des Herzogthums Sachsens gewählt worden. In dieser Eigenschaft hat er den drei ersten Provinzial-Landtagen zu Merseburg in den Jahren 1825, 1827 und 1829 beigewohnt und sich als eines der thätigsten Mitglieder in verschiedenen Ausschüssen bewährt. Gleich bei dem ersten Landtage ward er Berichterstatter über die erste königl. Proposition, die Einrichtung der Provinzialstände für Sachsen betreffend, desgleichen über mehere bei dem Landtage eingegangene Anträge in Betreff der Justizverfassung; bei dem zweiten über die Proposition, betreffend die Verhältnisse der Landgemeinden überhaupt und die zu den Rittergütern insbesondere; bei dem dritten endlich über

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 143.

die neu zu errichtende Provinzial-Irrenanſtalt, wobei er in die Stelle ſeines alten Freundes Francke zu Magdeburg trat. Es erſcheint mir nicht unwahrſcheinlich, daß der Auftrag, welchen der Juſtizminiſter am 18. Juni 1827 unſerem D. ertheilte, das Provinzialrecht für den Saalkreis und für die Grafſchaft Mansfeld zu entwerfen, eine Folge ſeiner landſtändiſchen Wirkſamkeit geweſen iſt, wie er auch bereits 1826 zum Mitgliede einer Kommiſſion ernannt war, welche ſich mit der Sammlung der über die Realberechtigungen beſtehenden Geſetze und Gewohnheiten zu beſchäftigen hatte. Er lehnte erſteren Auftrag ab, weil ihm bei ſeinen bisherigen Amtsverhältniſſen das magdeburg'ſche Provinzialrecht in ſeiner praktiſchen Anwendung faſt fremd geblieben ſey; auch auf die Neuwahl zum Landtagsabgeordneten verzichtete er nach Ablauf der ſechsjährigen Wahlperiode, weil ſeine perſönlichen Verhältniſſe ihm eine dauernde Abweſenheit von Halle ſehr erſchwerten und ſeine daſigen Dienſtgeſchäfte durch einen Stellvertreter gar nicht beſorgt werden konnten. Indeſſen blieb er, nachdem er zu großem Leidweſen ſeiner Kollegen den Kreis der ſtändiſchen Deputirten verlaſſen hatte, noch immer im Zuſammenhange mit den ſtändiſchen Arbeiten, weil die Verhandlungen über die Errichtung einer Irrenanſtalt ſich mehere Jahre hinzogen und der dazu gewählte Ausſchuß bei ſeinen zahlreichen Konferenzen den Beiſtand des früheren Berichterſtatters nicht gern entbehren mochte. Nachdem endlich auf dem ſechſten Provinzial-Landtage der Abſchluß derſelben herbeigeführt und der Bau der Anſtalt in der Nähe von Halle beſchloſſen war, erſuchte ihn der mit der Leitung des Baues beauftragte Oberpräſident der Provinz, als ſein Vertreter mit dem ſtändiſchen Deputirten und den Beamteten ſich zu benehmen und die Ausführung des großen Baues mitzuleiten. Am 7. Oktober 1841 übernahm D. dies mühevolle Kommiſſorium und führte es bis zu der am 1. November 1844 erfolgten Eröffnung der Anſtalt, deren adminiſtrative Leitung ſeit jenem Tage an die königl. Regierung zu Merſeburg überging. Zu den francke'ſchen Stiftungen trat er in ein näheres amtliches Verhältniß dadurch, daß er im J. 1830 die Stelle eines Syndikus übernahm und ſo die Ausführung eines ſchon im J. 1820 gefaßten Planes möglich machte. Mit dem Ablauf des Jahres 1847 trat er von dieſem Amte zurück, deſſen Geſchäfte er mit Ruhe in den Händen ſeines Sohnes ſah. Wie er dem Direktorium in allen ſchwierigen Verhandlungen rathend und helfend zur Seite ge-

ſtanden und durch ſicheren Blick und ſcharfes Urtheil die Löſung verwickelter Verhältniſſe erleichtert hat, das iſt nicht nur von jenem immer dankbar anerkannt, ſondern auch von dem Provinzial-Schulkollegium in einem beſondern Schreiben vom 4. Febr. 1848 ausgeſprochen worden. Bei den ſtädtiſchen Angelegenheiten ſehen wir D. ſeit ſeinem Ausſcheiden aus dem Staatsdienſte vielfach beſchäftigt. Schon 1827 trat er durch einſtimmige Wahl in die Direktion der Sparkaſſengeſellſchaft. Im Januar 1831, als die Zahl der Mitglieder des Gemeinderathes bis auf 20 erhöht werden mußte, war er unter den Gewählten. Jedoch dauerte dieſe Vertretung nicht lange, denn durch allerhöchſte Kabinetsordre vom 28. April 1831 war der Provinz Sachſen die revidirte Städteordnung vom 17. März deſſelben Jahres verliehen worden und alsbald begannen in Halle die Vorbereitungen zur Ausführung des neuen Geſetzes. Die erſten Stadtverordneten entſprachen in ihrer Mehrheit den Anſichten des beſonnenen Theiles des Bürgerſchaft. D.'s Name war der erſte, welcher aus der Wahlurne hervorging; er war auch der Erſte, welcher durch das Vertrauen ſeiner Kollegen zum Vorſteher der Stadtverordneten gewählt wurde, und gerade in dieſer Wahl lag die Gewähr einer umſichtigen Geſchäftsführung für die neue Gemeindevertretung. Als Vorſteher der Stadtverordneten-Verſammlung ergriff er auch bei der feierlichen Einführung des Magiſtrats am 24. Auguſt 1832 das Wort, und machte den Magiſtrat und die Stadtverordneten auf ihr gegenſeitiges Verhältniß und die daraus hervorgehenden Verpflichtungen in ergreifender, zu Herzen genommener Rede aufmerkſam. Es war keine leichte Stellung, die D. damals hatte. Mißtrauen gegen die ſtädtiſche Verwaltung war vielfach verbreitet und wurde gefliſſentlich genährt, auch in dem Schooße der Stadtverordneten fand es öfter ſcharfen Ausdruck; die Bekanntſchaft mit den ſtädtiſchen Verhältniſſen war vorher auf alle Weiſe erſchwert und auch jetzt erforderte es tüchtige Geſchäftskenntniß, um dieſelben zu durchſchauen und gründlich zu prüfen; man wollte auch wohl mit einem Male Alles reformiren und gönnte ſich nicht die Zeit reiferer Erwägung. Ruhe und Umſicht, die genaueſte Kenntniß aller Verhältniſſe, welche D. in manchfaltigen amtlichen Stellungen ſich erworben, eigneten ihn vortrefflich zur Vermittelung in dem Widerſtreite der Meinungen, und er fand ſelbſt bei denjenigen ſeiner Kollegen, welche eigentlich ſeine Gegner waren, bereitwillige Anerkennung für ſeine ausgezeichnete Leitung

der Geschäfte. Dieß sprach sich nicht blos bei der Feier seiner silbernen Hochzeit, zu welcher die Stadtverordneten ihm einen silbernen Pokal schenkten, sondern noch mehr bei seinem Austritte aus dieser Stellung, welche im Jahre 1840 erfolgte, in einer Dankadresse aus. Auch die Staatsregierung wußte diese Wirksamkeit zu schätzen, denn nur in ihr kann die Veranlassung liegen, daß D. bei der Feier des Ordens- und Krönungsfestes am 18. Jan. 1839 von dem Könige den rothen Adlerorden 4. Klasse erhielt, den er seitdem wenigstens bei festlichen Gelegenheiten zu tragen sich verpflichtet fühlte. Im J. 1832 trat er dem Komité des Cholera-Hilfsvereins bei; die erste in Halle begründete Kinderbewahranstalt hat er durch seine Verwaltung gesichert; am 6. September 1837 wählte ihn das Presbyterium der Schloß- und Domkirche einstimmig zum Mitgliede; 1843 wurde er Mitglied des provisorischen Eisenbahn-Komité; 1846 endlich Abgeordneter zu dem Ausschusse für den Land-Armenverband, der am 16. April jenes Jahres seine erste Sitzung gehalten hat. Inzwischen zog er sich doch immer mehr von solcher öffentlichen Wirksamkeit zurück und beschränkte sich auf das Studirzimmer und seinen Garten; das schwere Leid, welches der Tod einer lieben Schwiegertochter ihm bereitet, wirkte auch dahin, daß er selbst die geselligen Kreise mied und sich auf den Verkehr in der immer mehr sich erweiternden Familie und weniger alten Freunde beschränkte. Da ergriff ihn im Winter 1849 das Gichtleiden, von dem er nicht mehr sich erholen sollte. An das Lager gefesselt und nicht mehr aufgelegt zu den gewohnten Beschäftigungen hat er sieben Monate unter zeitweise großen Schmerzen hingebracht, welche die treue Aufopferung und Hingebung seiner Gattin und die liebende Sorge der Familienglieder auf alle Weise zu lindern bemüht war. Der Aerzte Kunst konnte nicht helfen; er erlag den Leiden in seinem beinahe 68. Lebensjahre. In den Frühstunden des darauf folgenden Sonntags (den 7. Juli) wurde seine irdische Hülle in seinem Sinne ohne alles Gepränge beerdigt, aber dennoch hatten sich zahlreiche Freunde und Verehrer um das Grabgewölbe versammelt, an welchem sein altbewährter Freund, Dr. Rienäcker, dem Schmerze, der Alle durchdrang, beredte Worte lieh. Multis ille bonis flebilis occidit — dies Wort des alten Dichters bezeichnet am einfachsten die allgemeine Stimmung, die jener Todesfall, obschon er nicht unerwartet kam, geweckt hatte. Er war ein tüchtiger Geschäftsmann. Aber sein Wissen ging weit

über den Geſchäftskreis ſeines eigentlichen Berufes hinaus; ihn intereſſirte jede wichtige Erſcheinung auf dem Gebiete der Literatur und mit beſonderem Eifer lag er geſchichtlichen Studien ob, inſoweit dieſelben namentlich daß preuß. Vaterland und Halle berührten. Seine Bücherſammlung iſt in dieſem Fache ſehr ſchätzbar; er ſcheute auch nicht Mühe und Koſten, dieſelbe zu vervollſtändigen. Durch ſeine Wirkſamkeit bei verſchiedenen Behörden war es ihm leicht geworden, aktenmäßige Kunde über alle Verhältniſſe einzuziehen, und er hat dieſe günſtige Gelegenheit nicht verabſäumt, wohlgeordnete Excerpte und überſichtliche literariſche Repertorien anzulegen, namentlich auch in ſeinem Exemplare der dreyhaupt'ſchen Chronik und des dieſer angehängten Hondorf Verbeſſerungen und Nachträge anzubringen, die am Beſten zeigen, daß D. vor Allen berufen geweſen wäre, Fortſetzer jenes Werkes zu ſeyn, auf das Halle ſtolz iſt. Im Zuſammenhange damit ſtehen ſeine numismatiſchen Studien; von der urſprünglichen Sammlung halle'ſcher und preußiſcher Medaillen war er immer weiter gegangen, hatte das reiche zepernick'ſche Kabinet gekauft, auch dieſes vermehrt und nun mit beſonderem Intereſſe das umfangreiche Verzeichniß berichtigt, vervollſtändigt und mit gelehrten Nachweiſungen verſehen. In dieſen Sammlungen brachte er die Muße zu, die ihm in ſeinen letzten Lebensjahren etwas reichlicher gewährt war; hier pflegte er in die Nächte hinein zu arbeiten. Seine ſchönſte Erholung fand er in ſeiner Familie. Als Gatte und Vater hat er viel Freude erlebt. Sahe er doch durch die ſorgliche Mitwirkung ſeiner Lebensgefährtin ſeine Kinder (drei Söhne und eine Tochter; ein vierter Sohn iſt in zartem Alter geſtorben) ſich trefflich entwickeln und den Bemühungen des Vaters um eine vorzügliche Bildung des Geiſtes und Herzen entſprechen und hatte dabei die Freude ſie auch in ſeinen ſpätern Jahren in geachteter Stellung und als Nacheiferer der väterlichen Tugenden in ſeiner Nähe zu behalten (nur die Tochter folgte ihrem Gatten in weitere Ferne) und blühende Enkel zu erblicken, die gern des Großvaters Zimmer aufſuchten. Unter ſolchen Verhältniſſen trug er auch wenig Verlangen, außer dem Hauſe Zerſtreuung zu ſuchen. Selbſt Reiſen pflegte er nur ungern zu machen, und es bedurfte langes Zuredens, ehe er ſich entſchloß, zur Stärkung ſeiner Geſundheit eine Badereiſe oder zum Beſuche der Tochter eine Vergnügungsreiſe anzutreten. So hat er wohl nur die Rheingegenden, Böhmen und Schleſien beſucht. Nicht als ob er an der

Natur keinen Genuß gehabt hätte: im Gegentheil, er war ein großer Gartenfreund und der Pflege und Wartung seiner Blumen widmete er in sinnigem Genusse manche Stunde. Es war mehr das Behagen, das er in seiner wohlgeordneten Häuslichkeit fand, seitdem er im J. 1819 das bartels'sche Haus angekauft und allein mit seiner Familie bezogen hatte; das Behagen, das ihn auch gern Freunde um sich versammeln und deren Kreis durch geistreiche Reden und besonders gern durch Mittheilungen aus seinen reichen Erfahrungen beleben und erheitern ließ. Seine Vermögensumstände hatten durch kluge Verwaltung des vom Vater Ererbten sich sehr verbessert, aber er wußte auch von diesen äußeren Gütern einen weisen Gebrauch zu machen. Es ist wohl keine Sammlung zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet, an der er sich, wenn wirkliche Nothstände zu heben waren, nicht mit ansehnlichen Beiträgen betheiligt hätte; es ist Keiner, der in der Noth seine Hülfe in Anspruch nahm, ohne Unterstützung, und was oft mehr werth war, ohne guten Rath geblieben. Ja als ihm eine theure Schwester, die eine große Wohlthäterin der Armen gewesen war, im J. 1829 starb, vereinigte er sich mit der ihm gebliebenen Schwester und zwei nahen Freunden zu einer Stiftung, deren Zinsen zur Unterstützung erwachsener hilfsbedürftiger unverheiratheter Töchter halle'scher Einwohner verwendet werden sollten. Die beiden Geschwister bestimmten dazu 2000 Thlr., der sel. Dürking*) gab sofort 1000 Thlr. und das Doppelte vermachte er in seinem Testamente, ein dritter noch lebender hochgeachteter Mann sicherte einen ansehnlichen Jahresbeitrag zu. Der Segen Gottes hat weiterhin auf diesem Werke wahrhaft christlicher Liebe geruht und der Stiftung weitere Vermächtnisse edler Frauen zugeführt, so daß das Kapital bereits über 7000 Thlr. angewachsen ist. — Auch den francke'schen Stiftungen hat D. im J. 1847 ein Kapital von 950 Thlr. überwiesen mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß der Direktor Dr. Niemeyer nach seinem Belieben darüber verfügen und die Summe entweder auf einmal oder nach und nach verwenden oder auch mit Beibehaltung des Kapitals nur die Zinsen verausgaben könne. Jene Summe stützt sich auf die einfache Berechnung, daß er seit der Anstellung seines Sohnes bei den Stiftungen am 1. April 1843 und seitdem dieser den größten Theil der Geschäfte des Vaters be-

*) Dessen Biogr. s. im 19. Jahrg. des N. Nekr. S. 1103.

sorgt hatte, kein Geld behalten könne, das er nicht verdient habe — ein Beispiel der Gewissenhaftigkeit, die ihn in allen Verhältnissen beseelte. Dieß sichere Rechtsgefühl leitete ihn auch in seinen Urtheilen über Personen und Ereignisse; der sonst milde und ruhige Mann konnte herb und scharf urtheilen, wo er unredliches Verfahren, eigennützige Beweggründe, gemeinen Sinn erkannte und dann hielt er auch sein Urtheil nicht zurück. Mit feinem Scherz und leichtem Spott verstand er zu rügen, wußte aber auch zu ermuntern, wo er gewissenhaftes Streben erkannte. Auf Allem, was er that, auf seiner äußern Erscheinung, auf seinem ganzen Leben lag das Gepräge der Klarheit und der Einfachheit. Jedem Pompe war er abhold; von Ruhmredigkeit fand sich in ihm keine Spur. Die Meisten werden erst aus dieser Skizze erfahren, was der Mann in seinem thätigen Leben vollbracht hat. Wissenschaftlicher Sinn und Freude an der Natur hatte seinen Sinn frisch und sein Herz jung erhalten, auch als die Haare zu bleichen begannen. In weiser Benutzung der Zeit war er ein Muster und darum hatte er auch Zeit für Jeden, der seinen Rath in Anspruch nahm. Wie viele unter uns haben sich in schwieriger Lage an ihn gewendet; er hat nach ruhiger Erwägung aller Verhältnisse gewiß den besten Ausweg gezeigt. Ein wohlgelungenes Bild ist erst nach seinem Tode angefertigt worden.

E.

122. Karl Rottmann,

Maler zu München;

geb. im Jahre 1798, gest. den 7. Juli 1850 *).

Allmälig schmückt der Friedhof sich mit den Namen, die wir als die Zierden und den Stolz von München zu preisen und preisen zu hören gewohnt waren. Der Sarg mit dem vollen Lorbeerkranz, auf den wir so eben eine Hand voll Erde geworfen, schließt die zerfallende Hülle eines der begabtesten und geliebtesten Genien deutscher Kunst ein, eines Menschen licht im Geist, reich im Gemüth und ohne Gleichen in seinem Beruf. Lange vor der Zeit, da er nach menschlicher Berechnung ein Recht an ihr hatte, nahm ihn der Tod dahin. R. war in Handschuhheim bei Heidelberg geboren und lebte seit 1822 in München. Er hat keinen Meister in seiner Kunst gehabt und Beides

*) Augsburger Allg. Zeitung. Beilage 1850. Nr. 197.

ſich ſelbſt geſchaffen: den Weg und das Ziel, zu welchem ihn der Weg führen ſollte. Aber unter den Werken älterer und neuerer Kunſt, bei denen er ſich Raths erholte für ſeine Ausbildung, ſtanden oben an die Landſchaften von St. Pouſſin und J. Koch. Die allgemein verbreitete Anſicht, daß ſich der Landſchaftsmaler nur der Natur hinzugeben, ſie nur nachzubilden brauche, wo und wie er ſie finde, um ſeine Aufgabe zu löſen, konnte ihm nicht genügen. Klar empfand er, daß ſeine Kunſt das Recht der Selbſtſtändigkeit habe, wie jede andere, ja wie die Dichtkunſt, ſobald ſie ſich nur denſelben Bedingungen unterzöge. So wandte er neben dem Studium der Einzelheiten in der Natur ſein Hauptaugenmerk auf die Anordnung, den Bau eines Gemäldes, auf das rhythmiſche Steigen und Fallen der Linien und jede ihrer Bewegungen, auf das harmoniſche Verhältniß der Maſſen unter einander, ſowie auf manchfaltige Gegenſätze und deren Vermittlung. Gegen die Gefahr aber, die ein überwiegendes Formenſtudium mit ſich bringt, nüchtern und kalt zu werden, war R. bewahrt durch ſein Herz, das an ein Seelenleben nicht nur in der Natur, ſondern an jeder Stelle in der Natur glaubte und durch ſein feines Gefühl, das überall den Punkt fand, an welchem die Seele ſich kund giebt; ja er erkannte ſehr bald in der Form nur das Mittel, das Eigenthümliche und Schöne in der Natur faßlicher und eindringlicher darzuſtellen. Ausgerüſtet außerdem mit einem bewundernswürdigen Farbenſinn und großer Leichtigkeit des Schaffens war er berufen, eine der erſten Stellen ſeines Fachs einzunehmen und allgemeine Anerkennung ward ihm früh zu Theil. Allein es ward ihm dazu noch ein Glück beſchieden, das nur wenige Landſchaftsmaler erfahren haben und das nur denkbar iſt, wo ein Freund der Kunſt, wie König Ludwig, mit Scharfblick und Liebe über der vollen Entfaltung jener edelen aber pflegebedürftigen Kräfte wacht, die eine Zeit zu ihrer Freude und ihrem Ruhm und zur Erquickung von Mit- und Nachwelt aus ihrem Schooße gebiert. R. erhielt für ſeine Kunſt eine Lebensaufgabe; nicht einzelne Scenen und Bilder der Natur ohne Bezug und Zuſammenhang ſollte er uns vorführen, ſondern ganze Länder in ihren hervorragendſten Stellen, und dieſe Länder waren die ſchönſten und durch ihre Geſchichte bedeutendſten unſers Erdtheils: Italien und Griechenland. R. hatte bereits in einer Anzahl deutſcher Landſchaften, namentlich aus dem bayer. Hochlande, ſein Talent und ſeine eigenthümliche Richtung

auf poetiſche Charakteriſtik bekundet, als er (1825) nach Italien ging und dort, wo die Natur ſelbſt in ſeinem Sinne gedichtet zu haben ſchien und nur den Kreis der Schönheit durch den Bund von Himmel, Erde und Meer mit manchfachen Denkmalen der Vorzeit beträchtlich erweitert hatte, ſeinem Künſtlercharakter Entſcheidung und Vollendung gab. Zurückgekehrt aus Italien erhielt er von König Ludwig den Auftrag, 28 Anſichten aus jenem Lande, und zwar in den Arkaden des königl. Hofgartens, die als allgemeiner Spaziergang dienen, in Fresko zu malen. Ungeachtet der außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die Freskomalerei gerade für den Landſchaftsmaler hat, löſte R. ſeine Aufgabe auf eine Weiſe, als ob dieſe Technik nur für ihn erfunden worden; und wußte (unter Vermeidung ihrer Nachtheile) ſich ihres Hauptvortheiles, des Lichtes, mit ſo großer Geſchicklichkeit zu bemächtigen, daß man oft bei dieſen Bildern (namentlich von einiger Ferne) in die helle Luft ſelbſt hinaus zu ſehen glaubt. In wenig Jahren war das Werk vollendet und das Bild Italiens von dem engen Felſenthor der Chiuſa zu den lieblichen Gründen um Perugia, der hehren Einſamkeit der Kampagna und der Ruinen Rom's bis zu den entzückenden Meeresbuchten und Inſeln Neapels und den in unvergleichbarem Glanze ſchimmernden Geſtaden Siciliens und Kalabriens vor uns aufgerollt, jede oder faſt jede Stelle in ihrem eigenſten Charakter, in ihren ſprechendſten Zügen wiedergegeben; ein Werk, manchfaltig in allen Theilen, übereinſtimmend im Ganzen durch Größe und Einfachheit in Anordnung, Form und Farbe und durch das durchgehende feine Gefühl für Abſtufungen und Gegenſätze, durch die vorherrſchende, ſonſt nur der Plaſtik eigene Ruhe und vor Allem durch jene klaſſiſche Schlichtheit des Vortrags, von der ſo leicht und ſo ganz irrthümlich Jeder glaubt, ſie ſey leicht und ſtünde auch ihm, wenn er wolle, zu Gebot. Es iſt bekannt, daß König Ludwig ſelbſt epigrammatiſche Diſtichen zu dieſen Bildern dichtete, welche als Ueberſchriften ſie begleiteten, ein dauerndes Denkmal ſeiner dem Künſtler geſchenkten Achtung und Liebe. Nach Italien, das ſo ziemlich die ganze gebildete Welt in Hoffnung oder Erinnerung als Heimath betrachtet, nimmt nach dem Gang unſerer Bildung Griechenland die erſte Stelle ein, das Land des Homer, Phidias, Themiſtokles, Platon und alles Großen in Kunſt und Leben, woran die erwachende Phantaſie und Begeiſterung ſich emporrichtet. Griechenland war nach ſeiner Befreiung in ſehr

nahe Verhältniſſe zum bayer'ſchen Königshauſe getreten. König Ludwig, gewöhnt, die Denktafeln der Geſchichte nicht nur den Hiſtoriographen, ſondern lieber noch der Kunſt in die Hände zu geben, beſchloß zur Erinnerung und Feier jenes bedeutenden Ereigniſſes, bei ſich daheim ein Bild des Landes aufzuſtellen, dem er ſeinen Sohn als König gegeben, und beauftragte R. mit der Arbeit. Und damit man nicht in Zweifel ſey, was Bayern und Griechenland in dieſe enge Verbindung gebracht, ſo wurden jene Stellen für die Bilderfolge ausgewählt, auf welche die Geſchichte die hellſten Strahlen des Ruhmes wirft, wo unſere Vorliebe für Hellas in früher Jugend ſchon ihren Grund gefunden. R. war zu dieſem Zweck 1834 und 1835 in Griechenland, kehrte reich an Studien nach München zurück und gab ſich alsbald an das Werk. Vier und zwanzig große Landſchaften waren herzuſtellen; dießmal nicht al Fresko, und auch die Beſtimmung für die Arkaden des Hofgartens erlitt eine Aenderung, da ſich leider! herausgeſtellt hatte, daß ſie an dieſem Orte vor frevelhafter Beſchädigung nicht ſicher ſeyn würden. Auf eigens zubereiteten Mauergründen, mit einem halb der Enkauſtik, halb der Oelmalerei angehörigen Bindemittel führte R. dieſe Bilder aus, die einen Cyklus der hiſtoriſch-merkwürdigen Punkte des alten Hellas bilden, von Athen, Sparta und Korinth zu Delos und Eleuſis, von den Gewäſſern bei Aegina zu der Ebene von Marathon und zu den Thermopylen. Zugleich tritt R. mit dieſen Bildern auf eine neue Stufe der Entwicklung. Bei der Charakteriſtik der italieniſchen Landſchaften hatte er ſich (obendrein durch die Freskomalerei gezwungen) auf die einfachſten Mittel der Darſtellung beſchränkt; eine Wiederholung deſſelben Syſtems wäre dem lebendig ſchaffenden Geiſte R.'s unerträglich geweſen, zumal da einzelne Stellen: wie Korinth, Eleuſis ꝛc., ihm faſt gar keine maleriſchen Anhaltpunkte boten, während die erwählte Technik (der Oel- und Wachsmalerei) einen unbegrenzten Spielraum für die Farbenwirkung an die Hand gab. Wenn demnach R. früher vornehmlich durch die Form die Eigenthümlichkeit ſeines Gegenſtandes hervorhob, ſo leiſtete er nun zwar keineswegs darauf Verzicht, aber er ſuchte ihre Wirkung weſentlich durch die Stimmung zu verſtärken, die er dem Bilde gab und indem er dieſe Stimmung hauptſächlich von den meteorologiſchen Erſcheinungen, von heiterem oder trübem Himmel, von Sonnen- oder Mondenſchein, von Sturm oder Windſtille, Abend, Morgen oder Mit-

tag ꝛc. herleitete und dazu die wunderbaren oft unglaublichen Luft- und Lichteffekte des Südens mit all' ihrem unendlichen Farbenreichthum verwandte, ward er allmälig auf ein Gebiet der Landschaftsmalerei entrückt, wohin ihn nur die größte Virtuosität folgen könnte, der es leicht würde, wie ihm, die flüchtigsten Momente im Leben der Atmosphäre und ihre Wirkungen auf die Oberfläche der Erde mit ihren manchfaltigen, überraschenden, selbst unerklärlichen Kontrasten aufzufassen und wiederzugeben. Nicht Griechenland allein, nein, die Natur überhaupt sieht in dieser Bilderfolge ihre seltensten Feierstunden verherrlicht und die Kunst wird sie unter ihre schönsten Triumphe zählen, errungen im Wetteifer mit der Natur, theilweis freilich an den äußersten Grenzen des ihr angewiesenen Kampfplatzes. Um diese Werke mit der ganzen ihnen innewohnenden Kraft auf das Auge des Beschauers wirken zu lassen, erwiesen sich die gewöhnlichen Vorkehrungen bei Aufstellung von Gemälden als unzureichend und ein eigener Saal mit besonders kunstreich konstruirter Beleuchtung von oben (wobei alles Licht nur die Bilder, keines den Beschauer trifft) ward, aus Auftrag des Königs, in der neuen Pinakothek dafür errichtet. Einem andern Orte sey es vorbehalten, von dem Werthe und Inhalt dieser Werke ausführlich zu sprechen; nur das sey gesagt, daß Bilder von gleich erhabener Schönheit und poetischer Kraft, wie den „Meerbusen von Aulis" und das „Schlachtfeld von Marathon" die Landschaftsmalerei gewiß nicht aufzuweisen hat. R. hatte so eben das letzte dieser 24 Bilder aus Griechenland beendet und das Haus, in welchem er sie (größtentheils) gemalt — weil es abgetragen wurde — verlassen, als er sich auf's Krankenbett legen mußte, um nie mehr aufzustehen. — Groß und unerreicht steht R. in seinen Kunstschöpfungen da, aber auch in den Beziehungen des Lebens nahm er die gleiche Höhe ein. Wenige Menschen sind so allgeliebt, als R. es war. Vielseitige Bildung, Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, theilnehmende Beachtung jedes ernsten Bestrebens, rücksichtsvolle Behandlung der Schwachen, Milde und Gleichmäßigkeit des Urtheils, Bereitwilligkeit zu fördern und zu helfen, gewannen und sicherten ihm die allgemeine Achtung und sein jugendwarmes, der Liebe und Freundschaft stets offnes Herz zogen Jeden, der in seine Nähe kam, unwiderstehlich zu ihm hin. Wer aber, der ihm nahe stand, kann an ihn denken, ohne an den Reichthum seiner geselligen Tugenden sich zu erinnern, an die liebens-

würdigen Formen des Umgangs, an die Unerschöpflichkeit seiner Erzählungen, Erfahrungen, Beobachtungen und die eigenthümliche Einfachheit und plastische Ruhe seines Vortrags! Mehr aber als durch alles Dieß, glänzt er durch die Biederkeit seines Charakters, durch die Offenheit seines Herzens, in dem nichts Verstecktes war, als etwa der Wunsch, eine unverhoffte Freude zu bereiten, und durch die Treue seiner Liebe. Unter dem furchtbaren Toben eines Gewittersturms ward seine entseelte Hülle zum Friedhof gebracht.

* 123. Hieronymus Heinrich von Roques,

kurhess. Oberstlieutenant, Ritter des kurfürstl. Hausordens vom goldenen Löwen und des königl. preuß. Adlerordens 3. Klasse, zu Kassel;

geb. den 13. Okt. 1795, gest. den 8. Juli 1850.

Aus einer durch das Edikt von Nantes aus Frankreich vertriebenen protestantischen Familie stammend, die sich erst in der Schweiz, dann in Hessen niedergelassen, trat der Verewigte, welcher zu Frankenhain geboren war, sehr früh, in seinem 15. Jahre, in den Kriegsdienst, und zwar am 10. Mai 1810 in das damalige 6. westphälische Infanterieregiment, avancirte im Juli 1811 zum Fourier, am 30. Jan. 1812 zum Sergeanten, wurde im September desselben Jahres zum Gardefüsilier-Regiment versetzt und avancirte darin im Oktober zum Sergeantmajor, als welcher er den Feldzug in Sachsen mitmachte. Im März 1813 wurde er Unterlieutenant und focht in der Schlacht bei Leipzig mit. Als bald darauf aber die westphälische Armee aufgelöst wurde, trat er in preuß. Dienste, und zwar in das neuerrichtete 1ste magdeburger Infanterieregiment als Sekondlieutenant und Regimentsadjutant, wurde, als dasselbe im December desselben Jahres wieder aufgelöst wurde, zu einer freiwilligen Jägerkompagnie nach Heiligenstadt kommandirt, nahm jedoch schon im J. 1814 den Abschied aus königl. preuß. Dienste, um als Sekondlieutenant und Adjutant in das kurhess. Regiment Kurfürst einzutreten, mit welchem er die Feldzüge von 1814 und 1815 mitmachte. Im erstern Jahre war er mit bei der Blokade von Thionville und Metz, im folgenden bei der Belagerung von Mezières und Givet. Im Mai 1821 wurde er zum Leibregiment versetzt und avancirte darin zum Premierlieutenant. Im J. 1826 wurde er Regimentsadjutant, 1833 im Oktober Kapitän. Im Februar

1840 dem Kriegsministerium als Referent beigegeben, rückte er im Oktober desselben Jahres zum Major, 1847 zum Oberstlieutenant auf. Er verwaltete seitdem mehere Male auftragsweise das Kriegsministerium, bis er endlich im letztverflossenen Jahre (1849) zum provisorischen Vorstande des Kriegsministerium ernannt wurde, in welcher Stellung er bis zum Eintritt des berüchtigten Ministerium Hassenpflug verblieb, und dann als Stabsofficier wieder in's Garderegiment trat. Er war ein einfacher, gerader und biederer Charakter, der tiefes Gefühl für Recht, Liebe zu seinem Beruf und seinem Vaterland, eine unermüdliche und fruchtbringende Geschäftswirksamkeit und eine seltene Herzensgüte besaß, so daß sein, durch eine Erkältung herbeigeführter früher Tod nicht allein seinen Hinterbliebenen (er hinterläßt eine trauernde Wittwe und 6 Kinder), sondern auch seinen Waffengefährten und allen Denen, die seine Verdienste, seine opferbringende, patriotische Gesinnung und ehrenhafte Handlungsweise zu schätzen vermögen, schmerzlich war. Sein Andenken aber wird im Herzen Derer bewahrt bleiben, die Zeugen seiner in allen Lagen seines Lebens bewährten Berufstreue waren.

β.

124. Joseph Ignaz Imfeld,

kathol. Pfarrer zu Lungern (Kanton Unterwalden);

geb. den 9. Nov. 1771, gest. den 8. Juli 1850*).

Geboren zu Sarnen, widmete er sich seinem höhern Studium auf der damals rühmlichst bekannten höhern Lehranstalt zu Solothurn und vollendete sie in dem Institute des h. Karl Borromäus in Mailand. Im J. 1799 wurde er von der Verwaltungskommission in Zug als Pfarrer nach Lungern gewählt und verwaltete also diese Pfarrei 51 Jahre lang und zwar mit klugem Eifer und höchst wohlthätiger Wirksamkeit. Er wurde mit Recht unter die gelehrtesten Seelsorger des Landes gezählt und genoß wohlverdiente allgemeine Hochachtung. Er war im vollen Sinne des Wortes der Vater seiner Gemeinde und viele Stürme sind über ihn hingegangen! Am 10. Juli fand sein Leichenbegängniß Statt. Seine dankbaren Pfarrkinder strömten von Berg und Thal in Menge zusammen, um die sterbliche Hülle ihres geliebten Seelsorgers mit

*) Kirchenzeitung für die kath. Schweiz. Jahrg. 1850.

Thränen kindlicher Liebe zum Grabe zu geleiten. Die Leichenrede hielt Jos. Imfeld, Pfarrer von Sarnen und bisch. Kommissär, über die Worte des h. Paulus an die Hebräer: „Gedenket euerer Vorsteher, welche euch das Wort Gottes verkündet haben; blicket hin auf den Ausgang ihres Wandels und folget nach ihrem Glauben.“ Mit Hinweisung auf das Leben und Wirken des Hingeschiedenen zeigte er seinen zurückgelassenen Pfarrkindern, wie würdig der verblichene Seelsorger ihres christlich-frommen Andenkens sey, und forderte sie auf, ihm dieses Andenken zu widmen durch Bewahrung des Glaubens, den er ihnen verkündet, durch Befolgung der Lehren, die er ihnen so oft an's Herz gelegt, und durch Gebet für den Frieden und die Ruhe seiner hingeschiedenen Seele.

* 125. Dr. Johann August Wilhelm Neander,

Oberkonsistorialrath und Professor der Theologie an der Universität zu Berlin;

geb. den 16. Jan. 1789, gest. den 14. Juli 1850.

Es ist ein in mehrfacher Hinsicht seltnes Leben, zu dessen ernster Beschauung der Heimgang dieses Vollendeten uns veranlaßt; fast sind wir versucht, dasselbe als die konkret gewordene Idee des Reiches Gottes in dieser Persönlichkeit zu bezeichnen, wenn das nicht allzu mystisch klänge. Von Geburt ein Israelit hatte er, mit dem innern Zeugnisse von der Wahrheit des Christenthums, den Boden des neuen Jerusalem betreten; auch nicht die leiseste irdische Rücksicht hatte die Bekehrung des siebenzehnjährigen Jünglings bestimmt und, geläutert von allen angebornen und anerzogenen jüdischen Vorurtheilen durch die Taufe, war sein Inneres in Christum verklärt. Dieser specifisch christliche Habitus seines Wesens theilte sich allen seinen gelehrten Forschungen und ihren Früchten, seinen Werken mit und verlieh seiner Persönlichkeit eine Anziehungskraft, wie sie selten wohl sonst an der eines akademischen Lehrers gefunden werden mag. Wir werden dieß Alles im Einzelnen nachzuweisen uns zur Aufgabe machen. — N. war, wie wir schon angedeutet haben, von jüdischen Aeltern zu Göttingen geboren, verlebte aber den größten Theil seiner reifern Jugend zu Hamburg. Der körperlich schwächliche Knabe, welcher zu einem Geschäfte mit leiblicher Kraftanstrengung augenscheinlich als unfähig erkannt werden mußte, zeigte durch ein frühes Her-

vortreten geiſtigen Vermögens den Seinigen die Beſtimmung, zu der er befähigt war. Die äußeren Verhältniſſe ſtimmten dazu. In Gurlitt, der damals das Johanneum, dieſe berühmte Gelehrtenſchule Hamburg's, leitete, fand der talentvolle, fleißige und ſittlich reine Knabe einen wohlwollenden Führer. Hier ſchon gingen ihm die Augen auf, nicht blos für die Schätze des klaſſiſchen Alterthums, ſondern auch für die eigene innere Welt; er fand die Erleuchtung durch das Chriſtenthum für daſſelbe. Insbeſondere waren es die „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern", welche ſein Nachdenken aufgeregt hatten. In dem letzten Jahre ſeines dortigen Aufenthaltes fügte er zur Erkenntniß der Wahrheit auch das öffentliche Bekenntniß: er ward durch die Taufe ein Chriſt. So lebendig aber brannte in ihm der Eifer für ſein neues Leben in Chriſto, daß er nur in dem Studium der chriſtl. Theologie das Ziel ſeines Strebens finden zu können glaubte. Er begann ſeine akademiſchen Studien in Halle im Jahr 1806; doch nöthigten ihn die Nachwirkungen der Unfälle, welche die dortige Univerſität im Laufe des Krieges getroffen hatten, ſie mit Göttingen zu vertauſchen. Hier war es der ehrwürdige Planck*), an den ſich N. mit inniger Verehrung anſchloß, der ſeinen Studien die Sonderrichtung gab, dem er in liebender Dankbarkeit bis in die ſpäteſte Zeit anhing und bei deſſen Tode er ſeiner tiefen Pietät gegen den theuern Lehrer Zeichen und Ausdruck gab. Der praktiſchen Theologie ſich zuzuwenden, war für ihn Unmöglichkeit, Theils weil er fürchtete, durch ſeine Geburt irgend einen Anſtoß zu erregen, Theils weil ſeine Körperbeſchaffenheit ihm ſelbſt Bedenken erregte, Theils weil er ſich zur einſtigen akademiſchen Wirkſamkeit vorzugsweiſe berufen glaubte. In dieſer Periode fühlte er ſich beſonders von dem Geiſte der Brüdergemeinde angezogen; ein Anhauch des wahren Pietismus, der innigen Frömmigkeit, die mit Formen und Formeln nichts zu thun hat, blieb ihm auch das ganze Leben hindurch. Die erwählte Laufbahn eröffnete ſich ihm zu Heidelberg, wohin er nach einem flüchtigen Aufenthalte im Kreiſe der Seinigen zu Hamburg im J. 1811 ſich wendete und als Privatdocent mit Vertheidigung ſeiner kernhaften Diſſertation: De fidei gnoseosque idea et ea, qua ad se invicem atque ad philosophiam referatur, ratione; sec. mentem Clementis Alex. (Heidelb. 1811) habilitirte. Die

*) Deſſen Biogr. ſ. im 9. Jahrg d. N. Nekr. S. 837.

ſchon im folgenden Jahre 1812 erfolgte Ernennung zum außerordentlichen Profeſſor rechtfertigte er durch die nach Inhalt und Form eben ſo urſprüngliche als gehaltvolle Schrift: Ueber den Kaiſer Julian und ſein Zeitalter. (Ebdſ. 1812.) Mit ſeinem zweiten Werke, welches dem erſten in keiner Weiſe nachſteht: Der heil. Bernhard und ſein Zeitalter. (Berl. 1813. 2. Aufl. 1848) gab er die beſondere geiſtige Richtung kund, welche er verfolgen werde. Darin liegt zunächſt für die äußere Form der Kirchengeſchichte ein wichtiges Moment. Durch ſeine monographiſche Behandlung bedeutender Perſönlichkeiten oder wichtiger Zeitabſchnitte führte er für Alle, welche ihm folgen wollten, die Nothwendigkeit eines noch tieferen Quellenſtudium, pſychologiſcher Auffaſſung ihres Gegenſtandes, Herausſtellung des religiöſen Elementes aus den Thatſachen und der kongruenten erbauenden Form herbei. Er hatte Nachfolger und kann demnach gewiſſermaaßen als der Vermittler dieſer kirchengeſchichtlichen Darſtellung angeſehen werden. Bevor er jedoch dieſes zweite Werk vollendete, war in ſeinem äußeren Leben bereits ein bedeutender Wechſel eingetreten. Schleiermacher*), dem Alles daran lag, die neu gegründete Univerſität Berlin zum Brennpunkte evangeliſcher Theologie zu erheben, zog die edlen Kräfte, welche zu Heidelberg wirkten, in ſeine Nähe. Schon waren de Wette**) und Marheineke***) dem Rufe dorthin gefolgt, als auch N. im J. 1813 in ihren Kreis trat. Es iſt bekannt, wie Jeder dieſer ausgezeichneten Männer für die chriſtliche Wiſſenſchaft und doch Jeder in verſchiedener Richtung wirkte; ſie hatten verſchiedene Ausgangspunkte, wandelten verſchiedene Bahnen, fanden ſich aber alle vereinigt für Ein Ziel. Außer hiſtoriſcher Theologie las N. auch Exegeſe. Von ſeinem erſten Auftreten an wandte ſich ihm eine Theilnahme zu, die fort und fort geſtiegen iſt. Die Fülle ſeiner außerordentlichen Gelehrſamkeit in göttlichen und menſchlichen Dingen that es nicht allein; ſie war geweiht von einer Frömmigkeit, die allen Hörern an das Herz ging, und indem ſie die Geiſter in hohem Grade befriedigte, feſſelte ſie zugleich die Gemüther; man hörte es jedem Vortrage dieſes Chriſtuslehrers an, daß er nicht darauf ausging, ſeine Schüler mit den Schätzen ſelbſt erlernter objektiver Wahrheiten zu be-

*) Deſſen Biogr. ſ. im 12. Jahrg. d. N. Nekr. S. 125.
**) — — — — — 27. — — — — — S. 427.
***) — — — — — 24. — — — — — S. 346.

reichern; er gab sein Eigenstes, weil die Wahrheit sein Leben geworden war und jeder seiner Gedanken in Christo wurzelte. So sprechen noch jetzt die im Dienste der Kirche Ergrauten mit tiefer Rührung und hoher Begeisterung von seinen Vorlesungen über das Evangelium des Johannes, die er im Anfange der Zwanziger Jahre hielt. — Fast schien es, als ob seine schriftstellerische Thätigkeit von der Bahn ablenken wolle, welche er sich zuerst erwählt hatte. Die „Genetische Entwicklung der vornehmsten gnostischen Systeme" (Berl. 1818) gehörte mehr der Dogmengeschichte, als der eigentlichen Kirchengeschichte an. Allein auch hier beleuchtet sein den Stoff völlig beherrschender Geist neben lichtheller Darstellung des Dogma auch die äußeren Zustände und Verhältnisse der Kirche. Drei Jahre später kehrte er jedoch zu der ihm eigenthümlichen monographischen Thätigkeit zurück und gab in seinem: „Der h. Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orients, in dessen Zeitalter". 2 Bde. (Ebds. 1822. 3. Aufl. 1848) ein geistreiches, lebenvolles Bild des gewaltigen Redners und der kirchlichen Zustände jener Zeit in dem oströmischen Kaiserreiche. In gelehrter Durchdringung des Gegenstandes und in ansprechender Form suchte N. in den „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthumes und des christl. Lebens." 3 Bde. (Ebds. 1822. 2. Aufl. 1825—27. 3. Aufl. 1845 f.), welche auch in das Französ. übersetzt wurden, den gewichtigsten Inhalt der älteren Kirchengeschichte auch für Diejenigen zum Segen zu machen, welche, gebildeten Geistes, ohne theologische Vorstudien gemacht zu haben, für die große Sache des Christenthumes erwärmt werden sollten. Es sind in der That goldene Aepfel in silbernen Schalen. Ihnen folgte drei Jahre darauf der inhaltschwere „Antignostikus, Geist des Tertullianus und Einleit. in dessen Schriften. (Ebds. 1825. 2. Aufl. 1849.) Alle diese Werke, gewissermaaßen Episoden des großen geschichtlichen Drama, waren nur Vorläufer der „Allgemeinen Geschichte der christl. Religion u. Kirche". 5 Bde. in 10 Abtheilung. (Hamb. 1825 ff. 2. Aufl. 1842). In ausführlicher Darstellung schildert die „Geschichte der Pflanzung und Leitung der christl. Kirche durch die Apostel". 2 Bde. (Ebds. 1832. 4. Aufl. 1842) die Wirksamkeit des Paulus, sowie das Leben und die Schriften des Petrus und Jakobus; in dem „Leben Jesu in seinem geschichtl. Zusammenhange (Ebds 1837. 4. Aufl. 1835) stellt er den göttlichen Meister selbst mit eben so viel Scharfsinn als inniger Pietät dar. Indem wir der

Zusammenstellung kleinerer aber inhaltreicher Arbeiten, von denen die meisten ursprünglich Programme für die Feier der berliner Bibelgesellschaften und akademische Festlichkeiten waren, unter dem Titel: „Kleine Gelegenheitsschriften praktisch christlicher, vornemlich exegetischen und historischen Inhalts (Berl. 1829. 3. Aufl. 1848) nur flüchtig gedenken, gestatten wir uns ein Wort über N. als Kirchenhistoriker. Wenn er mit den besten Forschern der geschichtlichen Erscheinung des Christenthums, wie es in die Weltgeschicke verflochten war und auf diese einwirkte, das tiefe Studium der Urkunden theilte und Ursache und Wirkung zu einem pragmatischen Ganzen zu verknüpfen verstand, so unterschied er sich von Allen wesentlich dadurch, daß er, nach seinem eigenen Bekenntnisse, auch in ihr das erbauliche Element hervorzuheben sich bemühte. Ihm war die Kirchengeschichte vornemlich die fortgehende Offenbarung des Rathschlusses Gottes in Christo. Er fand diese nicht blos in den Siegen des Evangelium, nicht blos auf Seite der entschiedenen Freunde desselben; auch in den Verfolgungen und wo irgend eine Regung christlichen Lebens sich kund gab, da achtete er die Keime der, wenn auch verborgenen, Entwickelung nach oben hin. Es konnte nicht fehlen, daß man dem sonst freisinnigen Forscher auf dem weiten Gebiete der Theologie gegnerischer Seits gerade dieses erbauliche oder, wie man es wohl auch gescholten hat, pietistische Element zum Vorwurfe machte. Aber seltsam! Auch in ihren Angriffen bewiesen die Gegner ihm mehr als jedem Andern eine Milde und Schonung, weil sie die Gesinnung ehren mußten, dieses ächt christlich-fromme Gemüth, das jeder seiner schriftlichen und mündlichen Darstellungen ein wunderbar gewinnendes Gepräge aufdrückte und jeder Gehässigkeit von vornherein die verwundende Spitze abbrach. Mochte er ein Urtheil über Häretiker älterer Zeit zu fällen haben, oder die ihm widerstrebenden Behauptungen diametral entgegengesetzter Persönlichkeiten aus seiner Zeit zu beleuchten sich gedrungen fühlen: überall und immer leitete ihn der Geist der Milde und er selbst hatte im ungünstigsten Falle selbst eine Entschuldigung bereit. Nur nach einer Seite hin hat er mit Entschiedenheit, ja, wir können sagen, mit Schroffheit sein Urtheil ausgesprochen. Wo er auch immer der neuesten spekulativen Philosophie und der aus ihren Principien abgeleiteten Theologie begegnete, zeigte er frei und offen, daß sie ihm widerwärtig sey, mag nun der Grund in seiner entschiedenen Hingebung an die realistische Phi-

loſophie, wie er ſie früher in ſich aufgenommen, oder in der Beunruhigung ſeines frommen Innern, das von dem Poſitiven ſich nimmer trennen konnte, möglicher Konſequenzen halber zu ſuchen ſeyn. — N. war ſtets Einer und Derſelbe; daſſelbe ſeinem Herrn und Meiſter hingegebene, von dieſem durchdrungene Gemüth, wie es in den Leiſtungen des Schriftſtellers zu Tage tritt, gab ſich auch in den Vorleſungen des akademiſchen Lehrers kund. Damit gewann er eine wunderbare Gewalt über die Herzen der Jünglinge, die zu ſeinen Füßen ſaßen; ja weit über die Grenzen des Kreiſes hinaus, in welchem ſeine Perſönlichkeit waltete, hin in Amt und Leben begleitete die Verehrung und Anhänglichkeit an den theuern Lehrer die einſtigen Schüler. Man hat nicht mit Unrecht in ſeinem Weſen und in ſeinem Verhältniſſe zu ſeinen Schülern eine Erinnerung an den geiſtigen Verkehr gefunden, in welchem einſt im 16. Jahrhunderte die Studenten zu den Lehrern der Hochſchule zu Wittenberg ſtanden. Insbeſondere mochte dieß der Fall mit den Genoſſen des theol. Seminars ſeyn, dem er eine lange Reihe von Jahren mit ſeltener Hingebung vorſtand. Seine Thätigkeit im Oberkonſiſtorium beſchränkte ſich zumeiſt auf ſeine Theilnahme an den Kandidatenprüfungen, die er mit eben ſo großer Strenge als Humanität vollzog. — Für den überaus thätigen Mann, den weder Unwohlſeyn noch Ungunſt der Witterung, noch ſonſt ein dringlicher aber doch zu beſeitigender Grund zur Aufgabe auch nur einer ſeiner Vorleſungen bewegen konnte, mußte die Abnahme ſeines Augenlichtes zur ſchweren Prüfung werden. Aber der Mann, der ein Leben voll körperlicher Leiden als Chriſt im Glauben getragen hatte, trug auch dieſen Mangel mit frommer Hingebung. Zu dieſem Augenleiden hatten ſich häufiger widerkehrende Gichtanfälle eingefunden. Scheinbar vereinſamt am Abende ſeines Lebens war er doch nicht allein. Freilich hatte er die Seinen ſämmtlich durch den Tod verloren und nur eine liebevolle Schweſter war ihm als treuer Beiſtand zur Seite geblieben; aber dankbare Schüler umdrängten ihn und waren allzeit bereit zu Dienſten der Liebe. Doch auch ihm war ein irdiſches Ziel geſetzt. Schon am 8. Juli zeigten ſich die Symptome der im Annahen begriffenen heftigen Brechruhr; eine allgemeine Mattigkeit überfiel ihn während einer Vorleſung, ſo daß er, nachdem er ſie mit der gewaltigen Kraft ſeines Geiſtes bis zum Ablauf der Stunde überwunden, nur mit Hilfe ſeiner Zuhörer das Katheder verlaſſen konnte und todesmüde

in seiner Wohnung ankam. Noch hatte er keine Rast. Nach kurzem Mittagsschlummer diktirte er mit größter Anstrengung drei Stunden lang an seiner Kirchengeschichte und ließ sich dann aus Ritter's „Palästina" vorlesen, bis Abends 7 Uhr die steigende Krankheit sich unabweislich geltend machte. Was Montag begonnen hatte, setzte sich im Laufe der Woche in steten Wechsel zwischen Besser und Schlimmer fort. Immer brach der ungestüme Drang nach Thätigkeit in dem Todtkranken hervor und selbst in den letzten Stunden tiefer körperlicher Erschöpfung bewegte sich der Geist in seinen Phantasieen auf amtlichem Gebiete, bei den Werken der Wissenschaft, im Kreise seiner Schüler. Nach einem vierstündigen Schlafe, während dessen alle körperlichen Schmerzen verschwunden zu seyn schienen, verkündete der immer leiser werdende Athemzug, daß die Stunde gekommen sey, in welcher der treue Jünger des Herrn zu seinem Meister gerufen werde. In feierlichster Weise fand sein Begräbniß Statt. Der Oberhofprediger Dr. Strauß hielt die Rede im Sterbehause, Pastor Dr. Krummacher am Grabe und der Kollege des Verewigten, Dr. Nitzsch, feierte an demselben Tage das Gedächtniß des Gerechten im Kreise der studirenden Jugend in der Aula der Universität. N. hat sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt durch seine Werke, von denen bereits eine neue Ausgabe vorbereitet wird; er hat seinen Namen eingezeichnet in die Herzen Aller, welche diese reine, fromme, kindliche Seele je erkannt haben. Und so sprechen wir mit dem letztgenannten Redner: „In der „Kraft der Dankbarkeit weiset die Sehnsucht uns dahin, „wo er uns geblieben ist und uns bleibt, wo das Ueber„kommene von ihm, seine Werke, vor Allem sein Bei„spiel und gesegnetes Andenken genossen und im Genusse „mitgetheilt, ausgebeutet und hundertfältig dargereicht „werden wollen. Er steht vor uns noch dem Manne gleich, „der von einer Nachtwache zur andern nach dem Aufgang „aus der Höhe spähet! Wir sehen ihn noch, wie in ihm „der Spruch uns wahr wurde: Suchet was droben ist, „nicht was auf Erden ist. Und wer ist unter uns, wel„cher Jüngling, welcher Mann, welcher Berufene zu „edlen Zielen, dem es nicht noth wäre, wahre Größe in's „Auge zu fassen und es bestätigt zu sehen, daß Größe in „Einfalt und Demuth wurzelt."

B. Hain.

* 126. Christian Siry,

königl. bayer. Oberpostmeister, Inhaber des Veteranen-Feldzeichens und der für den Befreiungskrieg gegen Frankreich gegebenen Denkzeichen, zu München;

geb. den 17. Juli 1789, gest. den 14. Juli 1850.

S. war als der Sohn eines kurtrier'schen Hofarztes zu Koblenz geboren. Er war bereits als kurfürstlicher Stallmeister angestellt, als ihn seine Vorliebe zum Militär in die Reihen der bayer'schen Armee führte. Im Jahr 1809 trat er freiwillig in das damalige 13. später 11. Infanterieregiment, wurde am 4. Sept. 1809 zum Junker befördert und rückte während des Feldzugs von 1812 zum Unterlieutenant und nach seiner 1814 erfolgten Versetzung zum Grenadier-Garde-Regiment im J. 1815 zum Oberlieutenant auf. Nachdem er dem Feldzug von 1809 in Oesterreich und Tyrol beigewohnt, auch im russischen Kriege 1812, während der vielen Kämpfe in der Umgegend von Polotzk und später auf dem Rückzuge, namentlich aber auch bei der Belagerung von Thorn im J. 1813 als Platz-Adjutant sich durch muthvolles Benehmen und rastlose Thätigkeit ausgezeichnet hatte, wurde er in dem französischen Feldzuge von 1813 und 1814 als Regiments- und Brigade-Adjutant vielfach verwundet, fand aber auch namentlich in den Treffen bei Brienne, Arcis und Bar-sur-Aube oft Gelegenheit, sich als tapferer und intelligenter Militär zu bewähren. Als nach dem Frieden den jüngeren Officieren sich wenig Aussicht bot, trat Siry in den Civildienst über, ward am 1. Okt. 1819 als Oberpostamts-Revisor nach Speyer, am 31. Dec. 1826 zum Oberpostamts-Verwalter, 1. Juli 1830 zum dortigen Postmeister ernannt, bis am 4. Jan. 1850 seine Beförderung zum Oberpostmeister in München erfolgte. Wie er als Officier gethan, so erfüllte S. auch als Civil-Staatsdiener seine Pflicht. Während seiner langjährigen Amtsführung in der Pfalz hatte er Gelegenheit gefunden, eben so dem Staate durch Vermehrung der Verkehrmittel und der Einnahmen, als dem Publikum durch Verbesserung des Postwesens wesentliche Dienste zu leisten. Zugleich war er auf die aufopferndeste und uneigennützigste Weise bestrebt, in der schwierigsten Zeit von 1830—1832, 1840—1841 u. 1848—1849 durch das Beispiel seiner unerschütterlichen Treue und Anhänglichkeit an das Königshaus von Bayern und strengen Pflichterfüllung auch außerhalb seines Ge-

ſchäftsbereichs, die Sache des Vaterlandes und der geſetzlichen Ordnung zu fördern. Aber auch nicht leicht hat ein bayer'ſcher Beamteter in der Rheinpfalz ſich von allen Parteien die allgemeine Anerkennung ſeines Werthes und wohlthätigen Einfluſſes, von den Beſten des Landes die Liebe, Achtung und Vertrauen in ſo hohem Grade erworben, als Siry. Durch verläſſige Verbindungen und eigene Wahrnehmung von allen Bewegungen und Zuſtänden in den umliegenden Nachbarländern und im eigenen Lande genau unterrichtet, war er im Stande, bei großen militäriſchen Anordnungen auch ſeine nützlichen Rathſchläge zu geben, die von den ihm freundlich geſinnten bayer'ſchen Generälen oftmals beachtet wurden. Nur der Umſturzpartei war er ein Hinderniß, und als es im J. 1849 in der Pfalz zum offenen Aufſtande kam, mußte S., der entweder zur Eidesleiſtung auf die deutſche Reichsverfaſſung gezwungen, oder gewaltſam von ſeinem Amte entfernt werden ſollte, der Gewalt weichen und im dieſſeitigen Bayern die Wiederherſtellung der geſetzlichen Ordnung in jener Provinz abwarten. Obgleich bald wieder auf ſeinen Poſten zurückgekehrt und durch kurz darauf erfolgte Beförderung als Oberpoſtmeiſter in München belohnt, war er dennoch von den Erlebniſſen der letzten Jahre, welche zu ſeinen Geſinnungen und Ueberzeugungen ſo ſchroffe Gegenſätze bildeten, moraliſch und phyſiſch um ſo tiefer verletzt, als zugleich ein älteres Leiden, welches von einer im Felde erhaltenen Wunde ſeinen Urſprung hatte, dazu trat und ſeinem Leben nach einem dreimonatlichen Krankenlager ein Ziel ſetzte. S. war das Vorbild eines rechten Ehrenmannes: muthig, entſchloſſen und ausdauernd als Soldat, gewiſſenhaft, treu und redlich als Beamteter, aufopfernd als Patriot, bieder, offen und theilnehmend als Freund und als Ehegatte und Familienvater eben ſo liebevoll, als ſtreng religiös in Erfüllung ſeiner Pflichten. Er hinterläßt aus erſter Ehe zwei bereits im Staatsdienſte vortheilhaft angeſtellte Söhne, und in zweiter Ehe eine hochachtbare Wittwe mit zwei minderjährigen Söhnen.

Kontrole. Durch den Entwurf eines Erſparungsſyſtems legte er den Grund zu einem Tilgungsfonds der Staatsſchuld. Zweckmäßige Maaßregeln traf er auch zur Vermehrung des Landeskredits und zur Erleichterung drückender Steuern, unter denen damals der ärmere Theil der Bewohner Würtembergs ſeufzte. Durch Einführung des Etatsweſens und Verbeſſerung des Rechnungsweſens machte er die Landesverwaltung wohlfeiler und überſichtlicher. Unter den zahlloſen Hinderniſſen, mit denen er bei ſeinem raſtloſen Eifer für das Gemeinwohl zu kämpfen hatte, dünkte ihm keins zu groß, um es nicht durch ausdauernde Beharrlichkeit überwinden zu können. In einen wichtigen und ſeinen Fähigkeiten entſprechenden Wirkungskreis trat W., als er am 19. Nov. 1809 zum Präſidenten der Oberregierung ernannt ward. Von dieſem Poſten verdrängte ihn indeß bald wieder die Auflöſung jenes Kollegium durch die unter der franzöſiſchen Herrſchaft eingeführte Departementsverwaltung, der er vergebens entgegengearbeitet hatte. Eine ihm angetragene Landvoigtsſtelle lehnte er ab. Der König ernannte ihn am 5. Sept. 1811 zum Präſidenten des Obertribunals in Tübingen. Ihm ward zugleich die Kuratorſtelle auf der dortigen Univerſität und die obere Leitung des Studienraths in Stuttgart übertragen. Die Vielſeitigkeit ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung harmonirte mit dem in Tübingen herrſchenden Geiſte. Dort bot ſich ihm auch mehrfache Gelegenheit, ſich mit der Pädagogik zu beſchäftigen. Das Erziehungsfach war von jeher für ihn von hohem Intereſſe und die Jugendbildung ein Gegenſtand geweſen, mit dem er ſich oft in ſeinen Erholungsſtunden beſchäftigt hatte. Er war in Tübingen recht eigentlich an ſeinem Platze. Seine Gaſtfreundſchaft öffnete ſein Haus den ausgezeichnetſten Männern. Einen wohlthätigen Einfluß übte er auf die Studirenden. Er unterſtützte ſie durch ſeinen Rath und leitete ihre Studien. Sein reger Geiſt theilte das wiſſenſchaftliche Streben der Jugend. Sie fand in ihm einen wohlwollenden Freund, der gern in ihren Kreiſen verweilte und von ihren Vergnügungen und Ergötzlichkeiten ſich nicht ausſchloß. In ſittlicher Hinſicht wirkte er beſonders wohlthätig ein auf den unter den Studirenden herrſchenden Geiſt. Er ſaß mitten unter ihnen in dem Auditorium ſeines Freundes, des Profeſſors Eſchenmeyer, und in andern Kollegien. An den Feſten, die er oft in ſeinem Hauſe veranſtaltete, durften alle Studirende Theil nehmen, die ſich in geiſtiger und ſittlicher Hinſicht Anſprüche auf ſeine

Achtung erworben hatten. Seinen dreijährigen Aufenthalt in Tübingen hielt er für die glücklichste Zeit seines Lebens. In spätern Jahren äußerte er selbst über diese Periode: „Ein erhebender Wirkungskreis, ein ungetrübtes Geschäftsverhältniß, erprobte Mitarbeiter, Zeit und Gelegenheit für eigene wissenschaftliche Fortbildung und Freunde, deren Wohlwollen und Treue über jene Zeit hinaus dauerten und sich noch heute bewähren, was konnte ich Glücklicheres wünschen und verlangen?“ — An dem Streit, der im März 1815 sich zwischen König Friedrich und den Anhängern der alten würtemberg'schen Verfassung erhob, die durch eine neue verdrängt worden war, nahm W. um so lebhaftern Antheil, da er längst mit einigen seiner Freunde, besonders mit Georgi*) und Lenepp die Ueberzeugung getheilt hatte, daß der Regierungsantritt des Kronprinzen dem Lande zu einer trefflichen Konstitution verhelfen werde. Seine Ansichten veröffentlichte W. in der von ihm herausgegebenen Schrift: Die Idee der Staatsverfassung in ihrer Anwendung auf Würtembergs alte Landesverfassung und den Entwurf zu deren Erneuerung. Diese Schrift erregte große Sensation. Von den altgläubigen Ständen, wie von dem Monarchen selbst, ward sie lebhaft gemißbilligt. W. war, als sein Werk die Presse verlassen, so eben von einer Reise in's Ausland nach Stuttgart zurückgekehrt. Bei der lebhaften Bewegung, die er dort fand, erwartete er nichts weniger, als zu ernster Verantwortung gezogen zu werden. Um so überraschender war es für ihn, als er im Oktober 1815 zum Mitgliede einer niedergesetzten Kommission ernannt war, welche die Verfassungsangelegenheiten berathen sollte. W. stellte 14 Artikel auf, die einer neuen Konstitution zur Grundlage dienen sollten. Die zwischen den Kommissarien der entgegengesetzten Parteien begonnenen Unterhandlungen dauerten kaum ein Jahr. Sie wurden unterbrochen durch den am 30. Oktober 1816 erfolgten Tod des Königs. Bald nach diesem Ereigniß, den 8. November, ward W. zum Minister des Kultus ernannt, mit Sitz und Stimme im geheimen Rathe. Durch seine rastlose Thätigkeit in den von ihm bisher verwalteten Aemtern, wie in mehreren wissenschaftlichen Zweigen, durch seine Begeisterung für alles Wahre, Schöne und Gute, durch die Energie seines Willens und die Beharrlichkeit in seinen Beschlüssen hatte W. gegründete Ansprüche auf die

*) Dessen Biogr. siehe im 8. Jahrg. d. N. Nekr. S. 325.

ihm angewieſene hohe Stellung. Im Mai 1817 ward die Ständeverſammlung wieder einberufen und die unterbrochenen Verhandlungen der Kommiſſarien wieder fortgeſetzt. W. nahm an den gemeinſchaftlichen Berathungen fortwährend thätigen Antheil, obſchon ſeine Vorſchläge wenig Beifall fanden, ja großentheils lebhaft gemißbilligt wurden. Völlig fremd blieb ihm jedoch der Beſchluß des Ultimatum, in deſſen Folge die Ständeverſammlung am 5. Juni 1817 ſich auflöſte. Ein bleibendes Verdienſt um das würtemberg'ſche Land erwarb ſich W., als er die Konſtitution der einzelnen Gemeinden und Korporationen dem Verfaſſungsentwurfe zu akkommodiren ſuchte, den der König den Ständen angeboten, doch dabei mit manchfachen Hinderniſſen zu kämpfen hatte. Dieſe zu beſeitigen, ward der weſtphäliſche Miniſter v. Malchus*), der dem Könige vom Auslande dringend empfohlen worden war, nach Würtemberg geſchickt. Die Entwürfe zu einer neuen Organiſation des Finanzweſens, welche jener ausgezeichnete und kenntnißreiche Mann dem König vorlegte, wurden von W., dem ſie der Monarch mittheilte, beſonders was den formellen Theil betraf, als vortrefflich anerkannt. Minder zufrieden äußerte er ſich mit dem von Malchus entworfenen Plan einer neuen Organiſation der Staatsverwaltung. Er verhehlte nicht ſeine abweichenden Anſichten in meheren einzelnen, zum Theil ſehr weſentlichen Punkten. Weder ſchriftliche Unterhandlungen, noch mündliche Geſpräche vermochten die beiden Männer zu vereinigen und die Verſchiedenheit ihrer Meinungen auszugleichen. Malchus drang mit ſeiner Anſicht durch. Seinem dadurch gekränkten Gegner war es nicht zu verdenken, daß er den Antrag, neben dem Kultusminiſterium auch die Funktionen eines Miniſters des Innern und die damit verbundene Real- und Perſonalorganiſation zu übernehmen, entſchieden von ſich wies. Er bat am 4. Nov. 1817 um ſeine Dienſtentlaſſung. Dabei erklärte er, daß ihm jede Präſidentenſtelle, ohne allen Vorbehalt, auch ohne den des Ranges, willkommen ſeyn würde. Wenige Tage nachher, den 11. November, ward er von dem König mit Vorbehalt ſeiner Stelle als Geh. Rath, zum Bundestagsgeſandten ernannt. In dem ihm angewieſenen Wirkungskreiſe hatte er ſich bereits orientirt, da er längere Zeit im geheimen Rathe die Funktionen eines Referenten über Bundesſachen verſehen hatte. Ein ganz anderes Bild

*) Deſſen Biogr. ſ. im 18. Jahrg. d. N. Netr. S. 1022.

aber, als er sich davon entworfen hatte, gab ihm die Anschauung der neuen Verhältnisse, in die er eingetreten war. Durch gewohnte Thätigkeit und Umsicht gewann er bald, mit Hilfe eines ihm befreundeten Kollegen, das Vertrauen der Regierung in solchem Grade, daß sie ihn fortwährend durch wichtige Aufträge ehrte. An angestrengtes Arbeiten war W. von Jugend auf gewöhnt. Er leistete daher bei Weitem mehr, als man erwartete, und dieß um so mehr, als die Regierung seiner anerkannten Umsicht bei allen einzuleitenden Geschäften völlige Freiheit gestattete. Besonders thätig war er als Mitglied der in einzelnen Perioden höchst wichtigen Reklamationskommission. Es konnte nicht fehlen, daß er durch seine Maaßregeln bisweilen die Unzufriedenheit anderer Regierungen erregte und sie zu Beschwerden veranlaßte. Dieß war unter andern der Fall, als es sich um Anwendung des 30. Artikels der wiener Schlußakte handelte. Auch in die Streitigkeiten zwischen einzelnen Bundesgliedern und den landständischen Vertretern sah er sich durch seine Stellung verwickelt. Die würtemberg'sche Regierung entzog ihm nie ihren Schutz, selbst wo der Inhalt seiner Vorträge mit ihren Ansichten nicht völlig harmonirte. Wegen eines seiner Vorträge im Militärausschusse ward W. beschuldigt, Bestimmungen und Pläne entworfen zu haben, die sich mit Grundprincipien der Bundesverfassung nicht vereinigen ließen. Er rechtfertigte sich dagegen öffentlich in einer an den österreich'schen Staatsminister Fürsten von Metternich gerichteten Vertheidigungsschrift. Immer deutlicher äußerte sich indeß die Mißbilligung seiner Ansichten auch außerhalb der Bundesversammlung. Der westphälische Domainenkauf und ein Vortrag, den er über die deshalb erhobene Beschwerde hielt, gab die nächste Veranlassung, daß W. im Juli 1823 seinen Posten aufgeben und einem andern Gesandten am Bundestage weichen mußte. Mehere ausgezeichnete Männer bildeten um ihn einen Freundschaftskreis, als er mit einem Jahrgehalt Dresden zu seinem Wohnsitz wählte. Abwechselnd lebte er in Koburg, wo seine Gattin sich eines kleinen Besitzthums erfreute, wo er selbst aber manche bewährte Gönner und Freunde wiederfand, mit denen er die Erinnerung an frühere schöne Tage feierte. Im Allgemeinen lebte er dort zurückgezogen von der Welt, beschäftigt mit wissenschaftlichen Studien. Dabei behielt er die Zeitgeschichte und die politischen Verhältnisse scharf im Auge. 1830 besuchte er Würtemberg, wo er einige Monate dem Um-

gange mit seinen dortigen Freunden lebte und manche neue Bekanntschaft anknüpfte. Indeß war die Zeit gekommen, wo er wieder den Schauplatz des öffentlichen Lebens betreten sollte. Im December 1831 ward er zum Deputirten des würtemberg'schen Oberamts Ehingen gewählt. Im Frühjahr 1832 begab er sich zur Kammer der Abgeordneten nach Würtemberg. Er wohnte der Versammlung in Voll bei und traf nach der Eröffnung der Ständeversammlung im Januar 1833 in Stuttgart ein. Die auf ihn gefallene Wahl ward jedoch hart angefochten. Man berief sich auf ein Grundgesetz der Verfassung, nach welchem nur ein im Königreich Würtemberg wohnender Staatsbürger zum Abgeordneten gewählt werden dürfte. Nach mehreren Diskussionen ward in der am 11. Februar gehaltenen Sitzung der Kammer der Abgeordneten jene Wahl mit 43 Stimmen gegen 37 für ungültig erklärt. Nicht bloß W.'s Freunde, auch selbst seine entschiedensten Gegner stimmten unter der heftigen Debatte, die sich wegen jener Wahl erhob, darin überein, daß sie nicht leicht auf einen in jeder Beziehung würdigern Mann hätte fallen können. Der Staatsrath von Schleyen, der einst unter und in W.'s Ministerium seine Staatsdienerlaufbahn begonnen hatte, glaubte zwar als Minister und Departementschef des Innern die erwähnte Wahl bekämpfen zu müssen; gleichwohl sprach er, mit Rücksicht auf den Vortrag eines Oppositionsdeputirten die Worte: „Es wird wohl Niemand in der Kammer seyn, der nicht geneigt wäre, den Frhrn. v. W. in Beziehung auf Kopf und Herz als einen in hohem Grade ausgezeichneten Mann anzuerkennen." Für W. und zu Gunsten der auf ihn gefallenen Wahl erklärte sich selbst einer seiner entschiedensten Gegner in dem frühern Verfassungskampfe. Es war der Dichter Ludwig Uhland, der als Abgeordneter seinen ausführlichen Vortrag mit den schönen Worten schloß: „Giebt es nicht auch ein geistiges Heimathsrecht, das nicht ganz von der Scholle abhängt? Ist es nicht auch ein Wohnen im Lande, wenn man im Andenken seiner Bewohner lebt und durch ihr Vertrauen zur Repräsentation berufen ward? Ist W. ein Fremdling in der würtemberg'schen Verfassungsurkunde? Sind es nicht die Verdienste, die er als Vorstand des Studienraths, als Kurator der Landesuniversität und als Kultusminister um die Sache der geistigen Bildung sich erworben hat, die ihm besonders das Vertrauen seines Wahlbezirks erworben haben? So möge ihm denn auch, da jedenfalls keine klare Nothwendigkeit

des Gegentheils in der Verfassung liegt, dieß geistige Wohnrecht in Würtemberg unverkümmert bleiben!" Die Entscheidung der Kammer harmonirte nicht mit den hier ausgesprochenen Ansichten. Sie beraubte sich selbst eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder, dem an Kenntniß, wie an redlicher Gesinnung Wenige gleichkamen. W. schien vor vielen Andern geeignet, zwischen der Regierung und der Oppositionspartei, die ihr feindlich gegenüberstand, eine Vermittelung herbeizuführen. Nicht lange nachher, kurz vor Auflösung der Kammer, verließ er Stuttgart. Er lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit in Koburg. Ausführliche Nachricht über seine Wahl und die dabei obwaltenden, in mehrfacher Beziehung merkwürdigen Umstände enthält die von ihm zu Tübingen 1832 herausgegebene Schrift: „Die Wahl des Freiherrn v. Wangenheim zum Abgeordneten in die würtemberg'sche Ständeversammlung, im April und Mai 1832. Nebst einem Anhange über den deutschen Bund und die Unmöglichkeit moderner Freistaaten." Auch in spätern Lebensjahren blieb die Zeitgeschichte ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Mit scharfem Blick beobachtete er die politischen Ereignisse. Mehrfache Belege dafür findet man in der aus seinem Nachlasse zu Stuttgart erschienenen Schrift: „Das Dreikönigsbündniß vom 26. Mai 1849 und die radowitz'sche Politik in Vergleichung mit dem Fünfkönigsbündniß vom Jahr 1814—1815." Einen vorzüglichen Werth erhält diese Schrift durch zahlreiche und wichtige Mittheilungen aus den bisher nicht veröffentlichten Verhandlungen der deutschen Bundesversammlung.

Jena. Dr. Heinrich Döring.

* 129. Johann Adam August Rühl,

Oberbürgermeister zu Hanau und Mitglied der deutschen Nationalversammlung;

geb. den 19. Febr. 1815, gest. den 20. Juli 1850.

R. war zu Hanau geboren, wo sein Vater Lehrer an der Realschule war und noch gegenwärtig ist. Schon früh zeigte der Knabe ausgezeichnete Anlagen und trat im vierten Jahr in die Elementarklasse der Realschule ein. Seine spätere Ausbildung erhielt er auf dem hanauer Gymnasium, wo er sich überall durch lebhaften Geist, schnelle Auffassung und rasche Entwickelung, sowie durch das Ansehen auszeichnete, das er unter seinen Mitschülern

genoß. Im Anfang des Sommersemesters 1832 verließ er die Anstalt, um sich in Marburg dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Das Leben und Treiben der Burschenwelt zog den lebhaften jungen Mann in der ersten Zeit mächtig an und bald hatte er auch hier eine Bedeutsamkeit erlangt, die er sich in jeder Lebenssphäre zu erwerben wußte und die ihm, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, viele Freunde, aber auch viele erbitterte Feinde verschaffte. Seine schon damals scharf hervortretende Eigenthümlichkeit, Jeden mit rücksichtsloser Offenheit zu behandeln, Menschen und Verhältnisse so zu sehen und zu nehmen, wie sie wirklich sind, und mit eiserner Konsequenz vorgesteckte Zwecke zu verfolgen, mochten ihn schon damals seinen Freunden werth, andern aber auch sehr unbequem machen. So war es auch später in Heidelberg, wohin er 1834 ging. Während er indeß dem Studentenleben ganz hingegeben schien, schritt er in wissenschaftlicher Ausbildung vor und sein Fakultäts- und Staatsexamen bewiesen, daß er seine Zeit zu benutzen verstanden hatte. R. hatte im Novbr. 1837 sein Staatsexamen gemacht und trat in den Vorbereitungsdienst zum Staatsdienste, nicht ohne großen Widerwillen gegen das damals herrschende System der Unfreiheit und der Niederdrückung jeder selbstständigen Regung, wodurch junge Männer seines Standes zu willfährigen Werkzeugen der Gewalt erzogen werden sollten. Die bald gewonnene Ueberzeugung, daß er in der begonnenen Laufbahn nicht glücklich seyn könne, entschied für den schon lange überdachten Entschluß, eine andere Lebensrichtung zu wählen, in welcher er unabhängiger und mehr sich selbst leben könnte. Dieß mag Manchem auffallend erscheinen; aber sein, allen Zwang hassender Charakter ertrug den Gedanken nicht, nach fremdem Willen bald hier bald dorthin geworfen, durch Fügsamkeit und geduldiges Warten endlich eine ruhigere Existenz zu erkaufen. Er widmete sich dem Handel und der Industrie und es konnte nicht fehlen, daß sein heller, in jeder Beziehung wohlgebildeter und praktisch tüchtiger Geist schnell das neue Gebiet des Wissens umfaßte und beherrschte. Ende 1838 trat er in ein Tabaksgeschäft ein und im folgenden Jahre wurde er selbstständiger Theilhaber einer Cigarrenfabrik, welche sich rasch entwickelte und guten Fortgang hatte. Er verheirathete sich 1844 und lebte ganz seinen Geschäften; das rege Interesse, welches er von jeher an den Angelegenheiten der Stadt und des Landes nahm, fand zu der Zeit wenig

Gelegenheit ſich praktiſch zu bethätigen. So kamen die Märztage 1848 heran; R. ſtand auf der Seite, welche ihm die Natur und eine freie, keine Feſſeln duldende Seele anwieſen. Er trat entſchieden und ganz zu dem Volke, das damals, wie von höherer Macht aufgeregt, ſich erhob, um ſein Recht mit der unwiderſtehlichen Kraft zurückzufordern, welche in großen Volksbewegungen liegt, wo der begeiſterte Wille der Geſammtheit mit richtigem Blick Diejenigen herausfindet, die einer großen Zeit gewachſen ſind. Er gehörte zu dieſen. Kühn und ruhig zugleich im Augenblick der Gefahr, umſichtig und klug in ſeinen Entwürfen und mit ehernem Sinn das als richtig Erkannte veſtzuhalten, wußte er mit dem ihn Gleichgeſinnten einerſeits der Bewegung ihre Richtung zu ſichern, andererſeits ſie vor Abwegen und Ausartungen zu bewahren. Damals waren die Augen von Deutſchland auf Hanau gerichtet und was die kleine Stadt ſich muthig errang, ward als Anfang einer ſchöneren Zeit des Vaterlandes begrüßt. R. trug als Mitglied der Volkskommiſſion weſentlich zu dieſen Erfolgen bei und war unter Anderem der Verfaſſer jener Anſprache an den Kurfürſten, welche unter dem Namen des hanauer Ultimatum damals allgemeines Aufſehen erregte. Die Gewährung dieſer Forderungen brachte viele Veränderungen mit ſich, namentlich wurde auch die Stelle des Oberbürgermeiſters von Hanau dadurch erledigt, daß Eberhard als Miniſter nach Kaſſel berufen ward. Es war die Stellung eines Oberbürgermeiſters der Stadt unter den damaligen Verhältniſſen ein ſehr ſchwieriger Poſten; R. wurde dazu vorgeſchlagen. Zwar herrſchte ſchon nicht mehr die Uebereinſtimmung aller Theile der Geſellſchaft in Hanau, wie in den erſten Tagen des März, wo gemeinſames Streben und gemeinſame Gefahr Alle bis auf wenige unrühmliche Ausnahmen veſt verband; es hatten ſich ſchon Parteien gebildet; aber ſo groß war das Zutrauen Aller zu ihm, daß auch Die, welche ſeine politiſchen Anſichten nicht theilten, ihn als den Mann bezeichneten, der allein im Stande ſey, in ſo verwickelter Lage das Steuer mit veſter Hand zu führen. Seine Wahl zum Oberbürgermeiſter erfolgte mit großer Mehrheit und er hat das in ihn geſetzte Vertrauen jeder Zeit gerechtfertigt. Das Geſchick Deutſchlands ſollte durch die Verhandlungen der frankfurter Nationalverſammlung entſchieden werden und der Wahlkreis Hanau ſandte ihn als Abgeordneten dorthin; von 11,000 Wählenden bekam er etwa 10,000 Stimmen, alſo mehr

als die meiſten andern Deputirten. Welche politiſche Anſicht auch irgend Jemand haben mag: er wird eingeſtehen müſſen, daß R. die ſeinige mit Konſequenz und männlicher Beſtigkeit vertrat und ſich die Achtung ſelbſt der Gegner zu erwerben wußte. Er ſtand auf der entſchiedenen Linken mit Robert Blum *), Trützſchler **), Simon und den andern hervorragenden Männern dieſer Seite, mit denen zugleich ein enger Freundſchaftsbund ihn einigte, wie es nur unter Solchen möglich iſt, die eine große Sache zu der ihrigen gemacht haben und für ſie leben und ſterben. Die Erwartungen, welche er von der Nationalverſammlung in ihrer damaligen Zuſammenſetzung hatte, waren gering; er ſah die traurige Entwickelung voraus; doch war er der Meinung, daß, da die Sache einmal auf den parlamentariſchen Weg gebracht worden ſey, derſelbe auch eingehalten werden müſſe; ſein Antrag vom 19. Sept., die Ausſchreibung einer neuen Wahl betreffend, war eine Appellation an das Volk in dieſem Sinne, welche die Gegenpartei, die ſich in dem vorhandenen Zuſtande der Dinge ſehr wohl befand, natürlich nicht einſchlug. Er nahm von da an Theil an allen Schickſalen der Nationalverſammlung und hielt treu aus auf ſeinem, ihm vom Volk angewieſenen, Poſten, bis die Verſammlung den bekannten Ränken der Reaktion zu Frankfurt und den Säbeln der Söldner zu Stuttgart erlag; einer der Wenigen aus jener großen Zahl vielſprechender Menſchen, welche in ſpäterer Zeit das Volk mit Achtung nennen wird. Er hatte von der Ueberſiedelung nach Stuttgart nichts erwartet, meinte aber: die Ehre gebiete auch dieſen letzten Verſuch und ſchimpflich ſey es, zur Zeit der Gefahr die Freunde und die allgemeine Sache zu verlaſſen. R. hatte von Frankfurt aus mit vieler Aufopferung und angeſtrengter Thätigkeit einen Theil der Geſchäfte in Hanau fortwährend beſorgt, in äußerſt verwickelten und zum Theil gefährlichen Umſtänden für das Wohl ſeiner Vaterſtadt gewirkt und manches Uebel von ihr abgewandt. Nach ſeiner Rückkehr von Stuttgart lebte er ganz dieſen Geſchäften. Die Volkswahl hatte ihn im Sommer 1849 zum Deputirten an den heſſiſchen Landtag beſtimmt und er hatte Grund, dieſe Wahl zu wünſchen; aber die Erklärung der ſtädtiſchen Behörden, daß er unentbehrlich ſey, veranlaßte ihn, ſie auszuſchlagen und ſeine ganze Thätigkeit auf die Ordnung

*) Deſſen Biogr. ſ. im 26. Jahrg. des Nekr. S. 911.
**) — — — 27. — — — S. 640.

der ſtädtiſchen Verhältniſſe zu richten. Hier hatten ſich in der unruhigen Zeit die Geſchäfte ſehr gehäuft, Vieles war unerledigt geblieben, vieles Andere zu ordnen und zu ſchlichten, ganz neue Geſchäfte waren hinzugekommen und eine Menge Schwierigkeiten traten ihm entgegen. Sein Geiſt war dem Allen gewachſen. Allein ſeine ohnehin nicht veſte Geſundheit fing an, ſichtlich zu leiden; auf einer Reiſe zu ihrer Wiederherſtellung ereilte ihn der Tod, fern von der Heimath, fern von ſeinen trauernden Freunden, von der Wittwe und ſeinem Kinde. Auf ärztliches Anrathen hatte er das Bad Nenndorf einige Zeit gebraucht und beſuchte auf der Rückreiſe ſeine Verwandten in Arolſen. Bei einer Spazierfahrt ritt er dieſen voraus; ſein Pferd wurde ſcheu, warf ihn ab und die Nachfolgenden fanden ihn bewußtlos neben der Straße, doch ohne erhebliche äußere Verletzung. Alle Verſuche zu ſeiner Rettung waren vergeblich; er ſtarb wenige Stunden nachher, ohne das Bewußtſeyn wieder erlangt zu haben; auch die näheren Umſtände des Unfalles blieben unaufgeklärt. Sein Tod machte in den Kreiſen, wo er gelebt und gewirkt, einen tiefen, allgemeinen Eindruck. Seine Freunde und Geſinnungsgenoſſen betrauerten ihn mit dem ſchmerzlichen Gefühl eines großen Verluſtes; das Volk feierte auf rührende Weiſe ſein Gedächtniß durch einen Trauergottesdienſt und eine Volksverſammlung; der größere Theil ſeiner politiſchen Gegner achtete das Andenken des Todten und von jener Partei, welcher politiſche Ehre und menſchliches Zartgefühl fremdartige Dinge ſind, gingen einige anonyme Angriffe gegen den Verſtorbenen aus, die ſein Andenken nach ihrer Weiſe mit Koth zu bewerfen ſuchten und ſich namentlich darauf ſtützten, daß die Fabrik, welche R. bei ſeiner Wahl zum Oberbürgermeiſter alsbald aufgegeben hatte, ſpäter in mißliche Umſtände gerieth und einging. Der Verfaſſer jener Artikel wurde aufgefordert ſich zu nennen; er nannte ſich aber nicht. Am 23. Oktbr. 1850 wurde R. jüngſter, nach dem Tode des Vaters geborner Sohn getauft. Der geſammte Stadtrath vertrat bei dem Kinde Pathenſtelle, um das Andenken des Verſtorbenen zu ehren. R. war ein ſeltener Charakter. Sein Aeußeres war das eines Lebemannes und Manchem erſchien er leichtfertig oder kalt. Eine Neigung zu geſelligem Vergnügen und gemüthlicher Fröhlichkeit hat ihm Mancher mißdeutet, der das innere Leben des Mannes nicht kannte; ſo auch ſeinen unerſchütterlichen Gleichmuth in allen Lagen des Lebens, ſeine unverwüſtlich gute Laune und den treffenden

Witz, der Sachen und Menschen sehr richtig faßte, ohne gerade verletzend zu seyn. Wer ihn kannte, schätzte ihn darum desto mehr, weil er nichts verhehlte, was er dachte und fühlte und die Dinge nahm, wie sie waren; seine Freunde wußten, daß er dabei tiefes Gefühl besaß. Er wußte sich leicht in die Lage und den Gedankengang Anderer zu finden und besaß jene wahre, ungezwungene Popularität, die mit Hohen und Niedern gleich leicht verkehrt, ohne sich in einer Beziehung Etwas zu vergeben. Niemandem verdachte er es, wenn er gegen ihn auf gleiche Weise verfuhr und nichts war ihm fremder als verletzte Eigenliebe oder gar Nachtragen und Haß. Die Thorheiten und Schlechtigkeiten der Menschen entdeckte sein seltener Scharfsinn leicht; aber bei allem, mitunter sehr scharfem, Urtheil darüber belachte er sie als „Abnormitäten der menschlichen Entwickelung" und behandelte sie demgemäß. So auch seine Gegner und Feinde, deren er, wie jedes Parteihaupt genug hatte, die er recht wohl kannte und darum nicht haßte. Seine näheren Mitbürger kannte er auch Alle und wußte eines Jeden Verhältnisse und Lebenslauf. Daß er ein gutes Herz besaß, daß er hilfreich gerne Jedem die Hand bot, daß er das *Recht* und die Wohlfahrt Aller unparteiisch wollte, wußten Alle und daher vertrauten ihm auch Alle, besonders da man wußte, daß sein praktischer Blick selten im Urtheile fehl ging und ihm jederzeit die zweckmäßigsten Maßregeln zu Gebote standen. Er besaß dabei die Gabe, sich leicht und schnell in die Verhältnisse hinein zu leben und sich an ihnen fortzubilden ohne in ihnen aufzugehen. Dazu kam ein gewaltiger männlicher Wille, seltene Geistesgegenwart und ein Muth, der keine Gefahr scheute, ohne daß er diese muthwillig suchte, oder die Mittel von sich wies, sie abzuwenden. Er versprach Nichts, was er nicht halten konnte oder wollte; aber dann konnte man vest auf ihn bauen. Wie er selbst, ein unabhängiger Charakter, frei und vest im Leben dastand, hatte er von jeher Freiheit und Gleichheit für Alle gewollt, war aber auch immer ein Gegner aller in der Luft schwebenden Projekte und unfruchtbaren Theorien gewesen — so bereitwillig er auch an das als gegründet und ausführbar Erkannte das Höchste setzte — ein geborner, praktischer Demokrat, in welchem sich die Eigenthümlichkeiten und Richtungen der Stadt, welcher er angehörte, in einem harmonischen Ganzen vereinigt fanden. Ein solcher Mann ist viel werth in schlimmer Zeit und selbst ohne von dem Stand-

punkte persönlicher Freundschaft und Parteigenossenschaft auszugehen, kann sein Tod ein unersetzlicher Verlust für seine Vaterstadt und für das Land angesehen werden und um so schwerer wurde dieser Verlust gefühlt, da R.'s Tod gerade in die Zeit fiel, wo das Unheil über sein Vaterland hereinzubrechen begann. Doch er ist glücklich zu preisen, daß er die schweren Prüfungen, welche später über seine Vaterstadt gekommen sind, nicht erlebt hat.

* 130. Asmus Steffensen,

emeritirter Schullehrer zu Flensburg;

geb. den 12. Dec. 1783, gest. den 26. Juli 1850.

St. wurde zu Thumbye in der Landschaft Angeln geboren und widmete sich dem Schullehrerstande, wird auch das damalige Schullehrerseminar in Kiel besucht haben. Angestellt wurde er zuerst als zweiter Lehrer an der Kirchspielsschule zu Geltingen, gleichfalls in Angeln belegen. Im J. 1807 wurde er erster und 1811 alleiniger Lehrer am Waisenhause in Flensburg und Neujahr 1826 Schullehrer zu St. Marien daselbst. Als Solcher war er nun noch länger als 23 Jahre rühmlich thätig. Endlich nahm er, wegen zunehmender Altersschwäche, im December 1849 seine Entlassung vom 1. Jan. 1850 an. Er zog nun nach Sorau in Holstein, wo sein Sohn, Jürgen Heinrich, geboren 1814, als Prediger thätig ist. Ein zweiter Sohn, Karl, suchte und fand im Herbst 1838 zu Pau in Frankreich Genesung von der Schwindsucht. Seine treue Lebensgefährtin, Margaretha Dorothea geb. Harder, hatte unser St. schon am 25. Jan. 1845 durch den Tod verloren. Sie hinterließ ihm außer den genannten noch zwei Kinder. Er selbst starb am oben angegebenen Tage bei seinem Sohne in Sarau. — St. war in jüngeren Jahren nicht blos als Lehrer, sondern auch als Schriftsteller ungemein thätig. Mit zwei Amtsgenossen in Flensburg, L. Nissen und N. Hermannsen gab er heraus: Fibel, zum Gebrauch bei den ersten Vorübungen zum Lesenlernen. Flensb. 1809. 2. Aufl. 1816; 3. Aufl. 1827. — Wandfibel. Schleswig 1809. — Syllabirbuch zum Gebrauch bei den ferneren Vorübungen zum Lesenlernen. Flensb. 1809; 2. Aufl. 1816; 3. Aufl. 1824. — Beilage zur Beurtheilung unserer gelieferten Hilfsmittel bei'm Lesenlernen. 1809. — Aufgaben zur Uebung in den vier Grundrechnungsarten. Friedrichstadt 1809; 2. Aufl. 1816;

3. Aufl. 1824. — Theoret.-praktisches Handbuch für unmittelbare Denkübungen, nebst e. Anhange über Sprach- u. Schreibübungen, zunächst für Lehrer an Volksschulen. Eine gekrönte Preisschrift. Duisburg und Essen 1812; 2. Aufl. 1819. — In Verbindung mit den beiden Genannten u. J. Bendiren: Lesebuch für Elementarschulen, welches Stoff f. die ersten Denkübungen enthält. Schleswig 1811; 2. Aufl. Altona 1819; 3. Aufl. 1829. — Gedächtnißübungen für die frühere Jugend 2. u. 3. Aufl. 1811 u. 1817 (die erste Aufl. ist von Bendiren allein). — Gedächtnißübungen für die mittlere Jugend. 1819. — Allein hat er verfaßt und herausgegeben: Beleuchtung wichtiger oft verkannter Wahrheiten aus der Erziehungskunde. Augustenb. 1822. — Katechetische Ausarbeitungen üb. interessante Gegenstände aus d. Religions- u. Pflichtenlehre. Altona 1822. — Julie, oder der kindliche Sinn. Eine Charakterschilderung zur Unterhaltung für die reifere weibl. Jugend. Ebdf. 1826. — Auswahl zweckmäßig geordneter Materialien zu den nützlichsten Stylübungen der Jugend. Ein Hilfsbuch für Volksschullehrer. Ebdf. 1828. — Pädagogische Lehrerzählungen, od. moralisch-religiöse Charakterschilderungen, zur Belehrung der Jugend für Schule u. Haus. 2 Abtheil. Hamb. 1831. — Einige anonyme Aufsätze in den Neuen schlesw.-holst. Provinzialberichten von 1811 u. 1812.

Altona. Dr. H. Schröder.

* 131. Karl Gottlob Albrecht,

Stadtgerichtsaktuar zu Dresden und Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens;

geb. d. 17. August 1764, gest. d. 27. Juli 1850.

A. wurde zu Dresden geboren, besuchte die dortige Kreuzschule und dann die Universität zu Leipzig, wo er die Rechte studirte. Nach seinem Kandidateneramen, in welchem er die erste Censur empfing, kehrte er wieder in seine Vaterstadt zurück und wurde daselbst, nachdem er vier Jahre vorher das Notariatsdiplom erhalten und als Advokat prakticirt hatte, als Actuarius ordinarius bei'm Stadtgericht angestellt. In dieser Stelle war es, wo er sich Verdienste erwarb, welche seinen Kenntnissen und seinem Charakter bei Allen, mit denen und für die er wirkte, ein ehrenvolles und dankbares Andenken gesichert haben. Mit einem unermüdeten Fleiße, dem eine fast un-

unterbrochene Gesundheit und eine stets jugendliche Frische des Geistes immer neue Stärke gab, nicht allein die manchfachen und oft schweren Arbeiten seines Amtes, sondern auch außerdem viele Pflichten zu erfüllen, die er als Mitglied mehrerer menschenfreundlichen Vereine übernommen hatte, verband A. eine Humanität, welche allen seinen Handlungen, selbst den strengen Richtersprüchen, die er oft auszusprechen genöthigt war, den Stempel der Milde aufzudrücken pflegte. Darum fühlte er, wenn er aus dem Gerichtssaale in den Kreis seiner Familie und seiner Freunde zurückkehrte, sich um so glücklicher, weil der Gruß der Liebe, die ihn dort empfing, in einem Herzen wiederhallte, das ein freudiges Bewußtseyn mit sich brachte. Und dieses Bewußtseyn war es nicht allein, was ihm nach vollbrachtem Tagewerke die Ruhe versüßte und auch im ernsten Berufsleben jede Falte des Unmuths von seiner Stirne verscheuchte. Mit einem lebendigen Sinne für alles Schöne und Erhabene in der Natur und im Menschenleben hatte er auch die Kraft erhalten, sich aufzuschwingen in das himmlische Gebiet der Musen, um dort jene Begeisterung zu schöpfen, welche dem Sterblichen, indem sie ihm die Pforten zu einer ewig blühenden Welt öffnet, alles Irdische in einem schöneren Lichte erscheinen läßt. Schon als Jüngling hatte sich A. die Muse der Dichtkunst zur Herzensfreundin erwählt und er blieb ihr treu ergeben bis zum Tode. Die innige Liebe, welche ihn für Freundschaft, Natur und Vaterland durchglühte, lebt in seinen Dichtungen fort. Wo Herzen den Bund der Treue schlossen, wo die Freude in geselligen Kreisen ihren goldenen Thron erbaute und wo der Schmerz an dunkler Gruft schwarz verschleiert klagte, da ertönte A.'s Lyra und drang erhebend und tröstend in die Herzen, weil sie aus dem Herzen klang. Unter dem Titel „Scherz und Ernst in Versen", erschien im J. 1841 in der arnold'schen Buchhandlung zu Dresden ein Band seiner Gedichte, dessen Ertrag er einer wohlthätigen Anstalt vermachte. In dieser Sammlung befindet sich auch eine Hymne, die er bei Gelegenheit der Rückkehr des Königs von Sachsen, Friedrich August's, aus der Gefangenschaft im J. 1815 dichtete und für welche er von diesem Fürsten die goldene Medaille des Civilverdienstordens empfing. Wie allgemein die Verehrung war, welche dem nun Vollendeten während seines verdienstvollen Lebens gezollt wurde, das sprach sich besonders an dem Tage aus, an welchem er im J. 1839 sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte und zum Ritter des

Civilverdienſtordens ernannt wurde. Wenige Monate darauf legte er ſeine Stelle nieder, um den Reſt ſeiner Tage ſeiner Familie, ſeinen Freunden, der Muſe und der Natur zu widmen. Noch wanderte er mehere Jahre bei'm Aufgange der Sonne in den bei Dresden gelegenen großen Garten, um dort in einem Vereine geliebter und fröhlicher Freunde, welcher den Namen „Aurora" führte und den er bereits länger als ein halbes Jahrhundert täglich beſucht hatte, bei'm Frühſtück eine heitere Stunde zu verleben. Nur kurze Zeit vor ſeinem Tode begannen ſeine Körperkräfte zu ſchwinden, bis er in einem Alter von beinahe 85 Jahren ſanft zu ewiger Ruhe entſchlief.

Dresden. F. Peters

132. Georg Ludwig Wilhelm Ferdinand Schütze,

Oberprediger zu Stadthagen;

geb. d. 14. Dec. 1804, geſt. den 27. Juli 1850 *).

S. ſtarb an den Blattern in Kiſſingen, wo er Geneſung von einem mehrmonatlichen Unwohlſeyn hoffte, den Leſern der „Allgemeinen Kirchenzeitung" und des „Theologiſchen Literaturblattes" als Mitarbeiter bekannt. Er war geboren zu Handorf im Hildesheim'ſchen, im Königreich Hannover, wo ſein Vater Paſtor war, den er früh verlor. Am 20. Mai 1832 trat er die ihm übertragene Diakonatpfarre in Alfeld im Hildesheim'ſchen an. Von dort wurde er im Jahr 1845 zum Oberprediger in Stadthagen gewählt und am 18. Januar 1846 als ſolcher eingeführt. Bei ſeinen Gemeinden, wie bei Allen, die ihn kannten, wird der ſo früh und unerwartet Hingeſchiedene in geſegnetem Andenken bleiben. — Gründliche Kenntniſſe, warmer Eifer für alles Gute, herzliches Wohlwollen und nicht gewöhnliche Rednergaben zeichneten ihn aus und machten ſein Wirken zu einem ſegensreichen; ein heiterer Sinn, die treueſte Freundſchaft und die zarteſte Liebe beglückten die Kreiſe, denen er näher angehörte. Einer ihm auf's Innigſte verbundenen Gattin iſt durch ſeinen Tod das Glück ihres Lebens, zwei unmündigen Söhnen der treu liebende Vater und ſorgſame Erzieher entriſſen worden. — Bei ſeinen Recenſionen im theol. Literaturblatte bediente er ſich in früheren Jahren der

*) Nach der „Allgem. Kirchenzeitung" 1850. Nr. 146.

Anfangsbuchstaben seines Namens, F. S., in den letzten Jahren aber, wo er nur selten Etwas lieferte, so viel wir wissen, gewöhnlich keiner Unterschrift.

* 133. Dr. philos. Johann Friedrich Pollitz,

emerirter Archidiakonus zu Oldenburg in Wagrien;

geb. den 14. Juli 1778, gest. im Juli 1850.

P. wurde zu Crempe in Holstein geboren, wo sein Vater, Philipp Otto P.*) am 25. Jan. 1839 im 90. Lebensjahre als ehemaliger Kaufmann und Senator daselbst gestorben ist. Unser P. widmete sich, nach erhaltener gelehrter Schulbildung, seit Michaelis 1797 auf der Universität zu Kiel der Theologie, stellte sich Michaelis 1801 zu Glückstadt dem theolog. Amtsexamen und erhielt in demselben den dritten Charakter mit Ueberzeugung, ward 1809 Rektor der Stadtschule zu Itzehoe, ließ sich bald darauf zum Doktor der Philosophie kreiren, kam 1821 als Archidiakonus nach Oldenburg und wirkte als Solcher daselbst bis zum 22. Dec. 1848, wo er auf sein Ansuchen mit Pension seine Entlassung erhielt. Im März 1849 nahm er wieder seine Wohnung in Itzehoe, und hier ist er zu der oben bemerkten Zeit gestorben, nachdem er fast gänzlich erblindet war. Seine Frau war eine geb. Dannmann, eine Schwester der zweiten Frau des 1837 verstorbenen Superintendenten A. H. M. Kochen**). Er hinterließ mehere erwachsene Söhne. Auch als Schriftsteller war P. thätig. Man hat von ihm gedruckt: De mythis rei christianae prolusio, qua Jubileum reformationis tertium indicit. Itzehoe 1817. — Freiheit des Geistes und des Gewissens und Liebe für König und Vaterland, als Wirkungen der Reformation in einer Rede dargestellt. Ebdf. 1817. — Ueber die Pyramide zu Nordhoe. In itzehoer Wochenblatt. 1819. Nr. 17 bis 21. — Heinrich Rantzau. Ein biographisch-historischer Versuch. In den schleswig-holstein-lauenburg'schen Provinzial-Berichten. 1820. H. 4. S. 386 bis 434. — Wahl- und Antritts-Predigt. Kiel 1821. — Die Bücher der Bibel, in einem alten Denkreim zusammengefaßt. Ebdf. 1821. — Mittheilungen aus dänischen Zeitschriften. In den schleswig-holstein-lauenburg'schen Provinzial-Berichten. 1827. H. 2. u. H. 3. — Worte

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 17. Jahrg. d. N. Nekr. S. 1119.
**) Dessen Biogr. siehe im 25. Jahrg. des N. Nekr. S. 832.

der Weihe zur Feier der hohen Vermählung im königl. Hause, am 1. Nov. 1828. Oldenburg 1828.

Altona. Dr. H. Schröder.

* 134. Dr. Richard Felix Marchand,

Professor der Chemie zu Halle;

geb. den 25. Aug. 1813, geſt. den 2. Aug. 1850.

M., Sohn des rühmlichſt bekannten Juſtizrath M. in Berlin, auch daſelbſt geboren, offenbarte ſchon auf der Schule eine beſondere Vorliebe und Befähigung für das Studium der Naturwiſſenſchaften, dem er ſich auch während ſeiner Univerſitätsjahre rückhaltlos widmen konnte. Denn obgleich er auf den Wunſch des Vaters in der mediciniſchen Fakultät ſein vollſtändiges Quadriennium abſolvirte, ſo blieben doch jene für ihn um ſo mehr der Mittelpunkt ſeiner Beſtrebungen, als Kränklichkeit ihm die Ueberwindung mancher mit dem ärztlichen Stande verbundenen ſchmerzlichen Eindrücke erſchwerte. Er gab deshalb die weitere Verfolgung einer praktiſchen Berufsthätigkeit auf und erlangte im J. 1837 den philoſophiſchen Doktorgrad auf der Univerſität Halle. Dennoch war das mediciniſche Studium inſofern für ihn beſtimmend geworden, als es ihn vorzugsweiſe der organiſchen und philoſophiſchen Chemie zugeführt hatte. Im folgenden Jahre gewann er auf derſelben Univerſität die venia docendi; aber noch ehe er ſeine neue Thätigkeit begann, führte ihn eine ehrenvolle Anſtellung als Lehrer der Artillerie-Schule in ſeine Vaterſtadt zurück. Hier erwarb er ſich gleichzeitig durch Gründung eines chemiſchen Laboratorium, in welchem bald viele junge Chemiker Beſchäftigung fanden, ein um ſo größeres Verdienſt, als es zur Zeit an derartigen Inſtituten in Preußen faſt ganz fehlte. Hierdurch, wie durch die eigenen wiſſenſchaftlichen Arbeiten und die ſeit 1840 an der Univerſität gehaltenen Vorleſungen war ihm ſchon eine reiche Wirkſamkeit zu Theil geworden, als er Oſtern 1843 als außerordentlicher Profeſſor nach Halle berufen wurde. Den mit dieſer Anſtellung verknüpften Auftrag, auch hier ein chemiſches Laboratorium neu zu begründen, hat er, ſoweit die geringen ihm zu Gebote ſtehenden Mittel es erlaubten, in ausgezeichneter Weiſe gelöſt. Leider! hatten aber ſeine Bemühungen, durch den Bau eines eigenen Lokals ein Inſtitut begründet zu ſehen, welches ſich den an andern Univerſitäten beſtehenden wür-

dig an die Seite stellen könnte, keinen Erfolg; denn das Jahr 1848 schob die schon in Aussicht stehende Gewährung dieses Wunsches in eine unbestimmte Ferne. Seit 1846 ordentlicher Professor, gehörte er zu den ausgezeichnetsten Mitgliedern der Universität und seine in späteren Jahren durchaus kräftige Persönlichkeit gestattete ihm die freie Entfaltung einer Thätigkeit, die nach allen Seiten hin anregend und belebend wirkte. Mit dem Talente der freien Rede glücklich begabt, wußte er den Eifer, den er selbst für seine Wissenschaft empfand, bei allen Zuhörern zu erwecken, nicht allein einer wißbegierigen Jugend gegenüber, sondern ebenso in den Vereinen gewiegter Fachgenossen, wie in den unvorbereiteten Kreisen von Laien und selbst von Damen. Selten gewiß findet sich soviel Leichtigkeit in der Darstellung, so viel wirkliches Lehrtalent mit dem Ernst der Forschung gepaart, wie dieß bei M. der Fall war. Seine wissenschaftlichen Arbeiten verschafften ihm schon früh Anerkennung in weiteren Kreisen. Unter den zahlreichen Auszeichnungen, die ihm von gelehrten Gesellschaften zu Theil wurden, war keine ehrenvoller für ihn, als die Kreirung zum Doctor honorarius in der medicinischen Fakultät der leipziger Universität im J. 1846 bei Gelegenheit der 200jährigen Geburtstagsfeier von Leibnitz. Sein „Lehrbuch der physiologischen Chemie." Berlin 1844, hat sich neben den vielen ähnlichen Werken anderer Gelehrten die verdiente Anerkennung verschafft; aber das eigentliche Feld seiner Thätigkeit war doch nicht eigentlich der Schreibtisch, sondern der Experimentirtisch. Eine große Anzahl einzelner Untersuchungen, die sich fast über alle Theile des weiten Gebietes chemischer Wissenschaften verbreiten, sind in dem von ihm und Erdmann gemeinschaftlich herausgegebenen „Journal für praktische Chemie" mitgetheilt und zeichnen sich durch die gewissenhafte Sorgfalt aus. Zu den wichtigeren darunter gehören die Bestimmungen der Atomgewichte, welche ein neues Gesetz in der Lehre von den chemischen Aequivalenten anbahnten; ferner die Untersuchungen über den Athmungsproceß, welche mit dem größten Aufwande von Scharfsinn und Genauigkeit ausgeführt, ein Muster exakter Naturforschung sind. M. wurde in der Fülle seiner Kraft durch einen plötzlichen Tod seiner erfolgreichen Thätigkeit entrissen. Die Choleraepidemie des Jahres 1850 forderte ihn als eins der ersten Opfer. So beklagenswerth dieses frühe Ende für die Wissenschaft und insonderheit für die Universität war, so war sie es für Alle, die ihm näher

geſtanden hatten, durch M.'s Perſönlichkeit. Mit dem lebendigſten Gefühl für das eigene, häusliche Glück*), mit der uneigennützigſten Theilnahme an dem Glück Anderer, mit regem Sinn für alle edleren Beſtrebungen verband er eine unerſchöpfliche Fülle von Humor und einen ſprudelnden Witz, mit dem er Alle, vom Greiſe bis zum Kinde, zu elektriſiren vermochte. Geiſtreicher, mit allen geſelligen Talenten ausgerüſteter Geſellſchafter, wußte er überall, wohin er kam, Leben und Frohſinn zu erwecken. Treffend ſind die Worte, mit denen ein Freund das Andenken des Verſtorbenen ehrt: „Dieß Alles ging bei ihm hervor aus einem Grundzuge ſeines Weſens: aus dieſer Luſt an jedem Lebensverhältniß, die ihn ebenſo zur ausgelaſſenen, nie forcirten und nie verletzenden Luſtigkeit führte, wie ſie eine Luſt war an Vater und Mutter, Weib und Kind, Luſt am Glücke der Freunde, Luſt an allem Menſchlichen. Dieſe innere Luſt war es, welche er mittheilte und verbreitete; ſie war es, welche Alle, die ihn liebten, und das waren Alle, die ihn kannten, es ausſprechen ließ: er ſey ein Glückskind. In der That gehörte er zu den glücklichſten Organiſationen, weil gar nichts Verkünſteltes, nicht die geringſte Spur einer Gewaltſamkeit ſich in ihm zeigte. Alles war in ihm im Einklang, die ausgeprägte Eigenthümlichkeit ſeiner Vaterſtadt, die Gunſt des Schickſals, welches ihn mit tiefen Schmerzen nie heimgeſucht, ſein Temperament, ſein Beruf, alles dieſes gehörte ſo unmittelbar zuſammen, hatte ſich ſo verſchmolzen und naturgemäß entwickelt, daß man ſich ſagen mußte, da iſt nichts gemacht, das iſt Alles ſo geworden, daß es nicht anders ſeyn kann. Ja er war im ſchönſten Sinne des Wortes ein Glückskind. Er war es auch darin, daß er wie die Glückskinder ſo oft, ſo grenzenlos unglücklich machte, nicht durch ſein Seyn — durch ſein Verſchwinden."

* 135. Franz Joſeph Tuczek,

Profeſſor der Muſik zu Berlin;

geb. den 29. Jan. 1782, geſt. den 4. Aug. 1850.

Zu Königgratz in Böhmen geboren, war T. eine der liebenswürdigſten und tüchtigſten Perſönlichkeiten und

*) Seit 6 Jahren war er mit Mariane, geb. von Baerenſprung, verheirathet und hinterließ 3 Kinder.

machte sich sowohl durch seine eigenen künstlerischen Leistungen, als durch die Erziehung und Ausbildung seiner talentvollen Kinder um Musik und Kunst verdient. Die stillen Wirkungen, welche in einem abgeschlossenen Lebenskreise und am häuslichen Heerde sich vollbringen, greifen oft eben so tief und nachhaltig in das Allgemeine ein, als die geräusch- und anspruchsvoll auftretenden Bestrebungen. Man konnte dieß recht eigentlich von dem Wirken T.'s sagen, welches in einfacher Gediegenheit sich entwickelte und, ohne sich persönlich hervorzudrängen, die Kunst und das Schöne vielfach und durch die edelsten Anstrengungen förderte. Die Familie, der T. entstammte, war seit längerer Zeit in Böhmen ansässig und geachtet gewesen. Sein Vater und Großvater waren Gutsbesitzer und hatten eine patriarchalische Höhe des Lebensalters erreicht, indem sein Vater und seine Mutter beinahe hundert Jahre alt wurden, seine Großältern aber ein Alter von hundert und zehn und hundert und vier Jahren erlangten. Der junge T. wurde von seinen Aeltern für den geistlichen Stand bestimmt und begann deßhalb katholische Theologie zu studiren. Die Weichheit und Innigkeit seines Gemüths schien ihn auch vorzugsweise dieser Lebenslaufbahn zuzuweisen; doch gab es in seinem charaktervollen Sinn auch wieder andere Elemente, welche ihn leicht mit dem geistlichen Beruf entzweien konnten. Und dieß war die Selbständigkeit und Freisinnigkeit, die in seinem Innern lebte, und die ihn auch mit den römisch-katholischen Dogmen und deren Verpflichtungen bald in einen nicht geringen Widerspruch brachten. Er war zu ehrlich, um die Skepsis, deren er in sich selbst nicht Herr werden konnte, in das geistliche Amt selbst mit hinüberzunehmen, und verließ darum nach einigem Kampfe, weil er damit gegen den Willen seines Vaters handeln mußte, die eingeschlagene Bahn wieder. An diesem Scheidewege seines Lebens war es die Kunst, welche ihn in ihre heitern und unendlich inhaltsreichen Regionen lockte, und die schon in den Träumen seiner Kindheit als der Stern von unwiderstehlicher Anziehungskraft ihm geleuchtet hatte. Er glaubte jedoch noch die Hingebung an die Kunst zugleich mit einer praktisch-bürgerlichen Thätigkeit, wie sie im Wunsche seiner Aeltern lag, vereinigen zu können. Er wandte sich deßhalb gleichzeitig neben seinen mit glühendem Ernst ergriffenen musikalischen Studien noch der Rechtswissenschaft zu und mit solchem Eifer, daß er binnen Kurzem absolvirter Jurist wurde. Seine ersten Stu-

dien hatte er in Prag bei den Piariſten begonnen; eine ſpätere künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Ausbildung erlangte und vollendete er in Wien. Das muſikaliſche Element, welches der eigenthümlichen Begabung ſeines ganzen Weſens am Meiſten entſprach, überragte jedoch in Kurzem ſeine ganze übrige Thätigkeit und führte ihm bald auch durch Unterrichten in der Muſik, worin er ein glänzendes Talent entwickelte, den reichlichſten Erwerb zu. Vergebens wurden jetzt die Aufforderungen ſeiner Aeltern, eine Anſtellung bei'm Magiſtrat anzunehmen. Ein Charakter, wie T., mußte eine Luſt darin finden, von früher Jugend an auf ſich ſelbſt angewieſen zu ſeyn, und ein der Kunſt gewidmetes Leben lieber im Kampfe durchzuführen, als der Sicherheit einer bureaukratiſchen Verpflegung aufzuopfern. Mit freudigem Muth verfolgte er daher die begonnene Bahn der Muſik. Bald wurde er in Wien als Klavier- und Guitarre-Virtuos der Liebling des dortigen ſo kunſtgebildeten und fein urtheilenden Publikums. T. ſpielte faſt alle Streich- und Blas-Inſtrumente mit außerordentlicher Kunſtfertigkeit, obwohl er, außer den Anfangsgründen im Klavier, niemals Unterricht in der Muſik erhalten hatte. Er beſaß überhaupt das Talent der Selbſtbildung und der Aneignungsfähigkeit in einem ſo hohen Grade, wie es wohl ſelten angetroffen werden möchte. Dieß Talent erſtreckte ſich bei ihm auch auf die Sprachen, indem er z. B. das Italieniſche ganz ohne Lehrmeiſter in drei Wochen vollſtändig erlernte. Die Muſik wurde ihm jedoch eine Kunſt und Wiſſenſchaft, in der er keineswegs bloß bei der Virtuoſität der äußeren Formen ſtehen blieb. Er ſtrebte in das innerſte Weſen derſelben einzudringen, wovon ſeine ungemein anziehenden Quartetts und Klavierkompoſitionen, die in Wien in keinem gebildeten muſikaliſchen Kreiſe fehlen durften, ein ſchönes Zeugniß ablegten. Dieſe muſikaliſchen Produktionen T.'s zeichneten ſich vornehmlich durch ihre große Lieblichkeit aus und wurden wegen dieſer Eigenſchaft ſtets ſehr geſucht. Nichts übertraf aber den perſönlichen Charakter des Mannes an Gediegenheit, Ehrenhaftigkeit, Edelſinn und Güte, welche ſich mit ſeinem Talent und ſeinem künſtleriſchen Wirken auf das Innigſte verbanden. Man mußte ihn im Kreiſe ſeiner liebenswürdigen und durch ſo viele ſeltene Talente geſchmückten Familie ſehen, um ſeinen Werth und ſein Walten vollſtändig zu erkennen. Er erwies ſich in einer länger als dreißigjährigen Ehe, aus der fünf Kinder entſtanden waren, als den treueſten Gatten, als den liebe-

vollſten und aufopferndſten Vater. Seine Söhne und Töchter unterrichtete er allein ohne Zuziehung eines Lehrmeiſters in Muſik und in Sprachen. Nur ſeine Tochter Leopoldine, an der die königl. Oper in Berlin eines ihrer lieblichſten und glänzendſten Geſangs- und Darſtellungs-Talente erhielt, hatte neben dem väterlichen Unterricht auch das Konſervatorium in Wien beſucht. Seine Tochter Albertine (mit dem königl. Hofſchauſpieler Rott in Berlin vermählt), die ebenfalls eine ausgezeichnete muſikaliſche Bildung erhielt, wandte ſich ſpäter der dramatiſchen Darſtellungskunſt mit bedeutenden Talentmitteln und einem ſchönen und ſinnigen Naturell zu. Einer ſeiner Söhne wurde bei der königl. Kapelle in Berlin angeſtellt. T. ſtarb im Landhauſe ſeiner gefeierten Tochter Leopoldine zu Charlottenburg. Seine Taſchenuhr, die ſeit fünfzig Jahren ſeine treue Begleiterin geweſen, hörte in demſelben Augenblick auf zu gehen, in welchem er, ſanft und ſegnend, wie er gelebt, ſeine Exiſtenz aushauchte. Man wird auf ihn das ſhakſpeare'ſche Wort anwenden können: „Nehmt Alles nur in Allem und ſagt — er war ein Mann! — und wird zugleich hinzufügen müſſen: ein Mann — mit einer ſchönen Seele!

M.

* 136. Dr. med. et chir. Heinrich Wilhelm Henrici,

Arzt und ehemal. Phyſikus der Aemter Sonderburg und Norburg auf der Inſel Alſen, zu Auguſtenburg;

geb. im J. 1772, geſt. den 7. Aug. 1850.

H. wurde zu Altona geboren und war ein Sohn des am 7. Sept. 1794 verſtorbenen Profeſſors und Direktors am Gymnaſium daſelbſt, Paul Chriſtian Henrici. Nachdem er dieſe Lehranſtalt mit großem Nutzen beſucht hatte, ſtudirte er Medicin und Chirurgie zu Jena und Kiel, wo er am 28. Juni 1799 zum Doktor derſelben ſowie auch der Chirurgie kreirt wurde. Er beſuchte hierauf die Hoſpitäler in Wien und ließ ſich dann als ausübender Arzt in ſeiner Vaterſtadt nieder. Im J. 1801 ward er an Suadicani's*) Stelle Leibarzt bei'm Herzog Friedrich Chriſtian von Auguſtenburg auf Alſen und blieb es nach deſſen Tode bei deſſen Witwe Louiſe Auguſte, welche 1843 mit Tode

*) Deſſen Biogr. ſiehe im 2. Jahrg. des N. Nekr. S. 403.

abging. Im J. 1813 wurde er zugleich Physikus der Aemter Sonderburg und Norburg. Als Solcher ward er jedoch wieder am 17. März 1837 entlassen und zwar auf sein Ansuchen, blieb jedoch als Arzt fortwährend thätig. Im Jan. 1841 ward er Ritter vom Danebrog. Sein Ende erfolgte sanft und ruhig im 79. Lebensjahre auf Augustenburg an dem oben genannten Tage. Er hinterließ eine Witwe und mehere Kinder. Sein Sohn, Paul Christian, ist Obergerichtsrath in Glückstadt. Er ließ drucken: Ad historiam scarlatinae symbolas nonnullas diss. inaug. loco exhibuit. Kiliae 1799.

Altona. Dr. H. Schröder.

* 137. Friedrich Johann Adrian von der Heyde,

herzogl. braunschw. Oberstlieutenant und Kommandant zu Wolfenbüttel, Ritter des braunschw. Ordens Heinrich's des Löwen, Inhaber der braunschweig. Medaillen für den Feldzug in Deutschland im J. 1809, für die Kriege in Spanien und Portugal in den J. 1810—1814, für die Schlacht bei Waterloo im J. 1815 und des 25jährigen Dienstkreuzes, sowie der silbernen Medaille, welche die Königin Viktoria von England im J. 1849 den noch lebenden Kriegern, welche in Spanien und Portugal gefochten haben, verliehen hat;

geb. den 9. April 1790, gest. den 7. Aug. 1850.

Von der Heyde ist zu Küstrin geboren. Sein Vater, Johann Daniel v. d. H., stand daselbst als Hauptmann in dem kön. preuß. Regimente Herzog Friedrich von Braunschweig, später Prinz von Oranien (Nr. 19). Seine Mutter, Dorothea, war eine geborne von Saint Paul. Der Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels stand bei dem Täufling Gevatter, gab ihm den Namen Friedrich und verlieh ihm nach damaliger Sitte zugleich die Anwartschaft auf eine Junkerstelle in dem von ihm befehligten Regimente. Nach erfolgter Konfirmation trat der 14 Jahr alte Knabe im J. 1804 als Junker in das Regiment und diente als solcher bis zum J. 1806. Nach der verhängnißvollen Schlacht bei Jena, wo sich für den jüngern Militär fast gar keine Aussichten auf Avancement darboten, verließ v. d. H. den Militärstand und besuchte in der Absicht, sich den Wissenschaften zu widmen, eine höhere Lehranstalt in Breslau. Hier befand er sich, als im J. 1809 der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ausbrach und der ritterliche Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels von der böhmischen Grenze aus seinen weltberühmten Auf-

ruf ergehen ließ, unter seinen Fahnen sich zu sammeln, um gegen Napoleon zu kämpfen und Deutschland von der Fremdherrschaft zu befreien. Da hielt es den thatendurstigen Jüngling nicht länger auf der Schulbank; heimlich verließ er Breslau, da es durch das Publikandum des Königs Friedrich Wilhelm III. *) von Preußen vom 10. April 1809 den preußischen Unterthanen streng verboten war, an Verbindungen Theil zu nehmen, durch welche die Ruhe benachbarter Staaten gefährdet werden könnte. Glücklich gelangte v. d. H. mit seinem älteren Bruder, dem jetzigen kön. preuß. Generallieutenant a. D., Georg von der Heyde, nach Sachsen, wo er in Dresden den Herzog von Braunschweig mit seinem Korps traf und von diesem am 29. Juni 1809 als Lieutenant im braunschweig'schen Infanterieregimente angestellt wurde. Als Solcher nahm er nun thätigen Antheil an dem Feldzuge in Franken und an dem in der neuern Kriegsgeschichte so glänzend hervortretendem Zuge des Herzogs von Braunschweig von der böhmischen Grenze bis zur Nordsee. Bei dem Sturm auf Halberstadt, am 29. Juli 1809, wo er, wie stets, mit Muth und Tapferkeit focht und als kühner Soldat sich bewährte, wurde er an einem Zeh des rechten Fußes leicht verwundet, doch ohne verhindert zu werden, an dem ferneren Zuge thätig Theil zu nehmen. Schon am 1. August konnte er bei dem Gefechte bei Oelger, unweit Braunschweig, zugegen seyn. Mit dem gesammten braunschw. Fußvolke schiffte er sich am 7. Aug. 1809 auf der Weser bei Elsfleth ein, um den freien Boden Englands zu gewinnen; doch wäre er fast am Ziele des Gelingens noch in feindliche Gefangenschaft gerathen. Das Schiff, auf welchem er sich befand, ein altes gebrechliches Fahrzeug, war nebst einem anderen, wie man glaubt, aus bösem Willen der Schiffer, gezwungen, bei Gestendorf am Ausflusse der Weser Anker zu werfen, wo die beiden Schiffe bei eintretender Ebbe auf's Trockne geriethen und nun von den französischen Douaniers und den Dänen mit Gewehrfeuer hart bedrängt wurden. Nur die Gegenwart des Lieutenants v. d. H. rettete das Schiff, auf welchem er sich befand, vor der Wegnahme durch die Feinde und damit ihn und seine Gefährten von der Schmach, nach Frankreich auf die Galeeren geschleppt zu werden, ein Schicksal, welches die Bemannung des andern Schiffes, das in feindliche Hände fiel, nur zu hart traf. Bei

*) Dessen Biogr. siehe im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 647.

der Ankunft in England und der bald darauf erfolgten Organisation der gesammten braunschw. Infanterie zu einem Infanterieregimente in englischem Solde wurde der Lieutenant v. d. H. der zweiten Kompagnie des Regiments zugetheilt, welche der Hauptmann von Lüder, einer der bravsten und ausgezeichnetsten Officiere des Regiments, kommandirte. Am 7. Sept. 1810 schiffte er sich mit dem Regimente von dem bisherigen Standquartiere Fermoy in Ireland nach der pyrenäischen Halbinsel ein, wo am 10. November die zweite und zehnte Kompagnie des Regiments unter dem Befehle seines ältern Bruders, Georg von der Heyde, der fünften Division des vereinigten englisch-portugiesischen Heeres zugetheilt wurde. Späterhin während des Feldzuges wurde er jedoch zu einer Kompagnie des Regiments versetzt, welche der 7. Division des vereinigten Heeres untergeordnet war. An den spanisch-portugiesischen Feldzügen von 1810 bis 1814 nahm v. d. H. einen ehrenvollen Theil. Er war Kämpfer in den siegreichen Schlachten von Fuentes de Honnor, am 5. Mai 1811, bei der Erstürmung von Ciudad Rodrigo, den 21. Januar und von Badajoz, am 11. April 1812, in der Schlacht von Salamanca am 22. Juli 1812, in welcher Wellington den Marschall Marmont schlug. Er war bei der Erstürmung des Kastells von Madrid, er zog mit der siegreichen vereinigten englischen Armee am 12. August 1812 in die spanische Hauptstadt ein, er war ferner bei der Belagerung von Burgos und focht rühmlich in der Schlacht von Vittoria am 21. Juni 1813, in welcher Joseph Napoleon auf das Haupt geschlagen und über die Pyrenäen zurückgedrängt wurde, sowie in den Treffen an den Pyrenäen am 25., 28. Juli und 1. August, bei der Erstürmung von San Sebastian am 31. Juli 1813, bei dem Uebergange über die Nivelle am 10. Nov., in dem Gefechte an der Nive am 10. Dec. und in dem Gefechte bei Bayonne am 11. Dec. 1813. Hatte ihn ein günstiges Geschick während der Feldzüge von 3 Jahren von jeder Verwundung geschützt, so sollte nicht das Jahr 1813 zu Ende gehen, ohne daß auch ihn eine feindliche Kugel erreichte. In dem Gefechte bei Bayonne am 11. Dec. 1813 erhielt er eine sehr schwere Verwundung in der rechten Hüfte, die ihn auf längere Zeit kampfunfähig machte. Die letzte Waffenthat der vereinigten Engländer und Spanier war die Schlacht von Toulouse am 10. April 1814. Der bald darauf geschlossene erste pariser Frieden machte auch in Südfrankreich dem Kriege ein Ende. Nach geschlossenem Frieden

schiffte sich von der Heyde mit dem Regimente von Bourdeaux, wo es bis zum Juli 1814 als Besatzung gelegen, nach der Insel Whigt ein und kehrte von da zu Ende Okt. mit demselben nach Deutschland zurück. Am 10. Nov. 1814 traf das Regiment in Braunschweig ein, welches Land für v. d. H. fortan eine neue Heimath, ein zweites Vaterland werden sollte. Bis zum 24. Dec. 1814 blieb es in englischem Solde; von diesem Tage an aber trat es als Leibbataillon formirt in herzogl. braunschw. Dienst zurück. Dieser Tag war für den Lieutenant v. d. H. noch ganz besonders von Bedeutung, indem er an demselben zum Kapitän und Kompagniechef in jenem Bataillon ernannt wurde. Nicht lange sollte er der Ruhe des Friedens genießen — Napoleon war von Elba wieder nach Frankreich gekommen und noch einmal traten die Völker Europa's gegen ihn unter Waffen. v. d. H. machte mit den braunschweig. Truppen den Feldzug in Brabant 1815 mit, wo er in der Schlacht bei Quatrebras am 16. Juni am Unterleibe, dem rechten Schenkel und dem rechten Arme schwer verwundet wurde. Nach mühsam erfolgter Heilung diente er in dem braunschw. Truppenkorps als Hauptmann und Kompagniechef auf höchst ausgezeichnete Weise bis zum 12. Jan. 1839, an welchem Tage er zum Major avancirte. Im J. 1841 wurde er mit der Leitung der Rekrutirung im Herzogthum beauftragt und am 5. März 1847, nach dem am 2. desselben Monats erfolgten Tode des Stadtkommandanten von Wolfenbüttel, Generalmajors Treusch von Buttlar*), mit dem Charakter als Oberstlieutenant zum Kommandanten der zweiten Stadt des Herzogthums ernannt. Als solcher starb er an der Cholera. v. d. H. hatte sich am 9. Jan. 1817 mit Charlotte Wilhelmine Cruse, der Tochter des im J. 1805 verstorbenen Gerichtsverwalters Cruse zu Braunschweig verheirathet, mit welcher er sechs Kinder erzeugte, von denen ein Zwillingspaar, ein Sohn und eine Tochter, in zartem Kindesalter starben. Von den ihm gebliebenen 4 Kindern ist die älteste Tochter, Charlotte, an den Kaufmann Seeliger in Braunschweig verheirathet, die zweite, Nanny, lebt unverheirathet bei der Mutter und die dritte, Anna Klara Wilhelmine Hermine, verheirathete sich am 23. Sept. 1847 mit dem Dr. med. Karl Ludwig Drude in Braunschweig, starb aber schon am 11. Aug. 1848, 22 Jahr 5 Monate 3 Tage alt, am nervösen Kindbettfieber, nachdem sie am

*) Dessen Biogr. siehe im 25. Jahrg. des N. Nekr. S. 166.

2. Aug. eine gesunde Tochter geboren hatte. Der einzige Sohn, Hans*), Lieutenant im schleswig-holstein'schen 1. Jägerkorps, folgte dem Vater am 8. Okt. 1850 in's Grab. Mit dem Oberstlieutenant v. d. H. starb einer der bravsten Officiere des braunschw. Truppenkorps; er war ein Ehrenmann im schönsten Sinne des Worts.

138. Elisabethe Wilhelmine Ludwig,

Dichterin zu Augsburg;

geb. d. 29. Juli 1831, gest. d. 7. Aug. 1850**).

Als Tochter gebildeter wohlhabender Aeltern zu Augsburg erhielt sie eine sehr sorgfältige Erziehung. Einige tüchtige Lehrer, die ihr schon in frühester Jugend gegeben wurden, entdeckten alsbald an dem Mädchen große Lernbegierde und ausgezeichnete Fähigkeiten. Schon im achten Jahre empfand sie das Bedürfniß, den Reichthum ihrer Gedanken und Gefühle in Liedern auszusprechen, und es zeigte sich in ihr immer mehr ein so entschiedenes Talent für die Dichtkunst, daß es ihr ohne Zweifel einen bedeutenden Namen in unserer vaterländischen schönen Literatur verschafft haben würde, wäre ihr durch ein längeres Leben eine weitere Ausbildung derselben möglich gewesen. Denn wenn die beständige Beschäftigung mit edlen Ideen, große Regsamkeit des Geistes, ungemeine Wärme und Tiefe der Empfindung, lebendige, phantasiereiche Anschauungsgabe, Korrektheit und Schönheit des Ausdrucks, Leichtigkeit und Gewandtheit im Versbau und vor Allem ein reines, dem Göttlichen aufgeschlossenes Gemüth, — wenn diese Eigenschaften den Beruf zum Dichter beurkunden, so ist dieß Alles in ihren Poesieen leicht zu erkennen. Nur ernsten und großen Gegenständen waren ihre anmuthvollen und sinnigen Lieder gewidmet; nur der Religion, dem Vaterlande, erhabenen historischen Erinnerungen, der Natur und der Freundschaft erklangen die Saiten der Harfe in ihrer jugendlichen Hand, und was davon hin und wieder in das Publikum gelangte, hat die allgemeinste Aufmerksamkeit und Achtung erworben. Ihr Charakter entwickelte sich frühzeitig schnell, und ließ Anfangs eine ernste Entschiedenheit als Hauptzug hervortre-

*) Dessen Biogr. siehe unter dem 8. Okt. im gegenwärt. Jahrg. des N. Nekr.

**) Berliner Figaro. 1851. Nr. 66.

ten, der ſich ſpäter in eine melancholiſche Stimmung des Gemüthes verwandelte, die ſich in den hinterlaſſenen Poeſieen der Verſtorbenen deutlich kund giebt. Wenn Frau v. Staël ſagt: „wahre Traurigkeit verkündet das Genie“ ſo hat ſich dieß bei Eliſe Ludwig als tiefe Wahrheit gezeigt. Großen Fleiß verwendete Eliſe auf das Studium der Klaſſiker und der Geſchichte. In der letzten Zeit beſchäftigte ſie ſich namentlich viel mit Platon, deſſen Sprache ſie bewunderte und der Reinheit ſeiner rhythmiſchen Formen nachſtrebte. In ihrem 14. und 15. Jahre erwachte bereits das Selbſtgefühl der Dichterin in hohem Grade. Sie ſtrebte nach Anerkennung in der literariſchen Welt und veröffentlichte daher mehere ihrer Gedichte in verſchiedenen bellettriſtiſchen Zeitſchriften, welche auch gewiß Beachtung gefunden hätten, wenn nicht ihr Auftreten in die Jahre gefallen wäre, wo die mächtige deutſche Frage bereits alle Kräfte des Vaterlandes in Anſpruch nahm. Aber auch Eliſe Ludwig erfaßte den allgemeinen Geiſt der Zeit klar und zeichnete ihn in meheren ihrer Gedichte mit großer Schärfe. Doch immer mehr begann eine düſtre Schwermuth ſich ihrer Seele zu bemächtigen und die phyſiſchen Leiden traten ſichtbar hervor, obſchon ſie beide vor der Welt zu verbergen wußte. Die langwierige Krankheit und der frühe Tod ihrer geliebten Mutter war vor drei Jahren der erſte Sturm, der ſie beugte und ihr das Erdenleben in ſeiner düſtern, erſchütternden Geſtalt zeigte. Den Kummer über dieſen unerſetzlichen Verluſt nebſt der Theilnahme an dem Schmerze ihres theuren Vaters legte den erſten Keim des Uebels in ihre Bruſt. Hierzu kamen die erſchütternden Welterеigniſſe der nächſten Zeit darauf, die ihr ſo ſehr für das Wohl des Vaterlandes ſchlagendes Herz noch mehr bewegten. Eine im Frühjahr 1850 unternommene Reiſe nach Würtemberg ſollte ihr Zerſtreuung geben und ihr Leben in eine mehr bewegte Bahn bringen. Sie freuete ſich ſehr auf die Bekanntſchaft mit meheren berühmten Männern, welche in Würtemberg lebten, namentlich mit Uhland, deſſen Gedichte ſie ſtets mit Begeiſterung erfüllten. Da überfiel ſie die langſam vernichtende Krankheit und zerſtörte ihre ſehnlichſten Wünſche. Die ſtärkende Luft des Schwarzwaldes ſollte ihr die verlorenen Kräfte wiedergeben und heilend auf ihre Bruſt wirken; doch ein mehrwöchentlicher Aufenthalt daſelbſt konnte die gewünſchte Beſſerung nicht herbeiführen, und ſie eilte, ihre letzten Tage fühlend, zurück in das älterliche Haus, um da in den Armen ihres Vaters und eines würdigen

Predigers, des Kirchenraths Bombard, ihr leider! so kurzes Leben zu beschließen. Noch wenige Tage vor ihrem Tode ordnete sie die Herausgabe ihrer Gedichte zu Gunsten Schleswig-Holsteins an und die große Theilnahme, welche die Kunstprodukte des jungen Mädchens fanden, bewies die Anerkennung, welche dem edlen Streben und der Vaterlandsliebe Elisen's gezollt wurde.

* 139. Ludwig Heinrich Bause,

Lehrer und Katechet zu Herford;

geb. den 1. Mai 1810, gest. den 9. Aug. 1850.

Wieder einer meiner Freunde ist dahin! Das Häuflein wird immer kleiner. B., der Sohn eines Landmanns, war geboren zu Ballenhausen bei Göttingen und besuchte zuerst die Dorfschule seines Orts. Dann kam er zu seinem Oheim, dem Schulinspektor Schlott zu Klausthal und besuchte das dortige Gymnasium bis zur Prima. Er war zur Akademie reif, es fehlten aber die Mittel zum Studiren und so widmete er sich dem Volksschullehrerstande. Zu diesem Zwecke hatte er schon seit Oktober 1824 bei dem Kantor Husmann Unterricht im Katechisiren genommen. Im Oktober 1828 kam er als Präparand in das Neben-Institut des Seminars nach Hannover. Der Kaufmann Sielermann in Alswede wollte gern einen Hauslehrer aus dem hannov. Seminar haben; ich wandte mich an den Inspektor und dieser schickte B. im Januar 1829. Von dieser Zeit an lebte ich in der innigsten Freundschaft mit ihm. B. war ein sehr vortrefflicher Lehrer und verstand meisterhaft die Kunst, mit Kindern umzugehen. Er war hier allgemein geachtet. Auf meine Veranlassung entschloß sich B., im Preußischen zu bleiben. Er ging im Sommer 1831 nach Soest, um dort sein Examen zu machen. Wider Erwarten gab man ihm jedoch nur das Zeugniß als Hilfslehrer und zwar aus dem Grunde, weil er in Ertheilung des Unterrichts im Gesange, worauf in Hannover so vieler Werth nicht gelegt wird, nicht tüchtig genug war. Es wurde ihm jedoch das Versprechen gegeben, daß, wenn er ein preußisches Seminar 1 Jahr besuchte, er dann gewiß als wahlfähig erklärt werden würde. B. entschloß sich dazu und ging nach Petershagen, welche Anstalt gerade kurz vorher zu einem ordentlichen Seminar erhoben war. Somit gehörte er zu den ersten Abiturienten, welche dieß Seminar entließ. B. erhielt das Zeug-

niß Nr. II. Ich kann nicht umhin, hier offen zu gestehen, daß der Besuch des Seminars in P. nicht sehr vortheilhaft auf B. in moralischer Hinsicht gewirkt hat. Im Sommer 1832 kam B. als Hilfslehrer nach Hartum und lebte hier in den angenehmsten Verhältnissen, namentlich in der innigsten Freundschaft mit seinen Kollegen. Im Jahre 1838 versetzte ihn königl. Regierung nach Herford, wo er zugleich das Amt eines Katecheten am Zuchthause erhielt. Es wäre besser gewesen, hätte B. sich verheirathet; seine Verhältnisse würden dann eine andere Gestalt gewonnen haben. Eine Frau hätte er recht gut ernähren können, denn seine Einnahme belief sich auf 400 Thlr. So, sich selbst überlassen, gewöhnte er sich an das Trinken und in letzter Zeit trieb er dieß Laster sehr stark, trotz der vielen Ermahnungen seiner Freunde. Dieß Laster abgerechnet, war er der beste Mensch von der Welt und ein sehr tüchtiger Lehrer, so daß die Kinder mit vieler Liebe an ihm hingen. Daher kam es denn auch, daß er seines Amtes nicht entsetzt wurde. Traurig war aber sein Ende. Wahrscheinlich im Delirium stürzte er des Nachts aus dem Fenster (er wohnte im 2. Stockwerke) auf einen Steinhaufen, wobei er ein Bein zerbrach. Dennoch muß er nach einem Ziegenstalle gekrochen seyn, denn die Ziegen waren von Blut beschmutzt, und von hier nach einem Abtritt, in welchem man ihn am Morgen todt fand, die Beine in die Höhe stehend. Hier also erst muß er erstickt seyn. Dieß sein Ende erweckte allgemeine Theilnahme und bei seiner Beerdigung zeigte es sich, welche allgemeine Liebe er genossen hatte. An eine Ermordung ist wohl nicht zu denken, da er weder Vermögen noch Feinde hatte. Im J. 1841 gab er auf seine Kosten 2 kleine Brochüren heraus: „Kleine Sammlung leichter deutscher Gedichte oder Deklamations-Büchlein für Schüler in Volksschulen. Zugleich ein zweckmäßiger Anhang zu jedem Volksschul-Lehrbuche. Herford u. Leipzig 1841. Das andere Werkchen enthielt „Sprüche und Liederverse zu den biblischen Geschichten." Im September 1844 erhielt ich den letzten Brief von B. Er schrieb mir unter Anderem: „Das Wandern ist des Müllers Lust und auch der Schulmeister, wenn sie sich verbessern können. Ich habe mich auch schon 10mal gemeldet auf andere Stellung, aber der Schuß fehlte oder verfehlte. Nun sitze ich seit 38 hier wie ein Karrengaul noch immer so was weg, unbeweibt, aber wohl beleibt und gut behaart und ziemlich vermehrt. Meine Aeltern sind beide todt, mein Vater starb d. 9. Jan. c. Ballen-

hausen ist für mich todt. Mein Oheim (Schulinspektor Schlote in Klausthal) ist noch immer in voller Thätigkeit und recht wohl u. s. w."

Dr. Arendt.

140. Jakob Ludwig Freiherr v. Harold,

k. bayer. Geheimerrath zu München;

geb. den 25. Juli 1766, gest. den 9. Aug. 1850*).

Die vielen Verdienste und geistigen Vorzüge dieses Mannes waren, wegen seiner beinahe einsiedlerischen Lebensweise und bei seiner hohen Bescheidenheit außer dem ohnehin engen Kreise seiner nächsten Verwandten und vertrauten Freunde, so wenig bekannt, daß wohl in einem Nachruf der edeln Eigenschaften dieses Ehrenmannes gedacht werden soll. v. H., geboren zu Düsseldorf, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in dem dortigen Jesuitenkollegium und trat im J. 1792 als Regimentsauditor in kurpfalz-bayer'sche Dienste. Schon im J. 1803 wurde er wegen seiner hohen wissenschaftlichen Bildung und wegen seiner Rechts- und militärischen Kenntnisse als geheimer Sekretär in das damalige Kriegsbureau berufen, darauf in dem nachherigen Kriegsministerium zum geheimen Referendar befördert und im J. 1817 zum geheimen Rath ernannt, als welcher er auch nach zurückgelegten fünfzig Dienstjahren 1842 ehrenvoll in den Ruhestand versetzt wurde. Es kann nicht Zweck dieser Zeilen seyn, in das amtliche Wirken des dafür mit dem Civilverdienstorden der bayer'schen Krone und dem Ludwigsorden geschmückten Verstorbenen genau einzugehen; allein berührt muß es werden, daß dieses Wirken sich nicht blos auf das ihm eigentlich angewiesene Gebiet der Militärjustiz beschränkte, sondern daß er, zumal unter der napoleon'schen Gewaltherrschaft, wichtige militärische Verhandlungen mit staatsmännischer Klugheit und einer ächt deutschen Gesinnung führte und während einer zwanzigjährigen Kriegsperiode, zugleich der schönsten Ruhmesperiode des bayer'schen Heeres, mit legislativen Arbeiten betraut wurde, welche seinem Namen zur höchsten Ehre gereichen und demnach kurz erwähnt werden sollen. Dahin sind zuvörderst zu rechnen die, dem kriegerischen Verdienst die gerechteste Anerkennung sichernden, Statuten des militärischen Max-Joseph-Ordens; dann

*) Beilage zu Nr. 235 der Allg. Zeitung vom 23. Aug. 1850.

das Konskriptionsgesetz von 1812, offenbar eines der wohlthätigsten und gediegensten Gesetze, welche aus seiner Hand hervorgingen, und wie es wegen seiner praktischen Vorzüge die allgemeinste Anerkennung fand, so wurde es selbst von auswärtigen Staaten als Grundlage ihres Konskriptionswesens benutzt; ferner die im darauffolgenden Jahr erschienenen Strafgesetze für das bayer'sche Heer, welche bis zum J. 1822 zur Zufriedenheit des Heeres ihre Anwendung fanden. Daß aber diese mühevollen Arbeiten den warmen Herzschlag des würdigen Mannes nicht erkälteten, dafür zeugt sein unablässiger Eifer für die Erreichung der edelsten Zwecke; denn die sehr bedeutenden Vermehrungen des Invaliden- und Militärwittwen- und Waisenfonds, die Verbesserung des Standes des Militärauditoriats und endlich der Entwurf einer Ehrenbelohnung für die Militärärzte sind die Früchte dieser rühmlichen Bemühungen. Wie das amtliche Wirken, ebenso verdient auch das Privatleben des geistreichen Verstorbenen, welcher in Kunst und Wissenschaft während seines amtlichen Berufes Erholung und in ihrer liebevollen Pflege am Abend seines Lebens Erheiterung fand, gewürdigt zu werden. Sein Kunstsinn wendete sich vor Allem der Blüthezeit der alten Kunst, hier insbesondere den alten Kupferstichen zu, und mit Geist und dem feinsten Geschmack wählend legte er eine reiche Sammlung vorzugsweise altdeutscher und italienischer Kupferstiche an, welche wohl zu den ausgezeichnetsten Privatsammlungen Deutschlands zu zählen ist. In wohlbegründetem Vertrauen auf die Pietät seiner Angehörigen wurden von dem Verstorbenen Verfügungen getroffen, welche diesen Schatz an seltenen und kostbaren Drucken auch in der Folgezeit für Bayern erhalten werden. Ebenso war er ein rastloser Forscher auf dem wissenschaftlichen Gebiete, namentlich der klassischen Literatur. Ausgerüstet mit seltener Kenntniß der lateinischen Sprache und den damit verwandten modernen Sprachen, drang er so sehr in den Geist der römischen Klassiker ein, daß er in seinen literarischen, aber der Oeffentlichkeit vorenthaltenen Arbeiten mit bewunderungswürdiger Gewandtheit und Zierlichkeit in dem altrömischen Idiom sich bewegte. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht das Wort eines der geistreichsten bayer'schen Staatsmänner: daß diese literarischen Arbeiten aus einem Römerkopf und rein deutschen Herzen entsprungen seyen. Höhere Weihe erhielten aber seine wissenschaftlichen Bestrebungen und sein Kunstsinn durch die reinste Religiösität, welche, eben weil sie sich auf eine

objektive Anschauung des Christenthums und seiner Formen nicht beschränkte, durch tiefes Eindringen in die Lehre unserer heiligen Religion und durch Anwendung auf dieses Leben sich äußerte. Eben deßhalb und weil der Verstorbene in Kunst und Wissenschaft die edelsten Träger unserer Religion erkannte, ergab er sich ihrer Pflege mit einer Liebe, wie sie nur aus einem lautern, warmen Herzen strömt. Diese Herzenswärme fand aber auch in werkthätiger Ausübung des Christenthums ihren entsprechenden Ausdruck und die Thränen der Armen an seinem Grabe zeigten, daß sein Herz und seine Hand dem wahrhaft Armen immer geöffnet waren, ohne daß selbst seine nächsten Angehörigen von diesen Spenden Etwas erfuhren. Und so war der Verstorbene, um Alles in wenigen Worten zusammenzufassen, ein warmer Anhänger seines Königs und ein treuer Diener des Staats, ein glühender Kunstfreund und ein hochgebildeter Verehrer der Wissenschaft, der treueste, beste Familienvater und selbst während einer schmerzensvollen Krankheit und einem schweren Todeskampf in seinen religiösen Grundsätzen unwandelbarer, wahrer Christ.

* 141. Johann Otto Bockelmann,

Buchhändler zu Schleiz;

geb. den 4. Febr. 1816, gest. den 10. August 1850.

B. war zu Kreuzburg in Ostpreußen geboren. Sein Vater, welcher daselbst zur Zufriedenheit der Bewohner die Stelle eines ersten Mädchenlehrers bekleidete, wandte, obgleich er durch die damaligen Kriegsereignisse seine ganze Habe verloren, dennoch alles nur Mögliche an, um seinem Sohne eine tüchtige Erziehung zu geben und ihn zu dem Berufe eines Lehrers vorzubereiten. Unter Mitwirkung des dortigen Rektors Bauer hatte er ihn auch bald so weit ausgebildet, daß er eine Hauslehrerstelle annehmen und vollkommen genügend ausfüllen konnte. Doch fühlte B. nie rechte Zuneigung zu seinem Stande; nur die Liebe zu seinem Vater und dessen ausdrücklicher Wunsch hatten ihn bestimmt, sich demselben zu widmen. Denn längst schon sehnte er sich, ein Mitglied des deutschen Buchhandels zu werden und in diesem Verlangen wurde er durch den seligen Dinter, welcher ihm nicht nur ein Unterkommen bei seinem Freunde Wagner *) in Neustadt a. d. Orla zu

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 945.

verſchaffen verſprach, ſondern ihm ſpäter auch noch einige ſeiner Werke in Verlag geben wollte, ſo ſehr beſtärkt, daß er ſich zu einer Lehrlingsſtelle, welche bei dem Buchhändler Bon in Königsberg offen war, meldete und dieſelbe zu ſeiner größten Freude auch erhielt. Sein innigſter Wunſch war nun erfüllt und er widmete ſich mit ſolcher Liebe und mit ſo großem Eifer ſeinem neuen Berufe, daß ihm bald die volle Zufriedenheit ſeines Principals zu Theil ward, welche er ſich auch ferner, als er bereits als Gehilfe in demſelben Geſchäfte arbeitete, zu erhalten wußte. Dinter's Verheißungen ſollten jedoch auch noch theilweiſe in Erfüllung gehen, obgleich dieſer ausgezeichnete Mann damals nicht mehr lebte. B. bewarb ſich nämlich um eine Stelle in der wagner'ſchen Buchhandlung zu Neuſtadt und erhielt dieſelbe auch zufolge der guten Empfehlungen ſeines bisherigen Principals. Auch in dieſer neuen Stellung wußte er ſich durch regen Eifer und muſterhaftes Betragen bald ſo beliebt zu machen, daß Wagner ihn mit der Führung ſeiner ſchleizer Filialhandlung betraute und hier bot ſich ihm nun ein reiches Feld zur Benutzung ſeiner eifrig geſammelten Kenntniſſe dar; hier zeigte er, zu welch' einem ausgezeichneten Geſchäftsmann er ſich gebildet hatte. Im J. 1842 übernahm er die Handlung für ſeine eigene Rechnung und führte dieſelbe bis zu ſeinem Tode mit abwechſelndem Glücke, je nachdem die Zeitumſtände günſtiger oder ſtörender auf die bürgerlichen Verhältniſſe einwirkten. Ein hartnäckiges Lungenleiden, welches auch die Urſache ſeines frühen Todes war, feſſelte ihn in den letzten Jahren ſeines Lebens fortwährend an das Krankenlager. Ihn beweinen ſeine Wittwe, eine Tochter des verſt. Buchhändlers Ernſt Enke in Erlangen, mit welcher er ſich im J. 1843 verheirathete und vier unmündige Kinder.

* 142. M. Chriſtian Ernſt Anger,

großherzogl. ſächſ. Superintendent und Oberpfarrer zu Blankenhain;

geb. den 7. April 1786, geſt. den 11. Auguſt 1850.

Unter der Zahl derer, die in der Fülle geiſtiger Begabung und im klaren Bewußtſeyn ihrer Lebensaufgabe alle Lebenskräfte anſpannten, derſelben zu genügen und denen nach ihrer irdiſchen Vollendung ein Denkſtein ehrender Erinnerung nicht vorenthalten werden darf, gehört mit Fug und Recht dieſer Verewigte, der als treuer Diener der evangeliſchen Kirche ſich allzeit bewährt hat. —

A. war der in dem erzgebirg'schen Flecken Gränitz bei Freiberg erstgeborne Sohn des dortigen Pfarrers M. Fr. Gottlieb Anger und der Hanna Eleonore, geb. Albrecht, aus welcher Ehe noch vier Kinder entsprossen sind: eine Tochter und von den bereits im Mannesalter verstorbenen Brüdern der noch jetzt als Pfarrer in Erdmannsdorf lebende jüngere Bruder, Eduard Anger. Im Vaterhause, worin der Geist ächter Frömmigkeit, innigster Liebe und regen Strebens für alles Wahre und Gute wehete, erhielt der Verstorbene mit zweien seiner Geschwister den ersten Unterricht. Bei sorgsamer Pflege konnte seine große geistige Befähigung nicht lange verborgen bleiben. Sein unermüdlicher Eifer, jeder Sache, über die er Belehrung empfing, auf den Grund zu kommen, insonderheit sein tief religiöser Sinn, der bei aller Lebendigkeit des kindlichen Temperaments durch nichts getrübt wurde, wies die wackern Aeltern auf die Richtung hin, in welcher sie für seinen spätern Lebensberuf seine Kräfte auszubilden hatten. Schon als 13jähriger Knabe konnte er zu Ostern 1799 in die zweite Klasse des Gymnasium zu Annaberg aufgenommen werden, wo er als Schüler in des Vaters Geburtsstadt unter den glücklichsten Verhältnissen bei den Brüdern und Schwestern des Erstern seinen Aufenthalt hatte. Diesem glücklichen Zusammenleben mit treubesorgten Anverwandten, die im Besitz einer ungekünstelten Herzens- und Lebensbildung waren, verdankte er jene geniale Zutraulichkeit, jene freundliche Zuvorkommenheit und den feinen Takt, der sein späteres Leben so sehr auszeichnete. Bald hatte er durch seinen rastlosen Fleiß sich bis zur Prima emporgearbeitet und es dauerte gar nicht lange, als seine Lehrer (Rektor war M. Grimm), die das seltene Talent dieses angehenden Jünglings nicht genug bewundern konnten, dem Vater die erfreuliche Nachricht ertheilten, daß der hoffnungsvolle Sohn seinen Schulkursus vollendet habe und zum Abgang auf die Universität reif sey. Sie knüpften aber an diese Nachricht den wohlgemeinten Rath, den noch zu jungen, noch nicht ganz 17 Jahre alten Menschen wenigstens noch ein Jahr zurückzubehalten und seinen weiteren wissenschaftlichen Bedürfnissen die nöthige Befriedigung zu bieten. Dieß geschah auch, bis er mit wahrem Durste nach den Geheimnissen des Gottesreiches zu Ostern 1804 auf der Universität zu Leipzig immatrikulirt wurde. Burscher, Keil und Rosenmüller waren da seine Lehrer. Jedoch nur ein halbes Jahr konnte er hier verbleiben, weil er nach dem Wunsche

seines Vaters die Universität Wittenberg besuchen sollte. Hier hörte er Schleußner *), Nitzsch **) und Weber ***). Der mittlerweile erfolgte Tod seines Vaters, der zuletzt das Pfarramt Kleinwaltersdorf bekleidete, nöthigte den Sohn, gleich nach vollendetem Triennium, nachdem er vorher Magister geworden, zu Ostern 1807 Wittenberg zu verlassen. In seinem theologischen Wahlfähigkeitsexamen zu Dresden erwarb er sich die ehrenvolle Censur „sehr wohl" und damit zugleich die bleibende freundliche Zuneigung seiner Examinatoren, Reinhard und Tittmann. Nun lebte er zuerst in einer adeligen Familie als Hauslehrer, dann 1808 zu Oederan, wo er die Kinder von drei angesehenen Familien unterrichtete und durch seine in den Text und in das Menschenleben tief eingehenden, wahre Herzenserbauung anstrebenden Predigten, die er häufig hielt, Aufsehen erregte und reichlichen Beifall fand. Nachdem er in Folge einer Brustkrankheit in das mütterliche Haus nach Freiberg zurückgekehrt war und da ein Jahr lang in ungestörter Muße seinen theologischen und philosophischen Studien obgelegen hatte, wurde er zum Pfarrer in Karlsfeld bei Eibenstock im sächsischen Obererzgebirge zu Johannis 1810 designirt, in Dresden pro ministerio examinirt und am 1sten Advent in sein Amt eingewiesen. Wozu sein jugendlich aufstrebender Geist mit aller Ausdauer sich tüchtig zu machen gesucht hatte, das konnte er, 24 Jahre alt, als Botschafter Christi, in evangelischer Hingebung nun herrlich bewähren. Die damalige Zeit gab ihm sattsam Gelegenheit dazu. Denn als neben den Kriegswehen, die auch bis dorthin sich erstreckt hatten, die Nervenkrankheit ihre großen Opfer forderte, da scheute er keine Gefahr, den Trost des Evangelium auch in die ärmste Hütte zu bringen, ja, da trieb ihn sein menschenfreundliches Herz, seine Mutter und die Gattin, Henriette Auguste, mit welcher er sich am 24. Mai 1812 verehelicht hatte, dem Schutze des Höchsten befehlend, auch die in der Diaspora in den Grenzorten Böhmens, in meilenweiter Entfernung lebenden Glaubensbrüder, denen der geistliche Hirte fehlte, zu besuchen und den Kranken zu dienen. Und als Jahre der Theurung seine arme Gemeinde hart heimsuchten, da glaubte er es seinem Heilande, dem er treueste Nachfolge gelobt hatte, schuldig zu seyn,

*) Dessen Biogr. siehe im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 164.
**) — — — 9. — — — — S. 1022.
***) — — — 11. — — — — S. 531.

nicht blos mit herzlich theilnehmenden Worten, sondern auch in werkthätiger Liebe und edelster Selbstverläugnung seiner Beichtkinder sich annehmen zu müssen. „Nun, wir haben auch nichts, finden aber doch eher Wege, den Hunger zu stillen, als die gänzlich Hilflosen!“ Mit dieser Rechtfertigung schlug er die Bedenken seiner nicht minder besorgten Gattin für immer darnieder. Er wußte, was es heißt, in stiller Wohlthätigkeit Gott leihen. Eine sehr wohlthuende Erinnerung war es ihm darum auch, als er in seinen alten Tagen ein Volksbuch in die Hand bekam, worin bei der Beschreibung von Karlsfeld und dessen schöner Kirche unter Anderem erzählt ward: ein Pfarrer, M. Anger, der zehnte seit Erbauung der Kirche, habe sich dadurch ein bleibendes Verdienst auch um die Landwirthschaft dieses Ortes erworben, daß, da früher wegen des rings angrenzenden Waldes und des Vorurtheiles gegen die kalte Witterung kein eigentlicher Kartoffelbau hier getrieben worden sey, er durch eigne Versuche und durch Zuziehung der königl. Regierung, die dann den nöthigen Waldgrund dazu abgelassen, den Anbau dieses kostbaren Nahrungsmittels wesentlich gefördert habe. Schon zu Anfange des Jahres 1815 wurde ihm vom Oberkonsistorium zu Dresden, das einen Würdigen gern berücksichtigen mochte, die Auswahl von drei Pfarrstellen überlassen. Auf seinen Wunsch — denn er glaubte, daß gerade dieser Theil seinem theuern Sachsenlande erhalten bleiben würde — wurde er nach Weltwitz bei Neustadt a. d. O. designirt. Da aber inzwischen dieser Kreis durch die traurige Theilung Sachsens dem Preußenlande zufiel, wurde er zum theologischen Examen nach Merseburg citirt und endlich, weil Preußen noch im Laufe desselben Jahres den neustädter Kreis an Weimar abtrat, von der kirchlichen Oberbehörde dieses Landes konfirmirt. Wie manche Abstände gegen sein früheres er auch in diesem neuen Vaterlande finden mochte: sein treuer Berufseifer, sowie seine anziehende Persönlichkeit erwarb ihm bald die dauernde Liebe seiner Gemeindeglieder und ließ ihn mit manchen gleichstrebenden Amtsbrüdern ein inniges Freundschaftsverhältniß anknüpfen. Im Bunde mit M. Rintsch, damals Archidiakonus-Substitut, jetzt Superintendent in Neustadt, M. Meißner in Döhlen, jetzt Oberkirchenrath in Dresden, und Frenkel*) in Weyra, verstorben als Oberpfarrer in Triptis, wurde ein wissenschaftlich-homiletischer Prediger-

*) Dessen Biogr. siehe im 23. Jahrg. des N. Nekr. S. 948.

verein, wie er noch jetzt besteht, und zwar so gegründet, daß die Diöcesen Neustadt und Weida sich vereinigten. Als Dr. Schwabe *), zuletzt Prälat in Darmstadt, Superintendent in Neustadt geworden, ward der Beschluß gefaßt, „Vierteljährige Mittheilungen aus den Arbeiten des neustädter Predigervereines" herauszugeben. Später, kurz nach dem Erscheinen der neuen Predigtterte, gab der Verstorbene mit Meißner und Frenkel: „Erläuterungen zum neuen weimar. Evangelienbuche" heraus, das der Mittelpunkt einer um dasselbe sich bildenden asketisch-homiletischen Literatur ihnen werden zu müssen schien. Am 14. Novbr. 1827 wurde er als Ephorus der Diöces und Oberpfarrer der Stadt Blankenhain in der dasigen Kirche eingeführt und so seine Tüchtigkeit anerkannt, auf einem größeren Felde seine Thätigkeit zu eröffnen. Dieser Aufgabe hat er denn auch mit allen Kräften seines Lebens nachzukommen und im Einzelnen wie im Ganzen mit seiner Umsicht und Gründlichkeit den innern und äußern Zustand seiner Ephorie zu heben, nicht als Miethling oder Menschendiener sich bestrebt. Dem Bedürfnisse nach einer dem Leben der Gegenwart, die nicht mehr blos zu negiren habe, entsprechenden homiletischen Lektüre glaubte er durch die Herausgabe eines „Archivs für Zeitpredigten" in Monatsheften abhelfen zu müssen. Diesen sendete er im folgenden Jahre eine neue Folge nach: Zeitpredigten und kirchliche Gelegenheitsreden", in vier Quartalheften. Auch ergriff er gern die Gelegenheit, seine Gedanken und Gefühle über Theoretisches und Praktisches in der Theologie schriftlich auszusprechen und zu einer lebendigen Theilnahme an dieser heiligen Sache anzuregen. So findet sich unter anderen seiner gedruckten Abhandlungen eine: De simplicitate et gravitate, virtutibus boni pastoris hac nostra aetate maxime periclitantibus, dissertatiuncula, worin er neben seinem hohen Gedankenfluge auch seinen Scharfblick in Alles, was unserer Zeit Noth thut, herrlich bethätigte. In das Jahr 1835 fällt die Feier seines 25jährigen Amtsjubiläum, das er im stillen Kreise theilnehmender Amtsgenossen und vertrauter Freunde hoffnungsfroh für seine Kirche beging. Das Jahr 1848 traf ihn gerüstet. Obwohl schon Zweiundsechsziger fühlte doch auch er mit ernstfreudiger Bewegung des Gemüthes die Wichtigkeit der neuen Zeit, die über dem Vaterlande aufgehen wollte und nicht nur dem bürgerlichen, sondern auch dem

*) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 1072.

kirchlichen Leben endliche Befriedigung lang gehegter, gerechter Wünsche zu versprechen schien. Auf heiligem Lehrstuhle, wie bei kirchlichen Versammlungen trieb es ihn mächtig, auszusprechen, wovon das treue Herz voll war, und wie er hier keine Gelegenheit vorübergehen ließ, auf Grund seiner theologischen, historischen und philosophischen Erfahrungen für die Wiedergeburt unseres Kirchenthums rathen zu helfen, so ließ er auch keinen Sonntag verstreichen, der nicht in steter Würdigung der Zeitfragen nach den Aussprüchen des Evangelium den überstürzenden Schwindlern sowohl, wie den stabilen Sonderlingen, was zum wahren Frieden diene, gezeigt, Allen aber das nöthige Gottvertrauen gestärkt hätte. Aber wie warm auch sein Herz schlug für die gute Sache der Christenheit, der Todeskeim war für ihn eben in seinem großen Herzen enthalten. Die Hypertrophie desselben, in welchem forschende Aerzte den Grund seines, ihn oft belästigenden Asthma suchten und, wie später die Sektion ergab, auch richtig gefunden hatten, schritt mächtig vorwärts und fesselte ihn seit Palmarum 1850, wo er zum letzten Male die konfirmationsfähigen Kinder seiner Gemeinde, darunter sein jüngstes Kind einsegnete, wenn auch nicht auf's Krankenbett, doch an die Krankenstube. Die allgemeine Wassersucht, in welche jenes Herzleiden ausging, hatte gleichwohl auf seine Geistesfrische noch keinen Einfluß zu üben vermocht. Mit derselben Gründlichkeit expedirte er bis zum dritten Tage vor seinem Ende, das am 11. Aug. Abends 9 Uhr den von völliger Kacherie Ergriffenen ohne weitere Körperschmerzen nach einem sanften Schlafe in die Hände seines Heilandes, seines getreuen Gottes, in das Land des Schauens führte. — Mit ihm ist nicht blos ein gründlicher Gelehrter und tüchtiger Seelsorger, sondern auch im reinsten Sinne des Wortes ein edler Mensch gestorben, ein Mensch, der der Beigabe eines Sterblichen, der Irrthumsfähigkeit, sich wohl ebenfalls nicht ganz erwehren konnte, dessen Streben aber nach Wahrheit und ächter Veredlung durch jedes seiner Worte und Thaten verbürgt war. Bei seiner tiefwissenschaftlichen Bildung, der kein abschließendes System genügen mochte, und bei dem Grundsatze verharrend, daß die Geschichte, namentlich der christlichen Kirche, auch noch für die Zukunft ihre Berechtigung habe, mußte ihm am Meisten der theologische Standpunkt Schleiermacher's *) zusagen. Die Zeit des

*) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 125.

Auftretens dieses ausgezeichneten Mannes fiel gerade in die männlich kräftigsten Tage des Verstorbenen, dessen Scharfblick in dieser Erscheinung eine neue Epoche begrüßte, in welcher die Kirche neu verjüngt aus den manchfach versuchten geistigen Umbauten wieder hervorgehen müsse. Philosophie und Geschichte waren ihm darum die Hauptfaktoren, mit welchen im Bunde die Theologie ihre alte Lebenskraft behaupten könne und werde. Zu der eindringenden Urtheilskraft, die seinem gediegenen Geiste so viel Anziehungskraft und jedem seiner Worte so viel Salz verlieh, gesellte sich jener heilige Ernst, der schonend gegen den Aufrichtigen und den redlich Strebenden nichts mehr verabscheute, als die Lüge, den Dünkel und pharisäische Scheinheiligkeit. In seiner Demuth konnte er sich selbst nie genügen und wich geflissentlich aus, wo es um Beifall für seine Person sich handelte. Keiner seiner Amtsgenossen, Keiner von Allen, mit denen er als Ephorus zu verkehren hatte, wird ihm das Zeugniß der Milde, der zarten Rücksicht und helfenden Zuvorkommenheit vorenthalten können. Auch unter seinen Beichtkindern ehrte er in Jedem, selbst dem Gefallenen, noch den Menschen, und wie eindringlich er auch gegen herrschende Unsitten ankämpfte, in Allem war bei ihm die gewissenhafteste Befolgung des Hauptgebotes Christi ersichtlich, der Liebe, die sich selbst verleugnet und in dem Wohle der Brüder sich glücklich weiß. Darum flossen ihm auch an seinem Grabe, das seine leidtragenden Mitbürger und Freunde zahlreich umstanden, Thränen wehmüthig dankbarer Gegenliebe und Alle, die ihn näher kannten, dürften mit Recht bei solchem Verluste sich damit trösten, daß die Frucht dieses Gottesmenschen bleiben werde in's ewige Leben.

143. Franz Xaver Bronner,

ehemal. Archivar und Bibliothekar zu Aarau;

geb. d. 23. Dec. 1758, gest. d. 11. Aug. 1850 *).

B. wurde von armen Bauersleuten zu Höchstädt an der Donau geboren, erhob sich aber durch eine sorgfältige Ausbildung seiner natürlichen Anlagen aus diesem niedrigen Stande, indem zuerst der Ortskantor die schönen Anlagen des Knaben bemerkte und sich erbot, ihn unent-

*) Nach dem brockh. Konvers.-Lexikon und der Allg. Schulztg. 1850. Nr. 187.

geldlich zu unterrichten; denn sein Vater, der als Arbeiter in einer Ziegelei diente, konnte Nichts auf die Ausbildung seines Sohnes verwenden. Besonders erregten die ausgezeichneten Anlagen für den Gesang, die sich bei ihm schon früh offenbarten, seines Lehrers Aufmerksamkeit, der ihn so weit ausbildete, daß er 1769 als Chorknabe in das Jesuitenkollegium zu Dillingen aufgenommen werden konnte. Zum Klosterleben bestimmt, kam er nach beendigten Schuljahren in die Benediktinerabtei in Donauwörth und wurde ein Mönch unter dem Namen Bonifacius. Schon hier widmete er sich mit großem Fleiße dem Studium der Physik, Mathematik und Philosophie, übte sich aber auch sehr fleißig in der Musik und Poesie. Besonders dichtete er Schäferspiele und Fischeridyllen, wozu ihn seine Umgebungen veranlaßten, da er in seiner Klosterzelle die Aussicht auf ein Fischerdorf hatte. Indessen wurde ihm das gezwungene Klosterleben bald so verhaßt, daß er sich demselben 1784 durch die Flucht entzog und sich unter dem Namen Johann Winfried nach der freien Schweiz wandte. Hier fand er in Basel und Zürich theilnehmende Unterstützung. Besonders nahm sich Füßli *) seiner an, der ihm als Notensetzer eine Anstellung in einer Druckerei verschaffte. Auch gab er 1786 in Zürich seine damals viel gelesenen „Fischergedichte und Erzählungen" heraus, die 1794 in einer neuen Ausgabe erschienen und von Salomo Geßner mit einer Vorrede begleitet waren. Derselbe sagt von dem Autor: „In seinen Gedichten malt sich sein Charakter; zu bescheiden, wagte er es lange nicht, sie seinen Freunden zu zeigen. Aufgemuntert durch ihren Beifall, fuhr er in seinen Bestrebungen fort; er besuchte den Landmann in seiner Hütte oder bei seinen Feldarbeiten, so wie die angenehmsten Gegenden an Flüssen und Bächen und entwarf hier seine Gemälde. Daher das naive Detail von so vielen neuen, anmuthvollen kleinen Bildern; daher diese Wahrheit, diese frische, reine, wahre Farbe: überall sieht man das feinste Gefühl für das sittlich Schöne, überall die feinste Bemerkung jeder Schönheit der Natur." Auch Gervinus erwähnt diese lieblichen Idyllen, die seinen bleibenden Dichterruf gründeten, in anerkennender Weise, obgleich die Erzeugnisse seiner Muße jetzt weniger, als sie verdienen, gelesen werden. Inzwischen hatte er sich zwar wieder bewegen lassen, in ein Kloster nach Augsburg zurückzukehren; da man ihm aber

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 841.

gegebene Verſprechungen nicht erfüllte, entfloh er abermals demſelben und kehrte nach der Schweiz zurück, wo er von ſeinen dortigen Freunden mit Freuden aufgenommen wurde. Hier verſah er nun zunächſt eine Zeitlang die Stelle eines Sekretärs bei einer Behörde der helvetiſchen Republik, worauf er die Lehrerſtelle für Naturwiſſenſchaften an der neugegründeten Kantonsſchule zu Aarau erhielt. In den Jahren 1795 — 1797 erſchien in 3 Bänden ſein von ihm ſelbſt recht anziehend beſchriebenes Leben. Im J. 1810 folgte er einem Rufe der ruſſiſchen Regierung als Profeſſor nach dem fernen Kaſan; allein die Fremdartigkeit des Landes und der Sitten erweckte in ihm das Heimweh nach den glücklichen Thälern der Schweiz. Mit Freuden kehrte er daher 1817 wieder an ſeine frühere Lehrerſtelle dahin zurück; ſpäter übernahm er den Unterricht in der Mathematik. Im Jahr 1820 kaufte er ſich das Bürgerrecht in Matt, wozu er noch das Kantonsbürgerrecht als Beweis der Zufriedenheit mit der getreuen Erfüllung ſeiner Pflichten geſchenkt bekam. In dieſe Zeit fällt ſein Uebertritt zum Proteſtantismus, ein Schritt, den er im Jahr 1821 heldenmüthig vertheidigte. Nachdem er mit unermüdlichem Fleiße ſeinem Lehramte bis zum Jahr 1830 vorgeſtanden hatte, übertrug ihm die Regierung ſeines vorgerückten Alters halber die Stelle eines Archivars und Bibliothekars. Auch in dieſem neuen Verhältniſſe arbeitete er mit großer Pünktlichkeit, während er ſeine Mußeſtunden zugleich zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten benutzte. Er hat die erſte Statiſtik des Kantons Aargau geliefert. Hohes Alter nöthigte ihn endlich, ſeine Stelle als Archivar und bald nachher auch als Bibliothekar niederzulegen, um den Abend ſeines Lebens in Ruhe zu genießen. Leider! wurde dieſe dadurch geſtört, daß er erblindete und in Gefahr gerieth, auch noch das Gehör zu verlieren. So lebte er in ſtiller Abgeſchiedenheit von der Welt, während ſein Geiſt noch immer nicht zu ruhen vermochte; er dichtete Lieder und Idyllen, die er einem Knaben in die Feder diktirte. So lebte er faſt in ſteter Thätigkeit, bis ein leichter Schlagfluß, der Vorbote des Todes, der ſchon nach einigen Wochen am oben genannten Tage erfolgte, ihn nöthigte, die Arbeit einzuſtellen. Sein Begräbniß fand am 14. Auguſt ſtatt. Ein großer Leichenzug folgte ſeinem Sarge; denn ob er gleich in Aarau keinen einzigen Verwandten hatte, ſo beſaß er doch daſelbſt eine große Anzahl von Freunden und Schülern, denen ſein Andenken in freundlicher Erinnerung bleiben wird. Gröger.

144. Adolph Gottlob Fiedler,

Kaufmann und Fabrikbesitzer zu Oederan;

geb. den 11. Aug. 1771, gest. den 12. Aug. 1850 *).

Sohn eines Schichtmeisters und Flanell- und Golgas-Fabrikanten zu Oederan, erlernte er in den Jahren 1785 bis 1791 die Kaufmannschaft zu Pirna und konditionirte hierauf einige Jahre zu Magdeburg. Obschon er hierauf sich selbst als Flanellfabrikant etablirte und nach dem Tode seines Vaters dessen Fabrik übernahm, verwandelte er doch bald sein Geschäft in Tuchfabrikation und widmete sich von dieser Zeit an der Vervollkommnung derselben mit einem solchen Eifer bis an den späten Abend seines Lebens, daß er viele Jahrzehnte hindurch in diesem Zweige der Industrie seinen Geschäftsgenossen als Vorbild galt. Aber nicht nur seine Vaterstadt Oederan und sein Vaterland Sachsen verdankten ihm die weitere Ausbildung dieses Industriezweiges, sondern er erwarb sich auch durch die von ihm im J. 1825 in Opatowec in Polen errichtete Tuchfabrik einen so allgemeinen Ruf, daß sein Name auch im fernen Auslande die größte Achtung genoß. Seine Verdienste um die Industrie verschafften ihm mehere ehrenvolle Auszeichnungen. Nachdem ihm im J. 1829 das Ritterkreuz des polnischen Stanislausordens verliehen worden war, erhielt er im Jahr 1840 den russischen Annenorden und im J. 1837 den k. sächs. Civilverdienstorden; außerdem wurden ihm für seine in Industrieausstellungen gegebenen Fabrikate einmal die goldene Medaille von der k. russ. und 5 Mal dieselbe von der k. sächs. Regierung zu Theil. War F.'s Thätigkeit auch namentlich auf den von ihm gewählten Beruf gerichtet, so darf doch eben so wenig vergessen werden, daß er doch auch in mancher andern Richtung zur Hebung der Gewerbthätigkeit beitrug und der Schöpfer von mit bedeutenden geldlichen Opfern verbundenen Unternehmungen wurde, welche das öffentliche Interesse wesentlich beförderten. Wir erwähnen hier nur die seit einer langen Reihe von Jahren von ihm besessenen Kohlen- und Kalkbergwerke und die ausgezeichneten Privatforstkulturen auf seinem Besitzthum Memmendorf und Langenstriegis, denen er bis zum Ziele seines Lebens besondere Sorgfalt widmete. Einen seltenen persönlichen Muth, wie eine ungewöhnliche Entschlossenheit

*) Aus der deutschen Gewerbezeitung 1850, den 15. Sept.

und Ausdauer, hat F. in der Zeit des franzöſ. Krieges in ſeiner Stellung, ſowohl als Bürgermeiſter der Stadt Oederan, wie als Etappenkommiſſär bewieſen. Ueberhaupt leiſtete er durch ſein umſichtiges und energiſches Auftreten in den Kriegsjahren ſeiner Vaterſtadt Oederan weſentliche Dienſte. Nie wird es letztere auch vergeſſen, was er für ſie in den Jahren 1817 und 1847 zur Linderung des Noth-ſtandes gethan hat. F.'s Charakter und Leben zeichnete ſich beſonders aus durch unermüdlichen Fleiß, Einfachheit der Sitte, Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Humanität. Seine Gattin war ihm nach einer mehr als 50jährigen Ehe im Tode vorangegangen. Er hinterläßt 5 Kinder, 10 Enkel und 11 Urenkel.

* 145. Friedrich Wilhelm von Bielke,

großherzogl. ſächſ. wirkl. Geheimerath, Oberhofmeiſter und Ritter hoher Orden ꝛc., zu Weimar;

geb. den 6. Jan. 1780, geſt. den 14. Aug. 1850.

v. B. war von Geburt kein Deutſcher. Die Familie der Bielke (Bjelke) iſt vielmehr ein altnordiſches Adelsgeſchlecht, welches ſeit grauen Zeiten in der Geſchichte der ſkandinaviſchen Königreiche einen hervorragenden Namen hat und ſeit dem 16. Jahrhunderte ſich in zwei Hauptäſte theilte, von denen es zweifelhaft iſt, welcher der ältere ſeyn mag; nämlich in den ſchwediſchen und den norwegiſch-däniſchen, in jenem lange ſchon gräflichen Ranges, in dieſem ohne Grafentitel nicht minder angeſehen, ja vorzugsweiſe reich an hervortretenden Perſönlichkeiten. Denn ihm gehörte der kriegeriſche Statthalter von Norwegen, Jürgen Bielke, an, der bis zur Gefahr der Verarmung auf eigene Koſten Truppen in den Krieg gegen Schweden ſtellte, ihm in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Reichskanzler von Norwegen, Ove Bielke, Herausgeber und Interpret des norwegiſchen Geſetzbuches Chriſtian IV., wohl der berühmteſte Rechtskundige ſeiner Zeit in Skandinavien; ihm ferner Henrick Bielke, Reichsadmiral von Dänemark und ſehr thätig bei der Gründung der abſoluten Souverainetät in ſeinem Vaterlande. Den Familiennamen haben die Bielke, wie die meiſten Adelsgeſchlechter in Skandinavien, dem Wappen (Bjelke bedeutet Balken) entnommen, die Zweige nur durch Zahl und Farbe unterſcheidend; daher es denn kommt, daß der ſchwediſche Zweig drei blaue Balken in goldenem Felde, der däniſche zwei

blaue Balken im silbernen Felde führt (letzteres Wappen ist im dänischen Adelslexikon Taf. VIII. Nr. 140 abgebildet). — Friedrich v. B. nun war das drittgeborene Kind seiner Aeltern und kam in der nordschleswig'schen Stadt Tondern, der Hauptstadt des Amtes Tondern, welches den nordwestl. Theil des Herzogthums, einschließlich die Inseln Sylt und Föhr, umfaßt, zur Welt. Sein Vater, k. dän. Kammerherr, bekleidete dort die bedeutende und einträgliche Stelle eines Amtmanns. Die Mutter, Helene Marguerita, war eine geb. v. Storm und lebte später als Wittwe in dem bielk'schen Palais zu Schleswig an der Schley, einem Besitzthum, das noch in der Familie ist. Bis zu seinem 17ten Jahre genoß v. B. Unterricht von Privatlehrern in seinem älterlichen Hause, Theils in der Stadt Tondern, Theils in der Stadt Schleswig, was um so leichter anging, als er außer meheren andern, bereits im Kindesalter verstorbenen, Geschwistern noch zwei am Leben gebliebene Brüder und eine Schwester besaß, alle im Alter nicht so sehr verschieden. Von diesen blieb die Schwester, Juliane, unverehelicht und starb im höheren Alter als Konventualin des adeligen Stiftes St. Johannis zu Schleswig. Von den Brüdern fand der eine im Forstwesen Anstellung, der andere in der dänischen Marine; dieser, sein Lieblingsbruder, August, stieg bis zum Range eines Kommandeurs und starb als Chef der 2ten Marinedivision zu Kopenhagen. v. B. selbst widmete sich von früh an sowohl militärischen als allgemein wissenschaftlichen Gegenständen. Nachdem er zu Michaelis 1797 Schleswig mit der Ritterakademie zu Lüneburg vertauscht hatte, bezog er Ostern 1799 die schleswig-holstein'sche Landesuniversität Kiel, wo er ein Jahr lang verweilte, und wohin er nach zweijährigem Studium in Göttingen nochmals auf ein Jahr zurückkehrte. Während dieser Zeit scheint er eine Doppelaufgabe im Auge gehabt zu haben, wie denn ein Versuchen verschiedener Lebensverhältnisse sein ganzes Leben charakterisirt. So erklärt sich auch die mit seiner Immatrikulation in Kiel fast gleichzeitige Ernennung zum Kornet à la suite bei dem Leibregiment Reiter (Patent vom 21. Decbr. 1799). Zum Theil indeß beruhte dieß wohl auch auf einer empfehlenswerthen Landessitte. Auf der Universität widmete er sich vorzugsweise der Jurisprudenz, ohne die Leibesübungen des Reiters und Fechters zu vernachlässigen. Im Gegentheil, er trieb sie mit Vorliebe, so daß er es als guter Fechter, den sein jugendlich feuriges Temperament öfter auf der Mensur

ſtehen ließ, und als gewandter Reiter einen gewiſſen Ruf hatte. Von Natur wohlwollend und fein empfindend, beſaß er auch einen hohen Sinn für Freundſchaft und ſchloß in warmer Begeiſterung manchen Bund, der die Univerſitätszeit weit überdauerte. Zu dieſer Freundſchaft gehörte die Verbindung mit dem nachherigen Präſidenten des ſchleswig-holſtein-lauenburg'ſchen Obergerichtes zu Kiel, geheimem Rath Höpp, und ganz beſonders die mit dem geheimen Rath Spieß, der früher längere Jahre hindurch Mitglied der ſchleswig-holſtein'ſchen Staatskanzlei zu Kopenhagen, ſpäter aber Kanzler im Herzogthum Schleswig und Präſident der ſchleswig-holſtein'ſchen Regierung zu Gottorff war. Nach Vollendung ſeiner Studien beſtand v. B. im Oktober 1803 vor dem Obergerichte des Herzogthums Schleswig zu Gottorff das für die Kandidaten der Rechtsgelehrſamkeit vorgeſchriebene, bekanntlich dort nicht ganz leichte theoretiſche und praktiſche Examen für den Staatsdienſt. Die zum Examen eingereichten ſchriftlichen Arbeiten betrafen: a. Die deutſche die Frage: ob eine moraliſche Perſon ein Verbrechen begehen kann? b. Die lateiniſche die Frage: an inter personas ad alimenta suppeditanda obligatas fratres quoque recte referantur? Seinem Vorſatze, das Leben nicht nur von einer Seite kennen zu lernen, getreu, trat er nach beſtandenem Staatsexamen nicht in die ihm ſo erſchloſſene Laufbahn des Civilſtaatsdienſtes, ſondern vorerſt in aktiven Militärdienſt und zwar als Lieutenant bei dem oben erwähnten Regiment Reiter. Dem Hofe hierdurch näher gerückt, wurde er bald hernach zum königl. Kammerjunker ernannt und es begann nunmehr ſeine glänzendſte Jugendzeit, in der er, einnehmend in ſeiner äußeren Erſcheinung, durch ritterliche Galanterie und ein offenes, biederes Weſen bei Frauen und Männern gleich geliebt und gern geſehen war. Bald nahmen jedoch ſeinen Geiſt die Angelegenheiten des Vaterlandes in Anſpruch. Es war jene für den Norden Europa's ſo bedeutungsvolle Epoche, in der die Gefahr der politiſchen Lage Dänemarks immer deutlicher einer Kataſtrophe zueilte. Seit der allgewaltige Arm Napoleon's faſt ganz Mitteleuropa unter ſeine Fahnen gezwungen hatte, ſollte dieſer Mittelſtaat, zwiſchen den Eroberer und England geſtellt, eine Entſcheidung treffen, zu der er, der ſchon 1801 faſt nur auf fremdes (Paul's I.) Gebot die Waffen gegen England gekehrt hatte, aus eigner freier Wahl nicht gelangen konnte, ohne daß er andererſeits die

Kraft beſeſſen hätte, eine ſelbſtſtändige Politik für ſich zu behaupten. So kam das Jahr 1806, das Jahr 1807 heran und es ſahen die Einſichtigen längſt voraus, daß es ſich endlich nur darum handeln werde, wer von den Mächtigen Dänemark am Meiſten zu imponiren verſtehe. Es erſchienen endlich die Schreckenstage des Auguſt und September, welche dem Ueberfalle Englands die überraſchte Flotte und die eben ſo tapfer vertheidigte, als grauſam zerſchoſſene Reſidenz überlieferten. v. B. erlebte dieß große und für Dänemark ſo traurige Ereigniß in nächſter Nähe auf der Inſel Amack, dem Standquartiere des Leibregiments Reiter, als ein machtloſer Zuſchauer der Seegefechte voll Unwillens und Schmerzes. Der Eindruck davon blieb ein unauslöſchlicher. — Dieſelbe bewegte Zeit hatte damals den Erbherzog von Sachſen-Weimar mit ſeiner jungen Gemahlin, Maria Paulowna, Großfürſtin von Rußland und Schweſter des jetzt regierenden Kaiſers, nach Schleswig geführt. Die hohen Herrſchaften bewohnten für einige Zeit das bielke'ſche Palais und hier war es, wo für v. B. durch das perſönliche Wohlgefallen, welches die weimar. Fürſtlichkeiten an ihm fanden, die entſcheidende Wendung ſeines Lebens, welche ihn nach Deutſchland führte, eintrat. Schon im März 1808 ſchrieb ihm der damalige Erbprinz, jetzt regierende Großherzog von Sachſen-Weimar, eigenhändig, wie dringend er wünſche, ihn in ſeine Dienſte zu bekommen und wie ſehr es ihn freuen würde, bei der Reiſe mit ſeiner Gemahlin nach Petersburg ihn als Geſellſchafter bei ſich zu haben, was aber freilich wegen der Kriegsverhältniſſe nicht angehe. „Es ſcheint, heißt es in dieſem Briefe, daß das Schickſal Sie immer weiter nach Norden treibt, während man Sie lieber hierher nach Süden reiſen ſehen möchte.“ Einer ſo ehrenvollen Aufforderung, der an ſich ſchwer zu widerſtehen war, zu folgen, wurde demunerachtet v. B. nicht ganz leicht; galt es doch dem Abſchiede vom Vaterlande und ſo manchen theuren Freunden, Verwandten und Erinnerungen. Allein die trüben Zeitverhältniſſe, des Vaterlandes Unglück und der 1808 eingetretene Tod ſeiner angebeteten Mutter — den Vater hatte er ſchon als Kind verloren — wodurch er eine tiefſchmerzliche Leere empfand, unterſtützten wieder den ihm gemachten Antrag und ſo entſchied er ſich dafür, ſeine Entlaſſung aus dem däniſchen Militärdienſte nachzuſuchen. Er erhielt ſie am 4. Oktbr. 1808. Kurz darauf ſehen wir ihn ſchon, im März 1809, auf der Reiſe nach Weimar und am 4. April deſſelben

Jahres vom Herzog Karl August*) zum weimar. Kammerherrn ernannt. So war v. B. nun auf einem neuen und ihm gewiß von Vielen beneideten Lebensschauplatz angelangt, in der Stadt der Dichtkunst, an einen Hof versetzt, dem berühmte Namen und die feinste Bildung einen großen Ruf weithin verliehen hatten. Daß der Däne dort Fuß faßte, Achtung und Ansehen fand, muß insbesondere bei seiner Art zu seyn, als Beweis dienen, daß man nicht unbedeutende Eigenschaften in ihm ehrte. Es war nicht nur die Fremdheit seiner Nationalität, die ihm Schwierigkeiten bereitete, sondern auch der innere Gegensatz seiner Natur gegenüber manchen hier vorwaltenden Eigenthümlichkeiten. Ohne Zweifel ist er eine eigenthümliche, fast normännische aristokratische Erscheinung gewesen, dieser Kavalier mit der imponirenden Persönlichkeit, den gewandten Formen der feinen Welt und wieder der geraden, schlichten Einfachheit einer offenen Männlichkeit. Von Natur konkret und praktisch, innerlich reich und dennoch mehr wortkarg als redefertig, mehr zurückhaltend als entgegenkommend, stolz und selbstbewußt und doch menschenfreundlich und versöhnlich, vom lebhaftesten Ehr- und Rechtsgefühle beseelt und überzeugungsstark mehr als an Höfen sonst wohl geduldet wird, daher aber auch ein Mann der Treue, der herzlichsten persönlichen Anhänglichkeit und Aufopferungsfähigkeit, galt er in dem beweglichen und gesprächigen literarischen Kreise für weniger bedeutend, als er wirklich war. Dagegen hatte er die Freude und Genugthuung, von den fürstl. Herrschaften selbst sich richtiger erkannt zu sehen und, wie sie ihn überall wohlthuend nach der Art, wie sein Charakter es bedurfte oder ertrug, auszeichneten, wuchs auch seinerseits von Tage zu Tage die unbedingte Hingebung, die er für sie fühlte. Nicht nur sein Kopf und seine Pflicht, sondern auch sein Herz war in ihrem Dienste. Mehr als äußere Ehre erfreute ihn ihr Vertrauen. Vertrauen zu besitzen war ihm überhaupt Bedürfniß und deshalb darf es auch nicht unerwähnt bleiben, daß er ähnliches Vertrauen sich auch in anderen Kreisen erwarb und namentlich auch durch seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeitsliebe sich die Liebe und Achtung seiner Untergebenen zu erwerben wußte. Als Almosenier der Frau Großherzogin war er auch von den Armen aus Vorliebe aufgesucht und Niemand froher als er, wenn es ihm gelang, von der Mildthätigkeit der Frau Großherzogin ein Ge-

*) Dessen Biogr. siehe im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 465.

ſchenk für die Nothbedürftigen auszuwirken; wo er aus eigenen Mitteln mit helfen konnte, that er es aus vollem Herzen und entließ ſeine Bittſteller nie ohne warme Troſtesworte und eigen ertheilten guten Rath. Uebrigens verblieb er auch in Weimar Anfangs in einer Doppelſtellung. Er ſchien zwiſchen dem Hofdienſt im engern Sinne und dem Staatsdienſt ſich die Wahl freihalten zu wollen. So ward er am 2. Juni 1810 zum Aſſeſſor cum voto in dem herzogl. Regierungskollegium zu Weimar, welches dort als Obergericht fungirte, ernannt und erſt im J. 1816 erklärte er ſelbſt, ebenſo wie er freiwillig und ohne Gehalt eingetreten war, ſeinen Austritt aus dem Kollegium. In den erſten Jahren ſeines weimar. Domicils hatte er durch ſeinen Dienſt Gelegenheit zu mehrfachen intereſſanten Reiſen nicht nur an benachbarte Höfe, ſondern auch in die Ferne, ſowohl nach Petersburg, wohin er 1811 als Kourier ging, um die Geburt der Prinzeſſin Marie Louiſe Auguſte, jetzigen Gemahlin des Prinzen von Preußen, anzuzeigen, als auch 1815 nach Wien zum Kongreß, wo er mit den Herrſchaften längere Zeit verweilte. In dieſe Jahre fällt auch die Verleihung des erſten ihm zu Theil gewordenen Ordens, nämlich des k. preuß. Johanniterordens, den er am 13. Septbr. 1814 empfing. Ungefähr 3 Jahre ſpäter, am 7. Januar 1817, wurde er von dem Großherzog, Karl Auguſt, zum Hofmarſchall am erbgroßherzogl. Hofe ernannt. Dieſe Ernennung in Verbindung mit dem im J. 1815 angetretenen Genuß eines von ſeinem Onkel, dem geheimen Rath Rudolph v. Bielke auf Seeland, geſtifteten Geldfideikommiſſes gab ihm ein Einkommen, welches für die weimar. Verhältniſſe als ſehr anſtändig gelten konnte und die Möglichkeit einer Verheirathung für ihn begründete. Seine Wahl blieb nicht lange zweifelhaft. Noch daſſelbe Jahr 1817 verfügte über ſein Herz. Zu Ems lernte er nämlich, bei Gelegenheit eines Badeaufenthaltes der erbgroßherzogl. Herrſchaften, die 17jährige Tochter des herzogl. naſſau'ſchen Oberkammerrathes Freiherrn von und zum Cattſtein kennen. Ihre jungfräuliche Anmuth, die Grazie und Lieblichkeit ihres Weſens ſammt ihren geiſtigen Vorzügen, das Anſehen ihrer, wenn auch nicht vermögenden, Familie und die innige Liebe, welche beide Theile beſeelte, ließen die bald darauf erfolgende Verlobung als eine der vielverſprechendſten erſcheinen. Dieſen Erwartungen entſprach die am 24. Mai 1818 zu Dillenburg ſtattgefundene Verbindung, welche eine Quelle des reinſten Glückes für beide Gatten

wurde, bis ein zu früher Tod der geliebten Gattin und Mutter das schöne Band schmerzlich zerriß. Doch war es immerhin eine Reihe schöner Jahre, welche ihm an der Seite seiner unvergeßlichen Henriette vergönnt waren. Sie glich ihm an Einfachheit und Pflichtgefühl und übertraf ihn vielleicht noch an Tiefe der Empfindung. Der Erziehung ihrer Kinder galt ihre unermüdete Sorgfalt, oft bis zur Abgeschlossenheit für andere Interessen; nicht in der Gesellschaft, in welcher äußere Stellung und die Huldigungen, die ihrer Schönheit gezollt wurden, ihr so Vieles bieten mußten, sondern unter den Ihrigen, im häuslichen Kreise, belebt durch ihre und des Gatten musikalische Talente und das glückliche Gedeihen der Kinder, fand sie ihr höchstes, ja einziges Glück. Vier Töchter und zwei Söhne entsproßten dieser Ehe, wovon indeß der frühergeborne Sohn, nur erst wenige Monate alt, den trauernden Aeltern entrissen wurde. Der jüngstgeborene zwar blieb am Leben, allein bald nach der Geburt dieses ersehnten Kindes trat eine Zeit der schwersten Prüfungen für v. B. ein, während gleichzeitig seine äußere Stellung sich immer glücklicher gestaltete. Dieß hing mit dem in Weimar eingetretenen Regierungswechsel zusammen, indem am 14. Juni 1828 der jetzt regierende Großherzog seinem Vater gefolgt war. Bereits am 13. Aug. 1828 wurde v. B. Oberstallmeister, am 9. Dec. desselben Jahres ordentliches stimmberechtigtes Mitglied im Hofstallamt in Stelle des ausgetretenen geheimen Kammerrathes Kruse, endlich am 28. Febr. 1837 trat er mit Entbindung von der Funktion eines Oberstallmeisters in die Funktionen eines Oberhofmeisters bei der höchsten Person der regierenden Frau Großherzogin ein. In dem Zeitraume von 1820 bis 1829 wurde er auch Mitglied mehrerer Vereine, namentlich am 18. Juli 1822 der Societät für Mineralogie in Jena, deren Präsident damals Goethe*) war, am 17. Mai 1826 der Gartenbaugesellschaft zu Frauendorf und am 28. April 1829 des weimar. Vereins für Blumistik. Die Gärtnerei, die er auch in seinem eigenen Garten in seinen Mußestunden trieb, war nämlich eine seiner Lieblingsneigungen, die nur mit seiner Flöte und Violine wetteifern konnten. Seiner Stellung entsprechende äußere Auszeichnungen wurden ihm in demselben Jahrzehent von den verschiedensten Fürsten zu Theil: am 29. Juli 1825 der kaiserl. russ. Orden der heil. Anna 1. Klasse in Bril-

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

lanten durch Kaiser Alexander (v. B. war nämlich 1824 in Petersburg gewesen, wo er die schrecklichste der Newaüberschwemmungen mit erlebte), sodann am 2. Juni 1827 der k. preuß. rothe Adlerorden 2. Klasse und am 23. Juni 1829 derselbe mit Brillanten, endlich am 15. Juli der kaiserl. russ. St. Stanislausorden 1ster Klasse. Anfangs nun schien das häusliche Glück mit diesem äußeren vereinigt die herrlichsten Kränze ihm täglich bieten und vermehren zu wollen; aber plötzlich, wie schon angedeutet, brach das Unglück und der Tod in den so zufriedenen Menschenkreis ein. Schon im Laufe des Jahres 1837 kränkelte die zweite Tochter, Alexandrine, und gleichzeitig und immer gefährlicher die Gattin. Sie starb am 5. Mai 1838. Wie vernichtet wankte der trauernde Gatte durch nächtelanges Wachen in treuester Pflege auch körperlich erschöpft und fast selbst krank hinter ihrem Sarge und dieß schmerzlichste Ereigniß seines Lebens wurde nie gänzlich überwunden. Dieser harte Schlag war nicht der einzige, der ihn niederbeugte, es folgten ihm noch manche schwere Schickungen, die nicht zuließen, daß ein reines ungetrübtes Glück in seinem Hause wieder heimisch wurde. Der Gram um den Tod der theuren Mutter verzehrte das Leben der obengedachten zweiten Tochter. Sie starb am 1. Mai 1839 an der Schwindsucht. Zwar ward dem gebeugten Gatten und Vater die Freude, zwischen beiden Trauerfällen die Verlobung seiner ältesten Tochter Marie, seit Kurzem Hoffräulein Ihrer kaiserl. Hoheit der Frau Großherzogin, mit dem reich begüterten Ungarn v. Ghéczy zu feiern, allein die im Juni 1839 stattfindende Hochzeit entführte ihm doch auch dieses geliebte Kind in weite Ferne und wenn er sie auch dort im Glanze ihres Glückes zu Garamzegk, ihrem Schloß im sohler Komitat, besuchte, wenn er es auch erlebte, zweimal Großvater zu werden, so nahm ihm doch der Tod nicht nur beide Enkel, sondern auch in Folge der letzten Entbindung die Tochter selbst (1846), welche Trauernachricht er in der Stadt Schleswig empfing, wohin er nach dem Gebrauche des Seebades Wangeroge, selbst recht leidend, mit seinen übrigen Kindern gereist war und wo er außerdem noch erfuhr, daß sein Bruder August in Kopenhagen wegen Körperschwäche nicht im Stande sey, wie er gehofft, mit ihm zusammenzutreffen. Bei so vielen erlittenen und drohenden Verlusten bedurfte v. B. seiner ganzen Mannskraft, um zu widerstehen. Hierbei war die von seiner Pflicht ihm gebotene Thätigkeit eine wesentliche Unterstützung. Auch

fehlte es dafür nicht an neuen Auszeichnungen. Am 16. Febr. 1844 erhielt er nämlich das Komthurkreuz erster Klasse des sächs. Hausordens vom weißen Falken; am 29. Aug. desselben Jahres unter Ernennung zum wirklichen geheimen Rath das Ehrenprädikat „Excellenz", unter ganz gleichem Datum das Großkreuz des Ordens der Eichenkrone durch den König Wilhelm II. der Niederlande, am 16. Febr. 1845 das Großkreuz des sächs. Hausordens vom weißen Falken, endlich 1847 das Großkreuz des oldenb. Hausordens. Indessen hatte der Verewigte schon 1841 im Gefühl der Abnahme seiner Körperkräfte, was ihn fürchten ließ, dem Hofdienste nicht mit der erforderlichen gewohnten Pünktlichkeit und Umsicht vorstehen zu können, um seine Entlassung nachgesucht, ohne sie jedoch zu erhalten; im Gegentheile wurde ihm mit den größten Beweisen der Huld von dem Hofe der Wunsch ausgesprochen, daß er im Dienste verbleiben möchte. Ende 1847 und Anfang 1848 glaubte er inzwischen seinen Antrag erneuern zu müssen, um dem Gefühle, nicht mehr mit früherer Thätigkeit seinen Dienst bei den Herrschaften versehen zu können, zu entgehen und den Rest seines Lebens in Ruhe sich selbst zu widmen. Diese Ruhe ward ihm denn auch unter Entbindung von den Funktionen eines Oberhofmeisters in ehrenvollster Weise zu Theil. Zunächst blieb er noch kurze Zeit in Weimar, bald darauf aber zog er sich, zuerst für den Sommer, dann für das ganze Jahr nach Jena zurück, wo er das ehemals luden'sche Haus mit Garten, welches durch seine reizende Lage bekannt ist, angekauft hatte. Hier flossen ihm die Tage idyllisch freundlich unter der Pflege der Blumen und Tauben, deren er sich still erfreute, unmerklich und gleichmäßig dahin. Rührend war die Pietät, mit der er seinen Erinnerungen lebte und sich in das Andenken an seine vorangegangenen Lieben versenkte. Die davon unzertrennliche Wehmuth drückte jedoch sein Gemüth nicht nieder; nichts war ihm fremder als Melancholie. Immer erhob seine Seele sich wieder heiter und frei, sein ganzes Wesen, das stets ein religiöser Zug geweiht hatte, öffnete sich in den letzten Jahren, wie bei Allem, was er erfahren, so natürlich diesen Empfindungen wahrer Frömmigkeit, die ihn innerlich befestigte und aufrichtete, nur um so vollkommner. In Jena feierte er auch noch am 12. Juli 1849 die Hochzeit seiner dritten Tochter, Helene, der schon seit mehreren Jahren ebenfalls die Gunst, Hoffräulein bei der Frau Großherzogin zu werden, zu Theil geworden war. Sie zog mit ihrem

Gatten, Herrn v. Salviati, nach Berlin. Den dort geborenen Enkel und die bald darauf erfolgte Verlobung seiner jüngsten Tochter, Pauline, der treuen Pflegerin in seiner letzten Krankheit, mit Herrn von Macdonald in Jena erlebte er nicht mehr. Er starb nach einem bei der Kräftigkeit seiner Konstitution nicht leichten Kampfe zu Jena an einer Gehirnerweichung, der schon früher ein Schlaganfall vorausgegangen war. Sein Todestag war der Geburtstag seines geliebten vor ihm verstorbenen Bruders, August, des Kommandeurs in Kopenhagen. Seine zuletzt nach dem Schlaganfalle geschwächten Geisteskräfte waren für die Seinigen und die Freunde, die ihn aufsuchten, worunter auch namentlich der theilnehmenden Besuche der großherzogl. und erbgroßherzogl. Herrschaften zu gedenken, ein Gegenstand schmerzlicher Betrachtung. Die Beisetzung des Verewigten erfolgte einige Tage nach dem Tode in der bielke'schen Gruft auf dem neuen Kirchhofe zu Weimar unter allgemeiner Theilnahme aller Stände, die in ihm besonders den edeln Menschenfreund und Mann von Wort geschätzt hatten. Deshalb schrieb auch der bewährteste Freund seiner letzten Jahre, der geheime Justizrath Michelsen zu Jena über ihn: „Er war überhaupt von einer großen Treue des Herzens und ein durchaus braver Mann, worunter ich in unserer schlechten und miserablen Zeit viel verstehe." Gar Manche werden auch im Stillen den von ihm in seiner Stellung so oft geltend gemachten wohlthätigen Einfluß gesegnet haben, der, wenn er auch nicht in die Landesgeschichte gehört, da er sich an keinen Staatsakt anschließen konnte, dennoch nicht weniger ersprießlich sich bemerklich machte. Ein wahrer Mensch, zumal ein solcher wie der Verewigte, der sich auch die eigenen Fehler und Schwächen nicht vergab, scheidet niemals ohne lange nachwirkende Spuren zu hinterlassen, die von ihm, als dem Stifter mancher Freude und manches größern oder bescheideneren Glückes zeugen. Wohl kann man daher von ihm sagen: er hat verdient geliebt zu werden!

v. S.

* 146. Johann Gottlob Mende,

Orgelbaumeister zu Leipzig;

geb. den 3. Aug. 1787, gest. den 14. Aug. 1850.

M., geboren zu Siebenlehn, einem Städtchen im Königreich Sachsen, lernte ebendaselbst das Tischlerhand-

werk und arbeitete nach vollbrachten Lehrjahren bei'm Orgelbaumeister Hrn. von Cnoblauch in Halle, wo er durch Fleiß und Geschicklichkeit sich in kurzer Zeit so auszeichnete, daß ihm derselbe sein ganzes Zutrauen schenkte. Nachdem derselbe neun Jahre hier gearbeitet und in den letzten Jahren die Geschäfte größtentheils allein besorgt hatte, etablirte er sich zu Leipzig, wo er sich durch sein ruhiges, anspruchsloses Wesen die Achtung seiner Mitbürger erwarb. Nicht weniger zeichnete er sich durch seine Talente und Geschicklichkeit als Künstler aus. Alle Sachverständigen haben ihm das Lob gegeben, daß seine Werke denen der berühmtesten Meister alter und neuer Zeit mit vollem Rechte gleichgestellt werden können. Selbst bis nach Rußland erstreckte sich sein Ruf, wo er im J. 1836 bis 37 die schöne Orgel in der neuen evangelischen Kirche zu Moskau erbaute. Sein größtes Werk ist aber die Orgel in der Universitätskirche zu Leipzig. Vierzig neue Orgeln, worunter vorzugsweise die ebengenannten, die in der Neukirche zu Leipzig, die Orgel in der Nikolaikirche zu Freiberg, in der Gottesackerkirche zu Plauen, in der Klosterkirche zu Kamenz zu nennen sind, verdanken ihm ihre Entstehung. Am Baue der Thomasorgel in Leipzig begriffen, zog er sich durch Erkältung einen Anfall der Cholera zu und starb nach achttägigem Krankenlager. Ruhig, wie er gelebt hatte, war auch sein Tod.

* 147. Johann Werner Henschel,

Bildhauer zu Rom;

geb. den 14. Febr. 1782, gest. den 15. Aug. 1850;

Henschel gehört zu denjenigen Naturen, welche mit einer gewissen Vorliebe behandelt seyn wollen, wenn man ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen will, denn man darf ihnen ihre Fehler um deßwillen nicht so hoch anrechnen, weil es nur Schwächen und Geburten einer gewissen durchgehenden Gutmüthigkeit sind. Von bösem Willen besaß H. gar Nichts und es fehlte ihm an Willen überhaupt so viel, daß er eigentlich niemals etwas wollte, was nicht Andere von ihm verlangten, und daß er selbst vieles Gute, was er hätte thun können, blos deshalb nicht gethan hat, weil er von seiner augenblicklich nächsten Umgebung nicht dazu aufgefordert wurde. Diese ungewöhnliche Schwäche und Willenlosigkeit besaß H. wirklich in einem so hohen Grade, daß wir nicht früher ein Wort über ihn aussprechen konnten, bis wir gleichsam dieses

Resultat seines ganzen Wesens als Vorerinnerung an die Spitze gestellt hatten; mag auch damit von vornherein der Begriff einer eben nicht gefälligen Unmännlichkeit wie ein Schatten über das ganze Bild hinfallen, welches wir eben jetzt in wenigen Strichen zu geben bemüht sind. — H. wurde zu Kassel geboren und stammte aus der kinderreichen glücklichen Ehe des Stückgießers, Georg Christian Karl Henschel, und der Christine Wilhelmine Friederike, geborene Storch, einer Tochter des Stückgießers Storch ebendaselbst. Er hatte einen Bruder, auf welchen wir später mehrmals zurückkommen werden, und acht Schwestern, welche sich alle, bis auf zwei in ihrer Kindheit verstorbene, verheiratheten, zum größeren Theil an Officiere. Wir wollen jedoch zunächst nur eine derselben noch besonders erwähnen, weil sie die Gattin des jetzt noch lebenden berühmten Portrait- und Genre-Malers August von der Embde zu Kassel und die Mutter von vier talentvollen Töchtern wurde, von denen sich insbesondere die älteste, Karoline von der Embde, bereits als Künstlerin in beiden Fächern ihres Vaters einen ehrenvollen Namen verschafft hat. H.'s Eltern besaßen kein Vermögen und mußten mit der geringen Jahresbesoldung von 200 Thlrn. nicht nur ihren eigenen immer zahlreicher werdenden Familienhaushalt bestreiten, sondern auch noch die mütterlichen Großeltern ernähren, welche nach der Pensionirung des Großvaters, des alten Stückgießers Storch, der Pflege der Kinder anheimgefallen waren. Hatte zur damaligen Zeit das Geld im Verhältniß zum Preise der Lebensbedürfnisse auch noch einen bedeutend höheren Werth, als jetzt, so waren doch auch die nothwendigsten Ausgaben für einen Kreis von zehn Kindern so mancherlei Art, daß der geringe Nebenverdienst, welchen H.'s Vater durch das Gießen von Kirchenglocken und sonstigen einschlagenden Privatarbeiten zog, keinerlei Luxus zuließ; zu diesem gehörte aber damals leider! sogar eine Ausbildung, welche über Lesen, Schreiben und Rechnen hinausging und anders, als in den allergewöhnlichsten und niedrigsten Schulen geboten wurde. Werner empfing daher mit seinem älteren Bruder außer dem nothdürftigsten Schulunterricht nur noch einen besonderen im Schönschreiben von einem Schreiblehrer Heylgeist und in der Mathematik von einem Hauptmann Seelig, Lehrer im Kadetenhause; die Mathematik sagte jedoch als eine abstrakte Wissenschaft dem zum Künstler geborenen jungen Manne weniger zu, als seinem Bruder, welcher gerade hierdurch in späteren Jahren seine

Größe als Techniker begründete. Zufällig war der Taufpathe des ersteren, der als tüchtiger Portraitmaler geschätzte Hof-Dessinateur Johann Werner Kobold, und dieser weckte in seinem heranwachsenden Täufling aus natürlichem Interesse an demselben die erste Neigung für die Kunst, indem er ihn zum Zeichnen und Malen anhielt und in Beidem unterwies; dennoch neigte sich der Knabe sehr bald von der freundlichen Malerei zu der ernsteren Skulptur und trat in die Lehre des damaligen Hofbildhauers Heyd (auch Haid) zu Kassel, welcher ihn ebensowohl im Modeliren, gleichwie im Steinhauen unterrichtete, so daß H. unter dessen Leitung verschiedene Arbeiten, namentlich Grabmäler, anfertigen mußte, welche für den älteren Todtenhof zu Kassel, sowie für Göttingen und andere benachbarte Städte bestellt und bestimmt waren, und in ihrem rohen, unförmlichen Zeitgeschmack, in welchem sie H. ausführen mußte, gewiß nicht ahnen oder erwarten ließen, daß die jugendliche Künstlerhand, durch welche sie entstanden waren, später eine so hohe Meisterschaft erreichen und überhaupt nur eine so edle Richtung nehmen würde. Heyd gehörte übrigens nicht zu den gewöhnlichen Bildhauern seiner schlechten Zeit und von seiner besseren Kenner- und Meisterschaft zeugen die von seinem Meisel in Sandstein gearbeiteten beiden Löwen, welche auf der Treppe des südwestlichen, nach der Löwenburg gelegenen Schloßflügels zu Wilhelmshöhe gelagert und nicht mit den beiden anderen von Ruhl*) verfertigten Löwen am gegenüberliegenden Schloßflügel zu verwechseln sind. Ebenso verdanken ihm die Statuen der Luna (Nacht) und des Hesperus (Abend) in den äußeren Nischen jenes Schloßflügels ihre Entstehung, während die Pendantstatuen der Aurora (Morgen) und des Titan-Apollo (Mittag) dem bekannten Bildhauer Nahl**) angehören. Bezeichnend ist es für H., dessen Lehrer Heyd sich zugleich mit einem ihm dabei behilflich gewesenen Bruder durch die Ausarbeitung jener Löwen auszeichnete, daß der Löwe, dieses edle königliche Thier der Stärke, ein besonderer Lieblingsgegenstand für viele seiner Arbeiten wurde und ihm wie ein treuer Begleiter durch das ganze Künstlerleben folgte, welcher noch in dem letzten seiner Werke gleichsam mit ihm zum Grabe geht. Sobald nun der junge H. sich einige Vorkenntnisse in seiner Kunst zu ei-

*) Dessen Biogr. s. im 20. Jahrg. d. N. Nekr. S. 694.
**) — — — — 3. — — — — S. 1316.

gen gemacht hatte, war es natürlich, daß er auch als Schüler der zu Kassel von Landgraf Friedrich II. im Jahre 1777 gestifteten und noch jetzt blühenden Akademie der bildenden Künste aufgenommen wurde, wobei er unter Anderen insbesondere die namhaften Männer, einen Oberbaudirektor Jussow*), einen Bildhauer Professor Nahl und einen Hofmaler Böttner zu seinen Lehrern hatte. Wenn sich nun auch durch mancherlei kleine Glücksumstände das Einkommen und Vermögen von H.'s Eltern etwas vergrößert und durch den Tod der Großeltern die Ausgaben theilweise vermindert hatten, so erweiterte doch das Heranwachsen von H.'s vielen Schwestern und namentlich auch deren Aussteuerung bei ihren Heirathen die Sorgen und Geldopfer der fleißigen und redlich bestrebten Eltern in einem solchen Maaße, daß unserem jungen Künstler außer den allergewöhnlichsten Lebensbedürfnissen Wenig oder gar Nichts gereicht werden konnte. Der Unterricht in der erwähnten Akademie wird nach den Statuten des hohen Stifters unentgeltlich ertheilt, und H. fiel also bisher den Ausgaben seiner Eltern in Betreff seines artistischen Bestrebens durchaus nicht zur Last; er hatte sich bereits durch das Modell einer Gruppe, Herkules mit der Königin Omphale, bei der alljährlichen Preisvertheilung der gedachten Akademie die goldne Medaille errungen und war schon seinem Vater bei dem Anfertigen von Gußformen zu neuen Kanonen für die hessische Artillerie von großem Nutzen gewesen, allein es durfte unmöglich der Bestimmung eines so strebsamen Talentes angemessen und befriedigend erscheinen, in den engen Mauern seiner Vaterstadt seine Studien zu beschließen und was konnte also für den in seinen Geldmitteln so beschränkten Kunstjüngling erwünschter kommen, als daß er sich durch die Komposition einer leider! nicht mehr vorhandenen kolossalen Gypsstatue des Herkules mit der Keule, nach eigner Erfindung, ähnlich jedoch der bekannten farnesischen Herkulesbildsäule bei einer Schüler-Konkurrenz das sogenannte Reisestipendium verschaffte, welches nach den Akademiestatuten zu einer Reise, gewöhnlich nach Paris und Italien, ertheilt zu werden pflegt und damals in der freilich nicht sehr hohen Jahressumme von 200 Thlrn. bestand. Es schien nun für den jungen Menschen, gleichwie für den jungen Künstler — wenn man beide trennen darf — eine neue Lebens- und Strebensepoche zu beginnen und

*) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. d. N. Nekr. S. 841.

begann auch, obſchon ſie durchaus nicht die Erfolge zeigte, welche man zu erwarten hätte berechtigt ſeyn dürfen. So aufſtrebend H. als Künſtler war, ſo lebensluſtig war er als Menſch und wenn ſein ganzes Weſen ein regſames genannt werden muß, ſo war er doch viel zu geneigt, ſich jeden ihm vergönnten Augenblick des Genuſſes und der allgemeinen Lebensfreuden zu Nutze zu machen und das Ernſte ſeiner Kunſt in der heiteren Sonnenbeleuchtung des jugendlichen Daſeyns ganz und gar zu vergeſſen, ſo daß ein unbekannter Beobachter in H.'s großartig genialer Ausgelaſſenheit und Freudetrunkenheit wohl ein verſtecktes Genie, aber gewiß keinen angehenden Kunſtjünger errathen oder nur geahnt haben würde. Bot ſich unſerem Helden in irgend einer Periode ſeines Lebens, ſelbſt bis in die Nähe ſeines Todes hinab, eine Gelegenheit dar, recht froh, vergnügt und ausgelaſſen zu ſeyn, er warf Stift und Meiſel von ſich, trat mit Lebhaftigkeit und Hingebung unter die jüngſten und munterſten Leute und ſuchte alle an Laune, an Unternehmungsluſt, an Vorwärtsdrang zu übertreffen, es mochten nun Reiſen zu machen, Berge zu erklettern oder halbe Tollheiten auszuführen ſein, H. war der Anführer, H. war die Seele und Antriebskraft, und Kunſt und Studium blieb vergeſſen, ſo lange ſich die Freude des Tags nur feſſeln laſſen wollte. Hatte H. ein Vergnügen mit Sonnenaufgang begonnen, ſo konnte er es auch vor Sonnenuntergang nicht gut beſchließen und wie gern nahm er auch noch gleich den attiſchen Jünglingen die poetiſche Nacht zu dem geneigten Feſttage hinzu! Sparſam und zeitweilig genoſſen, können ſelbſt die ausgelaſſenſten Freuden den Leiſtungen in Kunſt und Wiſſenſchaft zur Schnell- und Schwungkraft dienen, wenn man nur die ruhigen Augenblicke deſto ernſter benutzt; allein H. ſpielte ſelbſt mit den edleren Stunden des Lebens, gleich einem Kinde, welches wohl den Schmerz von der Freude, nicht aber das Schädliche von dem Nützlichen, das Wichtige von dem Nichtigen zu unterſcheiden weiß und das mühſame Arbeiten nur für eine drückende Nothwendigkeit anſieht und nicht für eine gedeihliche Anregung. So beſchaffen, ging der junge Mann großen Gefahren für ſeine jugendliche Muße entgegen, und, daß er mit ihr nicht ſcheiterte, daß er, wenn auch kein Ziel, doch ein ſchönes lachendes Feld in ſeiner Kunſt erreichte, das verdankt er nur ſeinem kindlich-religiöſen und poetiſchen Sinn, welcher einem Genius gleich, ihn über die Abgründe und Verderblichkeiten dieſes Lebens hinaustrug, das verdankt

er zugleich der großen Menge von Freunden, welchen er niemals entrinnen konnte, da ein jeder Mensch, mit dem er in Berührung kam, von seiner liebenswürdigen Einfalt zauberisch gefesselt, gleichsam wider Willen sein Freund werden mußte, und wenn ihn auch der eine mit seinem Gift verderbt und verwundet hätte, so würde ihn ein anderer sofort wieder mit seinem Balsam geheilt haben; denn H. hatte nur Freunde, Freunde aber von allen Konfessionen, Charaktern und Werthen; gewiß ein seltenes Beispiel! Der schlechtere Mensch wurde durch ihn besser und er selbst veredelte sich wieder durch den besseren; das wirklich Böse hatte keinen Theil an ihm, keinen Einfluß auf ihn, keine Macht über ihn, und so konnte er bei aller Schwäche von einer bösen Gewalt nicht überwältigt werden. Bestimmte Grundsätze im Guten und bestimmte Gesetze im Rechten kannte er so wenig, wie gewisse Dogmen in der Religion; er hielt Alles für gut, was ihm nicht als schlecht bezeichnet war, Alles für erlaubt, was ihm nicht verboten wurde und glaubte an Alles, was ihm irgend ein Orthodoxer oder auch ein Rationalist — Beides galt ihm gleichviel — glaubhaft vorgetragen hatte; er war viel zu unschuldig, um den geringsten Zweifel in das zu setzen, was ihm irgend ein Lehrer, Führer oder Verführer mit Ueberredungsgabe dargethan hatte. Nur Pietisten haben niemals Eindruck auf ihn machen können; ihr süßlich schleichendes Gift widerte ihn instinktmäßig an und warnte zeitig seine aufrichtige Kinderseele. Die Kritik kannte er nur dem Namen nach, eine Folge, daß er in seinem Leben wenig oder gar Nichts selber zu lesen pflegte, sondern daß er sich darauf beschränkte, sich die Erscheinungen in der Literatur und die Ereignisse der Geschichte und des Tages von seinen Freunden erzählen oder höchstens stellenweise vorlesen zu lassen, was er bis an seinen Tod beibehielt und dadurch niemals dahin gelangen konnte, sich ein wirklich eignes, selbstständiges Urtheil zu bilden, denn das lebendige Wort des Erzählers, der feurige Vortrag des Lesers und die geregelte Ansicht des Auslegers übten eine solche Gewalt auf ihn aus, daß er unfähig war, eine eigne Meinung aufkommen zu lassen; eine Erscheinung, welche sich gewiß bei allen Denjenigen, wenn auch in verschiedenen Abstufungen, wiederholen wird, welche nicht selber lesen und daher auch niemals ganz selbstständig und ungestört nachzudenken gewohnt sind. Unter diesen Umständen war es um so weniger gleichgiltig, welchen Weg dieser schwache, unselbstständige und

willenloſe Jüngling in ſeiner Künſtlerbahn einſchlagen würde, und ein weiſer Mentor wäre niemals für einen Telemachos ſo wichtig geweſen, als für ihn. Daß er nun zunächſt nach Paris ging, welches durch die napoleoniſche Kaiſerzeit bereits zu einer Kunſt- und Künſtlerſtadt in höchſter Bedeutung geworden war, erſchien natürlich und zweckmäßig, weil man dort vereinigt fand, was bisher in allen größeren Städten Italiens zerſtreut war und was alles in Italien Zurückgebliebene an Kunſtwerth faſt überwog; jedenfalls aber mußte damals Paris als derjenige Ort betrachtet werden, wo die Kunſt am regſten betrieben, am eifrigſten geſucht und geſchätzt und am beſten bezahlt wurde: lauter Dinge, welche zwar auf den innern Gehalt der Kunſt zunächſt wenig oder gar keinen Einfluß ausüben, auf den Künſtler, zumal den emporringenden aber, um ſo lebendiger und ſtärker einwirken, weil in ſolchen Verhältniſſen und Perioden der Künſtler mehr geſucht und geehrt, als der Werth der Kunſtwerke richtig unterſchieden wird, zwei Umſtände, welche die Mittelmäßigkeit begünſtigen und Tauſende zu Künſtlern machen, welche die eigentliche Kunſt aus ihren Hallen verbannen würde. Nichts deſto weniger kann für den ächten Künſtlergenius auch ein ſolcher Ort, auch eine ſolche Zeit zum glücklichen Organ für ſeine Größe werden, wenn er nur etwas mehr Ernſt und Selbſtändigkeit beſitzt, als wir unſerem H. nachrühmen dürfen, und ſo kam es, daß ſein mehrjähriger, viel zu ſehr verlängerter Aufenthalt in dem üppigen, verſchwenderiſchen und lockenden Paris für ſeine Künſtlerausbildung wenig Früchte trug, was um ſo mehr zu bedauern war, als er nicht allein die ſchönſten Jahre ſeiner Jugend dort vergeudete, ſondern auch durch die Sirenenſtimme des pariſer Vergnügens und Wohllebens von ſeiner Weiterreiſe nach Italien abgehalten wurde, woſelbſt ſich die gehaltreiche Knospe ſeines Talentes jedenfalls früher entfaltet und zu einer ſchöneren und reiferen Frucht geführt haben würde. In Paris hat H. ſeine Jahre der Kraft und des Schaffens gleich einem unglücklichen Spieler verſpielt, welcher ſich nur noch dadurch zu retten wußte, daß er wenigſtens ſeinen erſten Einſatz nicht verlor und ſeinen edlen Fond für das ſpätere weiſere Leben ſich erhielt. Als dieſen Nichtverluſt konnte man betrachten, daß er Nichts von der derzeitigen flachen Kunſt der Franzoſen annahm, ſich fern hielt von ihrer Manier und überhaupt eine jede Nachahmung verſchmähte, welche ſich nicht direkt von der Natur entlehnen ließ. Ob er an jedem anderen

Orte, als Paris, wo ſich ihm das niedere Haſchen der Künſtler nach augenblicklichem Effekt in ſeiner gehaltloſeſten Leere warnend entgegenſtellte und er ſich gleichſam in ſeine eigne innere Natur zurückgeſchreckt und eingeſchüchtert fühlen mußte, denſelben Sinn für Wahrheit und Natur erhalten haben möchte, könnte mit Recht in Frage genommen und bezweifelt werden, wenn man nicht zugleich das durchweg Edle und Kindliche ſeines Charakters, wie wir es oben angedeutet haben, als wirklich erhaben über alles Niedrige und Verabſcheuungswürdige gelten laſſen will; aber ich wiederhole es: das Gemeine und Böſe hatte keinen Theil an ihm, keine Macht über ihn! — Im Jahre 1805 alſo verließ er zum erſten Male ſeine Vaterſtadt und reiſte über Frankfurt, Köln und Düſſeldorf nach Paris. Das große Musée Napoléon erſchloß ihm ſeine unermeßlichen Schätze der griechiſchen und italiſchen Vorwelt und der junge Künſtler mag nicht ſelten bei'm Anblick dieſer theils unerreichbaren Größen, dieſer fabelhaften Gigantesken gebebt, nicht ſelten gezweifelt haben, ob er jemals mit ſeinen Schöpfungen ſich und Andere befriedigen würde; er verſank daher im natürlichen Gefolge der wahren Größe in ein ſtummes und unthätiges Staunen, bis ihn die Natur in ihrer ſcheinbar näherliegenden Fülle wiederum aufweckte und antrieb. In dem Atelier des berühmten Malers David d. ä. zeichnete er nach lebenden Modellen, welche er ſogar zum großen Theil in Oel malte, ein Studium, wie es für einen Bildhauer nur gewünſcht werden konnte. David, ſtets beauftragt mit den großartigſten Hiſtorienbildern über Ereigniſſe ſeiner kriegeriſchen Zeit, brauchte hierzu den Menſchen in allen Stellungen und Lagen und durfte daher keine Mittel ſcheuen, dieſelben nach der Natur zu zeichnen, und das lebende Modell, dieſes beſte und koſtſpieligſte Studium, wurde deßhalb in ſeinem Atelier in der ausgedehnteſten und mannichfaltigſten Weiſe geboten, für H. ein unberechenbarer Vortheil, deſſen Nachwirkung wir noch jetzt in allen ſeinen freundlichen Kunſtwerken dankbar empfinden müſſen. Seine Skulptur lag damals faſt gänzlich darnieder und in Nagler's Künſtlerlexion wird für dieſe Periode in H.'s Leben mit Unrecht hervorgehoben, daß er koloſſale Büſten und Figuren modellirt habe; wir wiſſen von ſolchen, welche damals mit ihm in Paris gelebt haben, nur allzugewiß, daß er daſelbſt außer einer Madonna, auf die wir ſpäter zurückkommen müſſen, nichts erhebliches Eignes gearbeitet hat; kleine Studien können aber in dem Leben eines Künſt-

lers nicht genannt werden, ebensowenig, wie das nöthig gewordene Handwerkszeug in Betracht kommt, wenn man die Architektonik eines Tempels oder Palastes bewundert. H. machte zwar in Paris verschiedene interessante Bekanntschaften von Eingebornen und Fremden, hauptsächlich aber war es doch ein Kreis von Deutschen, in welchem er sich dort bewegte. Außer meheren jungen Leuten aus seiner Vaterstadt Kassel traf er dort mit dem später so berühmten Savigny und Jakob Grimm zusammen, namentlich auch mit dem durch seine Mitwirkung am tischbein'schen Bilder-Homer bekannt gewordenen Maler Ludwig Hummel*), welcher damals gemeinschaftlich mit seiner jungen Gattin, Marianne, geb. von Rohden, in der Louvregallerie verschiedene Gemälde Raphael's für den Großherzog von Oldenburg kopirte; demselben, welcher später zu Kassel als Lehrer der Kurfürstin Auguste von Hessen und als Direktor der dortigen Akademie der bildenden Künste am 28. Aug. 1840 starb und bis an seinen Tod H.'s aufrichtiger Freund blieb. H. hatte also in seinem Umgangskreise auch Künstler, welche ihn doch von Zeit zu Zeit aus seinen Weltvergnügungen aufrichten und an seinen ernsten Beruf mahnen konnten, gewiß ein glückliches Zusammentreffen, da sich in jener Zeit die Festlichkeiten der Stadt Paris und des Kaiserhofes für die vergnügungssüchtige Menge in verführerischer Fülle drängten und unseren jungen Helden wirklich einigermaaßen verblendeten und betäubten. Die strahlenden Illuminationen und feenhaften Feuerwerke in den Lustanlagen zu Saint Cloud glänzten noch spät in H.'s Erinnerungen nach und man konnte aus seinen Schilderungen häufig entnehmen, wie sehr ihm das genußreiche Leben in Paris zugesagt hatte. So kam es auch, daß H., welcher nach der Kunstheimath Italien gewollt hatte, Paris nicht früher wieder verließ, bis er von der zu Kassel inzwischen eingesetzten französisch-westphälischen Königsregierung, welche übrigens H.'s Reisestipendium auf die Summe von 400 Thlrn. jährlich erhöht hatte, im J. 1810 den ehrenvollen Auftrag bekam, eine Statue des Kaisers Napoleon für den Königsplatz zu Kassel in Marmor auszuführen. Er reiste daher sofort in seine Heimath zurück und arbeitete dort zu jener Bildsäule ein Modell, welches von der Regierung angenommen wurde und von H. im Kolossalen ausgeführt worden wäre, wenn sich nicht der französische Neid geltend

*) Eine kurze Notiz über ihn s. im 18. Jahrg. des Nekr. S. 1394.

zu machen gewußt hätte. Kaum war es nämlich in Paris bekannt geworden, daß ein junger deutſcher Künſtler beauftragt ſei, Napoleon's Statue zu meiſeln, als dieſes die Eitelkeit der franzöſiſchen Künſtler in einem ſolchen Grade verletzte, daß ſich eine Intrigue entſpann, welche es bei dem von Paris ſo abhängigen Hofe des Königs von Weſtphalen durchzuſetzen wußte, daß nur ein franzöſiſcher Künſtler der Ehre theilhaftig werden dürfe, die Bildſäule des Kaiſers der Franzoſen zu verfertigen. Die ſchwache weſtphäliſche Regierung ſchämte ſich nicht, ihren eigenen Auftrag an H. zurückzunehmen, das von ihr bereits approbirte Modell deſſelben bei Seite zu ſetzen und bei einem franzöſiſchen Künſtler in Paris jene Ehrenarbeit zu beſtellen. Die franzöſiſche Statue aus karrariſchem Marmor, den Kaiſer in römiſcher Imperatorenkleidung darſtellend, hat bis zum Jahre 1813 den ſchönen kreisrunden Königsplatz zu Kaſſel geziert, iſt ſodann von der heſſiſchen Regierung abgenommen und in ein herrſchaftliches Materialienhaus zu Kaſſel gebracht worden, wo ſie noch jetzt, jedoch theilweiſe verſtümmelt*) in unwürdiger Weiſe aufbewahrt wird, während ſie ſchon als hiſtoriſches Denkmal einen anderen Platz verdiente. Ihr artiſtiſcher Werth iſt der der damaligen franzöſiſchen Kunſt überhaupt und ſie ſollte daher nicht allzuſehr verachtet werden, wenn es gleich ein großer Irrthum war, daß man ſie in neuerer Zeit dem Canova zurechnen wollte. Das ganze Ereigniß mit dieſer Statue hatte übrigens für H. die allzubedeutende Folge, daß er in ſeine Heimath, in das Haus ſeiner Eltern, in den Schooß ſeiner Familie, in das kleinliche, ſpießbürgerliche Treiben ſeiner Vaterſtadt zurückkehrte und dort für die ſchönſten Jahre ſeines Lebens durch mancherlei Banden feſtgehalten wurde. Ohne jeden fremden Einfluß ſchuf er während ſeines Aufenthaltes in Paris das etwa 3 Fuß hohe Modell einer Madonna, mit dem vorgehaltenen ſegnenden Jeſuskinde, während zwei anbetende Engel zu ihren Füßen knieen. Der ganze Styl dieſer kleinen Figurengruppe iſt altdeutſch; man glaubt eine Madonna von Holbein zu ſehen und es bleibt daher pſychologiſch merkwürdig, daß H. gerade in Paris eine ſolche

*) Nachdem im Jahre 1813 durch einen rohen Volkshaufen die Naſe dieſer Statue zertrümmert war, hat ſich ſpäter ein Künſtler, deſſen Namen wir gern verſchweigen wollen, unterfangen, beide Unterbeine dieſes Kunſtwerks abſägen und zu Täfelchen ſchneiden zu laſſen, um mit dieſem, aus Napoleon's Beinen geſchnittenen Platten einen Spieltiſch für den Kurfürſten zu belegen. Sollte man glauben, daß ein Patriotismus zu ſo kleinlicher Rache und zu einem ſolchen Vandalismus führen könnte?

Arbeit lieferte, welche genügend beweis't, wie weit er entfernt war, dem pariser Kunstgeschmack zu huldigen; ja man könnte sogar sagen, diese Madonna sey eine Satyre auf die ganze Richtung der damaligen Künstler von Paris gewesen. Ein noch lebender würdiger Freund H.'s, Maler Krauskopf zu Kassel, ist der Ansicht, daß H. durch die Lektüre der damals viel gelesenen tieck'schen Künstler-Novellen, welche ihm von den Malern Fricke, Avenarius u. A. in einem sogenannten altdeutschen Kränzchen geboten wurden, namentlich aber durch ein Traumbild für diese Arbeit angeregt und begeistert worden sei. H. formte und goß dieses Modell zu Kassel (wahrscheinlich auch schon zu Paris) in Gyps und noch jetzt ist ein solcher Abguß nicht nur eine Zierde seines Ateliers daselbst, sondern zugleich interessant als die älteste aller seiner noch vorhandenen Skulpturen; sie eröffnet daher die chronologische Reihenfolge seiner späteren mannichfaltigen Werke, welche einer sorgfältigeren Aufzählung werth sind, wozu es aber hier am schicklichen Platze fehlt, da wir zuerst den Künstler in seiner ganzen Lebensfolge kennen lernen wollen, bevor wir uns an seinen Arbeiten erfreuen dürfen. — H.'s Vater stammte aus Gießen und zwar aus einer Stückgießerfamilie, welche in dortiger Gegend ununterbrochen seit meheren Jahrhunderten dieses ganz eigenthümliche Handwerk getrieben hatte. Wenn in Nagler's Künstlerlexikon gesagt ist, daß ein Hans Henschel schon im J. 1334 für einen Grafen von Solms, Herrn zu Münzenberg, in Mainz ein Zwölfpfündergeschütz umgegossen habe, mithin beinahe zwanzig Jahre vor der gewöhnlich auf 1350 festgesetzten Erfindung des Schießpulvers, so ist das ein arger Verstoß, welcher nur in einem Künstlerlexikon nicht allzusehr befremden darf. Die obengedachte Urkunde war bisher im Besitz der Familie Henschel und konnte nur gegenwärtig dem Verfasser nicht mehr vorgezeigt werden, weil sie verlegt oder verloren ist; jedenfalls aber muß die fragliche Jahrzahl auf 1534 berichtigt werden und bleibt immer noch interessant genug. Es erscheint unter solchen Umständen sehr natürlich, daß der alte Stückgießer Henschel zu Kassel gern einen seiner Söhne in sein Geschäft hineingezogen hätte, welches fortgeerbt zu werden beinahe als Pflicht gelten mußte, nachdem dieses mehere Jahrhunderte hindurch geschehen war. H.'s älterer Bruder hatte sich dem Bauwesen und vorzugsweise dem Bergbau gewidmet und fungirte bereits in verschiedenen Gegenden seines Vaterlandes als Beamteter jener Fächer; auf seine

Unterstützung konnte daher der alleinstehende Vater wenig rechnen. Da dieser nun verschmäht hatte, bei der westphälischen Regierung in Dienste zu treten, um nicht, wie er sich selber in einer späteren Erzählung ausdrückte, Kanonen gießen zu müssen, womit seine deutschen Brüder todtgeschossen werden sollten, so hatte er zwar kein eigentliches Amt, desto mehr aber mußte er beeifert sein, seine Privatgeschäfte in eine bessere Lage zu bringen, um für seine Familie den nöthigen Unterhalt zu beschaffen. Bisher trieb er als herrschaftlicher Stückgießer sein Geschäft in dem vom Landgrafen Karl 1704 bis 1707 am Weserthor zu Kassel erbauten und 1836 durch eine Feuersbrunst zerstörten Gießhause, jetzt aber mußte er sich eine Privatstätte anlegen und dieses geschah gerade in der Zeit, als Werner von Paris zurückkam Sein Vater hatte das am Gießhause gelegene, noch jetzt sogenannte Freihaus an sich gekauft und ließ nun hinter demselben einen Ofen und sonstige Gießapparate bauen, wobei ihm der Sohn zu sehr gelegener Stunde die nöthige Hilfe leisten konnte. Die Familie Henschel, schon wegen der vielen Töchter anlockend, hatte durch ihre Biederkeit und Gastfreiheit von jeher einen zahlreichen Kreis von Freunden um sich versammelt und das Gießhaus — so nannte man kurzweg das Haus Henschel — war der Ort, wo man die Freuden der Freundschaft und Geselligkeit nach ächt- und altdeutscher Sitte genießen konnte, so daß sich junge Leute aus allen Ständen beglückt fühlten, dort eingeführt zu werden. Vorzüglich waren es die Officiere der hessischen Artillerie, welche durch ihre Dienstgeschäfte mit dem Vater Henschel zugleich Freunde der Familie wurden und täglich aus- und eingingen; mehere verheiratheten sich mit Töchtern der Familie Henschel und gern unterstützten sie ihren würdigen Schwiegervater in seinem Geschäfte, soweit es anging, ihm mit ihren wissenschaftlich technischen, mathematischen und arithmetischen Kenntnissen auszuhelfen, ja, sie fanden es sogar öfters für nöthig, dem guten Papa die Buchführung zu besorgen, da sich dieser damit und mit dem Schreiben überhaupt nicht viel befassen mochte. Dieß Alles konnte jedoch die in einem derartigen Geschäft so nöthige Strenge und Regelmäßigkeit nicht garantiren und nachdem Werner's Bruder bei einer vorübergehenden Anwesenheit in Kassel die Geschäftsverhältnisse seines Vaters geordnet und alle einschlagenden Notizen zusammengestellt, Aktiva und Passiva gehörig verglichen und einen übersichtlichen Abschluß gemacht, somit aber eigentlich erst einen richtigen Geschäftsgang eingeführt hatte, so nahm

das Stückgießerwesen seines Vaters eigentlich erst jetzt einen gedeihlichen Anfang und es war nun die schwere Aufgabe unseres jungen Künstlers, auf dieser Grundlage fortzugehen und seinen Vater in Arbeiten zu unterstützen, welche seinen eigenen Planen sehr fern lagen, welche aber im Augenblick für ihn eine Pflicht waren und später zu einer gewissen Gewohnheit wurden. So treffen wir also den jungen Bildhauer, welcher noch kurz zuvor in Paris den Weltmann gespielt und den Künstler geträumt hatte, in dem rußigen Gießhause seines Vaters wieder, worin nichts Poetisches lag, als eine entfernte Aehnlichkeit mit Vulkan's Künstlerstätte und worin das schöne Element des Feuers einige Begeisterung erwecken und einen poetischen Menschen anfeuern konnte. Unter dem Druck jener prosaischen Thätigkeit behielt Werner in seiner Jugendlichkeit doch noch Schwungkraft genug, in seiner Kunst zu arbeiten, wozu ihm der westphälische Hof, um jene Unannehmlichkeit mit der Napoleonstatue wieder gut zu machen, Gelegenheit bot, indem man ihn mit einigen allegorischen Figuren beauftragte, welche in Gypsabgüssen die königl. Gemächer zieren sollten. Es gehören dahin die Personifikationen der Stärke, der Weisheit, des Frühlings, von Flora bekränzt, auch wohl eine Statue des Paris-Alexandros, wozu er die kleinen Modelle theilweise schon in Paris angefertigt oder begonnen hatte. Noch jetzt sollen diese Statuen in den Fürstenschlössern zu Kassel aufgestellt sein, während sie sich in H.'s eigener Sammlung nicht mehr vorfinden. In gleicher Weise erhielt er den Auftrag, das Todtenmonument des westphälischen Generals du Cudras auszuführen, welches auf der kleinen Bassininsel zu Schönfeld (jetzt Augustenruhe) errichtet wurde und hauptsächlich aus Relieftafeln bestand, welche in Erz gegossen und in Marmor eingesetzt waren. Bei'm Untergang des Königreichs Westphalen wurde dieses Denkmal, wie man sagt, von den Freunden des Generals zerstört und in Stücken, soweit sie transportabel waren, nach Frankreich mitgenommen. Somit ist auch diese Arbeit des Künstlers unserem gegenwärtigen Gesichtskreise entrückt und es sind unseres Wissens nicht einmal mehr die Formen von H.'s Reliefplatten übrig. Von hier aus verstrichen mehere Jahre in H.'s Leben, ohne sich in artistischer Weise bemerkbar zu machen, bis die Gemahlin des damaligen Kurprinzen, Auguste von Preußen, welche selber zu malen pflegte, H. in seinen sinnigen Werken schätzen lernte und von ihm die Büsten ihrer erlauchten Kinder, des jetzigen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der Prinzessin Karoline und der Frau

Herzogin von Sachsen-Meiningen, ausführen ließ, welche sich eben so sehr durch eine vollendete Technik, gleichwie durch eine sprechende Aehnlichkeit hervorheben. Durch den bekannten Maler Bury, welcher sich abwechselnd im Haag als Lehrer der Königin der Niederlande, abwechselnd zu Kassel aufhielt, um der erwähnten Kurprinzessin von Hessen, Schwester dieser Königin, in ihren Malerstudien rathend und belehrend zur Seite zu stehen, wurde auch diese auf H.'s Kunstleistungen aufmerksam gemacht, und beide Fürstenschwestern stellten dem jungen Künstler eine Aufgabe, bei deren Lösung er die ganze Innigkeit seines gefühlvollen kindlichen Wesens zur schönsten Darstellung bringen konnte. Es geschah dieses in der lebensgroßen Figurengruppe einer halb knieenden Caritas mit zwei Kindern, auf jedem Arme eines, worin das selige Muttergefühl mit der zärtlichsten Kindesliebe in eine wunderbar befriedigende Wechselwirkung gesetzt ist, und wobei ein edeler Styl an die erhabene Antike erinnert. Die Figur der Mutter mit etwas geneigtem Haupte ist in die faltigen Gewandungen eines anschließenden Kleides und eines Mantels züchtig verhüllt, während die beiden Kinder unbekleidet von den Armen der Mutter die reinste natürlichste Unschuld herablächeln. Die Vollendung dieses schönen Werkes fällt in das Jahr 1818 und es existiren davon drei Gypsabgüsse, von denen einer in des Künstlers eigener Sammlung zurückblieb, während die beiden anderen an die genannten Fürstinnen überschickt wurden. In derselben Zeit etwa gingen die dem Kolossalen genäherten Büsten des Malers Bury und des berühmten göttinger Professors Lichtenberg, aus H.'s Hand hervor, an welchen beiden die vollkommene Portraitähnlichkeit gerühmt wird. Am 10. Juli 1818 wurde H. als ordentliches Mitglied der Akademie der bildenden Künste zu Kassel aufgenommen und mußte hierin ebensosehr eine Anerkennung seines Künstlerwerthes, gleichwie einen Antrieb zu weiteren Produktionen finden. Verschiedene kleinere und größere Reisen, z. B. nach Dresden und Berlin, welche in die kommende Periode fallen, hatten auf seine Kunst keine Beziehung und wurden nur zum Vergnügen unternommen, übten jedoch auf seine Gesundheit einen nachtheiligen Einfluß aus, indem er sich in seinen Bestrebungen nicht richtig zu verhalten und zu mäßigen verstand, namentlich zog er sich durch sein leidenschaftliches Ersteigen von Anhöhen und Bergen häufig kleine Erkältungen zu, welche seiner Lunge ein schleichendes und endlich tödtendes Uebel bereiteten. H. lebte gern zum Tage hinein und sah es ungern, wenn man von ihm eine ge-

regelte Thätigkeit in ſeiner Kunſt verlangte, ja, nicht einmal allen ehrenvollen Aufträgen wußte er Genüge zu leiſten, wenn er ſich nicht in einer ſehr geneigten Stimmung befand, oder, wenn er nicht hart gedrängt oder durch das Anſehen der höchſten Perſonen einigermaaßen in Bewegung geſetzt und gehalten wurde. An ihn ergangene Beſtellungen von Privatperſonen kamen nur ſelten zur Ausführung, wenn er ſie auch angenommen und den beſten Willen dazu gehabt hatte. Dazu kam noch, daß er doch immerfort von dieſen und jenen Familienangelegenheiten und den Geſchäften ſeines Vaters in Anſpruch genommen und in ſeinen poetiſchen Träumereien nur allzuhäufig geſtört wurde. Es gab zwar oft genug Veranlaſſungen für dieſen und jenen Verſuch in ſeiner Kunſt, aber bald war der Gegenſtand nicht groß und einer Künſtlerthätigkeit nicht würdig, bald auch der Zweck für den Künſtler ſelbſt nicht anregend genug und überhaupt fehlte die Regelmäßigkeit in dieſem Wirken. Der im. J. 1825 erfolgte Tod des berühmten Baumeiſters Juſſow regte H. an, eine kleine Figur, die trauernde Kunſt vorſtellend, zu modelliren, worin er ſich ein Denkmal für jenen Mann gedacht hatte, welcher einſt bei der Akademie ſein Lehrer geweſen war und ſich durch viele bedeutende Bauten in Heſſen, als z. B. das Schloß zu Wilhelmshöhe, die unvollendete Kattenburg zu Kaſſel und andere ſo ſehr hervorgethan hatte. Die ſinnbildliche Darſtellung zu einer Preismedaille des heſſiſchen Landwirthſchaftsvereins regte ihn an, ein ganzes Erntefeſt in Relief zu projektiren, wovon jedoch nur eine kleine Kompoſition zur Ausführung kam; die Anweſenheit der faſt nur aus Löwen verſchiedenen Geſchlechts und Alters beſtehenden Menagerie eines Herrn van Aaken zu Kaſſel reizte ihn, dieſes edle Thier in verſchiedenen Situationen zu ſtudiren und darzuſtellen; hierdurch entſtanden verſchiedene ſtehende und liegende Löwen und Löwinnen, ſowie eine Reliefgruppe kleiner in Kaſſel geborner Löwen, ebenſo ein liegender junger Tieger. Die Pracht- und Kunſtliebe des Kurfürſten Wilhelm II.*) von Heſſen veranlaßte H. zu verſchiedenen Skulpturen, wovon vier kleine Reliefſtatuetten, die vier Jahreszeiten und vier andere, die vier Hauptkünſte darſtellend, den Flächen zweier in Bronce gegoſſener Oefen im Schloſſe zu Wilhelmshöhe zur kunſtvollen Zierde gereichen, während ein Grabmal für den am 15. Jan. 1822 verſtorbenen jungen Grafen Julius

*) Deſſen Biogr. ſ. im 25. Jahrg. des N. Nekr. S. 714.

Wilhelm Albert von Reichenbach, Sohn des Kurfürſten, einen noch reicheren Gegenſtand für ſeine Phantaſie gewährte. Ein Sarkophag aus weißem Marmor ſchließt die unterirdiſche Gruft und iſt vorzugsweiſe mit einem Relief von H.'s Kompoſition geſchmückt, worauf ein knieender Engel einen Knaben (die Seele des Verſtorbenen) in ſeinen Schooß aufnimmt. Dieſer Sarkophag iſt mit einem gothiſchen Gitterwerk aus Gußeiſen umgeben, deſſen vier Eckpfeiler oben vier verſchiedene Engel tragen, welche in Erz gegoſſen, die Ergebung, die Auferſtehung oder Hoffnung auf Wiederſehen, die Andacht oder Fürbitte und die Belohnung ausdrücken und in der zarteſten, edelſten Weiſe ihren Zweck und ihre Beſtimmung erfüllen. Es iſt dieſes Denkmal die ſchönſte Zierde des älteren Todtenhofes bei Kaſſel. Im J. 1828 fühlte ſich H. aufgefordert, dem dreihundertjährigen Dürer-Gedächtnißfeſte beizuwohnen, welches am 6. und 7. April zu Nürnberg gefeiert werden ſollte und reiſte Ende März jenes Jahres mit dem noch jetzt als Profeſſor zu Kaſſel lebenden berühmten Maler Ludwig Emil Grimm über Frankfurt, Aſchaffenburg und Würzburg dorthin, wo er in den Reihen vieler Künſtler einige denkwürdige Tage verlebte. Wie aus dem in Dr. Campe's 1840 zu Nürnberg erſchienenen nürnberg'ſchen Denkblättern abgedruckten Verzeichniß (S. 154) hervorgeht, hat ſich H. damals, gleich den übrigen anweſenden Künſtlern eigenhändig als Gaſt aufgezeichnet und auch an allen übrigen Feſtlichkeiten Theil genommen. So ſehen wir ihn z. B. nebſt vielen anderen namhaften Perſonen auf der von Ludwig Grimm ſo trefflich ausgeführten Radirung, welche die Geſangfeier auf Dürer's Grabe am frühen Morgen des ſechsten Aprils 1828 zum Gegenſtande hat und faſt lauter Portraits der dabei zugegen geweſenen Kunſtfreunde enthält; H. en face dargeſtellt, hat hier ſeinen Platz auf der äußerſten Rechten des Blattes, unmittelbar neben den beiden auf einem Leichenſtein ſtehenden Mädchen, während Grimm ſelbſt in einem Pelzmantel dicht vor ihm, jedoch im Profile, zu ſehen iſt. H. wurde bei dieſer Gelegenheit am 7. April 1828 von dem Verein von Künſtlern und Kunſtfreunden zu Nürnberg als Ehrenmitglied aufgenommen, und nahm außerdem von dieſer ehrwürdigen, ächt altdeutſchen Bürger- und Künſtlerſtadt, von ihren Kirchen und vielerlei Skulpturdenkmälern die lebhafteſten Eindrücke für ſein weiches, empfängliches Gemüth mit; vorzüglich ſprachen ihn Peter Viſcher's kräftige Arbeiten in der Sebalduskirche, zumal deſſen 12 Apoſtel, mächtig an

und er konnte es seitdem nicht unversucht lassen, in späteren Jahren noch mehrmals nach dieser Stadt zu reisen und das lebendigste Interesse an ihren Schätzen zu erneuern. — Am 28. Juli 1829 hatten H.'s betagte Eltern, welche schon 1804 ihre silberne Hochzeit gefeiert hatten, das seltene Glück, gesund an Körper und Geist, in einem Kreise von Kindern, Enkeln und vielen, vielen Freunden ihr goldenes Hochzeitfest zu begehen und unser Werner nahm hierbei Gelegenheit, die lebensgroßen Büsten seiner geliebten Eltern anzufertigen, welche zwar nur für diesen Zweck und für die Familie bestimmt waren, dessen ungeachtet aber wiederum auch künstlerisches Verdienst an sich tragen und als Portraits ihren Werth für die Familie erhöhen. Durch Reskript vom 20. April 1832 wurde H. als Lehrer für Modellir- und Bildhauerkunst bei der kurfürstlichen Akademie der bildenden Künste zu Kassel mit einem Jahrgehalt von 300 Thlrn. und dem Prädikat Professor angestellt und erlangte damit die erste amtliche Thätigkeit in seiner Kunst, sowie zugleich in seiner Heimath einen festen Wohnsitz, welchen ihm diese Lehrerstelle zur Pflicht machte. Mit dieser Anstellung, welche die verschiedenste Wirkung auf H.'s Freunde und Verwandte hervorbrachte, ging die letzte Hoffnung seiner wahren Kunstanhänger zu Grunde, welche noch immer den süßen Wahn festgehalten hatten, H. werde den väterlichen Heerd verlassen und seinem Ruhm und seiner höheren Bestimmung nachgehen, indem er sich im Auslande — vielleicht in Italien — zu einem ernsteren und großartigeren Schaffen anregen lasse. Wie ganz anders würde es schon geworden sein, wenn H. A. Pierer*) Recht hätte, welcher in seinem Universal-Lexikon, Bd. 13 (1843) unsern H. im Jahr 1832 ohne alle Umstände zum Professor an der Akademie zu Paris ernannt werden läßt; aber leider! ist diese Angabe ein großer Irrthum und H. wurde wirklich nur in Kassel ein Lehrer bei eben jenem Institut, dessen Schüler er vormals gewesen war. Wir können und dürfen es hier nicht verschweigen, daß diese Ernennung bei H.'s Anverwandten in gleichem Grade einen Triumph bewirkte, wie sie seine wenigen einsichtsvolleren Freunde niederschlug und betrübte, und es ist hier der Augenblick gekommen, wo wir über unseres Künstlers im Uebrigen so durchaus achtungswerthe Familie ein sehr strenges Urtheil fällen müssen. H.'s unbegrenzte Gutmüthigkeit und Willensschwachheit konnte natürlich Niemandem bekannter seyn, als sei-

*) Dessen Biogr. s. im gegenwärt. Jahrg. d. N. Nekr. S. 133.

nen nächſten Verwandten, welche ihn ſein ganzes Leben hindurch an dieſem Gängelbande führten und damit ſein ganzes Schickſal entſchieden. Ob ſie ihren Sohn und Bruder an ſeinem Glücke gehindert haben, iſt die Frage, denn H. ahnte in ſeinem kindlich unbefangenen Sinn ſeine hohe Beſtimmung ſelber kaum und war mit den farbigen Blumen der gewöhnlichen Lebensfreuden, welche man ihm zuwerfend vergönnte, frohſpielend zufrieden, während er nach den Geſtirnen des Himmels hätte greifen können; daß ſeine Verwandten ihn aber von einer Künſtlergröße zurückgehalten haben, iſt ganz ſicher und ſie haben ſich hierdurch jedenfalls an der Kunſt und dem Künſtler ſchwer verſündigt, wenn ſie auch den Menſchen, den Freund und Bruder mit zärtlicher Liebe behandelten. Möglich, daß auch ſie von ſeiner beſſeren Beſtimmung keine Ahnung hatten und der Meinung waren, daß er unter allen Umſtänden, ſelbſt in den unkünſtleriſchen Geſchäftsverhältniſſen ſeiner Heimath ſein Ziel, ſeine Vollendung erreichen würde und daß gerade eine ſogenannte Verſorgung, wie ſie ihm von jener Akademielehrerſtelle geboten wurde, ſeinem künſtleriſchen Schaffen günſtiger ſey; allein ſie hätten ſich von H.'s eigenem Drang in die Freiheit und Ferne beſtimmen, von den Einſichten aller ſeiner Kunſtfreunde belehren laſſen und den oft wiederholten Vorſtellungen nachgeben müſſen, welche ſo offenbar ohne alle Nebenabſichten von verſtändigen Männern gemacht wurden; nichtsdeſtoweniger zogen ſie dem armen Gefangenen die Feſſeln immer feſter zuſammen, indem ſie ihn in alle möglichen Unternehmungen durch Betheiligung verwickelten. H.'s treffliche Mutter ſtarb im September 1832, ſein fleißiger Vater am 2. Juni 1835 und hatte letzterer ſchon längere Jahre vorher die Leitung aller ſeiner Geſchäfte ſeinem älteren Sohne übertragen, welcher bei der Oberbergdirektion zu Kaſſel angeſtellt, nunmehr den größten Einfluß auf Vater und Bruder gewonnen hatte. Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, zu ſagen, daß Karl Anton Henſchel, Werner Henſchel's älterer und einziger Bruder, Mathematik getrieben hatte, worin er ſogar Privatunterricht ertheilte, daß er ſich dem Bauweſen, inſonderheit dem Bergfach gewidmet habe und verſchiedene Stellen bekleidete. Er war von jeher ein denkender Kopf, welcher ebenſo beharrlich nach dem Wahren ſtrebte, wie ſein Bruder Werner nach dem Schönen, ebenſo unabläſſig daran arbeitete, die Technik auf ihre einfachſten und natürlichſten Geſetze zurückzuführen, wie jener nach dem Ideal

für seine Schöpfungen suchte; Beide hatten aber verschiedene Wege und hätten sich niemals nähern oder gar vereinigen dürfen, denn der Eine forschte nach dem Bestimmten, der Andere nach dem Unbestimmbaren und es gab natürlich häufig die seltsamsten und lächerlichsten Auftritte durch diese Geschäftskompagnie. Anton Henschel übernahm des Vaters Gießerei, soweit sie Privatbestellungen betraf, legte eine Fabrik für Feuerspritzen, Pumpwerke, Waagen und alle derartige Metallmaschinerien an, er erfand neue und verbesserte die alten Konstruktionen, machte alle dazu erforderlichen Berechnungen und sein Bruder Werner mußte sodann dem ganzen Ding eine gefällige Form und den einzelnen Theilen geeignete Verzierungen geben; vorzugsweise kam dies Letztere bei allen eigentlichen Gußwerken, als Kirchenglocken u. s. w. in Anwendung, namentlich auch bei den Eisengießereien, welche Henschel in Beckerhagen leitete und wo neu konstruirte, sogenannte henschel'sche Oefen, Thüren, Geländer, Gartentische, Stühle, Grabmonumente u. dgl. Gegenstände nach Werner H.'s sinnigen Zeichnungen zur Ausführung gelangten und dem Geschmack des Publikums eine veredelte Richtung gaben. Selbst in einer von Henschel auf dem Möncheberg bei Kassel angelegten Ziegelei oder eigentlich Ziegelbrennerei wurde Werner's Skulptur verwendet, um Einfassungsstücke für Gräber und Gartenbeete und sonstige Ornamente zu formen. Tausend verschiedenartige Dinge tragen seitdem das Gepräge von Werner H.'s reicher Phantasie an sich; bald sind es die geschmackvolleren Kronen und Inschriftzierrathen der Glocken, bald die sinnigen Grabmonumente, bald die schwebenden Engel und Blumen- und Blätterverzierungen an Oefen und Pfeilern. Ein Denkmal von der vereinten Arbeit beider Brüder und theilweise noch des Vaters ist unter vielem Anderen die neue Fahne auf dem Thurme der St. Martinskirche zu Kassel; auch an der großen Glocke, welche 1818 anstatt der eingeschmolzenen vom Jahre 1441 herrührenden älteren Glocke, Osanna geheißen, in jenem Thurme aufgehängt und am 1. Jan. 1819 zum ersten Male geläutet wurde, hat Werner H. seinen artistischen Antheil und noch jetzt nach seinem Tode erben sich seine zierlichen Ornamente an unzähligen Maschinenstücken fort, welche aus der zu Kassel blühenden großartigen Fabrik von Henschel u. Sohn hervorgehen. In seinen Unternehmungen immer weiter gehend, legte Anton H. in verschiedenen Gegenden seines Vaterlandes Kohlenbergwerke an und betheiligte sich sogar

bei einer neueröffneten Torfstecherei in der Nähe von Frankfurt, während er seinen Bruder Werner ebenfalls in alle diese der Kunst so fern liegenden Beziehungen verflocht, je nachdem er seine artistische Beihilfe nicht entbehren, oder aber aus Liebe den Bruder an dem Gewinne theilnehmen lassen wollte; oft ließen sich auch die zusammengeworfenen Vermögensmassen beider Brüder nicht trennen und wurden diese somit wider Willen gemeinschaftliche Theilhaber. Werner H. hatte zwar vor seiner Anstellung niemals ein regelmäßiges Einkommen durch seine Kunst gehabt, bekam jedoch einzelne Werke gut honorirt, wie ihm z. B. Kurfürst Wilhelm II. die vier Engel des reichenbach'schen Grabmales mit einem ansehnlichen Kapitale bezahlte, welches nicht besser, als in den oben angedeuteten Unternehmungen angelegt werden konnte. — So kam es denn, daß Werner H. seit 1810 mit Planen einer Reise nach Italien umging, fast alljährlich sich rüstete, dann aber von seinen Verwandten umgestimmt und zurückgehalten, die Abreise auf das nächste Jahr verschob und auf diese Weise also im J. 1832 noch immer nicht an jenes oft gesteckte, immerfort ersehnte Ziel gelangt war, obschon es nicht an steten Anregungen seiner Freunde gefehlt hatte, welche wohl einsahen, daß für H.'s Kunst in Kassel kein Platz war, am wenigsten aber in seiner Familie, wo er der stete Spielball seiner lieben Geschwister und Vettern und Basen war und zu allen möglichen Zeitvergeudungen mißbraucht, immer aber von einer höheren Kunst und einem besseren Ziele abgehalten wurde. Sein vertrauter Freund, Ludwig Emil Grimm, machte ihm tausendmal die eindringlichsten Vorstellungen; Werner H. war auch vollkommen überzeugt, daß es anders werden müsse, wenn er mit seiner Kunst nicht untergehen wollte; allein die nächste Stunde schon hatte alle Ermahnungen und selbst alle Vorsätze aus seinem weichen Gemüthe verwischt und er war nach wie vor der liebe Bruder Werner, das gute brauchbare Henschelchen, der muntere Gesellschafter, der unermüdliche Tänzer und Spaziergänger und überhaupt Alles, was man gerade von ihm wollte, nur kein Künstler, wie er hätte sein sollen, denn er wußte, wie wir schon gesagt, keinen Unterschied unter seinen Bekannten zu machen; der jedesmalige zufällige Umgang war der Planet, welcher sein Schicksal bestimmte, aber freilich nur für den gegenwärtigen Augenblick, denn der nachfolgende machte den früheren entbehrlich und vergessen. Unter die-

sen Umständen gehörte natürlich Beharrlichkeit dazu, um H.'s Freund zu bleiben, ohne zu verzweifeln und es blieb nichts Anderes übrig, als ihn seinem Schicksale zu überlassen. Der noch jetzt zu Rom lebende, als Landschafter berühmte Hofmaler des verstorbenen Kurfürsten Wilhelm II., Johannes von Rohden aus Kassel, welcher sich einige Zeit mit seiner Familie in Kassel aufhielt, und schon in seiner Jugend zugleich mit Werner H. bei Kobold gemalt hatte, glaubte durch seine Vorstellungen auf seinen alten Mitschüler einzuwirken, indem er ihm namentlich bei seiner Rückkehr nach Italien die Vortrefflichkeit des dortigen Kunstlebens und die italienische Natur zu schildern suchte, welche so lockend und fügsam den Künstlerneigungen entgegenkommt, allein auch er erntete keinen wirksameren Erfolg, obschon er von seinem Schwager, Professor Hummel, bei diesen Intentionen nachhaltig unterstützt wurde. Eben so wenig vermochten seine übrigen hessischen Landsleute, z. B. ein Müller, ein Aubel, ein Krauskopf, ein Glinzer, welche noch jetzt die Künstlerzierden von Kassel sind, bei ihrer Heimkehr aus Italien einen festeren Entschluß in ihm hervorzurufen und wir sehen unsern H. in seiner Kunst nur tändeln, wenn er nicht zu irgend einer größeren Arbeit angehalten wurde. — Am 20. September 1833 machte ihm der Verein von Künstlern und Kunstfreunden zu Nürnberg bekannt, daß ein von ihm überschickter betender Engel (ohne Zweifel einer von denen des reichenbach'schen Grabes) auf der dortigen Ausstellung einen von den Preisen davon getragen habe, welche der Magistrat ausgesetzt gehabt hätte; im J. 1838 feierte die lutherische Gemeinde zu Kassel das hundertjährige Jubiläum ihres ersten Gottesdienstes in dem daselbst mit Genehmigung des Landgrafen Friedrich I., Königs von Schweden, 1731 begonnenen Kirchengebäude und Werner H. komponirte für diese Gelegenheit zwei symbolische Medaillons, welche zwar zu einer Medaille bestimmt waren, jedoch nur in Silber gegossen, dem damaligen Kurprinz-Mitregenten von Hessen überreicht wurden; er verfertigte ein weiteres Medaillon, welches im verkleinerten Maaßstabe von G. Kaupert gravirt, die eine Seite der kurhessischen Preismedaille für Pferdezüchter schmückt, er arbeitete ein kleines Modell zu dem in Bonn projektirten Beethovendenkmale, womit er aber den zur Konkurrenz bestimmten Schlußtermin versäumte und deshalb ausgeschlossen blieb, er modellirte ein in Kassel während einer

dortigen Messe anwesendes Kameel *) nach dem Leben in verjüngter Größe und fand überhaupt nur allzuviel Gelegenheiten, seine Kunst anzuwenden, wenn es nur größere und bedeutendere Vorwürfe gewesen wären, an denen er seine Kräfte hätte besser versuchen und für seine Phantasie einen kühneren Aufschwung gewinnen können. Eine einzige Arbeit nur, um derenwegen er eigentlich gelebt, gestrebt und geschaffen zu haben scheint und welche allein seinen Ruf begründet hat, zog sich eine lange Reihe von Jahren durch seine Thätigkeit oder eigentlich nur durch seine Träumereien hin, denn er arbeitete an Allem viel zu lange, weil er leider! auch in seiner Kunst und in seinen Kunstwerken von jedem Thoren und Laien abhängig war und sich nicht selten in seinen schönsten und reinsten Ideen irre machen und trüben ließ. Es ist dieß seine Bildsäule des heil. Bonifacius, Apostels der Deutschen, welche in einem Erzguß zu Fulda aufgestellt, am 17. August 1842 in H.'s Gegenwart feierlich enthüllt wurde. Zwei Hauptmodelle waren die Vorarbeiten für dieses große und schöne Werk, welches in einem eigens hierzu gebauten Gießhause, mit einer Kuppel aus Thonröhren nach altrömischer Weise bedeckt, gegossen wurde und H.'s Namen und Bedeutung auf die späte Nachwelt tragen wird. H.'s unerschöpflich denkender Bruder, welcher insbesondere nach einer von ihm unternommenen Reise nach England in seinen technologischen Bestrebungen immer weiter um sich griff, seine Maschineneinrichtungen immer mehr verbesserte, seine Geschäftsverbindungen in gleichem Grade immer mehr erweiterte und seinen Ruf so sehr begründete, daß selbst die Engländer, jene Schöpfer und Meister des Maschinenwesens gestehen konnten, sie beneideten Hessen nur um zwei Männer, nämlich um Spohr und C. A. Henschel, Beide zufällig in der einen Stadt Kassel lebend, ich sage, dieser Bruder, welcher mehere kleine geistreiche Schriften und Aufsätze über Eisenbahnen, Dampfmaschinen und zuletzt noch (1850) eine Brochüre über Aesthetik der höheren Baukunst verfaßt hat, welcher nun auch bereits seit meheren Jahren die Riesenkraft der Wasserdämpfe zu seinen Zwecken verwendete, hatte gemeinschaftlich mit seinem herangewachsenen und nur für dieses Fach gebildeten Sohne, Karl, dem Geschäft eine so große Ausdehnung

*) Dasselbe starb gleich danach auf seiner Reise in dem hessischen Dorfe Jesberg und sollte anfänglich für das Museum zu Kassel angekauft werden.

gegeben, daß Fabrikgebäude im größten Zuſchnitt nöthig geworden und außerhalb der Stadt zwiſchen dem Weſer- und dem holländiſchen Thore zur induſtriellen Zierde von Kaſſel aufgeführt waren, welche durch Dampfmaſchinen und zahlreiche Arbeiter belebt, eine Idee von dem belgiſchen und engliſchen Fabrikweſen verſchaffen. Mit dieſen Maſchinenbauten wurde ſodann ein durch ſeine äußere und innere Form und Einrichtung, ſowie durch ſeine architektoniſchen Ornamente aus gebranntem Thon höchſt originelles Wohnhaus für die beiden Brüder und für den Sohn, Karl Henſchel, mit ſeiner Familie in eine zweckmäßige Verbindung gebracht, welches nun zugleich der Sitz für unſeren Künſtler mit ſeiner Kunſt geworden war. Das Haus beſteht aus einem Rez-de-chaussée und drei Stockwerken, von welchen ſich H. das oberſte erkor und nach ſeinen künſtleriſchen Zwecken einrichtete. Er bezog es im Herbſt 1837 und machte Anſtalten, als ob er ein ganz neues verändertes Leben beginnen wollte. Seine älteren Freunde, welche ihn bisher in ſeiner früheren ſehr beſchränkten Wohnung hinter dem Gießhauſe an der Fulda gekannt und beſucht hatten, kamen auf die Vermuthung, daß ſich der alte Junggeſelle von 55 Jahren zu verheirathen beabſichtige und wer weiß, was H. ſelbſt damals gedacht und gehofft haben mag. Zunächſt aber war es nicht eine Gattin, ſondern eine junge Nichte, welche H.'s große Räume mit der dem ſinnigen Manne ſo wohlthuenden weiblichen Geſchäftigkeit belebte und erfüllte. Eine von H.'s acht Schweſtern, an einen Juſtizbeamteten Körbel, verheirathet geweſen, wohnte jetzt als Wittwe mit meheren Kindern wiederum in Kaſſel. Ihre Tochter, Franziska, war dem Oheim Werner ſchon ſeit früher Kindheit durch ihren zarten artiſtiſchen Sinn beſonders werth geworden und wurde ihm immer theurer, je mehr ſie ein entſchiedenes Talent für die Skulptur verrieth, ſo daß ſie ihrem Oheim mit deſſen Werkzeugen wie ein Lehrling zur Hand gehen konnte und allmählich nicht nur ſeine tägliche Geſellſchafterin, ſondern wirklich ſeine Schülerin wurde. Es war nur allzunatürlich, daß dieſe ihm künſtleriſch verwandte Nichte dem unter allen Freunden und Verwandten eigentlich doch alleinſtehenden H. in einem Alter, wo ſich dieſe Einſamkeit am drückendſten fühlbar macht, immer lieber und unentbehrlicher werden mußte und es iſt nur allzugewiß und ſpäter von ihm ſelber eingeſtanden worden, daß er einige Hoffnung an den Gedanken knüpfte, dieſe ſeine Nichte und Schülerin werde ihm bei aller Jahres-

ungleichheit und aller ſtörenden Verwandtſchaftsnähe ſpäter doch noch zum Traualtare folgen wollen. Wir dürfen dieſen Umſtand, welchen wir verbürgen können, nicht umgehen, weil er manches Spätere richtig erklärt und, wenn wir es wagen wollen, ſogar das Schickſal von H.'s letzten Lebensjahren ganz allein entſchied. Dieſe weibliche Geſellſchafterin, welche ihm den ganzen Tag über bei ſeinen Kunſtarbeiten zur Seite ſtand und ſelber arbeitete, machte es ihm auch möglich, ſeinem regen Sinne für Gaſtfreundſchaft und geſellige Vergnügungen mehr als bisher zu huldigen, wo ihm der nöthige Raum gefehlt hatte und wer von H.'s Freunden ſollte jemals Gaſt in ſeinen wirklich glänzenden Abendgeſellſchaften geweſen ſein, ohne ſich mit Vergnügen, mit Dankbarkeit und ſogar mit Bewunderung daran zu erinnern? Zeigte ſich in H.'s Zimmern überhaupt ein feiner Geſchmack, indem faſt ein jeder Stuhl, ein jeder Tiſch, ein jeder Bilder- und Spiegelrahmen nach ſeinen eignen Zeichnungen in einem gewiſſen durchgehenden Style gearbeitet war, und zwar die Meubles meiſt aus ſchwarzgrünem Holze, ſo war es doch insbeſondere ſein Ausſtellungsatelier, welches den Blick eines jeden Fremden wahrhaft überraſchen mußte. Dieſes lag in der Vorderſeite des Hauſes und beſtand aus drei architektoniſch unterſchiedenen Abtheilungen, von denen die mittlere einen, mehere Fuß erhöhten, Plafond hatte und durch ein ſehr großes Fenſter in halber Cirkelform ein für alle drei Abtheilungen ausreichendes Licht erhielt, ein Fenſter, welches zugleich den ſchönſten Blick über eine weite lachende Fläche der gefälligen Umgebungen von Kaſſel gewährte und hierdurch einen zwiefachen Effekt hervorbrachte. In dieſem Saale arbeitete H. nur höchſt ausnahmsweiſe, weil er je nach Verſchiedenheit der Arbeiten größere und kleinere Räume benutzte, er hatte aber hier Abgüſſe von der Mehrzahl ſeiner Werke ringsum aufgeſtellt oder an den Wänden angemeſſen angebracht. Gewöhnlich ſtanden die Büſten, Figuren und kleineren Gruppen auf geſchmackvoll geformten Säulen, welche häufig, ihrem zierlichen Gegenſtand entſprechend, nur einen ſehr geringen Durchmeſſer hatten und oben in einer blumenkelchähnlichen Arabeske endigten, ſo daß ſich das kleine Kunſtwerk auf einem Pflanzenſtengel zu wiegen ſchien; dies Alles bedeutungsvoll geordnet und zuſammengeſtellt und durch eine ſogenannte Uni-Tapete von bräunlicher Farbe maleriſch gehoben, war ganz dazu geeignet, um den der Plaſtik ſo eigenthümlichen magiſchen Zauber

hervorzubringen, welcher noch erhöht wurde, wenn, wie dieses häufig der Fall war, H.'s Soiréen zu einer künstlichen Kerzenbeleuchtung Gelegenheit gaben. Zu solchen Zwecken hatte der erfinderische Künstler eine eigene Vorkehrung getroffen; er hatte nämlich auf einem hohen Stabe ein schräges Brett befestigt, welches auf seiner Fläche 10 bis 12 kurze Wachslichter durch Nagelspitzen festhielt und nach drei Seiten hin von einer Pappwand umgeben war, so daß man nun mit diesem kräftigen Licht, welches alles Uebrige dunkel ließ, die einzelnen Gypswerke bald von oben, bald mehr von der Seite beleuchten konnte, je nachdem man es hielt, hierdurch aber die vortrefflichsten Licht- und Schatteneffekte hervorbrachte und die Figuren gleichsam beseelte. Einen der glänzendsten Abende hatte H. auf Weihnachten, am 26. Dec. 1839, für seine damaligen Freunde und Bekannte veranstaltet, indem er dieses Atelier mit 12 hohen Tannen-, sogenannten Christbäumen, malerisch auszierte und das Ganze durch den Glanz von meheren hundert Wachskerzen wirklich feenhaft beleuchtete; aber eine noch größere Ueberraschung war für die eingeladene Gesellschaft von 56 Personen bereitet, indem bei näherer Betrachtung fast alle aufgestellten Gypse die verschiedenen Namen der Gäste an sich trugen und sich dadurch als Geschenke für dieselben ankündigten. Es war dieß eine großartige Weihnachtsgabe, welche den Werth von einigen hundert Thalern ausmachte. Bei dieser Gelegenheit hat uns ein junger Mensch aus der Zahl der Eingeladenen durch einige Zeilen den Eindruck zu fesseln versucht, welchen dieses Fest auf ihn und wohl auf die meisten Anwesenden gemacht hatte, indem er singt:

„Eine Welt war aufgeschlossen,
Zauberisch erhellt,
Hoher Phantasie entsprossen,
Eine Geisterwelt!

„Nennst Du mir den Reiz, die Fülle,
Welche sie enthält?
Nie, so lang' vom Aug' die Hülle
Blendend niederfällt.

„Spät erst, wenn die Welt verschwunden,
Fühl' ich, was ich sah,
Und versteh', was ich empfunden
In der Ferne da!"

Da H. als ächter Künstler in der weitesten und engsten Bedeutung alle Arten von Kunstgenüssen liebte, so wurde sein schönes Atelier auch zu Zeiten zu anderen Produktionen verwendet, indem z. B. einige spor'sche Schüler, ein Jean Joseph Bott, ein Hugo Stähle u. A. einige vollendete Streichquartette zum Entzücken der Gäste aufführten, oder Frau Musikdirektor Hauptmann zu Leipzig, damals noch Susette Hummel und H.'s genaue Freundin, ihre vortreffliche Altstimme in den akustischen Räumen erklingen ließ; ein anderes Mal auch las zum seltenen Vergnügen eines engeren Kreises der Dichter Emanuel Geibel mehere Akte seines Königs Roderich vor und wenn wir jetzt noch einiger Geburtstagsfeste und Maskenbälle gedenken, so kann man mit Recht es sagen, daß sich Scherz und Ernst in mannichfaltiger, aber immer in veredelter Weise in H.'s Gemächern traulich die Hände reichten. H. war für alle solche Eindrücke mit einer ungewöhnlichen Empfänglichkeit ausgestattet; bald spielte er mit jugendlicher Beweglichkeit den aufmunternden, belebenden Wirth, bald saß er mit geschlossenem Auge da und horchte den Tönen der Musik und des Gesanges oder den Versen der griechischen Tragödieen, welche ihm in guten Uebersetzungen vorgelesen wurden, indem er sich von seiner Phantasie zu dem Gehörten die Bilder vorzaubern ließ. Man kann leicht denken, daß dieses Atelier der höheren Plastik öfters auch von eigentlichen Fremden besucht und von H. bereitwillig gezeigt wurde und daß Personen des höchsten Rangs daran Vergnügen finden mußten. Der jetzige Kurfürst von Hessen mit seiner erlauchten Gemahlin, der Herzog und die Frau Herzogin von Sachsen-Meiningen, namentlich aber die Kurfürstin Auguste und ihre Tochter, Prinzessin Karoline, beehrten mehrmals den geachteten Künstler mit ihrer Gegenwart, insbesondere hegte die liebenswürdige Frau Kurfürstin ein so großes Wohlwollen für H., daß sie ihn häufig zu sich einlud und sogar der Ehre würdigte, sie auf kleineren Reisen, z. B. nach dem Meisnerberge, nach Arolsen und Corbach u. s. w. zu begleiten. H.'s Bedeutung und Liebenswürdigkeit verschafften und erhielten ihm Freunde von jeder Distinktion und wir erwähnen bei dieser Gelegenheit außer den schon oben angeführten die Gebrüder Grimm, den nachherigen General und Minister v. Radowitz, den als hessischen Minister verstorbenen Herrn v. Steuber*), den zu Münster

*) Dessen Biogr. siehe im 23. Jahrg. des N. Nekr. S. 584.

lebenden Oberfinanzrath Carvacchi und den hessischen Premierminister Hassenpflug, von denen mehere schon Familienfreunde des elterlichen Hauses Henschel waren; auch Bettina v. Arnim und die in der kasseler Musikwelt so rühmlich bekannte Frau, Karoline von der Malsburg, geb. Dupuy, müssen hier als Freundinnen des Künstlers genannt werden. So lebte H. mehere Jahre in einem ganz glücklichen Treiben fort, ließ sich am 20. Jan. 1839 als wirkliches Mitglied des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde aufnehmen, um auch die Forschungen in der Vaterlandsgeschichte befördern zu helfen und arbeitete nach wie vor verschiedene kleine Modelle aus. In der Regel versammelte sich an jedem Sonnabend ein kleiner Kreis von Freunden um H.'s geselligen Theetisch, welcher im Sommer nicht selten mitten in seinem Atelier stand und von dem aufgehenden Vollmonde durch das große halbrunde Fenster freundlich beschienen wurde. An einem solchen Abende, welche gewöhnlich durch Lektüre, durch Unterhaltung über Kunstgegenstände, durch Vorlegen von Kupferstichen älterer und neuerer Meister und durch Aehnliches angenehm und lehrreich gehoben und verschönert wurden, zeigte H. ein kleines Thonmodell, welches er so eben vollendet hatte. Es stellte ein junges Mädchen in aufgeschürzter Gewandung vor, welches an einem Schulterjoch zwei Wassergefäße vom Brunnen heimtrug, während sich ein junger Mann in überraschender und doch bescheidener Annäherung und Umarmung zugleich unter jenes Joch gesteckt hatte, um hiermit ein demnächstiges, gemeinschaftlich getragenes Ehejoch anzudeuten. Da sich H. diese tiefgefühlte, einnehmende Gruppe ferner als Aufsatz für einen öffentlichen Brunnen gedacht hatte, so sollten die beiden vorgeneigten Krüge als Ausgüsse des wirklichen Wassers dienen, damit hierdurch mit dem Schönen ein gemeinnütziger Zweck verbunden werde. Alle Anwesenden waren von dem Reiz und der sinnigen Bedeutung dieser kleinen Gruppe überrascht und in kurzer Zeit hatte H. dieses Modell abgeformt und durch feine Gypsabgüsse vervielfältigt. Einer derselben kam als Geschenk in die Hand der mehrgedachten Prinzessin Karoline von Hessen und durch diese wieder bei Gelegenheit ihres Besuches am Hofe zu Berlin in den Besitz des jetzigen Königs von Preußen, welcher an dieser kleinen Skulptur ein solches Wohlgefallen fand, daß er den Künstler alsbald beauftragte, diese Gruppe in einer Höhe von etwa 4 F. in Marmor auszuführen. Ein solcher Auftrag, welcher von H. natürlich mit

Freuden angenommen wurde, konnte jedoch nicht gut anders als in Italien an der Quelle des carrariſchen Marmors ausgeführt werden, wo ſich der Künſtler ſelbſt zunächſt mit der ihm noch fremden Behandlung des Marmors vertraut machen mußte. So ſollte denn dieſes kleine Werk für die letzte Lebensperiode unſeres Künſtlers eine neue ganz verſchiedene Richtung hervorrufen und dem 61jährigen Greiſe gewähren, was der Jüngling und der Mann vergebens gewünſcht hatten, nämlich Italien, das Land der Künſte, zu beſuchen! — Nachdem er einen Gypsabguß des von ihm in der beſtellten Größe angefertigten Thonmodells jener Gruppe nach Carrara vorausgeſandt hatte, um das Werk bis auf die letzte Hand, die Hand des Künſtlers, mittelſt der ſogenannten Punktirmaſchine mechaniſch vorarbeiten zu laſſen, reiſte er in Geſellſchaft mehrerer Perſonen im Nachſommer 1843 unter den Segenswünſchen ſeiner Freunde von Kaſſel ab und zwar in Begleitung ſeiner Nichte, Franziska Körbel, welche ihn ſchon früher gleichzeitig mit der obenerwähnten Nichte, Karoline von der Embde, auf einer Reiſe nach Frankfurt und Nürnberg begleitet hatte. Jene genoß auch dießmal von allen Verwandten H.'s den vielſeitig beneideten Vorzug, ihm nach Italien zu folgen und alle ſeine Kunſtfreuden und letzten Lebensſchickſale zu theilen, was nach unſerer vorgängigen Bemerkung nicht weiter befremden wird, um ſo weniger, als ſie ihm durch die gleiche Kunſt näher ſtand und bereits verſchiedene ſeiner Arbeiten, namentlich auch ſeine Brunnengruppe in einem verjüngten Maaßſtabe nachgebildet hatte; eben diejenige, welche gewöhnlich durch den Verkauf in die Hände des Publikum gelangt, weil ſie etwas größer iſt, als der erſte Modellentwurf und alle diejenigen kleinen Veränderungen an ſich trägt, welche H. bei der Ausarbeitung des Modells für den Marmor in Anwendung brachte. Wir können es hierbei nicht unerwähnt laſſen, daß das Mädchen dieſer Gruppe eine ſehr große Aehnlichkeit mit ſeiner Nichte, Franziska, an ſich trägt und daß ſie ihm als ſeine Geſellſchafterin bei der Arbeit, wenn ſie auch gerade nicht zum Modell diente, doch unwillkürlich vorgeſchwebt haben wird. H.'s Aufenthalt in Italien, welcher zwiſchen Carrara, Rom und vorübergehend auch zwiſchen Neapel wechſelte und vom Jahr 1843 bis zu ſeinem Tode im Auguſt 1850 andauerte, bietet aus mancherlei Urſachen, welche eben ſo ſehr in den Zeitverhältniſſen liegen, als in H.'s bekannter Art und Weiſe zu arbeiten, namentlich aber in ſeinem vorgerückten

Alter, für die Kunst und seinen Künstlernamen nur wenig Anhaltpunkte, welche wir gelegenem Orts bei'm Durchgehen seiner Werke auffassen wollen. Zu erzählen ist es nur, daß H., welcher gern blieb, wo er gerade war, der oft wiederholten Ermahnungen seiner nächsten Verwandten ungeachtet, Italien nicht wieder verlassen konnte, so oft er es auch in seinen Briefen zugesagt hatte, so oft es auch vielleicht wirklich sein schwacher Entschluß gewesen sein mag und ungeachtet offenbar seine Gesundheit unter den Einflüssen des südlichen Klimas litt, indem dieses seine verborgene Lungenschwäche zu einer schnelleren Entwickelung brachte, da H. sich niemals zu schonen und nach den Umständen zu richten verstand. Nachdem er die Marmorgruppe für den König von Preußen vollendet und diese nach Berlin gesandt hatte und nachdem er sich alles Große und Schöne der italienischen Kunst und Natur nachhaltig und wiederholt angesehen, so war H.'s Aufgabe in Italien vollständig gelöst und er würde, in sein Vaterland zurückgekehrt, in seinem Atelier zu Kassel nach den italienischen Eindrücken und Erhebungen seiner Phantasie an dem Abende seines Lebens ganz gewiß Mehres und Besseres geleistet haben, als in Italien selbst, unter den Gebilden und Trümmern der Vorwelt, wo er bei seinem längeren Aufenthalte mehr durch fortgesetzte Genüsse abgehalten, als zum eignen Schaffen aufgefordert wurde. Allein, wer vermag es zu entscheiden, ob er nicht überhaupt bereits zu alt und entkräftet war, um jetzt noch einen neuen veränderten Aufschwung in seinen Kunstschöpfungen zu nehmen. Denn Solche, welche das Letztere für möglich hielten, ließen sich durch H.'s sonst noch immer so jugendlich gebliebenes Wesen hierin täuschen, indem sie nicht bedachten, daß dem Künstler engere Grenzen gesetzt sind, als dem Menschen! Nehmen wir H.'s Schicksalskatastrophe hin, wie sie gekommen und von seiner Bestimmung nicht wohl zu trennen ist; freuen wir uns vielmehr in seinem Geiste, daß er, wenn auch nicht am väterlichen Heerde, doch unter einem, sein ganzes Leben hindurch ersehnten südlichen Himmelsstrich und in den Armen seiner bis an seinen Tod ihm treu gebliebenen Nichte, Franziska, kindlich gepflegt, verschieden ist. Diese nämlich hatte sich mit ihres Oheims Einwilligung, nachdem er seine eigne süße Hoffnung aufgegeben, sie als Gattin zu besitzen, mit einem Landschaftmaler, Julius Elsasser aus Berlin, verehelicht und beide jungen Gatten waren nun im Stande, durch eine heimische Häuslichkeit dem guten

H. während ſeiner langen Krankheit eine Pflege angedeihen zu laſſen, wie ſie ihm ſonſt in dem fremden Lande nicht hätte zu Theil werden können und wie ſie ihm vielleicht ſelbſt in ſeiner Heimath nicht geboten worden wäre, denn ſie wohnten alle mit einander und liebten ſich herzlich und innig. Wer H.'s edles Weſen gekannt hat und ſein wahrer Freund war und blieb, wird gewiß nicht leicht trocknes Auges aus einem kürzlich an eine Freundin geſchriebenen Briefe von Franziska Elſaſſer eine Stelle leſen können, welche über H.'s letzte Krankheit handelt und alſo lautet: „Bei all' ſeinen unſäglichen Leiden hatte er ſogar Nichts von ſeiner alten Heiterkeit verloren; einen liebenswürdigeren Kranken habe ich nie geſehen. Seht, Ihr Kinderchen, ſagte er unter Anderem einmal zu uns, es iſt kein Leiden ſo groß, das nicht auch wieder ſeine Freude hat; wenn Du mir mein Süppchen bringſt, ſo kann ich gar nicht ſagen, wie ich mich darüber freue. Man konnte ihn gar nicht ohne Rührung anſehen u. ſ. w." H., welchem noch in den letzten Jahren ſeines Lebens vom Kurfürſten Friedrich Wilhelm I. von Heſſen der Titel Hofbildhauer verliehen war, nachdem er auf ſeine Lehrerſtelle an der Akademie zu Kaſſel verzichtet hatte, ſtarb zu Rom, ſanft entſchlafend und wurde daſelbſt auf dem neuen Gottesacker der Nichtkatholiſchen beerdigt, denn er gehörte der lutheriſch-proteſtantiſchen Konfeſſion an. Er litt zu Rom öfters an Aſthma und fand ſeinen Tod in einer Lungenzehrung. Seinen vielen Verwandten und Freunden war es alſo nicht vergönnt, ihn wieder zu ſehen und ſelbſt ſeine heimathliche Erde mußte darauf verzichten, ihn in ihren Schooß aufzunehmen, denn der italieniſche Boden, welchem er den größten Theil des Lebens hindurch widerſtanden hatte, ſchien ihn nun, nachdem er ihn einmal betreten, nicht wieder freilaſſen zu wollen. Daß ſeine Nichte, Franziska, während des Aufenthaltes in Italien ganz allein auf ihn Einfluß übte und daß ſie es war, welche ihn dort zurückhielt, namentlich aber, ſeitdem ſie ſich daſelbſt an Elſaſſer verheirathet hatte, iſt ganz gewiß und darf in keiner Weiſe auffallen, weil es von ihrem Standpunkt nicht wohl anders geſchehen konnte und da wahrſcheinlich ein jeder andere an ihrer Stelle ebenſo gedacht und gehandelt haben, eben ſo zum Werkzeuge von H.'s Schickſal geworden ſein würde. H.'s teſtamentariſche Erben ſind ſeine 11 lebenden Nichten, mit theilweiſer Bevorzugung der gedachten Franziska und wir verdanken es hauptſächlich der großmüthigen Geſinnung dieſer Da-

men, daß H.'s Ausstellungsatelier zu Kassel, welches während des Künstlers Abwesenheit ungestört und allen Verehrern der Kunst zugänglich geblieben war, auch jetzt nach seinem Tode in derselben Weise als würdiges Denkmal des Entschlafenen wie ein Kunstheiligthum erhalten und mit allen noch fehlenden Abgüssen vervollständigt werden soll. Bevor wir nun zu H.'s einzelnen Kunstwerken übergehen, um damit unseren Ueberblick über den Menschen und Künstler zu beschließen, wird es nöthig sein, von seiner Kunstansicht und Richtung eine Idee zu versuchen. H.'s Jugend, also die Zeit der stärksten und wichtigsten Eindrücke, fällt in eine Periode, wo die Kunst überhaupt, die Skulptur, die Malerei und die Dichtung, fast keine anderen Gegenstände kannte und wählte, als die der griechischen und römischen Mythologie und Geschichte, mithin des klassischen Alterthums oder der eigentlichen Antike; es war daher unausbleiblich, daß H. von diesem Felde, welchem sogar seine ersten Arbeiten, seines Herkulessäule, sein Herkules mit der Omphale, sein Paris-Alexandros und seine allegorischen Figuren entlehnt waren, seine ganze Richtung annahm und noch in seiner späten Bonifaciusstatue hat er sich nur mühsam und unvollständig von dem Kopfe des olympischen Jupiter losreißen können, während die Stellung und Gewandung dieses Apostels einem predigenden Christus der italienischen Malerschulen klassischer Zeit verwandt ist. Man frage sich aber nur, welche andere Richtung der edle Bildhauer nehmen könne, nachdem es wohl nicht mehr bezweifelt werden darf, daß die Skulptur vielleicht die einzige Kunst ist, welche im klassischen Alterthume der Griechen bis zum irdisch möglichen Ideal erhoben und in ihren Motiven und Modulationen wirklich erschöpft sei. Eine jede wesentliche Abweichung von der Antike hat sich bis jetzt noch immer als eine eben so große Abirrung erwiesen und wir brauchen wahrlich nicht bis auf den modernen Frack- oder gar bis auf den Perrücken- oder Rokokostyl, welchen die Franzosen bei antiken Gegenständen selbst anzuwenden sich erfrechten, hinabzusteigen, um uns hiervon zu überzeugen. Ein jedes plastische Werk kann daher niemals ein höheres Lob empfangen, als das der Annäherung an die Antike, mag das junge Deutschland nebst allen sonstigen nicht weniger von dem Reize der Neuheit verblendeten Kunstrichtern dagegen sagen, was es will. Hier handelt es sich nicht um die Ansicht einer Partei und einer Generation, sondern um das rechtskräftig gewordene, geheiligte Urtheil

von vielen Jahrhunderten und von Millionen. H. schuf nach unbewußten Eindrücken und Empfindungen, welche aber glücklicher Weise auf einem so reinen Sinne, auf einem so edlen Gemüthe beruhten, daß er nur das Schönste für das Beste erkannte und wählte, ohne jemals ein tiefes Gedankenstudium anzustellen, ja sogar in der Regel, ohne sich der Gründe bewußt zu sein; sein großes Genie war sein Instinkt und sein Führer und so kam es, daß er sich nicht leicht von der Natur und von dem Schönen entfernen konnte und so war endlich seine Richtung nach dem Antiken nicht etwa blos eine Folge seiner ersten Jugendeindrücke und seiner ersten Arbeiten und Studien, sondern seine wirkliche Künstlerverwandtschaft mit dem Alterthum, wo man auch keine anderen Regeln kannte, als die der Natur und der idealen Schönheit, Regeln, welche aber von so zarter und unbestimmbarer Beschaffenheit sind, daß sie immer nur das feinste Kunstgenie richtig erkennen und anwenden wird und wir sprechen H.'s Genie diesen hohen Grad von Feinheit ohne alles Bedenken zu. Weit mehr also, als das Studium der Antiken selbst, waren Natur und Schönheit unmittelbar seine Lehrerinnen und brachten in seinen Gebilden diese wunderbare Mischung von antiker Grazie und modern-christlicher Innigkeit und Milde hervor, alle seine Gestalten sind nicht einem Götter-, Heroen- und Nymphengeschlecht entlehnt, sondern einem Volke von Gläubigen und Engeln und sie haben von jenem Nichts als den Gliederbau, von diesem aber die Stellung und die Sprache der Bewegung, sowie die Seele des Ausdrucks. Was H.'s Richtung vorzüglich charakterisirt, ist, daß er sich sehr streng in den Grenzen der ästhetischen Schicklichkeit hielt und allen seinen Gegenständen eine Lieblichkeit einprägte, welche seinen Werken eine freilich nur entfernte Parallele mit Mozart's Tonmelodieen gestattet; zu dem wahrhaft Großartigen, zu dem Imposanten konnte sich H. so wenig emporschwingen, wie er nach dem Furchtbaren oder Häßlichen hätte greifen mögen; ein jüngstes Gericht von Michel Angelo mit seinen Teufeln und sonstigen Höllengestalten wäre unserem H. gewiß ganz unmöglich gewesen; er hat es im Ernsten und Gewaltigen niemals weiter bringen können, als daß er gezähmte Löwen und einen zum Frieden entarteten Tieger bildete; denn seine Engelsnatur konnte auch nur Engel auf unsere Erde herabrufen. H. sah in seinem unschuldigen Kindersinne das ganze Leben viel zu heiter und friedlich an, als daß er seine Phantasie eine gewisse Wildheit annehmen zu lassen

vermocht hätte, so wenig, wie er selbst in Zorn oder Wuth gerathen oder auch nur dem schwächsten Rachegefühle hätte Raum geben können. Er war so sanft und beispiellos friedlich, daß er nicht gereizt, nicht einmal beleidigt oder verletzt werden konnte; wir sind dreist genug zu behaupten, daß er niemals in seinem Leben irgend einem Menschen einen bittern Augenblick bereitet, aber auch selber niemals einen solchen empfunden hat und wir fordern bei dieser unglaublich scheinenden Behauptung alle seine näheren Bekannte, Freunde und Verwandte ruhig zu Zeugen heraus. Seine Bonifaciusstatue hat bei ihrem hohen Ernste und ihrer sichtbaren Gliederkraft so viel christliche Milde und Sanftmuth, daß das alt- und norddeutsch emporgesträubte Haar dieses Apostelhauptes das Einzige ist, was zunächst an den historischen Heidenbekehrer erinnert, welcher mit bewaffneter Hand die Götzen umstürzte und die heiligen Eichen niederhieb; H.'s Bonifacius trägt nur das Evangelium des Glaubens und das Kreuz als das Siegel der Verkündigung. H. konnte sich einen Bonifacius nicht anders denken, obschon dieser Apostel mit H.'s Attributen allein niemals zu seinem hohen Ziele gelangt wäre. Dennoch entspricht es unseren heutigen, menschlicher gebildeten Ansichten vom Christenthum weit mehr, jenen Apostel des rauhen Mittelalters in H.'s freundlicher Weise gedacht, als Muster aufzustellen und mancher pietistische Eiferer der neueren Zeit könnte sich an diesem Bonifacius ein Beispiel christlich milder Toleranz nehmen, welcher als Christ gegen Heiden nicht so streng verfuhr, wie heutiges Tages die Christen gegen Christen. Der liebenswürdige H. hatte von dem Wesen, der Bedeutung und der Bestimmung der Kunst keine andere Ansicht, als daß es ihre Aufgabe sey, das von der irdischen Natur Begonnene, oft nur Halbvollendete einem höheren himmlischen Ideale entgegenzuführen, jedenfalls aber einen jeden Gegenstand von seiner besten Seite aufzufassen oder zu verschönern und zu veredeln, um das kunstsinnige Gemüth des Menschen zu erheitern und zu erheben, alles Niedere aber, ja sogar alles Furchtbare mit freundlich poetischer Freiheit zu entfernen, als ob es wirklich einen Tag ohne eine Nacht, ein Gutes ohne ein Böses, einen Himmel ohne eine Hölle geben könne. H. huldigte in seiner unveränderlichen Heiterkeit und Milde nur der Freude und so konnten und sollten seine Kunstgebilde nichts Anderes verbreiten, als ein Licht der Freude und des Friedens über alle Herzen und Gefilde dieses Lebens. In diesem Geist, oder richtiger,

in dieſem Gemüth, hat H. alle ſeine Werke gedacht und vollendet und wenn es unmöglich war, ihm ſelber jemals gram zu werden, ſo oft er auch mit jugendlichem Leichtſinne ſeine älteſten und beſten Freunde vernachläſſigte und gleichſam im Stiche ließ, weil er auf dem Wege dahin irgend einem Bekannten begegnete, dieſem in die Wohnung folgte und bei demſelben ſitzen blieb, bis die für die Geſellſchaft beſtimmten weißen Glacéhandſchuhe in ſeinen Händen ſchmutzig gedreht waren und es überhaupt längſt zu ſpät geworden, um jetzt noch von jener Einladung Gebrauch zu machen, oder wenn er ſogar auf dieſe Weiſe ein glänzendes Diner verſäumte, blos weil er unterwegs bei irgend einem Freunde durch ein frugales Leibgericht von Erbſen und Klöſen zurückgehalten wurde u. dgl. m., ich ſage, wenn man dem guten H. als Menſchen Nichts verübeln konnte, ebenſowenig wird man auch mit ihm als Künſtler wegen ſeiner Kunſtwerke in einem anderen Sinne rechten dürfen, als in dem der Schonung und der Nachſicht, weil er mit denſelben keinen anderen Anſpruch machte, als auf das Gemüth in einer freundlich erhebenden und erheiternden Weiſe einzuwirken. Eine höhere Begeiſterung müſſen wir H. geradezu abſprechen und es wäre daher ein arges Verkennen ſeines Charakters, in ſeinen Werken nach dem Erhabenen zu forſchen, wovon er unſeres Dafürhaltens keine rechte Idee hatte, vielleicht keine Ahnung, und gern möchte ich hieran eine Anſicht knüpfen, welche eine ſo angenehme Beruhigung für jeden Menſchen gewährt, daß nämlich H. am Ende doch wohl zu nichts Höherem beſtimmt war, als was er wirklich erreicht hat. Muß denn auch jeder Künſtler gerade nur das Höchſte und Erhabenſte erringen, um ein Künſtler zu ſein? Hat uns H. nicht Schönes und Liebliches genug geſchaffen, um uns daran zu erfreuen und zu erquicken? Müſſen wir denn ungenügſam immer nur das Letzte und Beſte haben wollen und hat es jemals einen Künſtler gegeben, welcher Alles erreicht und Alles erſchöpft hat? Mozart iſt ohne Zweifel der vollendetſte Künſtler, welcher jemals in irgend einer Kunſt geſchaffen und gewirkt hat und doch gibt es noch Schönheiten und Größen genug, woran er nicht gedacht und welche er nicht erreicht hat. — Jetzt dürften wir endlich wohl auf dem Punkt angelangt ſein, wo wir in H.'s oft erwähntes Atelier eintreten und ſeine einzelnen Kunſtwerke mit gehörigem Verſtändniß des Meiſters betrachten können. Es wird immer bedauert werden müſſen, daß wir H.'s Werke hier nicht vollſtändig vor-

finden, so sehr auch die bezeichneten Erbinnen bemüht sein wollen, alle noch vorhandenen Formen seiner Skulpturen ausgießen zu lassen und deßhalb mit Franziska's Mutter die nöthige Rücksprache genommen haben, weil diese ihrem verstorbenen Bruder bei derartigen Arbeiten vielfach behilflich war und dadurch mit den feineren Manipulationen dieses subtilen Geschäftes vertraut ist. Namentlich werden leider! die Produkte seiner ersten Entwicklung größten Theils verloren bleiben. Das älteste seiner erhaltenen Werke ist die von ihm in Paris angefertigte, bereits besprochene Madonna, welche dem altdeutschen Style huldigt und weit unter Lebensgröße geblieben ist. Die Madonna steht hier in steifer ceremonieller Haltung, mit einem umschleierten Haupte, in langgestreckter Figur und geradlinig gefaltetem Gewande. Das Ganze trägt einen streng kirchlichen Charakter an sich und scheint einem Domaltar entnommen oder für einen solchen bestimmt zu sein; selbst die zu den Füßen der Gottesmutter knieenden Engel haben ihre ätherischen Formen gleich dienenden Chorknaben der Kirche in lange Gewänder gehüllt und nur der kleine Heiland, welchen Maria auf beiden Händen trägt, ist ganz unbekleidet, um gleichsam anzudeuten, daß er allein als der Gottgeborene, frei von aller Erbsünde, seine göttliche Natur und Abkunft unverhüllt zur Schau stellen dürfe. Was H. zu dieser wunderbaren Arbeit angeregt haben soll, ist bereits oben gesagt worden, eine Arbeit, welche von diesem Künstler in Styl und Vorwurf die erste, letzte und einzige ihrer Art ist und sich daher von allen seinen Werken so wesentlich isolirt, daß man sie in seinem Atelier niemals vermissen würde und sich bei ihrem Anblick leicht versucht fühlt, sie einem anderen Meister zuzuschreiben, gleichwie Peter Vischer's Sebaldusapostel, welche im Fries des erhöhten Plafonds von H.'s Atelier angebracht sind, daselbst nebst einigen anderen Reliefs und Figuren, als z. B. Peter Vischer, Erwin von Steinbach, ein ganz fremdes Element bilden und mit H.'s Arbeiten gewiß vom stärksten Ignoranten nicht verwechselt werden können. Wüßten wir nicht bestimmt, daß H. jene Himmelskönigin in Paris gearbeitet hat und damals noch nicht in Nürnberg gewesen war, so würden wir dieses Produkt unbedenklich den Einflüssen seiner Besuche in Nürnberg zuschreiben müssen, während es uns nun im entgegengesetzten Falle immer noch ein Räthsel bleiben wird und gern wollen wir es dem Künstler glauben, welcher uns erzählt, daß sie ihm also im Traum erschienen sei. Es braucht wohl nach dem Gesag-

ten nicht noch besonders hervorgehoben zu werden, daß der plastische Werth dieser Gruppe im Verhältniß zu H.'s späteren Sachen nur ein geringer sein kann, da schon jener Styl das natürliche Leben der antiken Plastik in allzuenge und gemessene Grenzen zurückschüchtert und also den Künstler seiner schönsten Freiheit beraubt. Alles dessen ungeachtet bleibt diese Arbeit ein Verdienst für unseren H. und wir sind sehr geneigt, dieses Produkt für den letzten Anklang hinzunehmen, welcher ihm von seiner christlich frommen Erziehung und gleichsam als Nachhall von den ergreifenden Orgeltönen eines Sonntagsgottesdienstes aus seiner ersten Jugend geblieben war, während er später, weniger ein Strenggläubiger, nur den allgemeinen Gesetzen der Natur und Schönheit huldigte und in seiner Kunst dem Heidenthume viel näher stand, als dem christlichen Ritus. Bei jener früher geschilderten Weihnachtsbescheerung bildete diese Gottesmutter sehr sinnig mit dem kleinen Christkinde den Mittelpunkt der ganzen Anordnung und stand in einer Glorie von Kerzen. Da wir uns hier vorzugsweise an die noch vorhandene Sammlung halten wollen, die meisten der nicht mehr erhaltenen Werke auch schon bei ihrer Entstehungsgelegenheit besprochen haben, so gehen wir zunächst zu den Büsten der drei fürstl. Kinder des Kurfürsten Wilhelms II. von Hessen hin, über welche wir dem Frühergesagten nichts Besonderes mehr hinzuzufügen haben, als daß sie die Lebensgröße wenig oder gar nicht übersteigen, während die Büsten von Lichtenberg und Bury dem Kolossalen näher stehen. Von seinen Büsten kennen wir außerdem nur noch die seiner beiden Eltern, den markirten bärtigen aber unschönen Kopf eines in der Akademie zu Kassel als Modell gebrauchten polnischen Juden, welchen H. nur zu seinem Studium gleichzeitig mit seinen Schülern nach dem Leben modellirte und die Büste des als hochbetagten Greis am 6. Septbr. 1837 zu Kassel verstorbenen Generalsuperintendenten und Hofpredigers, Dr. Justus Philipp Rommel*), welche für dessen zahlreiche Familie von Kindern, Enkeln und Urenkeln bei H. bestellt worden war und einen sehr gealterten Kopf, jedoch mit vollkommener Portraitähnlichkeit darstellt. Den Hintergrund und Haltpunkt des ganzen Ateliers bildet die schon oben genügend geschilderte Gruppe der Caritas mit ihren beiden Kindern, welche auf der Dreh-

*) Dessen Biogr. s. im 15. Jahrg. des N. Nekr. S. 786.

ſcheibe eines hölzernen Sockels ruht, ſo daß ſie mit allen ihren Seiten dem Licht, ſo wie dem Auge des Beſchauers mit leichter Mühe zugewendet werden kann. Ihr maleriſches Ganze, die Innigkeit ihres Ausdrucks und die zarte Behandlung in allen ihren Theilen gibt mehr als jedes andere ſeiner Werke die ſeelenvolle Gemüthlichkeit des Künſtlers wieder und ſtellt ſich dar wie ein ſchönes Gedicht, welches keinen anderen Zweck, keine andere Beſtimmung hat, als die Herzen edler Menſchen zu rühren. Die Veranlaſſung iſt ſchon bekannt. Unaufgefordert hat uns H. ein kleines Haut-Relief geliefert, worauf ſich in ſehr anſprechender Weiſe vier kleine Genien auf vier aneinander gereihten Blumenkelchen ſchaukeln, von denen ſich der eine als die Muſik, der zweite als Bildhauer, der dritte als das Studium, in Lektüre vertieft, und der vierte endlich als kleiner Improviſator ankündigt. In der Stellung und dem Ausdruck eines jeden iſt ein eben ſo feiner Reiz, wie eine bewundernswürdige und charakteriſtiſche Manchfaltigkeit entwickelt und nur wenige Arbeiten unſeres Meiſters bringen bei jedem Laien eine ſo gefällige Wirkung hervor. Die acht allegoriſchen Figuren, gleichfalls en haut-relief, welche die oben angeführten Oefen des Kurfürſten zieren, ſind ebenwohl als Gypsabgüſſe ein Theil dieſer Sammlung und ſind weniger gelungen, obſchon ſich einzelne dieſer Perſonifikationen zu einer maleriſchen Darſtellung erheben und alle, wie H.'s Arbeiten überhaupt, einen edlen Styl an ſich tragen. Ihre Allegorie in Stellung, Ausdruck und Attributen erſcheint uns hier etwas zu arm und nicht überall ſcharf genug bezeichnet, wie wir es außerdem bei unſerem Künſtler gewohnt ſind; aber wir dürfen nicht vergeſſen, wie ſchwer es iſt, bei dieſen ſchon vielfach wiederholten Allegorien der Künſte und der Jahreszeiten das ſchon ſo oft Dargeſtellte zu vermeiden und ſeine Originalität aus der Gefahr der Nachahmung glücklich zu erretten; auch geſtattete der gemeſſene Raum und die dem Ornamente ſo unerläßliche Symmetrie dem Künſtler durchaus keine Abwechslung in der Stellung der Figuren; eine jede mußte eine ſchlanke hochaufgerichtete Geſtalt haben und ſich ſelbſt in dem Spiel ihrer Glieder, ihrer Attribute und ihrer ganzen Haltung innerhalb weniger Punkte bewegen und ſo war es faſt unvermeidlich, wenigſtens erſcheint es verzeiblich, daß alle an einer drückenden Monotonie leiden, welche dem davorerwähnten Relief ſo gänzlich mangelt. Das Basrelief, worauf ein knieender Engel einen Knaben in ſeinen

Schooß aufnimmt und sanft an seine Brust lehnt, gehört an den Sarkophag des obenbeschriebenen reichenbach'schen Grabmales und von den weiteren Reliefarbeiten nennen wir die drei allegorischen Figuren von Glaube, Liebe, Hoffnung, ferner die drei übereinandergekauerten, in der van aaken'schen Menagerie zu Kassel geworfenen jungen Löwen, vom Künstler selbst die Löwenhecke genannt, sodann einen alten vorschreitenden Löwen von der rechten Seite, mit aufgehobener rechter Vordertatze, worin er dem schmerzlichen Ausdrucke seines Kopfes zufolge einen Dorn oder eine sonstige Verwundung empfangen zu haben scheint. Die Bedeutung oder Bestimmung dieser Tafel ist uns nicht bekannt und sie ist vielleicht ebenfalls nur eine von H.'s Studien aus jener Löwenmenagerie. Ein jedes dieser beiden Reliefs findet sich übrigens auch in einem Gezweig von Arabesken angebracht, welche auf oben gerundeten Tafeln die Thüren zu einem Ofen zu seyn scheinen und vielleicht ebenfalls einen Theil jener mehrerwähnten Bronceöfen ausmachen. Ein schlechtes Bauernpferd, welches zugleich einen jungen Mann und ein Mädchen trägt, Beide mit Blumen, Aehren und Bändern geschmückt, so wie mit landwirthschaftlichen Werkzeugen versehen, bildet nur den ersten Versuch eines projektirt gebliebenen, in mehreren Gruppen gedachten ländlichen Erntefestes und wurde, wie schon angedeutet ist, durch das landwirthschaftliche Medaillon veranlaßt, welches zu H.'s sinnigsten Kompositionen gehört und eine seltene Vollendung und Rundung an sich trägt. Ein Säemann streut hier Saamen in den gepflügten Erdboden, welchen ein vorausschreitender Engel segnet, während rückwärts davon ein Ackerknecht mit Ackergeräthschaften und zwei Stieren heimzieht. Zur sogenannten Legende dient die Umschrift: „An Gottes Segen ist Alles gelegen." Leider! kam diese Arbeit nicht zu ihrem Zweck, indem der hessische Landwirthschaftsverein vergebens um die Befugniß nachsuchte, bei Vertheilung seiner Preise selbstständig geprägte Medaillen zu gebrauchen und obschon der damalige Minister Hassenpflug selbst unseren Künstler aufgefordert hatte, einen Revers zu einer solchen Medaille zu entwerfen. Die Medaillons zur Jubiläumsfeier der lutherischen Kirche und für die Preismedaille der Pferdezüchter haben wir schon erwähnt und zeichnet sich das letztere durch die gelungene Darstellung zweier schönen Pferde mit ihrem Führer aus. Das an Figuren reichste Relief, obschon ebenfalls nur in kleinem Format, ist die sogenannte Schule, worauf links eine

Mutter, einen Säugling an der Bruſt, ſich mit dem Spinnrocken beſchäftigt, während ein anderes Kind zu ihren Füßen in einem Buche blättert; ihr gegenüber aber ſitzt ein vom Alter gebückter Greis, welcher drei ihm zur Seite ſtehende Knaben durch Erzählungen unterhält und belehrt, während eine zweite Mutter mit einem Kind auf dem Arme hinter dem alten Erzähler ſteht und auf dieſen Kreis von Thätigkeit und Unterricht mit Aufmunterung hindeutet. Von ganz vorzüglicher Grazie ſind noch drei weitere Allegorieen, des Feierabends, des Friedens und des Segens, in gebeiligten weiblichen Geſtalten ausgedrückt, von denen die erſtere auf einen Spaten geſtützt, ausruht, während man im Hintergrunde einen ausgeſchirrten Pflug erblickt, die andere einen Oelzweig aus dem Schnabel einer ihr auf die Schulter geflogenen Taube empfängt, eine Anſpielung auf jene bibliſche Noahtaube, während die dritte einen blühenden Pflanzenſtengel wie einen Scepter in ihrer Linken hält, indeß ihre Rechte über einen dürren knorrigen Stamm ausgeſtreckt iſt, um dieſen ſelbſt in ſeiner Dürre zu einem neuen Gedeihen und Aufblühen zu ſegnen. Die oben aufgeführte allegoriſche Trias von Glaube, Liebe, Hoffnung gehört zu einem von H. modellirten und in Bronce gegoſſenen Grabmale des am 22. Okt. 1825 zu Kaſſel verſtorbenen Tabacksfabrikanten, Friedrich Koch, welches einen ſehr geſchmackvollen gothiſchen Pyramidenbau bildet, an deſſen drei Seiten jene Figuren in Niſchen angebracht ſind, während an der vierten Seite die Inſchrift ſteht; auch dieſes Werk iſt eine Zierde des älteren Todtenhofs bei Kaſſel und findet ſich in H.'s Sammlung ein Abguß ſeines kleinen Modells zu dieſem Grabmal. Ein Basrelief in hoher Form mit einem großen Engel en face, in langen Gewandungen und mit großen Flügeln, welcher ſeine Arme bedeutungsvoll ausſtreckt und erhebt, können wir nicht erklären, ebenſowenig ein anderes in breiter Form, worauf zwei bekleidete Engel en profil auf Würfeln gegenüberſitzen und einen großen zwiſchen ſich gehaltenen Kranz zu vollenden bemüht ſind. Beide Arbeiten ſind vorzüglich ſchön empfunden und ausgeführt, namentlich die erſtere und wir bedauern um ſo mehr, weder die Zeit ihrer Entſtehung, noch ihren Zweck zu kennen, ſo oft wir uns auch mit dem Künſtler in ſeinem Atelier über ſeine verſchiedenen Werke unterhalten haben. Von der ausführlich beſprochenen Bonifaciusſtatue ſehen wir in dieſer Sammlung nur den Kopf in der wirklichen, koloſſalen Säulengröße ausgegoſſen, wäh-

rend ein früheres kleineres Modell der ganzen Statue vorhanden iſt, welches bei dem erwähnten Gießhausbrande im Sommer 1836 in einige Gefahr gerieth, jedoch noch glücklich gerettet und dennoch ſpäter zur größeren Ausführung nicht benutzt wurde. Von dieſer findet ſich vielmehr eine kleine Nachbildung vor, welche, gleich der Statue in Fulda, auf einem Würfel ſteht und deſſen ſichtbare Seitenflächen mit verſchiedenen Reliefdarſtellungen aus der Lebensgeſchichte dieſes Religionshelden geſchmückt ſind, Darſtellungen, welche in Paris gegoſſen werden ſollten, jedoch unſeres Wiſſens aus Mangel an Geld noch nicht zur Ausführung kamen. Auch unter H.'s runden Figuren treffen wir noch ein Mal Glaube, Liebe und Hoffnung, welche jedoch von jenen in Relief ganz verſchieden ſind, ſo ſpielt z. B. hier das Kind auf den Armen der Liebe mit einem Vogel, während es ſich dort auf dem Relief einem Kuſſe der Mutter zuneigt. Einen erhebenden Anblick gewähren auch in dieſer Zuſammenſtellung die vier Engel vom reichenbach'ſchen Grabe, deren verſchiedener Ausdruck und Charakter über alle Beſchreibung erhaben iſt; wir beſchränken uns daher nur auf ihre oben angedeutete Bezeichnung der Ergebung, der Fürbitte, der Auferſtehung und der Belohnung und müſſen alles Uebrige der Bewunderung des Beſchauers überlaſſen; ſie ſind das Reinſte, was H. gedacht und gefühlt hat. Alle vier ſind knieend dargeſtellt, der erſte mit ſchlichtem Haar und herabhangenden Armen, der zweite mit gefalteten Händen, der dritte nach oben deutend und gleichſam emporſchwebend, der letzte endlich einen Kranz haltend. Zwei kleinere Genien, gleichfalls halbknieend, bilden ein Pendant, von denen der eine das ihm durch höhere Eingebungen Zugeführte auf einer Tafel niederzuſchreiben ſcheint, während der andere, einen Lorbeerzweig im Arm, dem erſteren für ſeine Leiſtungen den Ruhm zuſichert, von denen jener alſo den Fleiß und das Studium, dieſer aber die Belohnung darſtellt. Beide hatten keine nähere Beſtimmung und ſind nur Erzeugniſſe von H.'s ſinnreicher Muſe; eben daſſelbe gilt von mehreren anderen kleinen Genien en miniature, welche nur wenige Zoll Höhe, aber dennoch verſchiedene Reize haben und unter die beſſeren ſogenannten Nippſachen der neueren Zeit gehören. Von vorzüglicher Schönheit iſt die kleine Figur einer trauernden Kunſt, welche ſich H. als Denkmal für den Baumeiſter Juſſow gedacht hatte, wie wir ſchon früher anzuführen Gelegenheit nahmen; ſie ſitzt auf einem architektoniſch verzierten Bauſtein

und hält eine Tafel, auf ihr Knie gestützt, während ihr vorgeneigter Oberkörper und ihr gesenktes Haupt Schmerz und Trauer anzeigen. Nicht lange vor seiner Abreise nach Italien, im J. 1843, hat H. zwei kleine Engel gearbeitet, welche für zwei Gräber auf dem mehr erwähnten älteren Todtenhof bei Kassel gewünscht wurden und auch, in Erz gegossen, dort zu finden sind. Beide sind knieend und theilweise bekleidet; der eine hält ein Kreuz, das er in den Boden zu setzen scheint und blickt auf einen Myrthenkranz, welcher vor ihm liegt und den Namen Lotte umgiebt, indeß die übrige Platte aus Erz durch ihre Inschrift ankündigt, daß die Brüder Grimm im Jahr 1843 ihrer am 15. Juni 1833 verstorbenen Schwester, Charlotte Amalie, dieses Denkmal widmen; es war dieses die erste Gattin des nachherigen kurhess Premierministers Hassenpflug; der andere aber mit einem kleinen Kreuz vor der Stirn, hält einen Palmzweig im Arm und segnet mit der ausgestreckten Rechten das vor ihm liegende Grab, dessen Erzplatte ebenfalls einen Rosenkranz mit dem Namen Maria und eine weitere Inschrift führt; es ist dieß das Grabmal für die erste Gattin des mehrerwähnten Malers, Ludwig Emil Grimm, die einzige Tochter des ehemals so berühmten Malers, Böttner. Beide sind schöner gedacht, als ausgeführt, wenigstens bleibt die ungewöhnliche Breite ihrer Köpfe immer verletzend, man mag sie so lange und so schonend ansehen, wie man will; weniger plump als im Gyps erscheinen sie im dunkelen Erzguß, wo sie ohnehin auf dem erhöhten längliche Steinsockel und in Verbindung mit der bekränzten Inschriftplatte mehr Zierlichkeit und eigentlich erst ihren fertigen Schluß bekommen. Im Atelier machen sie — wir können es nicht verhehlen — neben den vielen anderen schönen Engelsgestalten keinen sehr angenehmen Eindruck. Wenn wir nun von H.'s Thierstudien einen stehenden Löwen in einer Höhe von etwa 1½ Fuß als ein ganz vorzügliches Werk erwähnen, welches der Löwennatur so nahe gebracht ist, als sich diese in einem Käfig noch erhalten haben konnte, ferner einen liegenden Löwen und eine gelagerte Löwin in etwas kleinerem Verhältniß, sowie einen ruhenden Tieger in Lebensgröße und endlich das schon näher bezeichnete Kameel, so haben wir alle Gypse des Künstlers bis auf seine Brunnengruppe besprochen, wie sie uns in dem Atelier zur Schau geboten werden. Von Thonmodellen, welche aber nicht zur weiteren Ausführung gediehen und bereits eingetrocknet und theilweise zerfallen sind, haben wir nur des schon flüchtig

berührten Verſuchs zu einem Beethovendenkmale und einer Haſſia zu gedenken. In erſterem erſcheint der große Komponiſt ſitzend und lauſcht den ihm von einem Genius gebrachten Melodieen; die letztere dagegen in der Perſon der Herzogin Sophia von Brabant gekrönt darſtellt, ihren Sohn, Heinrich das Kind, jedoch leider! in der unmaleriſchen Geſtalt eines eingebundenen und umwickelten Kindes auf ihrem Schooße aufgerichtet haltend, gegenüber einem unbekleideten Genius, welcher auf dem rechten Knie der ſitzenden Fürſtin Platz genommen hat, aber nur noch ſtückweiſe vorhanden iſt. Vorzüglich ſtörend iſt dieſes Wickelkind dem Geſchichtskundigen, weil jener Heinrich von Brabant bereits drei Jahre alt war, als er 1247 auf den Armen ſeiner Mutter von ſeinem Erblande Heſſen Beſitz nahm und die Huldigungen ſeiner Unterthanen empfing. Es ſollte dieſe Gruppe in koloſſaler Ausführung die große Plateforme des Exercirhauſes auf dem Kaſernenplatze zu Kaſſel bedecken, um dem ganzen militäriſchen Bau einen architektoniſchen Mittelpunkt zu geben; allein dieſe anfängliche Idee war nur zu bald für immer aufgegeben. Das vorgenannte liegende Löwenpaar wurde von H. nicht nur in Lebensgröße, ſondern auch hier noch ein Mal in einer Widerſtellung ausgearbeitet und in gebranntem Thon vervielfältigt; es geſchah dieſes auf den Wunſch eines damals in Kaſſel ſich aufhaltenden Grafen von Harthauſen, welcher — wenn wir nicht irren, im Sommer 1840 — auf ſeinem Gute Neuhaus bei Neuſtadt an der fränkiſchen Saale den Beſuch des Königs Ludwig von Bayern erwartete und für dieſes ehrenvolle Ereigniß verſchiedenartige Zurüſtungen und Ausſchmückungen anordnete. Jenes Löwenpaar bekam daher nicht nur eine breite Gartentreppe zu bewachen, ſondern mußte auch in einer ächten Vergoldung zweien gegenüberſtehenden Divans aus rothem Sammet zu Seitenlehnen dienen und dadurch einen Prunkſaal verſchönern helfen und eben bei dieſer letztern Anwendung bedurfte es der Widerſtellung dieſer königlichen Thiere. Bei dem Original liegt übrigens das Männchen nach der linken Seite und die Löwin rechts gewendet; die letztere aber hat den Preis der Schönheit davongetragen, obſchon das Männchen, welches in der Natur den unbeſtrittenen Vorzug genießt, mit einer kleinen Kugel ſpielt, welche außerdem dem Apfel des Paris verglichen werden dürfte; allein H.'s Löwin beſitzt — wenn ſich der Ausdruck bei einer Löwin überhaupt rechtfertigen läßt — einen unwiderſtehlichen Reiz und erſcheint viel fürſtlicher, als ihr

mähnenreicher Gemahl, ja man könnte sogar sagen, diese Löwin sey das einzige seiner Werke, welches einen Anflug des Erhabenen empfangen habe. Zudem sind diese Löwen in der ursprünglichen Größe H.'s viel schöner, als in der späteren Vergrößerung und man wird sich im Atelier, wo sich zugleich Ausgüsse beider Formen aufgestellt finden, immer wieder zu dem gefälligen Maaß der Verjüngung zurückgezogen fühlen. Mag es daher kommen, daß sie in der Lebensgröße nicht genug Kraft und Wildheit verrathen, weil man hier andere Ansprüche macht. Nicht nur von diesen beiden Löwengatten, sondern auch von einigen anderen Arbeiten H.'s, z. B. von den beiden zuletzt erwähnten Grabengeln, hat dessen Nichte, Franziska, verkleinerte Kopieen geliefert, welche in Gyps und selbst in Argentan oder Neusilber ausgegossen und zu verschiedenen Zwecken sehr willkommen sind. Ihrer Nachbildung der Brunnengruppe haben wir schon früher gedacht und wir müssen ihren Leistungen ein rühmliches Lob ertheilen. Diese Künstlerin hat aber auch verschiedene Köpfe nach dem Leben modelirt, welche sie in verjüngter Größe, im halben haut-relief ausführte und von denen wir die gelungenen Portraits von dem in Leipzig lebenden Musikdirektor Moriz Hauptmann und von dessen Gattin, Susette, geb. Hummel, hervorheben, sowie insbesondere ein sehr getroffenes Kopfbild ihres Oheims Werner, das sie in Rom verfertigte. Mehere von H.'s Reliefarbeiten sind auch von seinem zu Rom lebenden Neffen, Karl Kördel, auf galvanoplastischem Wege, d. h. aber im kalten Kupferguß, wiedergegeben und dadurch zu einem neuen und haltbareren Ornament umgeschaffen worden. Wenn wir nun jetzt endlich vor der auf der Drehscheibe eines Cylinders aufgestellten freundlichen Brunnengruppe angekommen sind, so stehen wir vor der letzten größeren Arbeit, welche H. in Deutschland vollendete und wir können von ihr nicht wohl zu seinen römischen Werken übergehen, ohne zuvor der Aufnahme gedacht zu haben, welche jene Gruppe aus carrarischen Marmor zu Berlin gefunden hat. Bevor dieses deutsch gedachte Werk eines deutschen Künstlers an den eigentlichen Platz seiner Bestimmung, zu Charlottenhof bei Potsdam, gelangte, war es einige Zeit in einem Museum zu Berlin ausgestellt, wo es zwischen antiken Bildsäulen gestanden haben soll und sich dort allerdings eigenthümlich ausgenommen haben mag. Nichtsdestoweniger war es höchst voreilig und ungerecht, von dieser zufälligen und freilich unpassenden Zusammenstellung ein Urtheil über das schöne

Kunſtwerk ſelber abhängig zu machen, wie es ſich damals in einer der erſten Zeitungen Berlins zur Schmach des dortigen Geſchmacks oder doch zur großen Beſchämung jenes unberufenen Kritikers kundgab. Jener Beurtheiler war weit entfernt, die ſo ſinnig gedachte Gruppe zu verſtehen und wußte eigentlich weiter nichts zu ſagen, als daß ein modernes junges Paar mit „frechen Schritten“ unter die alten Göttergeſtalten der griechiſchen Kunſt getreten ſei und dadurch jenes Heiligthum entweiht habe. Heißt das Gerechtigkeit üben? Gegenwärtig verſchönert jenes freundliche Kunſtwerk des dahingeſchiedenen H. die ſogenannten römiſchen Bäder zu Charlottenhof und ſoll daſelbſt einen in jeder Beziehung wechſelſeitig günſtigen Platz gefunden haben. Noch unregelmäßiger und unzuſammenhängender, als H. in Deutſchland ſeine Kunſt zu treiben pflegte, ſcheint er in Italien gearbeitet zu haben, denn er hat dort in einem Zeitraume von beinahe 7 Jahren nur Weniges vollendet und gern pflichten wir einer Anſicht ſeiner Nichte, Franziska, bei, welche in ihrem obenberegten Briefe mit folgenden Worten ausgeſprochen iſt: „Wie ruhig und heiter ſah er dem Tod entgegen und hätte noch ſo gern gelebt, um einige angefangene Arbeiten vollenden zu können, die leider! noch nicht ſo weit gediehen waren, um ſie durch eine andere Hand fertig machen zu laſſen; es waren von den Tageszeiten der Mittag und die Nacht. Ich habe die Erfahrung gemacht, wenn der Menſch dahin gekommen, daß er glaubt, das Rechte, in welcher Sache es auch immer ſein mag, gefunden zu haben, ſo ſtirbt er, und ſo war's auch mit unſerem guten Onkle; er meinte, jetzt erſt hätte er das Richtige in der Kunſt gefunden, und wenn man ſeine letzte Arbeit anſieht, ſo ſcheint es auch ſo, denn ſie iſt eine ſeiner gelungenſten und ſchönſten, nach dem Bibelſpruch entworfen: „Der Löwe aus Juda wird ſiegen.“ Chriſtus iſt hier als Jüngling dargeſtellt, auf einem Löwen reitend, vor ſich die Bibel, und mit der Linken, worin er zugleich einen Palmzweig hält, nach dem Johannes deutend, welcher ihm vorausgeht, in der Rechten das Kreuz. Der Löwe ſchreitet über einen Abgrund, in welchem ſich das Böſe als ein Ungeheuer verkriecht. Die Mutter Maria mit einer Lilie und Joſeph folgen. Ueber dieſem Zuge ſchwebt und bewegt ſich mit fort ein Chor ſingender Engel. Ich glaube dieſes Basrelief würde Ihnen ſehr gefallen.“ In dieſen inhaltreichen Worten finden wir eine meiſterhafte Schilderung von H.'s letzter Arbeit und zugleich die ſehr wahre

Beobachtung, daß der Künstler gewöhnlich auf halbem Wege stirbt und deshalb auf dieser Erde ebenso unvollendet bleibt, wie seine besseren Werke, welche nicht zur vollen Reife gelangen. Wir sind Frau Elsasser zu großem Danke wegen dieses Briefes verpflichtet und sie wird es uns ebensosehr im Interesse ihres guten Oheims, gleichwie aus Rücksicht für unsere Leser verzeihen, wenn wir jene Stellen daraus hierher nahmen. In der That muß jenes christlich symbolische Basrelief, worin H. zugleich seinem beliebten Löwenthier eine höhere Bedeutung verliehen, eine vortreffliche Arbeit seyn, welche sein ganzes Wesen beschäftigen konnte, wie dasselbe in Italien durch den katholischen Kultus wiederum mehr dem Christenthume zugewendet seyn mochte. Auch einen Taufstein, von den vier Evangelisten mit ihren Attributen getragen, hat H. in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Italien gearbeitet und ist uns derselbe in gebranntem Thon geformt, aber leider! in Trümmern zu Gesicht gekommen, wie derselbe als Geschenk für den jetzigen Kurfürsten von Hessen nebst meheren anderen Gegenständen nach Kassel gesendet war. Zu einer schönen Aufgabe hatte sich H. die großen Statuen der vier Tageszeiten gestellt, von denen aber nur der Mittag und die Nacht zur Ausführung kamen, wie wir aus der obigen Briefstelle ersehen haben. Erst jetzt nach seinem Tode sind zwei seiner vollendeten römischen Arbeiten nach Deutschland herübergekommen, um eine letztwillige Verfügung des Künstlers zu vollziehen. Die eine davon hat die Apotheose seiner hohen Gönnerin, der am 19. Febr. 1841 verstorbenen Frau Kurfürstin Auguste von Hessen, zu ihrem Gegenstande und soll in drei Gypsabgüssen den drei erhabenen Kindern dieser Fürstin zum Andenken an den Künstler überreicht werden, während die andere eine Damentoilette aus carrarischem Marmor vorstellt und zu einem Geschenke für die Frau Herzogin von Sachsen-Meiningen bestimmt ist. Bekanntlich wurde die Kurfürstin Auguste nach ihrer eignen Vorschrift nicht in einem fürstlichen Gewölbe beigesetzt, sondern in einem schlichten, ungemauerten Grabe auf dem älteren Todtenhofe bei Kassel und zwar zur linken Seite des imposanten Mausoleums ihrer erlauchten Schwiegermutter, der Kurfürstin Wilhelmine, um gleich ihr in der Mitte ihrer Unterthanen zu ruhen; hierauf deutet H., wenn er die erhabene Sterbliche aus dem Schooße der Erde zur Seite eines halbversunkenen alten Grabsteines auferstehen läßt, indem ein schwerer Mantel, als das Bild der irdischen

Hülle, von ihren zarten Gliedern zum Staube hinabfällt und während ein Genius die Aufschauende entschleiert, um ihrem Auge den Anblick der ewigen Seligkeit zu gewähren, welcher sie mit heiliger Andacht entgegenschwebt, die Arme der Fürstin sind auf ihrer Brust zusammengelegt und an einem zweiten Grabsteine, worauf sich der Genius emporgerichtet hat, stehen die sinnigen Worte: „Wie Dein Herz fühlte, schau einst Dein Auge.“ Dieses vortreffliche Modell hat die gewöhnliche Größe von H.'s derartigen Figuren und wurde einer daran befindlichen Notiz des Künstlers zufolge im J. 1849 zu Rom verfertigt. Der darin liegende Gedanke ist so schön, daß selbst eine weniger gelungene Ausführung den nach- und mitfühlenden Beschauer entzücken würde und so unterlassen wir ein weiteres Eingehen in das Technische dieses Werkes. H. wollte mit dieser Arbeit zeigen, wie er sich ein würdiges Denkmal für jene Fürstin gedacht habe und wie wenig ihn ein Monument befriedigt haben würde, welches gegenwärtig das Grab jener Edlen bedeckt und angeblich nach einer Zeichnung des Architekten Heidloff zu Nürnberg, theilweise in Stein von L. Rotermundt, theilweise in Metallguß von A. P. Pröbes zu Nürnberg verfertigt wurde. Jener Toilettentisch, welcher auf einer sechskantigen Säule ruht und von einem gleich polygonischen Fuße mit Blätterverzierungen getragen wird, hat eine Unterplatte in der Form eines dreitheiligen Kleeblattes und eine kleinere Oberplatte von übereinstimmender Form, welche dem auf dem Gipfel der durch beide Platten in der Mitte durchgehenden und sich nach oben verjüngenden Säule aufgesetzten Spiegel zur nächsten Vorlage dient. Während nun ein sich flügelnder kleiner Schwan auf dem höchsten Punkte des gerundeten Spiegelrahmens dem ganzen Aufbau einen wohlgefälligen Schluß gibt und verschiedenartige erhöhte und vertiefte Verzierungen beider Platten zu Einlagen von Geschmeide, von Parfümerieen, von Seife und sonstigen Toilettenbedürfnissen bestimmt sind, sitzt auf dem Rande der oberen Tafel ein so liebliches Kinderpaar, daß wohl selbst Narcissus vor diesem Toilettenspiegel über das Anschauen dieser Kleinen sein eignes Bild übersehen und vergessen haben möchte. Diese lieblichen Kinder, von denen der Knabe, völlig nackt, seinen linken Arm in die Höhlung eines neben ihm liegenden römischen ovalen Schildes (parmula genannt) stützt und mit der rechten Hand ein kurzes römisches Schwert in der Scheide aufgerichtet hält, wogegen das zarte Mädchen eine

kleine Puppe vor den drohenden Angriffen des wilden Bruders zu ſchützen ſcheint, bewachen gleichſam den nach jeder Seite hin beweglichen Spiegel und ſind in der That dazu geeignet, die Eitelkeit von ihrer verderblichen Richtung abzulenken. Die Arbeit dieſes ganzen Werkes macht in dem edlen carrariſchen Marmor einen anziehenden Effekt, allein vorzüglich ſind es dieſe Kinder, welche das Auge feſſeln und durch die vortreffliche Anatomie ihrer Körper, worin ſich ſchon der kleine Mann ſo weſentlich von dem zarteren Mädchen unterſcheidet, ſelbſt den ſtrengen Kenner überraſchen. Dieſes Meiſterſtück war von H. für die genannte Fürſtin, welche er ſo ſehr verehrte, gearbeitet und noch auf ſeinem Todbette verfügte er, daß es durch ſeinen Bruder in Kaſſel zuſammengeſetzt und mit allen nöthigen Metallzubehörungen verſehen werde, damit es als ein fertiges Ganze nach Meiningen gelange. Dieſes iſt denn auch geſchen, nachdem es gleichzeitig mit jener Apotheoſe im henſchel'ſchen Atelier zur Schau geſtanden hatte. Ehe wir nun von H.'s wirklich geiſt- und ſeelenvollen Arbeiten Abſchied nehmen, müſſen wir noch die außerordentliche Sorgfalt rühmen, womit H. den Abguß ſeiner Werke vollzog; denn man kann nicht genug erſtaunen, wenn man Gypsſachen aus anderen Werkſtätten mit den ſeinigen vergleicht und bemerkt, wie ſehr ſich dieſe vor allen anderen auszeichnen; namentlich gewahrt man dieſen Unterſchied an den Nachformungen, welche leider! nur gar zu oft widerrechtlicher Weiſe an verſchiedenen Orten von H.'s Bildwerken erſchienen ſind, und woran zum großen Theile H.'s etwas ſehr hochgeſtellte Verkaufspreiſe einige Mitſchuld tragen. Wir wiſſen aus ſeinem eigenen Munde, daß er über dreißig Sorten von immer feiner durchgeſiebtem Gyps anwendete, um in Verbindung mit der Schärfe der Formen die wunderbare, faſt durchſichtige Feinheit zu erreichen, welche wie ein gebleichter Schmetterlingsſtaub die Oberfläche ſeiner Abgüſſe bildet und der Weichheit des Marmors ſich annähert; indeß die gewöhnlichen Gypswaaren dieſer Art hart und ſtumpf erſcheinen. Seine oben erwähnte Schweſter iſt im Beſitz einer gleichen Geſchicklichkeit und faſt aller ſeiner Formen und wird daher nach wie vor die gefälligen Werke des Bruders dem Kunſtfreunde käuflich und zugänglich zu erhalten ſtreben. Nachdem wir uns nun in dem Vorgängigen ein Bild von H.'s Leben und Künſtlerwirken zu entwerfen geſucht haben, wollen wir auch auf einige Portraits hinweiſen, welche des Künſtlers Geſichtszüge wiedergeben ſollen und

von denen das älteste ein sehr gutes und ähnliches Oelbild seines Schwagers August von der Embde ist, welches 1819 gemalt, den Künstler in einem Alter von 37 Jahren darstellt; eine im J. 1831 von dem zu Dessau verstorbenen Bildhauer F. Woltreck angefertigte Gypsbüste hat zuviel Schärfe in ihrem Ausdruck, um das freundlich-kindliche Wesen H.'s befriedigend zu vergegenwärtigen; ebensowenig entspricht die nach H.'s Tode von Koch zu Kassel ausgeführte Lithographie den Ansprüchen von seinen Angehörigen und Freunden, weil die Originalzeichnung derselben, vom Maler Glinzer geliefert, in eine Zeit fällt, wo H. kränkelnd von einer Reise zurückkam und ihn deshalb so mager und leidend zeigt, wie man ihn doch nicht in der Regel zu sehen gewohnt war. Außer dem embde'schen Bilde gefällt uns das kleine Reliefportrait von seiner Nichte Franziska zu Rom modellirt, noch immer am besten und es wäre deshalb eine Vervielfältigung desselben recht willkommen und wünschenswerth. Des kleinen Portraits auf Grimm's radirtem Dürerfest haben wir schon oben gedacht. Sollten wir mit allen unseren leisen Andeutungen in den Herzen von H.'s alten Freunden ein Bild der Erinnerung hervorgerufen haben, und in dem Herzen der Fremden vielleicht eine neue freundschaftliche Gesinnung für den entschlafenen Künstler, für seine Werke aber ein fortdauerndes, lebendiges Interesse erweckt haben, so würden wir uns mit einer besonderen Genugthuung jenen vorgenannten Portraitisten anschließen. —

* 148. Marie Henriette König,

Musiklehrerin zu Dresden;

geb. den 8. Jan. 1831, gest. den 16. Aug. 1850.

Wenn ein Leben erlischt, das nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur seine Zwecke erreicht hat, so trauert man zwar wegen der Störung des gewohnten Daseyns und beklagt den Weggang als einen Verlust, blickt aber auch beruhigt auf den frühern Träger eines solchen Lebens mit der Ueberzeugung, er habe sein Tagewerk vollendet; wenn aber ein Leben noch als Blüthe im Lenze des Daseyns dahinwelkt, geschmückt mit Allem, was zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, dann trauert man nicht bloß um den Verlust eines Individuum, sondern ganz vornehmlich auch um die schönen Hoffnungen und Erwartungen, die mit ihm zugleich in's Grab sanken. Ein solch schwerer

Verluſt traf nicht bloß die Mutter wie die große Zahl Verwandter, Freunde und Kunſtgenoſſen, durch den Tod der Verewigten, ſondern auch die Kunſt ſelbſt. Die Verewigte war die jüngſte nachgelaſſene Tochter des Gerichtsdirektors, Advokat König, zu Löbau geboren. Schon in den früheſten Lebensjahren lauſchte ſie ſtill und mit beſonderer Theilnahme dem Geſange und Spiele ihrer Mutter, welche darin, wie auch in Bethätigung an öffentlichen Konzerten ihre ſchönſten Freuden fand. Von einem ächt kindlichen und im höchſten Grade anſpruchsloſen Sinne beſeelt, fand Marie wenig Geſchmack und Vergnügen an den gewöhnlichen Spielen und Beſchäftigungen der Mädchen, als vielmehr an ſelbſtgeſuchten, meiſt einen ernſten Charakter tragenden Unterhaltungen im väterlichen Garten mit ihrer um ein Jahr älteren Schweſter. Folgſam und beſcheiden wie im Hauſe, ſo auch in der Schule, gewann ſie ſich die Liebe ihrer Lehrer im reichſten Maaße, gab ihnen aber auch die größte Ehrerbietung und Ergebenheit zum Lohne. Reger Sinn für Muſik, den ihre Aeltern ſchon längſt erkannt hatten, wurde dieſen dringende Aufforderung, ihre Tochter dafür ausbilden zu laſſen und ſie übergaben ſie daher dem Unterricht eines erprobten Lehrers, des Kantor Kloſe, welcher, die ausgezeichneten Fähigkeiten ſeiner kleinen Schülerin erkennend, ſich bald überzeugte, daß hier der Unterricht nicht bloß von ſeiner techniſchen Seite aufgefaßt, ſondern vornehmlich ſo ertheilt werden müſſe, daß auch auf das Geiſtige der Muſik das junge Gemüth hingeleitet werde. Schon im eilften Jahre erfreute ſie ihren Lehrer an ſeinem Geburtstage mit einem von ihr gedichteten und in Muſik geſetzten Liede, welches ihr Talent zum Selbſtſchaffen auf unzweideutige Weiſe bekundete. Bald hierauf komponirte ſie ein Matroſenlied, durch welche beide Kompoſitionen ihr Lehrer veranlaßt wurde, ſie mit den einfachſten Regeln der Harmonielehre wie des vierſtimmigen Satzes bekannt zu machen. Sie war nunmehr im Klavierſpielen ſoweit gekommen, daß ſie in einem ſogenannten Chriſtbeſcheerungskonzert, welches Kantor Kloſe alljährlich zum Beſten armer Schulkinder gab, in dem „Premier Potpourri concertant pour 2 Pianofortes à 6 mains, composé par Charles Czerny“ die erſte Parthie mit einer Ruhe und Sicherheit ſpielte, welche die Anweſenden um ſo mehr erfreute, als ihre kleine Figur eher Unruhe und Befangenheit erwarten ließ. Wie wohl ſie keine vorzügliche Stimme hatte, ſo nahm ſie doch auch am Geſange, namentlich bei Kirchenmuſiken,

emsig Theil, der sie nur aber insoweit interessirte, als er zum Ganzen gehörte. Hierbei war es ihr aber ganz gleich, ob sie die erste oder zweite Stimme sang, wenn nur die Mitwirkung gestattet war. Bei den Musikproben war ihre Aufmerksamkeit, sobald sie nicht beschäftigt war, ausschließlich auf die Instrumente und besonders auf die Violine gerichtet, was von ihrem Musiklehrer nicht unbeachtet blieb, und als dieser erfuhr, daß sie zu Hause bisweilen einen Zwirnfaden an dem Fensterwirbel befestige und darauf mit einem Hölzchen ein tonähnliches Geräusch hervorzubringen suche, so kam er mit Freuden ihrem Wunsch entgegen, die Violine spielen zu lernen und wurde durch den Fleiß und die Liebe, den auch hier seine Schülerin zur Musik zeigte und durch die günstigsten Resultate reichlich belohnt. Noch steht unsere liebe Marie dem Referenten lebhaft vor der Seele, wenn sie aus ihrer nur wenige Schritte von dem Hause des Lehrers entfernten Wohnung mit der, sorgfältig unter dem Schürzchen verborgenen Violine eilte und nun angelangt sich anstellte, die ersten Bogenstriche zu machen, wobei ihr jugendliches Gesicht voll Ernst und Eifer strahlte und sie es nicht achtete, wenn auch der Halskragen bei'm Spielen in Unordnung gerieth. Das Jahr 1842 führte ein Ereigniß für sie herbei, welches ihr gutes, kindliches Herz auf's Schmerzlichste erschütterte, indem der Tod ihr den besten, liebevollen Vater und den alleinigen Ernährer der Familie raubte. Aber auch dieß und daß eine Zeit schmerzlicher Entbehrungen dem Verluste folgte, konnte den Flug ihres strebsamen Geistes nicht hemmen; im Gegentheil fühlte sie sich dadurch angefeuert, mit erhöhter Thätigkeit ihre weitere Ausbildung zu erstreben, um einst fähig zu seyn, die Stütze ihrer von so vielen Sorgen darniedergebeugten Mutter zu werden. Ihr bisheriger Lehrer hielt es nicht nur für seine Pflicht, sondern es war ihm Freude, den Unterricht fortzusetzen, und wie rastlos Marie sich zu vervollkommnen gestrebt, bezeugt der ungetheilte Beifall, den sie durch Vortrag des Gesellschaftkonzertes von Moscheles mit Orchesterbegleitung bei einem Konzerte im Anfange des Jahres 1843, kaum in das 12. Jahr eingetreten, errang. Trotzdem machte sie auch in der Schule so erfreuliche Fortschritte, daß sie in jeder Klasse Prämien erhielt. Merkwürdig ist hier eine Vorahnung ihres Todes wohl mit aufzuzeichnen. In eine jener Prämien hatte sie geschrieben: „dies Buch ist mir das Liebste was ich habe und wenn ich einst gestorben bin, soll es Christiane Maiwald bekommen. Marie König, geb.

den 8. Januar 1831, gestorben den ..... A. 185.". Um sich zur Lehrerin auszubilden, kam Marie K. 1844 zu einer Tante, der verwittweten Bürgermeister Fellmer, nach Dresden. Die Jahre 1844 bis 1847 verlebte sie unter der umsichtigen Leitung des Musiklehrers Spindler, der sie dann mit dem günstigsten Urtheile aus seinem Unterricht entließ. Neben der Ausbildung in der Musik unterließ sie nie diejenige in den Wissenschaften, und erlangte auch in den Sprachen, namentlich in der französischen, eine ziemliche Geläufigkeit und in der englischen wenigstens eine solche Fertigkeit, um sich bei'm Stundengeben verständlich machen zu können. Ihr Anfang in Dresden war ein sehr mühevoller und schwerer; jedoch öffneten sich nach und nach die Herzen und Häuser mehrer Familien und suchten ihren Lebensweg zu ebnen. Mit vorzüglichem Danke erkannte sie stets die liebevolle Aufnahme in der Familie des Direkt. Krause, welcher sie nicht nur mit Rath und That unterstützte, sondern sie auch als Musiklehrerin so empfahl, daß ihre Existenz eine freundliche wurde. Nach dem vielfachen Wunsche ihrer Freunde und Bekannten gab sie im Herbste 1845 in Löbau ihr erstes öffentliches Konzert, bei welchem sie durch den erlangten Beifall so ermuthigt wurde, einige Zeit darauf in Riesa ein zweites dem ersten folgen zu lassen. Dieses wurde durch die bei demselben erlangte nähere Bekanntschaft des Musikdirektor Otto von Bedeutung für ihr künftiges Wirken dadurch, daß dieser ihr anbot, ihr Unterricht im Generalbaß zu ertheilen. Schon in demselben Jahre bezeugte eine im Druck erscheinende Komposition, eine Melancolie für Pianoforte, den innern Drang, selbst zu schaffen und den Eifer, womit sie den erlangten Unterricht benutzte. Ermuthigt durch das Gelingen dieses ersten Versuchs ließ sie nach und nach folgende Kompositionen herausgeben: op. 2. Rapsodie pour le Piano. — op. 3. „Ich hab' im Traum geweinet". Lied von Heine. — op. 4. Zwei Lieder. Nr. 1: „Ich habe den Frühling gesehen." Nr. 2: „Heller ward mein inn'res Leben." — op. 5. Frühlingsblüthen, 6 Lieder: 1) Vögleins Tod. 2) Ghasel. 3) Abschiedsgedicht. 4) „Wo ein treues Herze in Liebe vergeht." 5) Frühlingslied. 6) Lied. — op. 6. Lieder von Opernmelodieen leicht arrangirt zu 4 Händen. — Für das Pianoforte: op. 7. Marsch. op. 8. Abschiedsgruß. op. 9. Ungarischer Marsch. — op. 10. Herbstviolen. 5 Lieder. 1) „O, hast Du nicht einmal ein Lied gesungen." 2) „So bist du nun auch zerronnen." 3) „Du bist

wie eine Blume." 4) „Der Mond kommt still gegangen." 5) „In der tiefsten Grabesstille." — Die meisten dieser Lieder hat sie selbst gedichtet. Dieselben sind, wie die meisten ihrer Kompositionen, von denen noch im Manuskript viel Bemerkenswerthes vorliegt, meistens ernsten Inhaltes, Vorahnungen einer frühen Vollendung. Ueber jedem ihrer Manuskripte steht als Motto: „Mit Gott!" Durch das Lesen von Partituren und die Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Instrumente war sie in den Stand gesetzt, auch für Instrumentalmusik zu schreiben, was sie durch Komposition ihrer von allen Orchestern Dresden's mit Beifall aufgeführten Märsche bewiesen hat. Die frohen Tage, welche sie im Hause ihres hochverehrten Lehrers der Kunst und der Familie lebte, erfuhren durch den Tod des als Dichter allgemein geschätzten und geliebten Sohnes des Musikdirektors Otto eine schmerzliche Unterbrechung und sehr glücklich machte sie die Erfüllung ihres innigsten Wunsches, die von dem Dahingeschiedenen gedichtete Oper „der Werber" zur Komposition zu erhalten. Mit dem größten Eifer, womit sie Alles erfaßte, widmete sie alle freien Stunden dieser Lieblingsarbeit, der oft selbst die Nacht kein Ziel setzen konnte. Leider! war diese Anspannung aller ihrer Kräfte für sie zu groß, denn sie unterlag dieser Arbeit, nachdem sie erst die Motive und einige Sätze instrumentirt ausgeführt niedergeschrieben hatte. Ihr starker Geist besiegte die ersten Andeutungen einer Unterleibsentzündung, die auch keine Gefahr zu bieten und bald beseitigt zu seyn schien; jedoch der sich einstellende fieberhafte Zustand führte einen Nervenschlag herbei, welcher ihr schönes hoffnungsvolles Leben nach 6tägigem Krankenlager zerstörte. Schon unwohl, war sie noch bemüht, die Reinschrift von dem letzten Lied „Und wenn ich einst gestorben bin" zu fertigen, was ihr aber nicht mehr gelang und einer andern Hand überlassen bleiben mußte. Ein hoffnungsreiches Leben erlosch mit ihr! Die Erkenntniß und Ueberzeugung davon sprach sich auch in der allgemeinen Theilnahme während ihrer Krankheit und bei ihrem Begräbnisse aus, welches am 18. August in früher Morgenstunde erfolgte. Musik und Gesang, wofür sie gelebt, begleiteten den mit Blumen überschütteten Sarg bei seinem Eintritt im Friedhof bis in's kühle Grab. Sie war geliebt wie Wenige. Ein Schmerzensruf erscholl bei der Kunde von ihrem Hinscheiden aus dem Munde Aller, welche die Entschlafene gekannt, und unvergessen bleibt ihr Andenken in dem Herzen der Ihrigen wie derer,

welche ihr nahe gestanden. Dieß zeigte auch die am 22. d. M. vom Musikdirektor Kunze im großen Garten veranstaltete Todtenfeier, wie nicht minder die im März 1851 durch Konzert und Deklamation im Saale der Harmonie ausgeführte Erinnerungsfeier. Wohl selten treffen wir im Leben bei Mädchen einen so vesten, entschiedenen, fast männlichen Charakter mit tiefem weiblichen Gefühl gepaart wie bei der Verewigten. Ein bescheidenes, anspruchsloses Auftreten machte sie beliebt in allen Kreisen, treue Anhänglichkeit zu einer geschätzten, geliebten Freundin, rasche Entschlossenheit zu einer werthen Rathgeberin. Schließend erlaubt sich Referent noch auf die treue Lithographie, erschienen bei Adolph Brauer in Dresden, hinzuweisen, welche nicht allein das Abbild von Marien's freundlich-ernstem Gesicht mit den großen blauen Augen, sondern auch zum Theil das ihrer ganzen wohlthuend im Ebenmaaß gewachsenen Person giebt. Den Denkstein — da nach ihrem Wunsche nur Blumen und Grün ihren Hügel decken sollten — hat sie sich gesetzt in dem Herzen Aller, die sie im Leben gekannt.

* 149. Dr. phil. Gustav Robert Schmidt,

Lehrer am Gymnasium zu Torgau;

geb. den 18. Dec. 1816, gest. den 18. Aug. 1850.

Geboren in Zeitz, wo sein Vater Schmiedemeister ist, (und zwar zu zeitig geboren, daher wohl vollständig ausgebildet, aber schwächlich und so gebaut, daß die Extremitäten nicht in dem rechten Verhältnisse zu den übrigen Gliedern des Leibes standen), hat Sch. seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, das er Ostern 1837 verließ, erhalten und auf der Universität zu Halle Philologie studirt. Nachdem er dort vor der wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission seine Lehrer-Prüfung am 17. Dec. 1842 bestanden hatte, war er als Kandidat und aushelfender Lehrer an den Gymnasien zu Zeitz und zu Salzwedel beschäftigt und wurde Ostern 1847, als an dem Gymnasium zu Torgau eine neue Klasse gebildet wurde, an derselben, Untertertia, provisorisch und durch die Ministerialverfügung vom 30. Jan. 1850 als ordentlicher Lehrer angestellt. Tüchtig vorgebildet, wie eine von ihm verfaßte Abhandlung in dem torgauer Programm vom J. 1849: De epitheti in periphrasi substantivorum traiectione beweiset, und um seine Fortbildung

eifrig bemüht, hat er in ſeinem Amte ſich viel Verdienſt und viele Liebe erworben. Lehrgeſchicklichkeit, Hingabe an den Beruf, Treue zeichneten ihn aus. Nachdem er ſeit einem halben Jahre mit einer Landsmännin, Selma geb. Syring aus Zeitz, glücklich verheirathet geweſen, war er eins der erſten Opfer, welche die Cholcraepidemie bei ihrem Ausbruche und ungewöhnlich ſtarkem Auftreten in Torgau forderte.

Torgau. Prof. Dr. Sauppe,
Direktor des Gymnaſium.

150. Dr. Nikolaus Wolfgang Fiſcher,

ordentl. Profeſſor der Chemie und Direktor des chem. Laboratorium zu Breslau;

geb. den 15. Jan. 1782, geſt. den 19. Aug. 1850*).

Geboren zu Groß-Meſeritz in Mähren, kam F., nachdem er Anfangs in Wien, dann in Prag einige Zeit gelebt hatte, im J. 1800 nach Breslau, wo er bis 1802 das Eliſabethanum beſuchte. Im J. 1803 bei dem Coll. med. et sanit. daſelbſt als Studioſus der Medicin immatrikulirt, ging er 1804 nach Berlin und hörte daſelbſt neben den medic. Vorleſungen beſonders phyſikal. und chemiſche Vorträge. Nach ſeiner Promotion in Erfurt (den 10. Okt. 1806) ließ er ſich 1807 als prakt. Arzt in Breslau nieder und hielt daſelbſt 1808 Vorleſungen über Chemie, wozu ihm das Coll. med. et sanit. nach einer Probevorleſung die Erlaubniß ertheilt hatte. Im J. 1810 wurde er zum außerordentlichen und 1811 zum ordentlichen Mitgliede der wiſſenſchaftl. Deputation ernannt und in demſelben Jahre von dem Reg. Rath Bredow aufgefordert, ſich als Docent bei der neu organiſirten Univerſität zu habilitiren. F. erwarb ſich die Erlaubniß dazu durch die Herausgabe einer Diſſertation: De modis arsenici detegendi, im Mai 1812, worauf er im Januar 1813 zum außerordentl. und 1814 zum ordentl. Profeſſor und Direktor des chemiſchen Inſtituts ernannt worden iſt. Von der ſchleſ. Geſellſchaft zur Beförderung der Induſtrie wurde er 1807 und von der naturwiſſenſchaftl. Geſellſchaft zu Marburg 1817 zum ordentl. Mitgliede, ſowie von der pharmaceut. Geſellſchaft zu Petersburg 1819 zum Ehrenmitgliede erwählt. — Schriften: Medicaminum mercurialium praecip. classificatio.

*) Nowack: Schleſ. Schriftſt.-Lexikon. Bresl. 1840. Heft 4. S. 18 ff.

Adjectis nonnulis de eorum praeparatione chem.-pharmac. annotationibus. Comm. quam — scr. N. Wolfg F. Erford., 1806. — De modis arsenici detegendi. Diss. acad. Vratisl. 1812. — Ueber die Wirkung des Lichts auf das Hornſilber. Nürnberg 1814. — Ueber die chem. Reagentien. (Auch u. d. T.: Verſuche zur Berichtigung und Erweiterung der Chemie). Breslau 1816. — Chemiſche Unterſuchung der Heilquellen zu Salzbrunn in Schleſien, angeſtellt in den J. 1814 u. 1815. Ebdſ. 1821. — Ueber die Natur der Metallreduktion auf naſſem Wege. Veranlaßt durch die Unterſuchung des Dr. Wetzlar über dieſen Gegenſtand. Ebdſ. 1828. — Das Verhältniß der chem. Verwandtſchaft zur galvan. Elektricität in Verſuchen dargeſtellt. Berlin 1830. — Syſtemat. Lehrbegriff der Chemie in Tabellen dargeſtellt. Ebdſ. 1838. — Abhandlungen u. Aufſätze in Journalen ꝛc.: Kritik der von dem Prof. Grindel im Januarſt. dieſ. Journ. bekannt gemachten Entdeckung der künſtl. Bluterzeugung; nebſt fernern Verſuchen über dieſ. Gegenſtand; in Hufeland's Journ. der Heilk. Bd. 33. 1811. 12. Stck. S. 43 f. — Reſultate einer Unterſuch. d. Mineralqu. zu Oberſalzbrunn; daſ. Bd. 48. 1819. 3. St. S. 81 f. — Ueber die Nutzanwendung des Galvan. zu prakt. Zwecken, beſonders in med.-gerichtlicher Hinſicht; daſ. Bd. 70. 1830. S. 106 f. — Ueber die chem. Ausmittelung des Arſeniks in med.-gerichtl. Hinſicht; in Schweigger's Journ. f. Chem. u. Phyſ. Bd. 6. S. 60—100. — Fortſetz. der Kritik über die künſtl. Bluterzeugung; daſ. Bd. 9. 1813. S. 399 f. — Ueber d. Auflöslichkeit des weißen Arſenikoxyds (arſenig. Säure, weißes Arſenik) im Waſſer; daſ. Bd. 12. 1814. S. 155—194. — Darſtell. d. Arſeniks a. d. damit vergift. Körp. ꝛc.; daſ. S. 194. — Ueber d. merkwürd. Verhalten des ſalzſ. Zinns zum Waſſer u. über vermehrte und beſchleunigte Amalgamation durch galvan. Thätigkeit; daſ. S. 222. — Ueber Ausſcheidung des Silbers aus dem Hornſilber durch Zink; daſ. Bd. 20. 1818. S. 48. — Ueber die Wirkung einiger Säuren auf Blei u. Zinn ꝛc.; daſ. S. 51. — Ueber d. Auflösbarkeit des weißen Arſenikoxyds im Waſſer bei gewöhnl. Wärme; daſ. Bd. 39. 1823. S. 364. — Einrichtung eines Aeolipils, um Glas zu ſchmelzen; daſ. S. 372. — Beitr. zur näheren Kenntn. d. Platins, Rhod. u. Irid.; in Schweigger's Jahrb. f. Chemie ꝛc. Bd. 23. 1828. S. 108. — Ueb. neutr. kohlenſ. Alkalien, Prüfung des Chlorwaſſers und Zerſetzung chlorigſ. Kalkerde durch Ammoniak, über die Löslichkeit der Mennige in Eſſigſäure; daſ. S. 123. —

Bemerk. über das chem. Verhalten einiger Silberſalze; daſ. S. 485. — Vermiſchte Bemerk. üb. die dem Goldpurpur ähnl. Verbind., welche oxydul. Zinnſalze mit der Silberauflöſ. bewirken, u. ähnl. Verbindung.; daſ. Bd. 26. 1829. S. 358. — Ueber Chlorſilber in Berührung mit Zink als Mittel, Luftarten zu entwäſſern; daſ. S. 462. — Zur weitern Kenntniß d. Weinſäure u. ihres Kali-Natronſalzes; in Kaſtner's Archiv f. d. geſ. Naturlehre; Bd. 3. 1824. S. 405. — Zur chem. Wirkung des Lichts; daſ. Bd. 9. S. 345. — Eigenthümliches Verhalten des Schwefelantimons; daſ. S. 352. — Zur Geſchichte des Silbers; daſ. S. 354 ff. — Zur Geſch. des Arſeniks; daſ. Bd. 11. S. 224. — Zur Geſch. des Platins; daſ. Bd. 14. S. 145. — Zur nähern Kenntniß der Chromſalze; daſ. S. 164. — Erläuternde Bemerk. über den knoblauchartigen Geruch des Arſeniks; daſ. Bd. 16. S. 208. — Nachträgl. Bemerk. über den Chromalaun; daſ. S. 212. — Ueber Metallſuperoxyde; daſ. S. 214. — Ueber d. gegenwärtige Tendenz der Chemiker; daſ. S. 242. — Ueber die Wiederherſtell. der Metalle durch Stickſtoff; daſ. Bd. 18. S. 105. Nachtrag; daſ. S. 457. — Ueber die Bereitung der Molken als Heilmittel; in den ſchleſ. Prov.-Blätt. Bd. 66 (Nov. 1817). S. 412—27. — Krit. Unterſuchung einiger Erſcheinungen, welche als Wirkung der galvan. Aktion erklärt worden ſind, im Allgemeinen und über Metallreduktion auf naſſem Wege insbeſondere; in den Abhandl. der Akad. der Wiſſ. zu Berlin, phyſik. Kl., 1814—15. Berl. 1818. S. 241 f. — Ueber das ſicherſte u. leicht. Verfahren, das Silber aus ſ. Verbind. mit Salzſäure (Hornſilber) ꝛc. reguliniſch darzuſtellen; in Gilbert's Annal. d. Phyſ. und Chem. Bd. 42. 1812. S. 90 u. 230. — Merkwürd. Vorkommen der Euchlorine; daſ. S. 232. — Ueber Davy's Anſicht von der gemeinen und der oxygenirten Salzſäure; daſ. Bd. 43. S. 305. — Das Hornſilber, ein empfindl. Reagens auf Salpeterſäure; daſ. Bd. 46. 1814. S. 438 f. — Ueber die Wiederherſtellung eines Metalls durch ein anderes, und über die Eigenſchaft der thieriſchen Blaſe, Flüſſigkeiten durch ſich hindurch zu laſſen und ſie in einigen Fällen anzuheben; daſ. Bd. 72. S. 289—307. — Unterſchied zwiſchen chem. u. galvan. Erſcheinungen; daſ. S. 289. — Ueber Metall-Reduktionen durch andere Metalle auf naſſem Wege; in Poggendorf's Annal. d. Phyſ. u. Chem., Bd. 4. 1825. S. 291 f., Bd. 6. S. 43 f., Bd. 8. S. 488 f., Bd. 9. S. 255 f., Bd. 10. S. 603 f. — Wiederherſtellung des Selens aus d. ſelenichten Säure;

daſ. S. 152. — Ueber das Verhalten der Riſſe in Gläſern zu den darin enthalt. Flüſſigkeiten; daſ. 481 f. — Ueber d. Capillarität der Blaſe; daſ. Bd. 11. 1827. S. 126 f. — Löslichkeit des Tellurs in concentr. Schwefelſäure; daſ. Bd. 12. S. 153, Bd. 15. S. 77. — Zur Geſch. des Tellurs; daſ. Bd. 13. S. 257. — Ueber Rhodium u. Osmium-Iridium; daſ. Bd. 18. S. 256. — Zur Wärmelehre, in Hinſicht auf das Leitungsvermögen des Platins; daſ. Bd. 19. S. 507. — Leidenfroſt's Verſuch; daſ. S. 514. — Stickſtofforydſalze; daſ. Bd. 21. S. 160. — Arſenikgehalt des Stollenwaſſ. zu Reichenſtein in Schleſ.; daſ. Bd. 26. S. 554 f. — Endlich mehere Abhandl. u. Aufſätze in dem Bülletin und den Verhandl. der ſchleſ. Geſ. für vaterl. Kult. u. Rec. in Casper's krit. Repert. Bd. 26 (1830).

151. Dr. phil. Friedrich Ludwig Jeschar,

Lehrer der Religion und deutſchen Sprache an der Realſchule zu Leipzig; geb. den 11. Mai 1804, geſt. den 20. Aug. 1850 *).

J. war zu Grimma geboren. In dem Hauſe ſeiner Aeltern, die dem Handwerksſtande angehörten, wohnte noch der ſchlichte chriſtliche Sinn der Bürgerfamilien aus früherer Zeit und die fromme Sitte der Familie, ſich zum täglichen Gebet, zum Leſen der heiligen Schrift zu vereinigen; das ganze ſtille Leben, was ihn daheim umgab, machte einen tiefen, bleibenden Eindruck auf das Gemüth des Kindes. Von ſeinem fünften Jahre an beſuchte er die Bürgerſchule ſeiner Vaterſtadt, in welcher er ſchnell von Klaſſe zu Klaſſe aufrückte. Der Rektor, Magiſter Neubert, bemerkte den Eifer und die Fortſchritte des Knaben und nahm ſich ſeiner mit beſonderer Liebe an, indem er ihn außer den Schulſtunden im Griechiſchen und Lateiniſchen unterrichtete. Oft und mit der innigſten Pietät gedachte J. dieſes gewiſſenhaften und liebevollen Mannes, der ihn aus freiem Wohlwollen zu ſich herangezogen und ſeinen Sinn zuerſt auf einen wiſſenſchaftlichen Beruf hingelenkt hatte. Auch der Profeſſor Gräſſe, damals Tertius an der k. Landesſchule, unterſtützte bei den Aeltern den Wunſch des Knaben, zu ſtudiren, und ſie verſagten dem einzigen Kinde ihre Einwilligung dazu nicht; gern nahmen ſie vielmehr die Opfer auf ſich, die dieſer Entſchluß,

*) Mittheilungen der Bürgerſchulen zu Leipzig an das Aelternhaus ihrer Zöglinge. 9. Jahrg. Nr. 3.

bei ihren beschränkten Vermögensumständen, von ihnen forderte. So kam J. in seinem vierzehnten Jahre auf die Landesschule zu Grimma. Von der gründlichen, kräftigen Einseitigkeit der klassischen Studien empfing er den wirksamsten Antrieb zu wahrer Wissenschaftlichkeit und zugleich erwachte und erhob sich an den Dichterwerken der Alten der gemüthvolle poetische Zug, der ihm sein ganzes Leben hindurch eigen blieb. Wie so Manchen auf diesen Schulen aber mag auch ihn die begeisterte Liebe für das Alterthum zu den deutschen Klassikern hinübergeführt haben! — Durch das strenge Gebot der Schule von aller deutschen Lektüre eine Zeit lang fern gehalten und allein an den Griechen und Römern genährt, ergriffen die Schüler, wenn sie endlich zu den deutschen Dichtern gelangten, mit um so lebhafterem Eifer das lang Versagte; und da in ihnen der Sinn für ächte Poesie an jenen ewigen Mustern gebildet war, wußten sie das Große und Herrliche an den vaterländischen Schriftstellern gleich von vorn herein zu würdigen und trugen ihre Begeisterung für die antike Poesie auf die verwandten Genien in der deutschen Literatur über. Mit aufrichtiger Dankbarkeit hing J. an der Anstalt, der er die Grundlage seiner wissenschaftlichen Bildung verdankte, und freute sich im voraus der bevorstehenden dreihundertjährigen Jubelfeier derselben, welche er im Kreise früherer Schulgenossen mit zu begehen gedachte. Diese Freude sollte ihm leider! nicht zu Theil werden! In seinem zwanzigsten Jahre bezog er, durch Stipendien, namentlich aus seiner Vaterstadt, unterstützt, die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, wozu ihn seine innerste Neigung, gewiß übereinstimmend mit dem Wunsche seiner Aeltern, hinzog. Er trat bei vorgerückterem akademischen Alter in die damals unter Illgens*) Leitung stehende historisch-theologische Gesellschaft und schrieb als Mitglied derselben die Abhandlungen „de Adoniis“, „de Druidis“ u. a. m. Nachdem er seine akademischen Studien vollendet, eröffnete sich ihm bald ein erwünschter pädagogischer Wirkungskreis, indem er in eine angesehene Kaufmannsfamilie zu Oederan als Erzieher ihres jüngsten Sohnes eintrat. Die Achtung und Liebe der Aeltern und die treue Anhänglichkeit seines Zöglings gaben Zeugniß von der Redlichkeit und dem Erfolge seiner Bemühungen; und auch, als der Knabe nach einigen Jahren das älterliche Haus verließ, um in die kauf-

*) Dessen Biogr. siehe im 22. Jahrg. des N. Nekr. S. 809.

männiſche Erziehungsanſtalt des Dr. Serrius, im Lößnitzgrunde bei Dresden, einzutreten; behielt ihn J., nach des Vaters Wunſche, unter ſeiner beſonderen Obhut und ward ſelbſt Lehrer an der genannten Anſtalt. Hier übte und bewährte er ſeine Fähigkeit als Erzieher in einem größeren Kreiſe und fand für die Anſtrengungen und die manchfaltigen Verdrießlichkeiten ſeines Amtes eine reiche Entſchädigung in der Liebe der Schüler, welche ſein Wirken bald als den Mittelpunkt ihres dortigen Lebens fühlen und betrachten lernten. Der Vorſteher der Anſtalt, der dieß erkennen mochte, bot ihm die Mitdirektion an, und J. war bereit, darauf einzugehen. Um ſo mehr bewog ihn die Nichterfüllung der Zuſage, das Inſtitut zu verlaſſen, welches ſich ein Jahr darnach von ſelbſt auflöſte. Von hier wandte ſich J. nach Leipzig, in der Hoffnung, hier eine Stellung als Lehrer an einer der öffentlichen Schulen zu finden. Um aber ſofort wieder als Lehrer wirken zu können, gründete er zu Eutritzſch, wo er ſeit ſeiner Verheirathung anſäſſig war, eine für eine kleinere Anzahl von Knaben berechnete Erziehungsanſtalt. Durch ſeine lateiniſche Abhandlung „über den nachtheiligen Einfluß, welchen die Meinungen von der Verderbtheit der menſchlichen Natur auf die Erziehung übt", erwarb er ſich im November 1834 die philoſophiſche Doktorwürde. Als nun nach einigen Jahren die Stelle eines Religionslehrers an der Realſchule durch Riebold's Berufung an das Seminar zu Grimma erledigt worden war, ſo wurde J. durch Beſchluß des Rathes zu dieſem Amte erwählt, und auf dieſe Weiſe hatte er die Freude, das Werk eines ſeiner vertrauteſten Freunde zu übernehmen und fortzuführen. Beinahe zwölf Jahre lang hat er in dieſem Berufskreiſe gearbeitet mit dem Segen, welcher der wahren Pflichttreue des Lehrers immer zu Theil wird. Er erfreute ſich dieſe ganze Zeit hindurch einer faſt ungeſtörten Geſundheit, obgleich, außer der Arbeit in ſeinem Amte, auch noch die Wirkſamkeit in einer Privaterziehungsanſtalt und die Sorge für die jungen Leute, die er in ſein Haus aufgenommen, ſeine Kraft, vielleicht nur zu ſehr, in Anſpruch nahm. Da überfiel ihn kurz vor dem Beginn der Sommerferien plötzlich eine ſolche Ermattung des Körpers und Geiſtes, daß er ſeine ganze Thätigkeit ausſetzen mußte. Er ging auf einige Wochen nach Dresden, um ſich dort zu erholen und zu kräftigen, aber vergebens; die frühere Geſundheit und Geiſtesfriſche vermochte er nicht wieder zu gewinnen. Er kehrte nach Leipzig zurück und begab ſich

nach eigenem Wunsch und Dafürhalten, unter die ärztliche Pflege des Medicinalrathes Dr. Günz. Wirklich schien sich seine wankende Lebenskraft hier wieder zu befestigen, und seine Kollegen hofften schon, ihn bald wieder in ihrer Mitte begrüßen zu können; da traf sie, mit schmerzlicher Ueberraschung, die Kunde seines Todes. Er verschied in Folge eines Gehirnschlags sanft und schmerzlos. Am 23. Aug. Morgens 9 Uhr versammelten sich die Lehrer und Schüler der Realschule zu einer Gedächtnißfeier, wobei Direktor Dr. Vogel den Anwesenden den Bildungsgang und die geistige Persönlichkeit des Verklärten vor Augen stellte; Nachmittag um 3 Uhr aber geleiteten das Kollegium und der größte Theil der Schüler der Realschule, sowie auch zahlreiche Freunde aus allen übrigen Lehrerkollegien der Stadt, zugleich als Vertreter des leipziger Lehrervereins, den Dahingeschiedenen auf seinem letzten Wege. Am Grabe rief ihm, im Namen der nächsten Kollegen, Dr. Reichenbach aus tief bewegtem Freundesherzen ein Lebewohl nach. Diakonus Dr. Meißner, der dem Verstorbenen in anderer Weise nahe gestanden, gedachte darauf in würdiger Weise seiner Verdienste als Lehrer und Erzieher und sprach über dem Sarge den Segen der Kirche, für welche der Verewigte mit den besten Kräften seines Geistes an der ihm anvertrauten Jugend gearbeitet hatte. Sein Andenken wird fortleben mit dem Segen, den er gestiftet; er war Lehrer mit ganzer Seele; er liebte die Jugend und hatte ein Herz für sie. All sein Denken und Streben ging in dem Gedanken auf, ganz das zu seyn, was der Erzieherberuf von ihm forderte. Als Religionslehrer wirkte er vor Allem durch die sittliche Haltung seines Wesens, durch den herzlichen Eifer und den heiligen Ernst, wovon jedes seiner Worte und seine ganze Art zu lehren durchdrungen war. Es mag seyn, daß gerade der Religionslehrer nicht immer bei Allen die gleiche Wirkung hervorbringt, und daß daher auch J. in dieser Hinsicht verschieden beurtheilt ward; aber statt aller Beurtheilung genügt es, auf die Thatsache hinzuweisen, daß ihm seine ehemaligen Schüler, oft lange nach der Schulzeit, dankbar versicherten, daß sie in seinen Religionsstunden die tiefsten sittlichen Anregungen erhalten, daß er ihrer Gesinnung für's ganze Leben die Richtung auf den Gehorsam gegen den Willen Gottes gegeben habe, daß er ihnen namentlich in den Konfirmationsstunden ein Führer, ein Freund geworden sey. Als Lehrer der deutschen Sprache, wobei es mehr auf den eigentlichen Unterricht ankam, nützte J. der Schule

besonders durch seine Strenge und Genauigkeit auch im Kleinen; er wußte die Schüler durch seine gleichmäßige Beharrlichkeit in der sprachlichen Technik zu befestigen, auf welcher erst höhere Leistungen mit Sicherheit gegründet werden können. Wer in diesem Unterrichtsgegenstande Schüler von ihm überkam, empfand es mit dankbarer Anerkennung, wie er das Mühsamste und Unerfreulichste an der Aufgabe des deutschen Unterrichts in seiner gewissenhaften Weise bereits gethan und dadurch der weiteren stylistischen Ausbildung wirksam vorgearbeitet hatte. Dabei erkannte und übte er vorzüglich auch im Deutschen den Satz, daß jeder Lehrer, um die Lust am Lernen zu erwecken, selbst ein Lernender seyn müsse. Die Beschäftigung mit den Dichtern deutscher Nation war ihm neben den Alten, denen er immer treu blieb, recht eigentlich Herzenssache und Lieblingsstudium. Daraus erwuchs die Anthologie, die er u. d. T.: „Deutschland, geschildert durch seine Dichter" herausgab. (Leipz. 1848, in zweiter Auflage 1850). Seine durch vieljähriges Sammeln reiche Bibliothek deutscher Dichter war er stets zu vervollständigen bemüht; er umgab sich daheim in seinem Studirzimmer mit den Werken deutscher Musterschriftsteller, wie mit einer edlen, würdigen Gesellschaft, und den Spruch, daß Bücher die besten Freunde seyen, mußten ihm seine Schüler mehr als einmal in einem Aufsatze erläutern. Aus dem Allen ergab sich sein Ansehen und Einfluß, was die Zucht betraf, als eine natürliche Wirkung. Unbedingter Gehorsam und Ehrerbietung verstanden sich, wie jedem rechten Erzieher, so auch ihm gegenüber von selbst. Er, der von seinen Lehrern immer mit inniger Pietät sprach und seinem greisen Vater bis zu dessen letzten Augenblicken eine rührende kindliche Ergebenheit und Fürsorge bewies, er hat auch von seinen Schülern stets die Pietät erfahren, die seine Denkweise und sein Streben verdiente; und wenn, nach Goethe's *) schönem Ausspruche, das Edelste der menschlichen Natur in der Ehrfurcht wurzelt, so fand er Ehrfurcht, weil er sie selbst im Herzen trug, und der ganze Segen seiner Zucht beruhte auf diesem Grunde.

*) Dessen Biogr. siehe im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

* 152. Karl Theodor Gevekoht,

Vertreter der Bürgerschaft und Mitglied der Handelskammer zu Bremen; geb. den 15. Mai 1798, gest. den 21. Aug. 1850.

In Bremen geboren, widmete sich G. der Handlung, ging, nachdem er seine Lehrjahre in dem Handlungshause Friedr. u. Eberh. Delius in Bremen beendigt, im Jahre 1822 als Cargadeur nach Nord-Amerika, wo er mehere Jahre die Geschäfte für jenes und mehere Handlungshäuser besorgte, bis er im J. 1828 mit G. W. Gloystein unter der Firma Gloystein u. Gevekoht in Bremen ein Handlungshaus errichtete. Unter dieser Firma betrieb er bedeutende Geschäfte mit Nordamerika und im Jahre 1836 rüsteten sie das erste Schiff zum Wallfischfange in der Südsee aus und wurden so die Gründer dieses viele Nachfolger findenden und für Bremen Segen bringenden Handlungszweiges. Im J. 1839 zog derselbe sich aus jener Firma zurück und ging in's Privatleben über, in welchem er seine Kräfte den städtischen und vaterländischen Angelegenheiten widmete und dabei außer manchen bremen'schen Angelegenheiten sein Hauptaugenmerk auf die Auswanderung von Deutschland und auf die Dampfschifffahrt richtete. Gegen Ende des Jahres 1845 wurde er vom bremer Senate als Gesandter nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's geschickt, um eine Dampfschifffahrt zwischen diesem Lande und Deutschland einzuleiten. Wenn sich ihm dabei sehr große und bedeutende Schwierigkeiten in den Weg stellten und er namentlich die Konkurrenz von England, Frankreich, Holland und Belgien zu beseitigen hatte, so gelang es ihm dennoch durch eine unermüdliche Thätigkeit, eine solche Dampfschifflinie von New-York nach Bremen zu Stande zu bringen, wobei er eine besondere Ausdauer und einen großen Reichthum an Kenntnissen entwickelte. So ist er denn auch als Gründer der Dampfschifffahrt zwischen Nordamerika und Deutschland zu betrachten. Nach zweijährigen Anstrengungen und Aufopferungen kehrte er mit dem amerikanischen Dampfschiffe Washington nach seiner Vaterstadt zurück, wurde von seinen Mitbürgern auf das Ehrenvollste empfangen und außer vielen anderen Anerkennungen wurde ihm vom Senate ein Dankschreiben zu Theil und eine goldene Ehrenmedaille von Seiten der Stadt Bremen verliehen. Obschon für die Dampfschifffahrts-Linie vier Schiffe bestimmt waren, so mußte es für's Erste doch bei zweien sein Be-

wenden haben, da zu dem Bau der beiden andern die Fonds fehlten. G. wurde deshalb von Seite des bremer Senats an mehere deutsche Höfe gesandt, um deren Regierungen im Vereine mit Bremen zu einer Geldbeihilfe zu bewegen, damit das Unternehmen in seinem ganzen Umfange ausgeführt werden könne. Es gelang ihm auch, die Zusage der meisten derselben an einer solchen Betheiligung mit namhaften Summen zu erlangen, bis die Anfangs 1848 eingetretenen politischen Ereignisse die Angelegenheit hemmten, und so muß es einer günstigeren Zeit überlassen bleiben, die Ausführung des Unternehmens in seinem ursprünglich bestimmten Umfange ausgeführt zu sehen. Bald nach der Rückkehr von dieser Mission, ging er von Seite Bremens zum Vorparlamente nach Frankfurt und später wurde er vom Senate und Bürgerschaft zu Bremen's Vertreter bei der National-Versammlung in Frankfurt a. M. erwählt, in welcher er wiederum eine große Thätigkeit, namentlich in verschiedenen Ausschüssen, als z. B. die Auswanderungs-Angelegenheit und Marine betreffend, bewies; bei welchem Letzteren er den Vorsitz führte. Nach Auflösung der National-Versammlung und nachdem er später noch der Abgeordneten-Versammlung in Gotha beigewohnt hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und ward von einer Kränklichkeit befallen, die ihn denn auch verhinderte, einer Aufforderung, als Bremen's Vertreter bei'm Volkshause im Parlamente zu Erfurt zu fungiren, Folge zu leisten. Diese Kränklichkeit war eine Folge der mehrjährigen, ununterbrochenen geistigen Arbeiten, Anstrengungen und Aufregungen, die denn in eine Gehirnerweichung ausartete und so seinem Leben ein Ende machte und man kann wohl sagen, daß er gleich manchem Anderen ein frühes Opfer seiner rastlosen Thätigkeit und der unglücklichen Zeitverhältnisse geworden ist.

153. Dr. theol. et phil. Heinrich August Mau,

ordentl. Professor der Theologie an der Universität zu Kiel;

geb. den 20. Nov. 1806, gest. den 21. Aug. 1850 *).

Der Verewigte ist geboren zu Hollingstedt, einem Kirchdorfe im südlichen Schleswig an der Treene, in der Propstei Gottorf. Seine Aeltern sind Johann August Mau,

*) Nach dem „Theol. Literaturblatt z. allgem. Kirchenzeitg." 1851. Nr. 1. f., von Professor Thomsen zu Kiel.

damals seit 1804 Prediger zu Hollingstedt und dessen Ehefrau, Marie Louise, geb. Carstens. Unser Mau war das zweite Kind seiner Aeltern und nach dem Ableben eines älteren, im zartesten Kindesalter verstorbenen Bruders das älteste Kind in der Reihe von 12 Geschwistern. Noch in seinem ersten Lebensjahre mußte er mit seinen Aeltern nach Propsteier-Hagen in Holstein ziehen, wo sein Vater 1807 zum Prediger erwählt worden war. In der sogenannten Propstei, einer an der Südostseite des kieler Meerbusens belegenen reizenden Landschaft, wuchs der talentvolle, blühende Knabe seitdem in dem älterlichen Hause unter treuer Obhut heran. Der strenge, würdige Vater, ein christlich-gläubiger, segensreich wirksamer, wissenschaftlich sehr tüchtig gebildeter Mann, auch als Erbauungsschriftsteller namhaft, war befähigt und beflissen, durch seinen eigenen Unterricht seine Söhne bis zu der Reife für die höchsten Klassen eines Gymnasium zu fördern. Die liebreiche, sinnige Mutter wirkte auf's Gedeihlichste mit, ihren Liebling in dem Ernste der Frömmigkeit und in unschuldigem Frohsinn zu erziehen. Im Oktober 1821 ward der Vater unseres um diese Zeit im funfzehnten Lebensjahre befindlichen Mau nach dem vornehmsten Ort der Propstei, dem ansehnlichen Kirchdorf Schönberg, als Hauptprediger daselbst, durch Wahl der schönberg'schen Gemeinde versetzt. Hier ward der selige Mau konfirmirt am Palmsonntag 1822 und brachte hier seine ersten Jünglingsjahre zu. Unter Anleitung seines Vaters bereitete er sich nunmehr durch eifriges Studium der Klassiker, deutsche und lateinische Ausarbeitungen und andere Studien auf den Eintritt in eine Gelehrtenschule vor. Best gegründet in der Ueberzeugung, daß nur in Christo das Heil sey, war Mau schon damals zum Studium der Theologie entschlossen. Um Ostern 1824 ward er in die Prima des Gymnasium zu Lübeck aufgenommen, das unter dem Direktor Göring in schöner Blüthe stand. Mit einem Abgangszeugniß, das ihn als egregie praeparatus bezeichnet und in jedem Betracht auf's Rühmlichste sich über ihn erklärt, ward Mau Ostern 1826 von der Schule zur Universität entlassen. Nach dem Rath des Direktors Göring, der seinen ausgezeichneten Schüler für das philologische Studium zu gewinnen wünschte, bezog Mau zuerst die Universität zu Leipzig, um hier den Unterricht des berühmten Philologen, Gottfried Hermann*), zu genießen.

*) Dessen Biogr. s. im 26. Jahrg. d. N. Nekr. S. 803.

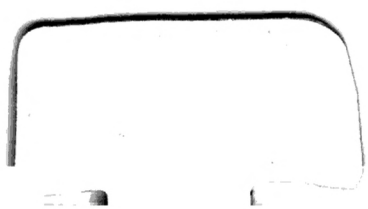
Durch eine lateinische Abhandlung über den Phädon des Platon erwarb er sich nach Verlauf seines ersten akademischen Halbjahrs die Aufnahme in die von Hermann geleitete griechische Gesellschaft. Während seiner anderthalbjährigen Theilnahme an dieser gewann Mau durch seinen Eifer, den Scharfsinn und die Klarheit seiner Ausführungen, seine Liebe zur Wahrheit und die Liebenswürdigkeit seines Wesens die in einem noch vorhandenen Zeugniß warm ausgesprochene Zuneigung seines Lehrers Hermann in hohem Grade. Auch einer lateinischen Gesellschaft unter Leitung des Magister Frotscher, Lehrer an der Nikolaischule zu Leipzig, gehörte Mau mit an. Wie ernstlich Mau sich aber auch mit philologischen und verwandten Studien beschäftigte, so gehörte seine Neigung doch fortgehend vorzugsweise der Theologie. Ostern 1828 verließ Mau das ihm sehr lieb gewordene Leipzig, um auf der Landesuniversität Kiel seine Studien fortzusetzen. Namentlich Twesten's Vorlesung über die Religionsphilosophie diente ihm, wie vielen Anderen, zur entscheidenden Orientirung. In dem von Köster damals geleiteten homiletischen Seminar übte er sich im Predigen und gewann die sogenannte Anschariusprämie, einen Preis für die gelungenste Predigt, in Bezug auf welchen den kieler Studirenden der Theologie jährlich die Konkurrenz eröffnet wird. Es ist dieses ein Zeugniß, wie eifrig und tüchtig Mau auch die ihm nicht vorzugsweise eigenthümliche Predigtgabe ausbildete. Zugleich setzte er übrigens auch seine philologischen Studien als Theilnehmer an den Uebungen des philosophischen Seminars mit ausgezeichnetem Eifer und Erfolge fort. Nach vierjährigen Universitätsstudien übernahm Mau um Ostern 1830 die Stelle eines Hauslehrers bei dem Herrn von Rumohr auf dem adligen Gute Rundhof bei Angeln. Von hier aus stellte er sich Michaelis 1831 zum theologischen Amtsexamen in der Stadt Schleswig. In demselben ward ihm die Auszeichnung zu Theil, daß er den ersten Charakter erhielt oder als „vorzüglich würdig zum Predigtamt" prädicirt ward. Ostern 1832 verließ er das Haus der ihm damals schon sehr befreundeten Familie Rumohr, um sich in Kiel eine seinen Wünschen und Fähigkeiten entsprechende Lebensbahn zu eröffnen. Zunächst trat er an der Gelehrtenschule zu Kiel als Substitut des in seiner Gesundheit angegriffenen Subrektors Asmussen ein, in dessen freundlichem Hause er darauf sieben glückliche Jahre verlebte. Die übrigen Lehrer der Schule und die Schüler rühmen die ausgezeichnete

Lehrgabe, die treffliche Methode und große Treue des kenntnißreichen Mannes, sowie auch seine seltene Geschicklichkeit in der Handhabung der guten Ordnung und der ganzen Leitung und Behandlung der Schüler. Gegen Ostern 1834 promovirte Mau als Doktor der Philosophie und begann gleich nachher theologische, vornemlich exegetische Vorlesungen zu halten, indem eine theologische Promotion damals zu Kiel für theologische Vorlesungen noch nicht so strenge erfordert ward, wie späterhin. Eine größere Anzahl anderer Privatdocenten, zum Theil später Mau's Kollegen in der theologischen Fakultät, traten um dieselbe Zeit an der kieler Universität auf. Indem der Beifall der Studirenden Mau in besonders ausgezeichnetem Maaße zu Theil ward, gewann er rasch die Anerkennung der höheren Behörden. Im Sommer 1836 ward er zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt. Unerachtet des geringen Gehalts, das er als solcher erhielt, folgte er doch den damals an ihn ergehenden lockenden Anträgen bedeutender Anstellungen in dem Amte eines Gymnasiallehrers nicht. Ostern 1839 ward er darauf zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt zugleich mit beträchtlicher Gehaltsvermehrung, sowie ihm ferner die theologische Fakultät zu Kiel bei diesem Anlaß ihr Doktordiplom ertheilte. Nunmehr schloß unser Freund auch sein Ehebündniß mit einer seit 1836 ihm verlobten Tochter des rumohr'schen Hauses zu Rundhof, Louise von Rumohr. Sein Vater hatte die Freude, die Trauhandlung zu verrichten. Darnach waren dem früh Heimgerufenen noch ungefähr zehn schöne Jahre vergönnt, die in gesegneter Berufsthätigkeit und stillem Familienglücke schnell dahingeflossen sind. — Mau war eine durchaus edle Persönlichkeit, ein vester, strenger Mann von großer Willensenergie und Gewissenhaftigkeit, zugleich indeß herzlich wohlwollend, zur Anerkennung jeder wirklichen Tüchtigkeit, sowie zu billiger Nachsicht gerne bereit und treuer Freund seiner Freunde. Scharfsinn und klares, sicheres Urtheil, besonnene Kritik auf dem wissenschaftlichen Gebiete und bedeutende Befähigung für Geschäftsthätigkeit gehörten zu Demjenigen, was ihn besonders auszeichnete. Den wesentlichen Grundsätzen des neutestamentlichen und des evangelisch-protestantischen Christenthums war er unverbrüchlich und von Herzen ergeben, zugleich aber allem bloßen Buchstaben- und Formelwesen entgegen, sowohl demjenigen, welches starr an der kirchlichen Tradition hängt, als auch demjenigen, welches mit spekulativ klingenden

Redensarten spielt. Das Christenthum galt ihm als die Herstellung und Vollendung des wahrhaft Menschlichen vermittelst göttlicher Offenbarung; das Streben nach allseitigem, wissenschaftlichem Verständniß des mit Gemüth und Leben angeeigneten Christenthums war ihm die rechte Theologie. In einer theologischen Konferenz sprach er z. B. einmal den streng und ausschließlich lutherischen Anhängern der augsburg'schen Konfession gegenüber das Wort: „Auch ich hänge der Augustana an, aber man muß das Kriterium über „christlich" und „kirchlich" doch anderswo suchen; es ist mir nicht möglich, Schleiermacher*) für keinen guten Christen zu halten." Als akademischer Lehrer gewann Mau anhaltend den Beifall der Studirenden durch die „gediegene, umsichtige Lehrgabe, welche mehr ausrüstet und befähigt, als anregt, mehr unterrichtet, als begeistert," um mit Worten eines seiner ehemaligen Zuhörer in einer von diesem freundlich dargebotenen Charakteristik zu reden. In seinen Vorlesungen, die vorzugsweise exegetischen und kritischen Inhalts waren, ließ er sich vor Allem angelegen seyn, „mit tüchtigen grammatischen und historischen Waffen das gute, bewährte Alte zu vertheidigen, doch ohne Aengstlichkeit und Kleinlichkeit; unwesentliche Positionen und Auffassungen, wenn sie auch in der kirchlichen Theologie lang hergebracht waren, gab er auf, wenn die mit den Mitteln der neueren Wissenschaft ausgerüstete grammatisch-historische Theologie es forderte." Man fühlte ihm an, daß er vesten Boden unter den Füßen hatte; das gab seinem Vortrage eine gewisse Zuverlässigkeit und charaktervolle, zuversichtliche Stätigkeit, die sich zuweilen in einer schneidenden, stolzen Ironie gegen den kritischen, wildfahrenden Gegner auslassen konnte. Sein Vortrag war mehr docirend, als anregend und belebt; er fesselte durch die gelehrte Genauigkeit und die begrifflich scharfe Zergliederung. Man erklärte in seinen Vorlesungen die sämmtlichen Bücher des neuen Testaments, sowie aus dem alten Testamente die Genesis, die Psalmen, den Jesaias, auserlesene Stellen des Jeremias und der kleinen Propheten, die messianischen Weissagungen; ferner befaßten seine Vorträge die Einleitungen in das alte und das neue Testament, die hebräisch-jüdischen Alterthümer und die Geschichte der Hebräer und der Juden, die biblische Theologie des A. und die des N. Testaments, das Leben Jesu, die Symbolik; einmal las er auch die christliche

*) Dessen Biogr. siehe im 12. Jahrg. d. N. Nekr. S. 125.

Dogmatik, sowie über die Principien der Moral. Nebenvorlesungen geringeren Umfangs beschäftigten sich mit der Einleitung zu einzelnen Hauptbüchern des N. Testaments, mit dem paulinischen Lehrbegriff und dem Apostel Paulus, dem A. Testament im N. Testament, der Geschichte des Dogma vom Abendmahl. In einem von ihm begründeten exegetischen Seminar leitete er die Studirenden mit der ihm eigenen trefflichen Methode an, selbst in der Interpretation der Schrift sich zu versuchen. Die schriftstellerische Thätigkeit des Verewigten hat in der kurzen, ihm beschiedenen Lebenszeit keine große Ausdehnung gewonnen, indem Theils der Fleiß und die Sorgfalt, womit er sich stets auf seine Vorlesungen vorbereitete, ihn in diesem Betracht behinderte, Theils auch die schriftstellerische Arbeit leicht zu nehmen ihm unmöglich war. Seine Hauptschrift führt den Titel: „Vom Tode, dem Solde der Sünden, und der Aufhebung desselben durch die Auferstehung Christi." In zwei Programmen hat Mau ebenfalls einzelne Fragen der biblischen Theologie erörtert. Die „Commentatio de norma judicii extremi, quam proposuit Christus apud Matth. c. 25, v. 31—45," ist dem Propste Harms zu der Jubelfeier der 25jährigen Amtsthätigkeit desselben in der Gemeinde zu Kiel 1841 Namens des theologischen Fakultät gewidmet. Die „Observationes de christologia novi testamenti" wurden zum Geburtstage König Christian VIII. im Auftrag der Universität 1843 verfaßt. Ein kleiner Aufsatz Mau's in den theologischen Mitarbeiten von 1841 endlich: „Das Evangelium Johannis und die Apostelgeschichte," redet der Aechtheit des Johannesevangelium das Wort. Die Tüchtigkeit Mau's fand fortgehend volle Anerkennung. Das praktische Talent, das ihm eigen war, veranlaßte seine Kollegen, ihn zweimal, für die Universitätsjahre 1844—45 und 1849—50, zum Rektor der Universität zu erwählen, welches Amt er, auch unter besonders schwierigen Verhältnissen, in ausgezeichneter Weise verwaltete. Auch sonst ward in den zum Regiment und zur Verwaltung der Universität gehörigen Angelegenheiten sein Geschick, seine Einsicht und Kraft vielfach benutzt. 1842 ward er mit dem Ritterkreuz des Danebrogordens dekorirt. Dem würdigen, verdienten Vater Mau's 1846 am 18. Febr., dem Jubelgedächtnißtage des Todes Luther's, die theol. Doktorwürde übertragen zu können, gereichte der Fakultät, welcher der Sohn angehörte, auch um des Letzteren willen, zur besonderen Freude. Im Frühjahr 1847 erhielt Mau einen sehr ehren-

vollen Ruf nach Königsberg in Preußen als Professor der dortigen theol. Fakultät und ordentl. Rath im Konsistorium der Provinz Preußen. Seine Anhänglichkeit an sein schleswig-holstein'sches Vaterland und eine bedeutende Verbesserung seiner Stellung, bestimmten ihn indeß in Kiel zu bleiben. Mit dem Beginn des J. 1850 endlich trat er nach Aufforderung des Professors Dr. Riedner der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig als ordentliches Mitglied bei. Während der beiden letzten Jahre nahmen den verewigten Mau die Sorge für das schleswig-holstein'sche Vaterland und die politischen und kirchlichen Verhältnisse im Allgemeinen lebhaft in Anspruch. Wie alle Besonnenen und Gemäßigten des Landes, hatte auch er dem Frieden und der Nachgiebigkeit im Verhältniß zu Dänemark das Wort geredet, so lange und so weit es irgend zulässig erschien. Als der Rechtsspruch von Seiten der Dänen aber offen hervortrat und mit revolutionärem Frevel in's Werk gerichtet werden sollte, da war er auch nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß er mit seinem Lande, welches wie ein Mann sich erhob, zu gehen habe. Tief bekümmerte ihn die Störung, welche die Universität und seine eigene Berufsthätigkeit erfuhr, indem zufolge des Eintritts fast sämmtlicher Studirenden in das schleswig-holstein'sche Heer Vorlesungen an der Universität großen Theils nur vor sehr wenigen Zuhörern und mit bedeutenden Unterbrechungen Statt finden konnten. Mehere seiner Brüder, wie seiner Schwäger standen mit im Felde gegen die Dänen, und die Gesundheit eines der ersteren ward durch die Beschwerden des Krieges gänzlich gebrochen. In jüngster Zeit hat der Druck der Dänen im Schleswig'schen namentlich auch ihm nahe Angehörige betroffen. Doch machte ihn das Alles nicht irre oder muthlos. Als Zeugniß dafür dient die nachdrückliche, gründliche Entgegnung auf die Angriffe der „Evangelischen Kirchenzeitung" wider unsere Sache, welche im Juliheft derselben Zeitschrift vom J. 1850 sich findet. Nach dem Tode Mau's ist diese Entgegnung auch besonders abgedruckt worden. An den politischen und kirchlichen Verfassungsfragen nahm er regen Antheil. Geordnete politische Freiheit lag ihm am Herzen; die gute Ordnung, als die allein mögliche Grundlage auch der wahren Freiheit, war ihm indeß immer das Erste; er war strenge konservativ, ein eifriger Anhänger des monarchischen Princips. In diesem Sinne hat er sich in manchen kleineren anonymen Aufsätzen, die in politischen Zeitschriften Schleswig-Holsteins erschienen sind, über

die politiſchen Fragen der Gegenwart ausgeſprochen. Ueber die Kirchenverfaſſung hat er noch in ſeiner letzten größeren Arbeit ausführlicher ſich zu erklären Anlaß gefunden. Dieſelbe iſt nämlich ein, nach Aufforderung einer Anzahl von Geiſtlichen und Kirchenvorſtehern der rheinbayer'ſchen proteſtantiſchen Kirche, die ſich in ähnlicher Weiſe auch an die übrigen proteſtantiſchen theol. Fakultäten Deutſchlands gewendet haben, Namens der hieſigen Fakultät von Mau als Dekan verfaßtes Gutachten über den gegenwärtig in der bayer'ſchen Rheinpfalz zur Annahme vorgeſchlagenen, kirchlich-demokratiſchen Entwurf einer Kirchenverfaſſung, welches ſich durch Milde der Geſinnung, entſchiedene Wahrung des der Kirche Weſentlichen, ſcharfes und umſichtiges Urtheil auszeichnet, ſo daß es Bekanntmachung in weiteren Kreiſen ſehr verdienen dürfte und auch wohl erhalten wird. — Unter allen Störungen und Sorgen der letzten Jahre erfreute ſich Mau indeß vor vielen Andern einer beſonders glücklichen Lage. Eine herzlich geliebte, treffliche Gattin ſtand ihm zur Seite, die Mutter von ſechs blühenden Kindern, vier Knaben und zwei Mädchen; ein ſchöner Verkehr mit ſeinen Aeltern und anderen zahlreichen Verwandten, ſo wie mit lieben Freunden, war ihm vergönnt; die Hochſchätzung ſeiner Kollegen und Aller, die mit ihm in Berührung waren, gehörte ihm. In der Blüthe des Mannesalters, im 44. Lebensjahre und in kräftigſter Geſundheit befindlich, ſchien er noch ein langes, reiches Leben vor ſich zu haben. Da ergriff ihn nach unbedeutendem Unwohlſeyn der vorhergehenden Tage am 21. Aug. d J. früh Morgens die furchtbare Seuche, welche in dem jüngſt verfloſſenen Sommer ſo viele Gegenden verheert hat, als ihr erſtes, beſonders in die Augen fallendes Opfer in unſerer Stadt, und noch vor Mittag war das theure Leben dahin. Die tief gebeugte Wittwe und die verwaiſ'ten Kinder haben an dem Entſchlafenen den treueſten, liebevollſten Gatten und Vater verloren, die Landesuniverſität eines ihrer würdigſten Häupter und Organe, die Wiſſenſchaft einen kenntnißreichen, beſonnenen Forſcher, der ihr ſicher noch reiche Schätze zugeführt hätte, das bürgerliche und kirchliche Gemeinweſen eines ſeiner tüchtigſten Glieder, einen Mann im vollen Sinne des Wortes, einen ächten Chriſten und Theologen, wie wir deren jetzt ſo ſehr bedürfen.